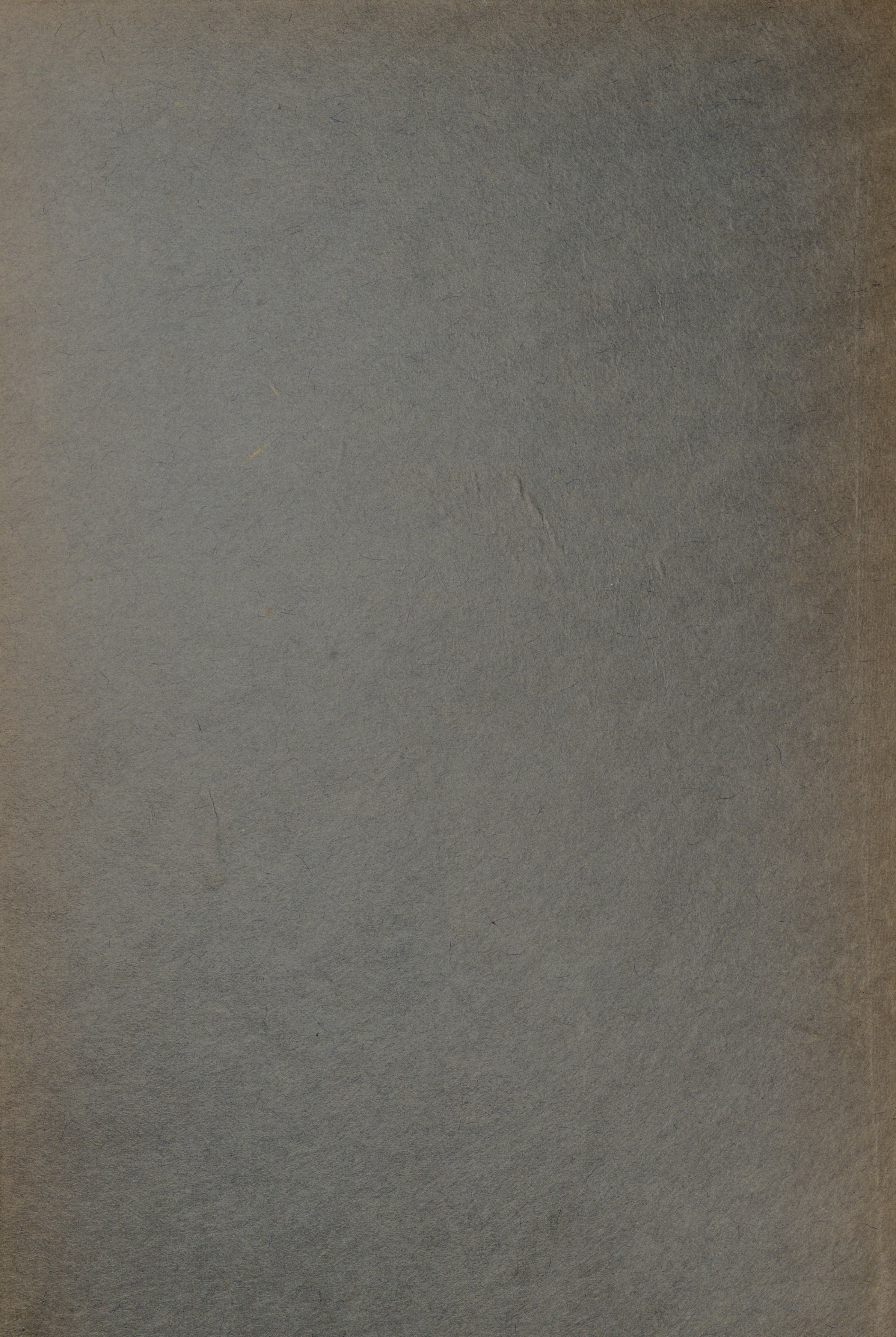
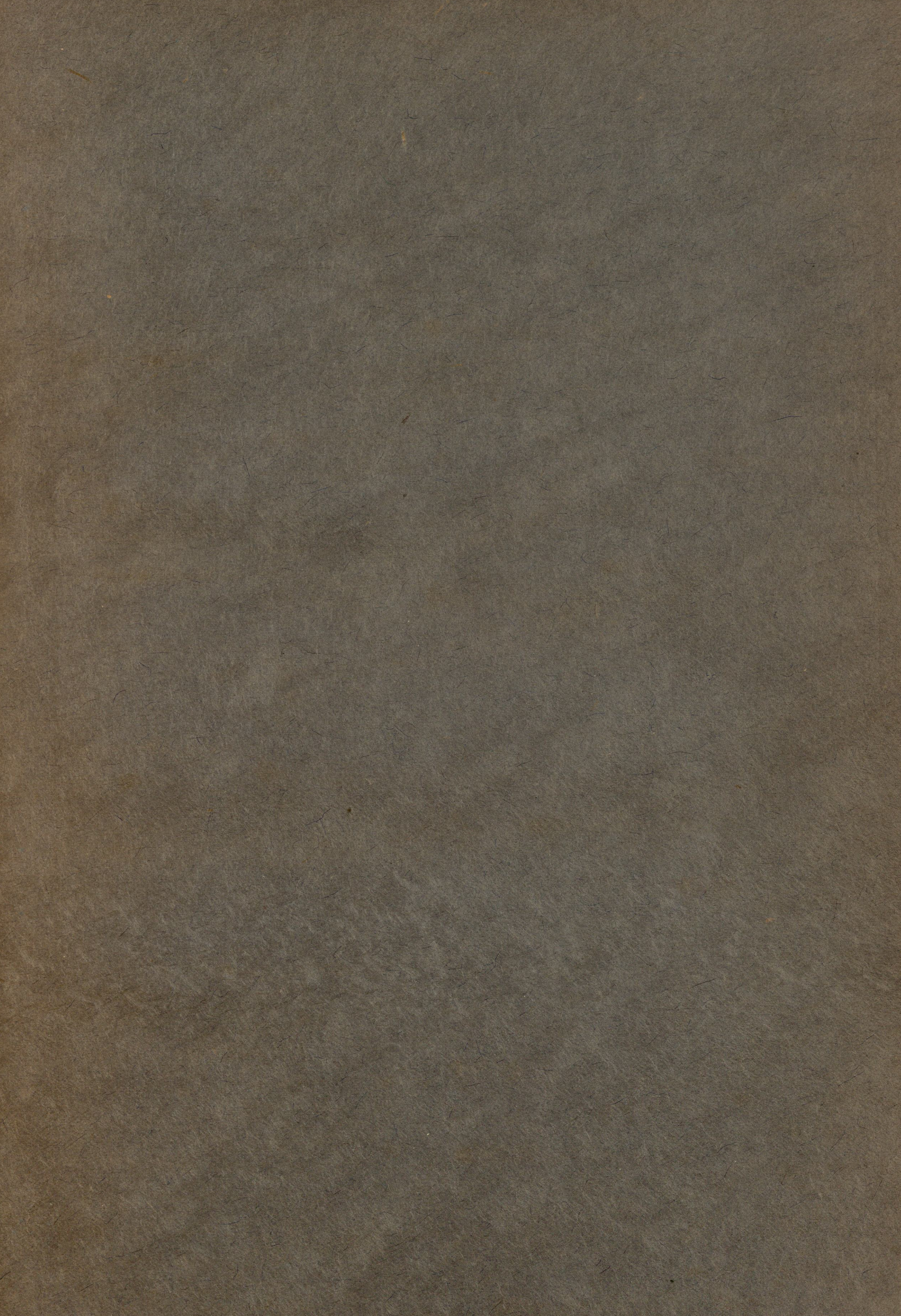
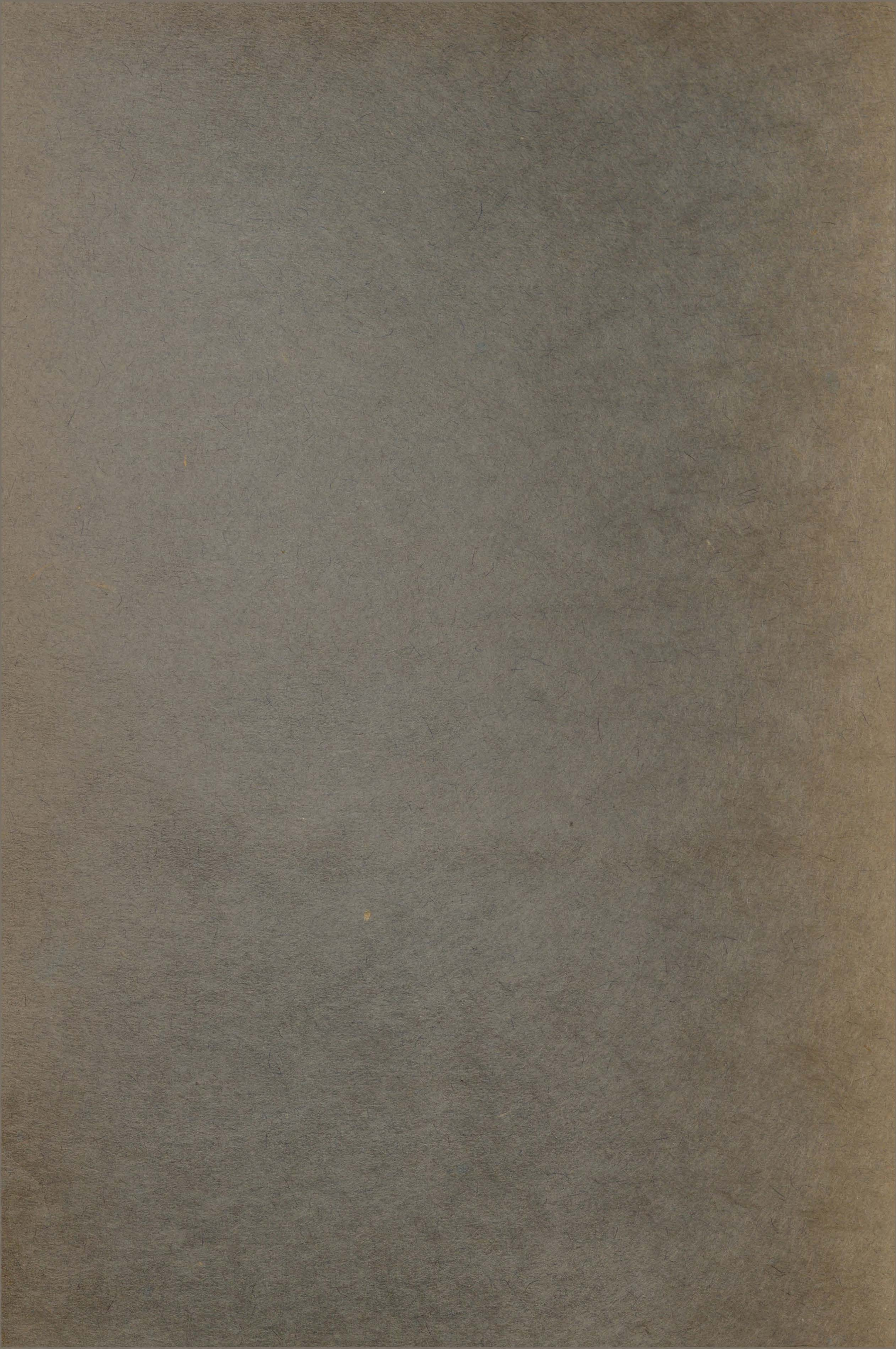
KRAUSS

# ANTHROPOPHYTEIA







# ANTRHOPOPHYTEIA

## Jahrbuch

für

ethnologische, folkloristische und kultur-
geschichtliche Sexualforschungen

unter redaktioneller Mitwirkung und Mitarbeiterschaft von

**Friedrich J. Bieber,** Ethnologen in Wien, Prof. Dr. **Franz Boas,** an der Columbia-Universität in New-York V. S. N., Dr. med. und phil. **Georg Buschan,** Herausgeber des Zentralblattes für Anthropologie in Stettin, Geh. Medizinalrat Prof. Dr. **Albert Eulenburg** in Berlin, Prof. Dr. **Sigmund Freud,** an der k. k. Universität in Wien, Prof. Dr. **Anton Herrmann,** Herausgeber der Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn, in Budapest, **Volodymyr Hnatjuk,** Sekretär der Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften in Lemberg, **H. Ihm,** Kulturhistoriker in Stadthagen, Geh. Medizinalrat Prof. Dr. **Albert Neisser,** an der kgl. Universität in Breslau, Prof. Dr. **Giuseppe Pitrè,** Herausgeber des Archivio per lo studio delle tradizioni popolari, an der Universität in Palermo, **Ferdinand Freiherrn von Reitzenstein,** Vorstand des Ethnologischen Hygiene-Museums in Dresden, Prof. Dr. **Karl von den Steinen** in Berlin, **Gerald Camden Wheeler,** Ethnologen in London und anderen Gelehrten, gegründet im Verein mit Prof. Dr. med. **Bernhard Hermann Obst,** weiland Direktor des Museums für Völkerkunde in Leipzig,

herausgegeben von

**Dr. Friedrich S. Krauss**
in Wien VII/2, Neustiftgasse 12.

---

**X. Band.**

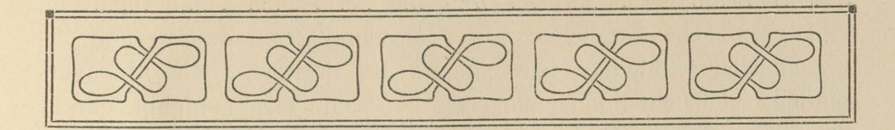
**Bezugpeis für den Band 30 Mk.**

Leipzig 1913.
Ethnologischer Verlag.

**Warnung!**

☛ Wer die Anthropophyteia verleiht oder in einer Buchhandlung ☚ öffentlich feilhält, der setzt sich in Deutschland der Gefahr gerichtlicher Verfolgungen aus.

Zahl 407



## Die Dreiäugigkeit des indischen Schutzgottes Mahâkâla.

Ein Erklärungversuch
von Dr. med. Reinhard Hofschlaeger-Krefeld.

In einem Aufsatze „Folkloristisches von der Mutterschaft" in dem Sammelwerke „Mutterschaft"[1]) bringt Friedrich S. Krauss die Dreiäugigkeit des indischen Schutzgottes Mahâkâla in Beziehung zu sexuellen Bräuchen, die bei den Serben zum Zwecke des Schutzzaubers üblich sind. Einige der dort angeführten Tatsachen seien hier kurz wiederholt. Um ihr Kind vor Beschreiung zu bewahren, tätschelt die Serbin das Kind im Gesicht ab, wobei sie einen Bannspruch derben Inhaltes spricht. Nimmt sie das Kind zu einer Kirmes oder einer anderen Festlichkeit mit, so berußt sie ihm aus demselben Grunde ein wenig die Stirn. Das Stirnzeichen, sagt Krauss, symbolisiert ihren Geschlechtteil. Verwundert sich einer über etwas, womit eine, wenn auch absichtlose Beschreiung verbunden sein kann, so ruft ihm der davon bedrohte Serbe zu: Pizda ti na čelu! (Vulva tibi in fronte esto!). „Wer also ein „drittes Auge" auf der Stirn trägt, der genießt nicht allein selber Schutz, sondern breitet ihn auch über die aus, die ihn schauen. So verstehen wir, warum z. B. die Hellenen ihren Zeus Ophthalmites mit einem dritten Auge auf der Stirn versahen, warum sich der indische Schutzgott Mahâkâla derselben Dreiäugigkeit erfreut, was Buddhas Intelligenzknoten ursprünglich bedeutet haben mag und wozu das über buddhistischen und sonstigen Altären so häufig angebrachte, vom Strahlenglanze umgebene Auge auf die gläubigen Beter herabschaut".[2]) Ich glaube,

[1]) Hrsg. von Adele Schreiber, München, Albert Langen, 1912. —
[2]) Friedrich S. Krauss, Folkloristisches von der Mutterschaft.

daß man mit Recht mit Krauss die serbischen Volkbräuche als ethnographische Parallelen zu der Dreiäugigkeit indischer und altgriechischer Gottheiten betrachten kann, doch wird die Ideenverbindung vielleicht noch einleuchtender, wenn man annimmt, daß in der Reihe der von Krauss herangezogenen Volksitten ein wichtiges Zwischenglied fehlt, nämlich der Brauch, die vulva auf die Stirn lebender Menschen als Abwehrsymbol zeichnerisch darzustellen. Selbst nachweisen kann ich diesen Brauch zwar nicht — dieser kleine Artikel soll auch nur zu weiteren Forschungen über diesen Punkt anregen — ich möchte aber doch daran erinnern, daß auf der Osterinsel bei älteren Häuptlingen die auf die Brust eintatauierte vulva ein Zeichen der Verheiratung war.[1]) Da nun die Heimat der Malayo-Polynesier in Südostasien zu suchen ist, so ist doch schon durch diesen einen Nachweis, wenn er auch nicht gerade die farbige Einätzung der vulva auf die Stirn betrifft, eine gewisse Verbindung mit Indien hergestellt, wo der dreiäugige Mahâkâla verehrt wurde. Wie die Häuptlinge auf der Osterinsel die vulva auf die Brust einpunktieren ließen, so haben sich dem Anscheine nach altindische Fürsten dieses äußere Zeichen der Verheiratung auf die Stirn anbringen lassen. Dieser kleine Unterschied ist nicht verwunderlich; denn man findet unter den Malayo-Polynesiern kaum zwei Völkerschaften, die genau in derselben Weise tatauiert sind, wenn auch sonst gewisse Übereinstimmungen in den Ornamenten vorhanden sind. Die Tatauierzeichen nehmen nun aber oft eine andere Bedeutung an, als sie ursprünglich gehabt haben. Was ursprünglich ein Schmuck, ein Erinnerungmerkmal, ein unterscheidendes Abzeichen ist, das wird im Laufe der Zeiten, oft durch Hinzutritt animistischer Vorstellungen, ein magisches Symbol. Bei der vulva lag die Möglichkeit eines Bedeutungwandels besonders nahe, da ihre äußere Form — große Labien, kleine Labien, Introitus vaginae — bei flüchtiger Zeichnung der des Auges auffallend gleicht. Sieht man sich auf der nach Grünwedel[2]) wiedergegebenen Abbildung das Stirnauge des Schutzgottes Mahâkâla näher an, so fällt auf, daß es senkrecht steht, und daß es von beiden Seiten von

---

[1]) Geisler, Die Osterinsel, S. 35. — [2]) Mythologie des Buddhismus in Tibet und Mongolei. Führer durch die lamaistische Sammlung des Fürsten Uchtomskij. Von Albert Grünwedel. Mit e. einleit, Vorwort d. Fürsten U. u. 198 Abb. Leipzig 1900, XXXV, 244 S., in 4⁰. — Vgl. dazu Krauss, Die Volkkunde in den Jahren 1897—1902, Erlangen 1903, S. 129f. — Das Bild wiederholt Dr. Hans Bab, Geschlechtleben, Geburt und Mißgeburt in d. asiatischen Mythologie, Ztschft. f. Ethnologie, Berlin 1906, S. 307. — Ebenda auf S. 309 Buddha mit dem Intelligenzknoten.

Falten umgeben ist, wie sie das natürliche Auge nicht hat, wohl aber die von den großen Labien umhüllte vulva. Daß aus dieser in die Stirn punktierten vulva, die im starr-dämonischen Gesichte einer plastisch dargestellten Gottheit noch stärker wirken mußte als im Antlitz eines lebenden Menschen, schließlich das dritte Auge der alles sehenden Schutzgottheit wurde, ist begreiflich. Wie weit dieses magisch wirkende Ornamentmotiv verbreitet war, darüber lohnt es sich wohl nähere Forschungen anzustellen, um so mehr als bei der Seltenheit des Motivs der Dreiäugigkeit wichtige Kulturbeziehungen dadurch erschlossen werden können. Für die Richtigkeit meiner Annahme, die Dreiäugigkeit des Schutzgottes Mahâkâla und des Zeus Ophthalmites auf eine Tatauierungsitte zurückzuführen, scheint mir besonders auch der Brauch, der Serbin zu sprechen, die zur Abwehr der schädlichen Wirkung des bösen Blickes dem Kinde die Stirn berußt mit einem Zeichen, das die weibliche Scham bedeuten soll.[1])

---

## Zur Geschichte der mechanischen Vorbeugemittel gegen Schwängerung und geschlechtliche Ansteckung.

Von Dr. med. C. E. Helbig.

Unter den Vorbeugemitteln gegen Schwängerung treten in den älteren Zeiten und bei den Naturvölkern die mechanischen gegen die arzneilichen oder chemischen und physiologischen auffallend zurück. Insbesondere die letzteren sind, wie aus den neueren Zusammenstellungen einleuchtet, zahlreich und mannigfaltig. Die in der Genesis (38, 8 bis 10) erwähnte Sünde Onan's, die man oft als Coïtus interruptus zu deuten versucht, der Coïtus reservatus (Einführung des Gliedes nur zwischen die Schenkel oder die Brustdrüsen usw.), der Coïtus saxonicus (in Siebenbürgen und sonst gebräuchliches Zusammendrücken des männlichen Gliedes mit den Fingern der Frau kurz vor der Samenentleerung), die fakultative Sterilität der Pastoralmedizin (Begattung in der Zeit zwischen zwei Monatblutungen), der Usus italicus (Entleerung des männlichen Samens aus der Scheide durch die Bauchpresse beim Husten usw.), der javanische Ankatprut (künstlich erzeugte Retroflexio uteri)

[1]) Vergl. dazu Dulaure, Die Zeugung in Glauben, Sitten und Bräuchen der Völker. Verdeutscht und ergänzt von Krauss, Reiskel und Ihm, Leipz. 1909, S. 189.

usw. Unerwähnt bleiben bei den Aufzählungen meist zwei physiologische Mittel, nämlich erstens der geschlechtliche Verkehr mit einer Mehrzahl verschiedener Männer, dem bei den Kulturvölkern die Prostitution die aus wirtschaftlichen Gründen erforderliche Verminderung ihrer Geburtziffer verdankt, der aber auch den Slovakinnen (O. v. Hovorka u. A. Kronfeld: „Vergleichende Volksmedizin“ II. Band, Stuttgart 1909, S. 523) bekannt ist. Zweitens wird meist übersehen ein im Volke ziemlich verbreitetes Mittel, wonach die Frau erst nach einmaliger Entleerung des Samens eine Begattung in gewöhnlicher Weise gestattet. Das Verfahren findet sich u. a. in dem der Schröder-Devrient zugeschriebenen, pornographischen Romane: „Aus den Memoiren einer Sängerin“ (Altona, Verlagsbüro um 1862, 1870 und 1875) geschildert.

Gegen diese Fülle beschränken sich die mechanischen Mittel auf den Condom, das Occlusivpessar, den Schwamm und allenfalls den Leinwand- oder Tuchfetzen, den man fälschlich dem Fallopia zuschreibt und den Slovakinnen (Mary Kácser, Volksmedizin in Ungarn), sowie auch Steiermärkerinnen (Fossel, Volksmedizin usw. in Steiermark, 2. Auflage, Graz 1886) benutzen sollen. Diese Mittel gehören der Neuzeit an, während im Altertume, wie im Folgenden gezeigt werden wird, nur eine Art Occlusiv-Pessar nachweisbar ist. Dem Mittelalter und den Naturvölkern blieb eine mechanische Vorbeugung der Schwängerung und Ansteckung anscheinend ganz unbekannt.

## 1. Ein Schutzmittel mechanischer Art gegen geschlechtliche Ansteckung im Altertume.

Trotz fleißiger Durchforschung des Schrifttums der alten Kulturvölker, der Bildwerke und der Funde bei Ausgrabungen hatte man keinen Anhalt für die Annahme von Vorbeugemitteln bei der Begattung gegen Schwängerung oder Ansteckung im Altertume gefunden. Vor etwa ein Dutzend Jahren machte der Unterzeichnete auf eine Stelle in der *μεταμορφώσεων συναγωγή* (transformationum congeries) des Antoninus Liberalis aufmerksam, wo ein weiblicher Condom als Schutzpessar beschrieben wird. Da dieser nicht zur Verhütung, sondern zur Herbeiführung einer Schwängerung diente, so leuchtet die Verzwicktheit der Angelegenheit ein und es erklären sich die Mißverständnisse flüchtiger Autoren bei Anführung der Stelle. Es verlohnt sich deshalb wohl, hier auf die im: „Reichs-Medizinal-Anzeiger“ vom 5. Januar 1900 (und ebenda Nr. 637 vom

16. August 1907) enthaltenen Veröffentlichungen ausführlicher zurückzukommen.

Antoninus gehört der antiken Verfallzeit an, deren Schriftsteller mit Vorliebe aus älteren Quellen Sammlungen zusammenstellten. Da über sein Leben nichts bekannt ist, so bietet allein seine Ausdruckweise einen Anhalt dafür, ihn nicht vor das 2. Jahrhundert n. Chr. zu stellen. Seine Synagoge ist allein in einer aus dem 9. oder 10. Jahrhunderte stammenden Heidelberger Miscellan-Handschrift, dem „codex Palatinus gr. 398“, erhalten, woselbst sie 41 mythologische Erzählungen umfaßt.

Von Ausgaben sei nur die leicht zugängliche von Edgar Martini im 1. Faszikel des 2. Bandes der Mythographi Graeci (Leipzig, B. G. Teubner, 1896), von deutschen Übersetzungen die von Fr. Jacobs im 156. Bändchen der von Tafel, Osiander und Schwab herausgegebenen Sammlung: „Griechische Prosaiker“ (Stuttgart, J. B. Metzler, 1837) angeführt. Eine Textausgabe mit deutscher Erläuterung, dem dermaligen Stande der Wissenschaft entsprechend, und eine ebensolche Übersetzung ins Deutsche fehlen zur Zeit noch im Buchhandel.

Der Wert der Antoninischen Schrift liegt weder in deren mangelhafter Darstellungweise, noch in ihrer Reichhaltigkeit, sondern darin, daß sie durchweg eigenartige Stoffe beibringt, die in Namen und Umständen von den gewohnten Überlieferungen abweichen.

Ein unbekannter Scholiast des 3. Jahrhunderts hat am Rande von 38 Erzählungen 14 uns durchweg verlorene Quellenschriftsteller angegeben. Leider befindet sich keine Angabe bei der hier in Frage kommenden 41. Verwandlung: *Ἀλώπηξ* (Fuchs). In dieser geschieht der Mythe des Minos und der Pasiphaë Erwähnung. Prokris, die Tochter des Erechtheus, entflieht eines ehelichen Zwistes wegen ihrem Gatten Kephalus zu Minos, dem Könige von Kreta. Des Minos Samen enthielt Schlangen, Skorpione und Asseln oder Tausendfüßler (*Μίνως οὔρεσκεν ὄφεις καὶ σκορπίους καὶ σκολοπένδρας*), so daß alle Weiber starben, mit denen er sich begattete. Seine Gattin Pasiphaë war zwar als unsterbliche Tochter des Schlangen tötenden Sonnengottes gegen eine derartige Infektion immun, doch erhielt Minos auch von dieser keine Kinder. Dazu verhalf ihm Prokris auf folgende Weise: *κύστιν αἰγὸς ἐνέβαλεν εἰς γυναικὸς φύσιν καὶ ὁ Μίνως τοὺς ὄφεις πρότερεον ἐξέκρινεν εἰς τὴν κύστιν, ἔπειτα δὲ παρὰ τὴν Πασιφάην εἰσιὼν ἐμίγνυτο.* „Sie schob die Blase einer Ziege in die Natur (Scheide) eines Weibes; in diese

Blase entleerte Minos erst die Schlangen, dann begab er sich zur Pasiphaë und wohnte ihr bei". Diese gebar dem Minos außer der Ariadne und Phädra, noch zwei Töchter und vier Söhne.

Nach der gewöhnlichen Gestalt der Minosmythe, wie sie Apollodor (Bibliothek, II, 4, 7; III, 15, I) erzählt, war die von ihrem Gemahle wegen Untreue aus Athen verjagte Prokris auf Kreta selbst Geliebte des Minos. Diesem hatte seine Gemahlin Pasiphaë aus Eifersucht durch einen Trank den todbringenden Samen angezaubert. Prokris aber wahrte sich vor dem giftigen Gewürme dadurch, daß sie dem Minos vor der Begattung mit ihr von der kirkäischen Wurzel zu trinken gab.

Welche von den beiden Gestalten der Sage älter ist, läßt sich nur schätzungweise entscheiden, sofern die des Antoninus weniger einfach, sondern romanhaft ausgebildeter und prickelnder bereits in der Einleitung erscheint. Prokris, die Tochter des schlangenfüßigen Erechtheus, ist dort im Demos Thorikos von Attika mit dem jungen und schönen Kephalos verheiratet. Dieser, selber ein Geliebter der Eos (Aurora), prüfte ihre eheliche Treue dadurch, daß er sie durch einen Mittelmann zu einem Fremden bestellte. Nachdem sie zögernd das dafür angebotene Gold angenommen hat und beim Stelldichein eingetroffen ist, enthüllt sich der Fremde als ihr eigener Gatte, vor dem sie dann nach Kreta zum Minos entflieht.

Noch weniger einfach gestaltet sich der Verlauf der Erzählung nach dem Weggange der Prokris aus Kreta. Minos schenkt ihr aus Dankbarkeit für die erlangte Nachkommenschaft einen Wurfspieß und einen Jagdhund; beiden entging kein Jagdtier. Prokris begibt sich mit diesen Geschenken zurück nach Thorikos, wo sie in männlicher Verkleidung von ihrem Gemahle nicht erkannt wird. Sie bietet ihm das zauberhafte Jagdzeug gegen päderastische Preisgebung an. Als er sich hierzu bereit hinlegt, gibt sie sich zu erkennen, und beschämt verzeiht er ihren früher beabsichtigten, eigenen Fehltritt. — Mit dem Hunde beteiligt sich Kephalos an der Jagd gegen einen unverwundbaren, menschenfressenden Fuchs. Um nun den Zwiespalt zu lösen, daß zwei unverletzliche Wesen sich gegenseitig bekämpfen, verwandelt Zeus beide, Fuchs und Hund, in Felsen.

Alle die genannten, mythischen Leute werden von andern Schriftstellern ebenso erwähnt, wie der Zauberhund *Λαῖλαψ* (Sturmwind) der Diana. Dagegen sind die Umstände, unter denen diese

Gebilde auftreten und ihre Beziehungen zu einander bei Antoninus Liberalis eigenartig.

Von dessen zahlreichen Ausgaben ist die erste, 1568 zu Basel mit lateinischer Übersetzung von Wilhelm Xylander herausgegebene deshalb wertvoll, weil sie eine später in der Handschrift entstandene Lücke noch nicht aufweist.

Sprachlich bietet die hier in Frage kommende Stelle keine Schwierigkeiten dar. Daß Begattung und Harnlassen, Harnblase und Scheide nicht scharf auseinander gehalten sind, entspricht dem antiken Sprachgebrache ebenso, wie der Ausdruckweise unseres zeitgenössischen Volkes. *Οὐρέω*, urinieren, pissen, wird in der Bedeutung von begatten ebenso gebraucht, wie meijere und „seegen“ für concumbare und „begatten“.

Wenn z. B. Juvenal (I. 38f.) sagt: — Optima summi Nunc via processus vetulae vesica beatae (wörtlich: Der beste Weg des höchsten Prozesses bildet dermalen die Harnblase einer begüterten Vettel), so meint der Dichter mit vesica die vagina, also etwa (höflich ausgedrückt) in dem Sinne: „im Verkehre mit hohen Verwaltungstellen oder bei Gericht kann auch jetzt noch ein zartes Verhältnis zu einer begüterten oder einflußreichen Dame nützlich werden.“

Dem entsprechend haben Kommentatore *κύστις* für *κύσθος* (Höhlung, weibliche Schamteile) ausgelegt und lassen Prokris die Scheide einer Ziege in die einer Frau stecken. Aus anatomischen Gründen wäre dies für den beabsichtigten Zweck ungeeignet und überdies schwer ausführbar gewesen. Man wird deshalb unbedenklich *κύστις* hier wörtlich für Harnblase nehmen. Die Verwendung solcher Blasen als Börsen, Säckchen, Laternen, Morgenhauben usw. war den Alten geläufig. — Weder aus dem Wortlaute bei Antoninus, noch sonst, läßt sich die Vermutung Hans Ferdy’s (Mittel zur Verhütung der Conception, 8. Auflage, 1. Teil, Leipzig Verlag von Max Spohr, 1907, Seite 65ff,) begründen, daß unter *κύστις* das coecum der Ziege gemeint sein könne.

Sachlich wandte man ein, daß Prokris einfacher über das männliche Glied des Minos die Blase stülpen konnte, als sie in die Scheide einer Frau einzuführen. Die Erklärung dieses verkehrten Verfahrens ergibt sich aus der Ungeschicktheit der meisten uns erhaltenen alten Schriftsteller in technischen Dingen in Vergleich mit der höheren Leistungfähigkeit, die bildliche Darstellungen und gelegentliche Funde bei Ausgrabungen aufweisen.

Die vereinzelte Anführung des Antoninus zeigt, daß der Gedanke einer Vorbeugung vor Ansteckung beim Geschlechtverkehre durch ein mechanisches Mittel dem Altertum nicht völlig fremd war. Allerdings sind zunächst weitere Schlüsse aus diesem Gedanken auf den tatsächlichen Gebrauch von Condoms oder Occlusiv-Pessaren ebensowenig gestattet, wie man etwa aus der Zersprengung eines Drachens durch Daniel's Pechküchlein (Vom Drachen zu Babel, Vers 26) die Verwendung von Explosiv-Stoffen bei den alten Hebräern folgern darf. — Vielleicht bringt aber die dermalen so rührige klassische Philologie anderweite Belege über den beregten Gegenstand aus dem weitschichtigen griechischen Schrifttum.

## 2. Ein angeblicher Vorläufer des Condoms in der Renaissance.

Während das Mittelalter und die Naturvölker, soweit bisher ermittelt wurde, keinerlei Geräte zur Vorbeugung von Empfängnis und geschlechtlicher Ansteckung ersonnen haben, wird aus der Zeit der Renaissance ein Condom Fallopia's neuerdings hin und wieder angeführt. Dies beruht aber auf einer Verwechslung mit einem Adstringens, das in der Hauptsache aus einem Infuso-Decoct von scobs Guajaci (Aufguß - Abkochung von Guajak-Sägemehl) in Bezetta-Form bestand. Gabbriello Fallopio (sogar in den Urkunden schwankt die Schreibweise seines Namens) selber hat darüber nichts veröffentlicht. Erst zwei Jahre nach seinem Tode erschien nach einem Kollegienhefte seine Schrift: „de morbo Gallico liber absolutissimus“ (Padua 1564). Dort heißt es im 89. Kapitel: „de prœseruatione a carie Gallica (Opera omnia, Frankfurter Ausgabe 1584, S. 833, Zeile 31 und 32): Ego feci experimentum in centum & mille hominibus & Deum testor immortalem, nullum eorum infectum, „ich habe den Versuch bei elfhundert Menschen gemacht, und Gott beschwöre ich, den unsterblichen, keiner von diesen erkrankte.“ Schon die Rundheit der Zahl 1100 schließt eine buchstäbliche Wahrheit der Angabe aus. Es kann hier nicht erörtert werden, ob entweder ein Scherz des auch bei wissenschaftlicher Darstellung zu Scherzen neigenden, jugendlichen Fallopio — er starb bereits im 39. Jahre seines Lebens — vorliegt, oder etwa ein Mißverständnis des Nachschreibers oder endlich eine Reklame des Paduenser Apothekers.

Ebensowenig kommt hier die sehr zusammengesetzte Mixtur in Frage, deren Hauptbestandteil das von Fallopio als Antisyphi-

liticum geschätzte Guajakholz bildete. Denn nur die Form und die Anwendungvorschrift gab zur Verwechslung mit dem Condom Anlaß. Was erstere betrifft, so ist die Bezetta (pannus linteus purissimus) bei uns für Heilzwecke völlig obsolet und erhielt sich nur im Drogenhandel als Schminklappen (bezetta rubra). Sie entsprach im 16. Jahrhunderte etwa dem späteren, inzwischen auch bereits verschollenen, beiderseits bestrichenen Sparadrap. Im Sinne von „Charpie“ findet sich das Wort bis zum 19. Jahrhunderte in Pharmakopöen (z. B. der Hamburger 1805) und in Arzneimittellehren (z. B. der von Oesterlen, 6. Auflage, 1856).

Über die Anwendung gibt Fallopio an, daß die nach der Größe der Eichel zugeschnittenen, leinenen (oder baumwollenen) Läppchen (paramus frustra ad proportionem propriœ glandis) bequem im Portemonnaie (in marsupiolo) oder in der Hosentasche (in cavo illius partis femoralium, quœ brachetta dicitur) aufzubewahren seien. Hiermit wird trocken oder angefeuchtet erst vor der Begattung die Eichel bedeckt und schließlich die Vorhaut übergezogen: Demum cum coiuerit, ponat supra glandem, & recurrat prœputium.

Hiernach kommt der in der Anatomie durch die tuba (den Eileiter), den canalis (im Schläfenbeine) und das ligamentum (Leistenband) verewigte Modenenser Kanonikus, der auch zu den bedeutendsten Ärzten seines Jahrtausends zählt, für die Geschichte des Condoms nicht in Frage.

### 3. Der Name: Condom.

Da das Wort: Condom bisher einer etymologischen Erklärung entbehrt, so hat man es (abgesehen von volktümlichen Verstümmelungen, wie z. B. in „Karton“) umgebildet, ohne daß sich aber eine dieser neuen Wortformen, wie Comdom, Chondon, Conton, Condon, Condus usw., einbürgern konnte. — Conton ließe sich ableiten von dem als doctor amoenus (um 1340) bekannten, englischen Scholastiker Robert von Conton, der auch Cownton oder Cothon geschrieben wird. — Unbegründet ist die Sage, daß der Erfinder, ein angeblicher Arzt zu London (gegen Ende des 17. Jahrhunderts), aus Scham, einem so unkeuschen Gegenstande seinen eigenen Namen Condom verliehen zu haben, sich entleibt habe. Denn damals gab es sogar einen hochwürdigen Bischof von Condom in der früheren Landschaft Condomois, und noch heute hat deren einstige Hauptstadt im jetzigen Département du

Gers) ihren Namen Condom nicht geändert. — Ebenso albern ist die in den Grand dictionnaire universel du XIX e siècle von Pierre Larousse (4. Teil, Paris 1869, Seite 876) übergegangene Erzählung, daß der Wohltäter (bienfaiteur) seinen Namen habe ändern müssen, um die Gegner auf falsche Fährte zu bringen (pour dépister ses ennemis).

Vergeblich blieben bisher Versuche, das Wort sprachlich zu erklären. Am nächsten läge die Ableitung aus dem Englischen, da wahrscheinlich die Erfindung in England gemacht wurde oder wenigstens dort eine Gestalt erhielt, in der sie sich alsbald über die Länder verbreitete. Diese Ableitung gelang aber ebensowenig, wie die vom lateinischen Worte „Condus", das im klassischen Sprachgebrauche Aufseher oder Ausgeber bedeutet, im spätesten Latein aber das griechische: τὸ κονδύ (Tasse, flacher Trinkbecher) bezeichnet. — Derartige auf Gleichklang beruhende Ableitungen bleiben ohne beweisende Anführungen aus dem Schrifttume ebenso wertlose Spielereien, wie etwa die Ableitung des bei Fracastor zuerst nachweisbaren Wortes: Syphilis von einem Berge Sipylus in Lydien oder Phrygien oder dem gleichnamigen Sohne der Niobe oder einer ebensolchen Stadt u. dgl.

In der oben erwähnten Abhandlung von Ferdy (Julius Meyerhofer): Mittel zur Verhütung der Konzeption, wird der Nachweis versucht, die Sage von dem Erfinder des Condoms auf den als Plagiator und politischen Tendenzschriftsteller berüchtigten (Gothaer geheimen Hofrat) Christoph Girtanner und den als Swediaur bekannten Steyermärker Schwediauer zurückzuführen. Girtanner habe den Akkusativ: „condum" in der damaligen englischen Aussprache des Lateinischen als „condom" verstanden! Da aber, wie oben erwähnt, condus im lateinischen „Bewahrer" bedeute, so sei dieses Wort auch als Bewahrer vor einer Krankheit zu verstehen (Seite 12). — Das angeführte Buch: „Mittel zur Verhütung der Konzeption", dessen frühere Auflagen bei Louis Heuser in Neuwied erschienen, ist in Bezug auf die sachliche Darstellung der Technik der Vorbeugemittel mustergültig und konnte recht wohl der Reklame entbehren, die der bereits in sieben Auflagen verbreiteten Schrift die Leipziger Sittlichkeitbehörde durch Beschlagnahme der achten im März 1912 gewährte. Dagegen ermangelt der kundige Verfasser des Sinnes für Geschichte und Etymologie. Bezüglich der letzteren leuchtet dies beispielweise durch die oben angeführte Gleichstellung der Begriffe: „Bewahrer"

und „Verwahrer, Schützer“ (ohne jeden Beleg aus dem Schrifttume!) ein. Hinsichtlich der Geschichte fehlt es an eingehenden, insbesondere archivalischen, Forschungen vor allem über das älteste Vorkommen des Wortes. Ein namhafter Fachkenner, wie Havelock Ellis (Geschlecht und Gesellschaft, Deutsch von Kurella, II, 381), findet es bereits als „condon“ unterm 15. Dezember 1773 in Bachaumont's Tagebuche. — Wie leicht Wortgleichklang zu Irrungen führt, dafür sei nur auf die selbst bei sorgsamen Schriftstellern anzutreffende: „Hausenblase“ als Stoff für Condoms hingewiesen. Es ist ein solcher schwerlich auch nur versuchweise jemals aus colla piscium angefertigt worden, denn diese kann man (mit Drahtgitter oder Gaze) höchstens zum Ersatz der Hornscheiben in Laternen verwenden.

### 4. Andere, ältere, mechanische Vorbeugemittel.

Während die Occlusiv-Pessare der neuesten Zeit angehören, lassen sich einfache Kugeln als Sicherung gegen Empfängnis im 18. Jahrhunderte nachweisen. So beschreibt Casanova, der den Condom als: le vêtement anglais qui met l' âme en repos (Mémoires de Jacques Casanova de Seingalt, écrites par lui-même, Bruxelles 1863, tome I, chapitre 14, p. 313 und sonst) erwähnt, Kugeln aus je 60 Gramm (℥jj) Gold, die sich nach fünfzehnjähriger (im August 1760) Erfahrung als zuverlässig bewährt hätten. Nimmt man an, daß die Kugeln massiv aus Münzgold vom spezifischen Gewichte 19 angefertigt waren, so ergibt sich ein Durchmesser von 18 mm. Es wird dabei angenommen, daß keine unvorsichtige Bewegung während der Begattung die Kugel aus ihrer Lage bringt (a. a. O. tome 4, chap. 9, pag. 198f: „qu'on se tienne bien“). Auch rechnet man dabei auf die antipathische Kraft, die dem Golde durch alkalische Auflösung verliehen wird und jede Befruchtung hindert: La force antipathique communiquée à ce métal par une dissolution alcaline, dans laquelle il a été plongé pendant un certain temps, empêche toute fécondité.

Eigentümlich mutet hierbei ein Vergleich mit der Gegenwart an. Casanova zahlte einem Genfer Goldschmiede für drei Kugeln 6 Quadrupel; diesem Werte von 400 Reichsmark würden auch heute drei Kugeln von 55 Gramm Gold entsprechen. Der gesunde Scheidenschleim ist tatsächlich alkalisch und eine (kupferhaltige) Goldmünze wird bekanntlich auf einem festen Nährboden, auf welchem eine Bakterienkultur ausgesät ist, von einem ziemlich scharf

begrenzten, sterilen Ringe umgeben. — Trotzdem scheint das Kugelpessar seiner Zeit keine Verbreitung erlangt zu haben, vermutlich wegen der Unzuverlässigkeit seiner Schutzkraft.

### 5. Schutzkraft des Condoms.

Eine mehrfach erörterte Frage ist die nach dem Urheber des Ausspruches: „Der Condom sei ein Panzer gegen das Vergnügen und eine Spinnewebe gegen die Gefahr". J. K. Proksch (Vorbeugung der venerischen Krankheiten, Wien 1872, Seite 49) vermutet: „eine witzelnde Bordellwirtin". Meist schreibt man diese Erfahrung der Baronesse Staël-Hollstein, geborene Necker, verehelichte de Rocca (1766 bis 1817) zu. Solcher Ansicht war wohl auch Philippe Ricord, der (nach der 6. Limann'schen Bearbeitung seiner Briefe an Amédée Latour, Berlin, bei A. Hirschwald, 1851, 22. Brief, Seite 152) sagt: „Der Akt darf nicht absichtlich verlängert werden. Dies ist ein Augenblick, wo man Egoist sein muß, wie der bedächtige Hunter sagt, aber nicht Egoist nach der Manier der Madame Staël, welche behauptete, die Liebe ist ein paarweiser Egoismus". Ebenda weiter unten: „Es gibt ein Mittel, welches die Moral verabscheut, auf das aber die Wollust mit Sicherheit vertraut, welches ohne [Seite 153] Zweifel schützt, aber das, wie eine Frau von vielem Geiste gesagt hat, ein Küraß ist gegen die Lust und ein Spinngewebe gegen die Gefahr".

Es ist möglich, daß Ricord hier unter der Frau von Geist die Staël gemeint hat, die vielleicht diesen Ausspruch getan hat. Jedoch ist er in ihren zahlreichen Schriften wohl ebenso wenig nachgewiesen, wie in dem umfangreichen, oft herausgegebenen Briefwechsel der Marquise de Sévigné. Dieser Dame aus der Zeit Louis XIV. dürfte, da Proksch's „witzelnde Bordellwirtin" vermutlich dem vorigen Jahrhunderte angehört hat, die Priorität zukommen, falls sich nämlich bei ihr, wie Havelock Ellis („Geschlecht und Gesellschaft", Ausgabe von Hans Kurella, II. Teil, Würzburg, in A. Stuber's Verlag, 1911, Seite 381) angibt, der Ausspruch findet, die aus Goldschlägerhaut gemachten „capotes" seien „cuirasses contre la volupté et toiles d' araignée contre le mal".

---

## Gefängnispsychosen.

Von Karl Amrain.

Mehrfach wurde in früheren Jahrgängen der Anthropophyteia darauf hingewiesen, wie wichtig eine systematische Erforschung der Wirkungen des Strafvollzuges rücksichtlich der sexuellen Sphäre ist.

Die Fachliteratur über das Poenalwesen enthält hierüber nur wenige Andeutungen von meist oberflächlicher Art. Daß so wenig von sexuellen Momenten während der Gefangenschaft bisher geschrieben wurde, hängt mit einem für solche Dinge wenig angeschärften Blick zusammen, hauptsächlich aber mit dem Mangel wissenschaftlicher Organe, die unter Ausschluß der Schichten Unberufener, Erscheinungen unbefangen, allseitig, wissenschaftlich beschrieben und untersuchten.

Prof. Dr. Freud hat mit seinen Forschungen und unerhört glänzenden Resultaten diese Blickschärfung gebracht. Und die Jahrbücher der Anthropophyteia stellen sich neben den literarischen Organen der psychoanalytischen Richtung einem Kreise Berufener zur Verfügung, auch dieses schwierige Problem mit möglichst umfassendem Demonstrationmaterial einer Lösung nahezubringen.

Um ein planmäßiges Forschen zu ermöglichen, wäre zweckmäßig, die Aufstellung eines Fragebogens zu erwägen, der von psychoanalytisch tätiger Seite abzufassen und an die Gefängnisärzte, Staatanwälte, Untersuchungrichter zu versenden wäre. Dieser Fragebogen müßte aber auch an ausländische und überseeische Zuchthausvorstände geschickt werden, ebenso an Kriminalanthropologen und Staatanwälte.

Bis zur Verwirklichung dieser Idee ist man auf Fundstücke angewiesen, die ein günstiger Zufall gelegentlich bringt.

Die Anthropophyteia-Jahrbücher haben selber mehrfache Proben von Gefängnispoesie enthalten. Das wollten nur Indikationen, Beweise für potenzierte Fantasie der Inhaftierten sein. Potenzierte Fantasien, die bei anderen Gefangenen lebhafte, häufige, schwere Träume auslösen, wieder bei anderen Querulantentum wachrufen, Wahnvorstellungen wecken und häufig zu nicht immer mit Aufmerksamkeit verfolgten oder verfolgbaren Psychosen führen. Man spricht da von Haft- oder Gefängnispsychosen und zwar darum, weil diese Psychosen aufs engste mit dem Strafvollzug zusammenhängen.

Wieweit nun das sexuelle Moment bei den Gefängnispsychosen mitspielt, ist noch ungeklärt. Licht mag da zuerst die Freud'sche Schule bezw. Forschungmethode bringen.

Hier wird sich dann wohl auch zeigen, ob die Tatauierungen bei Rechtbrechern nicht häufig als Ausstrahlungen von Haftpsychosen zustande kommen. Ausstrahlungen, die da manifest werden, erst unmittelbar nach Ablauf der verbüßten Strafe. Ingleichen dürfte die psychoanalytische Forschung berufen sein, Klarheit darüber zu schaffen, ob nicht unter der Wirkung von Haftpsychosen so viele Entlassene, trotz aller guten Vorsätze vor Ablauf der Strafe sofort vom Strafhause ins Bordell eilen und hier ihre Spargroschen dahingeben, um durch sinnlose Kraftvergeudung des an und für sich durch die „Haftentbehrungen" geschwächten Körpers, die Geschlechtwut zu stillen. Dieser „Bordellhunger", wie man diesen Trieb wohl auch schon genannt hat, ist eine seit mehr als 80 Jahren festgestellte Erscheinung.[1]) Bis heute fehlt es aber an einer strengwissenschaftlichen Untersuchung, deren Resultate doch an erster Stelle einer rationelleren Entlassenenfürsorge zu gute kämen. — „Entlassene sind „wie Kinder" oder „führen sich auf wie Kälber", heißt es in der Sprache der Poenologen öfters. Dieser Satz enthält ein Urteil über eine Wirkung des Strafvollzugs, nämlich, daß er viele Sträflinge energielos macht. Diese Energielosigkeit der Strafentlassenen ist in vielen, vielleicht nur allzuvielen Fällen das Zeichen einer Haftpsychose, die noch nicht überwunden, vielleicht garnicht zu heilen ist.

Schwarzmalerei liegt uns durchaus fern, aber lieber etwas grau malen, als die reale Situation durch eine rosige Brille betrachten. Die Sache ist zu ernst, zumal sie auch die Geldtasche der Steuerzahler angeht. Je mehr Gefängnispsychosen auftreten bezw. festgestellt werden, um so schwerere finanzielle Lasten werden den Steuerzahlern zugemutet. Und zwar nicht nur beim Strafvollzug, sondern auch dann, wenn der Mann aus dem Kerker entlassen ist und der Kommune zur Last fällt, er mit seinem Anhang.

Wir müssen allen Ernstes danach streben, diese Last möglichst vermeidbar zu machen und alle Anstrengung zur erreichbaren Verbesserung der Umwelt versuchen. Was kann die Entlassenenfürsorge erreichen, wenn nicht die haftpsychologischen Ideen, Sinntäuschungen usw. behoben werden?[2]) Da solche Störungen oft

[1]) Mancher Entlassene ist direkt im Bordell wieder strafbar geworden, weil er sich unter dem Druck einer nervösen Störung gegen die sich ihm dahingebende Frauenperson wie tobsüchtig, wild gebärdet. Blutigbeißen der Frauenperson oder andere teilweise schwere Körperverletzungen verursachende Handlungen tragen in vielen Fällen das Gepräge von Haftsymptomen. — [2]) Töricht und die reinste Vogelstraußpolitik ist das Gehaben solcher Gefängnisseelsorger, die ihrer Amtpflicht genug zu tun glauben, wenn sie die Sträflinge als „Sündenknechte" andonnern und jedes Augendienern als Seelenbesserung ausgeben. Es gibt solche Herren! Und die machen von solchen Kinkerlitzchen nur zu oft ihre Beihilfe bei der Entlassenenfürsorge abhängig!!

jahrelang verborgen bleiben, aber bei geringster Strafe zum Vorschein bezw. wieder zum Vorschein kommen, wäre von den Fürsorgevereinen für entlassene Sträflinge bei den Gefängnisärzten jedesmal ein kurzer Gesundheitbericht einzufordern. Dieser Bericht wird ja in den meisten Anstalten eo ipso als Anlage zu den Personalakten geliefert, um Unterlagen zu haben bei etwaigen Unfällen, die dem Inhaftierten zustoßen.

Es gilt also nur allseitig auszubauen, weiterzuführen, zu klären und zu sichten.

Daß die Analerotik bei den Gefängnispsychosen eine Rolle spielen dürfte, mag schon in der Eigenart der Gefangenenatmosphäre begründet sein. Vor allem die voluminöse Kost, die unzureichende Bewegung im Freien, der Mangel an turnerischen Übungen leisten einer trägen Verdauung Vorschub. Grübelei, Sehnsucht nach Genüssen aller Art, bei Verheirateten gar die Vorstellung, der freie Gattenteil werde die eheliche Treue nicht halten, lösen Gedankenreihen aus, die mehr oder weniger das Gebiet der Erotik streifen.

Begünstigt wird diese Auslösung noch durch Kassiber obszöner Art, die sich die Inhaftierten gegenseitig zustecken. Mag das Gefängnis amtlich auch wirklich nichts darbieten, was in sexueller Beziehung reizen könnte, weder Lektüre, noch leichtfertig redende Beamten, noch sonstige Lebeweise, — das alles schließt nicht aus, daß die Insassen in Schrift und Wort heimlich die Gedankenunzucht hegen und pflegen. Jedes Rapportbuch, jedes Arrestbuch, das in den Strafanstalten geführt wird, liefert dafür Beweisstücke zur Genüge, ganz zu schweigen von dem Bekenntnis mancher Entlassenen.

Daß sich Sträflinge Kassiber obszönen Inhaltes zustellen, manchesmal auch solche Zeichnungen anfertigen, bestätigt aus seinen reichen Erfahrungen heraus auch Medizinalrat Lumpp, der einen Vortrag, den er in der forensisch-psychiatrischen Vereinigung in Heidelberg hielt, unter dem Titel „Das Schicksal von 50 zu lebenlänglicher Zuchthausstrafe Verurteilten aus dem Männerzuchthaus Bruchsal“ (im Großherzogtum Baden) veröffentlichte.[1])

„Fetischismus“, wie Lumpp sich ausdrückt, wurde in der Weise beobachtet, daß sich Gefangene gegenseitig ihre Schamhaare mit entsprechenden Zeichnungen zuschickten.

---

[1]) Blätter für Gefängniskunde, 47. Band, 1. u. 2. Heft; 1913, S 107 ff.

Ähnliches läßt sich aus einem Weiberzuchthaus vermelden. Hier nähten die Weiber Bekleidungstücke für Soldaten der am Straforte garnisonierenden Truppenkörper.

Die Weiber nähten kleinste Papierquadrate in die Innenseite der Röcke, und zwar nähten sie auf diese mit einer Widmung vollgekritzelten Papierchen a) ein langes Haupthaar als Kreis und darein b) Schamhaare. Die Täterinnen wurden disziplinarisch mit der Arrestzelle bestraft.

Ähnlichen Haarfetischismus tun die in den Jahrbüchern bereits veröffentlichten Tatauierungen von Vagabunden, Strafhausinsassen dar. Fast kein Vaginabild war da, das nicht mit einem Haarkranz dargestellt gewesen wäre.

Der Trieb, Schamhaare der Geliebten zu besitzen, fand und findet sich vornehmlich auch bei Zuhältern. Ob damit etwa ein Liebezauber Hand in Hand geht, vermögen wir noch nicht zu sagen. Wir sahen jedenfalls mehrfach grellfarbene Leibgürtel mit merkwürdigen Zeichnungen, sentimentalen Symbolen, verschlungenen Hände, daneben Blümlein, aber auch Dolchen. Wiederholt durchzogen diese Leibgürtel Haare der Geliebten. Vereinzelt wurden Leibgürtel geöffnet gesehen und es fand sich darin als Einlage ein Bäuschchen oder einige Schamhaarlocken eingehüllt in einer moschus- oder patschouli-duftenden Seidenhülle. Es ließe sich da vielleicht annehmen, daß der angegriffene Apache um so verteidigungenergischer wird, da er Andenken an die Geliebte zu verteidigen hat, oder daß das leibliche „Geschenk“ der Geliebten den Beschenkten in allen Unternehmungen wagemutiger machen soll. Spruchreif ist die Leibgürtelfrage jedoch, wie gerne zugestanden sei, noch nicht! Wir erinnern an die Haarputzsucht der Dirnen und Zuhälter. Die Stirnlocke der Louis war ja lange ein fast unerläßliches Erfordernis, wenn der Louis zünftig sein wollte. Das Abschneiden dieser Locke im Gefängnis ist den Burschen fast eine capitis deminutio.

Der Fachmann weiß, wie schwierig es den Aufseherinnen fällt, inhaftierte Dirnen zur Änderung ihres getürmten Haupthaaraufputzes zu bringen. Was die Dirnen in diesen Frisuren in die Anstalten zu schmuggeln wissen, grenzt an das Unglaubliche.

In Anstalten, die der Aufnahme beider Geschlechter dienen, — ein Strafvollzug, wie er irrationeller garnicht sein kann — ist das Kassiberschreiben von der Männerabteilung nach jener der Frauen und umgekehrt in der Regel gar nicht zu unterdrücken.

Lucas, der bedeutende französische Poenologe, hatte nicht so Unrecht, wenn er seinerzeit erklärte: Die ganze Atmosphäre in geschlechtgemischten Anstalten sei wie mit Unzucht geladen, alle Wände triefen von Unzucht-Schweinerei. Der Geschlechttrieb wird in solchen Anstalten fortwährend aufgereizt. Das Haar spielt bei dem Inverbindungtreten eine große Rolle als Andenken, Unterpfand von Treue nach der Entlassung usw. Durch einen beim Strafvollzug tätigen Anstaltleiter erfuhren wir vor längeren Jahren, daß sich ein jüngerer Gefängnisinsasse Schamhaare seines Mädchens in das Gefängnis geschmuggelt hatte und in erotischen Krisen diese Haarflocken (zusammengehalten durch bunte Seidenfäden) im Munde kaute und kaute, bis ihm der Mund speichelte und Wollustgefühle empfunden wurden d. h. Samenergiessung stattfand. Der junge Kerl wurde bestraft, wurde aber nach Wegnahme und Vernichtung der Haare förmlich apathisch. Nach der Entlassung begab er sich in das Ausland.[1])

Dieses Kauen der Schamhaare wurde auf Grund ärztlicher bzw. Strafverhandlungen auch bei alten elenden Wüstlingen, Kinderverführern festgestellt. Die Delinquenten kauten das eben sproßende Haar am kindlich reifenden Körper. Ob dies geschah als Ersatz eines physisch nicht mehr durchführbaren oder wegen strafgerichtlich „gefährlichen", darum zu meidenden Beischlafes bleibe dahingestellt.

Auffällig genug klagen diese Individuen in der Strafhaft am schnellsten und meisten über schwere Träume, Halluzinationen. Auch schreiben derartige Leute Briefe an Angehörige mit dem Hinweis auf Kinder acht zu haben, weil diese unsittlichen Angriffen ausgesetzt sein können!!

Daß Sträflinge in erotischen Anwandlungen öfters in Briefen an Angehörige gute Lehren verzapfen, wie sie sich in geschlechtlicher Beziehung verhalten sollen oder Vermutungen laut werden lassen, was in dieser Richtung draußen passieren könnte, erwähnt auch Medizinalrat Lumpp.

Wie er konnten auch wir Exhibitionismus am Zellenfenster konstatieren. In einer Frauenstrafanstalt kam es vor, daß sich Frauenpersonen völlig entkleidet an die Fenstergitter klammerten, um die

[1]) Uns war der Fall lange rätselhaft. Nunmehr wissen wir durch die Forschungen der Anthropophyteia, durch die Freud'sche Lehre, daß es sich um eine Ersatzhandlung für den sonst nicht durchführbaren Coitus handelte. Cfr. Bourke: Der Unrat in Sitte, Brauch, Glauben usw. der Völker, verdeutscht und neu bearbeitet von Fr. S. Krauss u. H. Ihm. Pagina XII. Ziffer 5.

Blicke der Soldaten einer benachbarten Kaserne auf sich zu ziehen. Die unter dem Verdacht syphilitischer bezw. venerischer Erkrankung im Krankensaal eines Korrektionhauses untergebrachten Dirnen stiegen auf die Fensterbank und zeigten sich entblößt den männlichen Sträflingen, die etwa 40 m davon entfernt einen „Spazierhof“ der Männerabteilung benützten. (Die vorgenommene Abblendung der Scheiben führte zu Demolierungen der Glasfenster. Glasjalousieen wurden ingleichen zerstört). Für langjährig gediente Strafvollzugbeamte ist es kein Novum, daß weibliche Sträflinge in Anwandlung erotischer Krisen unvermittelt die Sträflingkleider mit dem Hemd aufraffen und der Aufseherin oder wohl auch einem Aufseher die Geschlechtgegend weisen mit den Worten: „Hat Sie auch eine so schöne“ oder „so schön wie hier ists nirgendwo“, oder „Herr Aufseher, mein Bart ist weicher als eure Stachelborsten“. Es sind das jedenfalls Exhibitionakte. Solche kommen auch in der Weise vor, daß Sträflinge in der Arrestzelle (Männer wie Weiber) den Revisionbeamten durch völliges Entblößtsein überraschen. Das exhibitionistische Gelüst zeigt sich auch bei anderen psychotischen Erscheinungen. So z. B. in der Vorstellung der Inhaftierten, Filzläuse zu haben. — Gewiß sind Gefängnisse die Sammelbecken allen Auswurfes des sozialen Körpers, Orte, an denen sich am ehesten die Filzlausplage neben der Krätze auszubreiten vermag. Aber wer aus der Fachliteratur oder de visu die Gefängnisse der westeuropäischen Kulturstaaten kennt, muß doch zugestehen, daß in allen Anstalten, in denen sich Privatunternehmertum nicht maßlos breit macht, Sauberkeit und Reinlichkeit herrschen. Die Wanzenplage teilen alte Gefängnisgebäude mit alten Staatkasernen und alten Privatgebäuden. Filzläuse sind aber nur meist in der Fantasie von Querulanten existent. Mit seltenen Ausnahmen haben wir da eine Wahnidee verbunden mit exhibitionistischem Trieb. Die Petenten wollen vom Badewärter den Hodensack, die Leistengegend auf Filzläuse abgesucht haben, die Petentinnen beanspruchen, daß eine Wärterin oder Mitgefangene die Vaginalgegend auf Filzläuse untersucht.

In das Gebiet der Analerotik gehören schon Ersuchen, die Afteröffnung nach „Würmern“ zu prüfen. Wie lebhaft die Fantasie der Sträflinge ist, davon wissen besonders die Anstaltgeistlichen häufig zu berichten. Manchem der Anstaltbeamten hat die glutvolle Einbildungkraft der Detinierten böse Stunden der Sorgen um Ansehen, Ehre und Würde gebracht.

In einem Korrektionhause meldete z. B. der Oberaufseher, nach Aussagen der und der Gefangenen sitze der Anstaltgeistliche in der Anstaltkapelle und halte auf dem Schoß eine bestimmte Aufseherin. Der Oberaufseher hatte sich von der Richtigkeit der Angaben garnicht überzeugt, denn eine Untersuchung ergab, daß der katholische Anstaltgeistliche an jenem Tage garnicht in der Anstalt weilte! Die Aussagen der Sträflinge waren so eingehend gemacht, daß man nur an Halluzinationen denken konnte.

In einer Weiberanstalt erklärten auf einmal die Dirnen, der Anstaltgeistliche drücke sich so dicht an sie heran, daß er „die Brüste stoße“. Dem Anstaltarzt warfen sie vor, sie müßten sich bei jeder Kleinigkeit völlig entkleiden — „weil sie schöne Körperformen hätten;“ einem Strafanstaltinspektor schoben sie unter, „er kokettiere mit den Blicken“!! Alles war aber Lug und Trug! Wahnvorstellung war, der kath. Anstaltgeistliche schaue durch den „Judas“, kleines Beobachtungfenster, wenn die jüngeren Weiber badeten, ebenso wenn die Mädchen der Jugendabteilung zu Bette gingen. Einer katholischen Ordenschwester, die im Gefängnis Dienste tat, warfen die Dirnen vor, sie suche Streit, um die begehrte Gefangene aufs Bett zu werfen und dann mit ihr im fingierten Handgemenge Unzüchtigkeiten zu treiben durch Klemmen der Schenkel zwischen die eigenen Beine. Direktor a. D. Th. stand während seiner Amttätigkeit auf einmal im Verdacht, sein früheres pausbackiges Dienstmädchen „abends am offenen Fenster nackt auf Brüste und Nabel und Geschlechtteil zu küssen“. Die peinliche Untersuchung all der angeführten Fälle ergab, daß auch nicht ein jota der Angaben zutraf. Die verdächtigten Beamten waren in niederträchtiger Weise verleumdet und angeschwärzt worden und litten zum Teil infolge der Bestimmtheit der anklägerischen Angaben wochenlang große Seelenqualen.

Manche Angabe mag Ausfluß von Gehässigkeit und Verleumdungsucht gewesen sein, vielfach handelte es sich aber gewiß um haftpsychotische Erscheinungen.[1])

Das ist zu folgern aus anderen Vorstellungen, so wenn z. B. Gefangene angeben, das verdaute Essen setze sich um den Arm

---

[1]) Für einen Zeitraum von 40 Jahren sind uns drei Fälle bekannt geworden, in denen Beamte nachweislich mit ihnen anvertrauten weiblichen Sträflingen fleischlich verkehrten. a) ein Amtrichter mit einer wegen Prostitution eingelieferten Frauenperson; b) ein Korrektionhausaufseher, der nachts in den Zellen verkehrte, c) ein Amtgefängnisaufseher.

fest, das Harnen falle schwer, weil die Scheidenöffnung zuwachse, im Anstaltessen seien Käfer, Würmer, Mäuse; eine unverdaute Bohne habe sich in der Brustwarze festgeklemmt; die Gefangenenköche würden ihr Schamhaar ins Essen tun; das Essen sei vergiftet, die Suppe schmecke, als ob man darein geharnt habe.

Wahnbildungen anderer Art sind: Der Staatanwalt oder Untersuchungrichter habe die Verhaftung angeordnet oder verlängert, um mit der Frau des Angeschuldigten oder der erwachsenen Tochter geschlechtlich zu verkehren. Vergünstigungen während der Strafzeit könne eine freie weibliche Angehörige erwirken bei Polizei, Richter oder Staatanwaltschaft durch körperliche Preisgabe. Man komme in die Zelle, damit die Aufseher ungestört die Frau oder eine sonstige weibliche Angehörige notzüchtigen könnten.[1]) Die Aufseher schütteln die Wäsche aus, um zu schauen, ob man nicht etwa onaniere.

Derartige Vorstellungen und Ideen, die in ihrer Gesamtheit gar nicht aufzählbar sind, sprechen für Art und Stärke der erotischen Krisen während der Strafzeit. Aber auch die vielen Aufregungzustände während der Strafverbüßung wurzeln nur zu oft in erotischer Sphäre. Es gibt Augenblicke, in denen männliche und weibliche Sträflinge (ganz abgesehen von Menstruationen bei den Frauen) — völlig unbotmäßig werden, pfeifen, strampeln, nackt im Schlafsaal umhertollen, „Schelmenlieder" brummen oder laut singen, schreien, obszöne Gebärden machen, obszöne Zeichnungen entwerfen oder ohne Veranlassung um sich treten. Manche dieser Erscheinung kann einzig auf sexuelle Vorgänge zurückgeführt werden. Es sind diese Momente der Erregung als motorische Entladungen eines gesteigerten aber unbefriedigten Geschlechtlebens aufzufassen.

Durchaus unzutreffend erscheint darum die Ansicht von Strafvollzugbeamten, die dahin geht, der Sträfling könne gar keine erotischen Gedanken bekommen, weil er im Gefängnis nichts sehe, nichts lese, was die niedere Sinnenwelt reize. Amtlich gewiß wird dem Inhaftierten nichts dargeboten, was in das Gebiet der Erotik einschlägt, aber damit ist die Basis des Strafvollzuges doch noch nicht erschöpft, wie das Kassiberschreiben usw. erweist.[2])

Und die Leute bringen doch mit Ausnahme ganz weniger Individuen Erfahrungen auf dem Gebiet des Geschlechtverkehres zur

[1]) Cfr. auch Lumpp, l. c. S. 125. — [2]) Havelock Ellis, Geschlechttrieb und Schamgefühl, III. Aufl. II. Abschnitt.

Genüge mit in die Gefangenschaft Die meisten Sträflinge haben ja schon frühzeitig das Geschlechtleben kennen gelernt oder selber betätigt. Man braucht da nur an das Wohnungelend, Schlafstellenwesen (Schlafburschen und Schlafdirnen), an Schund- und Schmutzliteratur zu erinnern. Im Gefängnis kehren zu dem unbeschäftigt gelassenen Gehirne gerade diese fleischlichen Erinnerungen, wie unzählige Aussagen der Inhaftierten erweisen, am ehesten zurück.

Viele Sträflinge leiden körperlich infolge stetig wiederkehrender erotischer Traumgebilde.[1])

Dem suchen die Leute gelegentlich durch Onanieren auszuweichen mit dem Vorgeben, „lieber einmal gründlich“ als tage- oder wochenlang unter einem förmlichen Druck hinzusiechen.

Medizinalrat Lumpp erwähnt, es sei nichts seltenes, daß solche Leute beim Arzt den Antrag stellen, kastriert zu werden oder doch die Samenstränge reseziert zu bekommen.

Da der Arzt diesen Bitten nach Lage der Gesetzgebung in Deutschland, Österreich-Ungarn u. s. f. nicht entsprechen kann, vollziehen die Sträflinge gelegentlich selber die Operation an sich. „Einem Mörder“, berichtet Lumpp (l. c. S. 121), waren diese sexuellen Erregungen selber zum Ekel, er glaubte durch maßloses Onanieren sich so ruinieren zu können, daß er vor Schwäche sterben werde, und als das nicht eintrat, griff er zum Messer und wollte sich den Penis abschneiden. Es kam zu einer kolossalen Blutung und die eintretende Ohnmacht hinderte ihn am weiteren Vorgehen.

Ein anderer versuchte in einer solchen verzweifelten Stimmung sich selber mit dem Brotmesser zu kastrieren, auch hier gebot die eintretende Blutung Einhalt. —

Aus Ekel vor den nächtlichen schwächenden Pollutionen versuchte sich ein Sträfling mit einem geschliffenen Löffelstil, der ins Mauerwerk getrieben war, die Hirnschale zu spalten, indem der Mann wie ein Widder gegen den Löffelstumpf stürmte.

In Frauenanstalten bleibt dem Arzte manchmal nur übrig die Ektomie der Clitoris, um etwas Ruhe zu schaffen. Wird die Ektomie verweigert, so ist auch schon vorgekommen, daß weibliche Strafgefangene die Clitoris sich gegenseitig wegbissen, da ihnen Messer oder sonstige Schneidewerkzeuge genommen waren. Auf die Einzelheiten dabei können wir verzichten, da ja nur die Aufmerksam-

---

[1]) Dies besonders, wenn in derselben Anstalt auch Frauen detiniert werden und die Männer z. B. während des Gottesdienstes die Frauen singen, husten, laut beten hören oder auf Spazierhöfen Stimmen der Weiber hören.

keit der ärztlichen und richterlichen Kreise auf derartige Erscheinungen gelenkt werden soll, um eine wissenschaftliche, also systematische Untersuchung zu ermöglichen. Denn mit einfachen Moralvorstellungen durch Gefängnisleiter, insbesondere durch Gefängnisseelsorger, wie dies gemeiniglich geschieht, ist diese Materie nicht abgetan. Hier müssen wir schon noch etwas tiefer tauchen. Der Sündenbegriff ist nicht genügende Hemmung bei dem Gros der Gefangenen. Die Gefangenen fürchten nicht Zusatzstrafen z. B. bei Begehung analerotischer und artwidriger Unzucht.[1])

Daß unter Umständen im Gefängnisspazierhof Anstaltkatzen, überhaupt Tiere, wie Hunde, selbst Enten zur Befriedigung des Triebes aufgegriffen werden, ist nicht unerklärlich.

Mancher Detinierte, der als Onanist verdächtig ist, wird von den Aufsehern als „normal“ gemeldet, weil man in der Leib- und Bettwäsche keine „Flecke“ wahrnehme. Diese Feststellung genügt, wenn schon einmal erforderlich, keineswegs, denn es wird von im Strafvollzug sehr erfahrenen und menschenkundigen Beamten (und das ist nicht jeder Gefängnisbeamte) auch festgestellt: Onanieren in Anstaltbrot, in Arbeitmaterialien und dergl. mehr, sogar in Fugen des Mauerwerks!

In einer Anstalt, in der sich fleißige Detinierte Wurst als Zusatznahrung aus dem Peculium erwerben konnten, hatten die Wursthäute Schmuggelverkehrwert in der Anstalt, da die Haut als Samenfänger für Onanisten galt. Die Einzelheiten der eklen Prozeduren dabei können wir gewiß ersparen.

Von dem Leiter einer Frauenanstalt kam uns zu Gehör, daß eine zeitlang einzelne Weiber solche Wursthäute mit Sägemehl aus den Spucknäpfen füllten und vernähten und nach Tränkung mit Nähmaschinenöl als geschlechtliches Reizmittel im Schlafsaal benutzten. Die Sache wurde verraten, weil eine leerausgegangene, auf der betreffenden Arbeitstation mißliebig gewordene Mitgefangene aus Rache heimlich Nähnadeln in diese Reizkörper brachte. Bei der Verwendung des Reizkörpers verletzte sich dann eine der Ge-

---

[1]) Eigene Wunschvorstellungen schieben Gefangene gerne anderen, auch Oberbeamten zu. So behauptete ein Gefangener, der bei dem Direktor als Bursche tätig war, gegenüber dem Oberinspektor, durchs Schlüsselloch!! wahrgenommen zu haben, wie der Direktor eine ihn besuchende Dame langsam völlig ausgekleidet und dann sich selber ausgezogen habe, um sein Glied in den After der Dame zu stecken. Hier unterstellte der Gefangene dem Direktor Handlungen, deren Vornahme der Sträfling in seiner Vorstellung selber tätigte.

fangenen. Obwohl die Blutung nicht bedeutsam war, kam es zu aufregenden Szenen.

Gefängnisärzte werden uns dabei bestätigen, wie exaltiert geradezu viele Gefangene sind, wenn sie nur ein bischen Blut am eigenen Körper fließen sehen.

Wenn Dr. Lumpp angiebt, in der Einzelhaft treibe nur der Onanie, der es draußen schon angefangen hat, so mag das seinen Erfahrungen, die vom Jahre 1888 ab datieren, gewiß entsprechen. Wir sind leider nicht so optimistisch!! Und zwar nicht etwa auf Grund eigener Beobachtungen, sondern auf Grund von Mitteilungen von Gefängnisbeamten, die 40 Jahre und mehr im Strafvollzuge tätig waren oder es zum Teil noch sind.[1])

Mancher entbehrt neben dem Tabak am schmerzlichsten den Geschlechtgenuß im Gefängnis. Ein obszöner Kassiber eines Zellennachbar bringt viele in solche Aufregung, daß sie sich „lieber ausschleimen", „ausputzen", „die Natur kommen machen", „den Lebensaft ausdrücken", „den Affen abmelken", „das Gemächt entkräften" oder „entleeren", die „Geschlechthitze sich nehmen", den „Zeppelin entgasen" usw. usw. als tagelang „wüste Gedanken" zu haben oder „nächtelang Bockwut" haben, „niedergeschlagen zu sein", „Gehirndruck" zu leiden. Im Allgemeinen dürfte die Einzelhaft kein Palliativmittel gegen Onanie sein! Mancher kommt dazu erst in der Einzelhaft, weil er sonst keinen „Zeitvertreib" hat. Namentlich wird die Versuchung dann groß, wie Entlassene angaben, wenn man wochenlang nur moralisierende Lektüre bekommt, wenn mystische, nur religiöse Gebiete tangierende Bücher gereicht werden, wenn die Spaziergänge auf dem Anstalthof bei schlechtem Wetter wochenlang auf ein Minimum reduziert werden, wenn die Abteilung weibl. Gefangenen in Seh- und Hörweite ist, wenn Aufseher oder Angestellte der privaten Arbeitgeber zur Abwechselung des Diensteinerlei zoten, wenn in der Zelle an den Wänden oder sonstwo z. B. Ofenrohren obszöne Zeichnungen eines ehemaligen Zelleninsassen gefunden werden usf.

Man wird den tatsächlichen Verhältnissen wohl am nächsten kommen, wenn man diese Angaben mit jenen von Dr. Lumpp mischt und dann halbiert. Denn das Gefängnis ist nicht das Reich der Reinen im Geiste, selbst wenn in diesem Reiche manch „dörperhafter Bursche", manch „reiner Tor" weilen mag, dem eine

---

[1]) Steigerung des Geschlechtlebens in der Einzelhaft stellen fest auch Leppmann, Max Treu.

Dorfschlägerei, eine böse Wilderergeschichte, Schmuggelei, Meineid aus Dummheit geleistet, Diebstahl aus Familiennot, ein Preßdelikt etc. hinter die Eisengitter brachte. Was die Anstalten mit Gemeinschafthaft anbelangt, bewahrt ein halbgeflüstertes Schmutzgeschichtchen manchen vor dem Akt absichtlicher Samenergießung, weil sich der Mann an dem Gehörten genug sein läßt. Viele werden allerdings erregt. Und da wo die großen gemeinsamen Schlafsäle vorherrschen, ist dem wechselseitigen Geschlechtverkehr wirksam gar nicht zu steuern. Man faßt zwar gelegentlich ein paar Leute, aber die andern werden nur vorsichtiger. Geradezu infernalisch werden die Zustände, wo in den Schlafsälen die Abortverhältnisse so ungenügend geregelt sind, daß ein großer Kübel im Schlafraum aufgestellt wird. Kann es da verwunderlich sein, wenn die schlechteren Elemente von den besseren eine sogen. „Schw.- oder A.-Parade“ oder im Weibersaal „Vaginarevue“ selbst durch Gewaltandrohung zu erzwingen wissen. Und diese Paraden (bestehend im Aufsuchen des Kübel mit emporgestreiftem Hemd), ist noch nicht das Schlimmste im Verhältnis zu den Dingen, die den Kübelbenutzer am Kübel erwarten. Ein Gefangener, der sich hinter dem Kübel duckt, kann einer ganzen Schlafsaalabteilung seine gefällige Hand leihen, ohne daß der Nachtaufseher, besonders wenn es ein gebrechenreicher, armer Teufel ist, etwas davon zu sehen bekommt.[1])

Wer aber ist der Tadelnswerte? Die Gefangenen oder die Direktion nebst der Gefängnisverwaltung, die durch aller Sitte hohnschreiende Schlafsaal- und Abortverhältnisse derartigen Zuchtlosigkeiten und Unzüchtereien Vorschub leistet? Wann werden unsere Gefängnisvorstände, die Herren Chefs der Direktoren, endlich so laut ihre Stimme ertönen lassen, daß zur Wahrung der Menschenwürde, jeder Inhaftierte seine eigene Schlafzelle bekommt? Die Individualbehandlung steht in diesem Falle leider auf dem Papier. Hier tut Reform bitter not, denn Gefängnisverhältnisse sind mit Kasernenverhältnissen nicht zu vergleichen! Hier gilt es, das Sittlichkeitgefühl der Inhaftierten zu heben, zu kräftigen, nicht vollends von Staatwegen zu tilgen und zu ersticken. An den Seelsorgern, den Anstaltgeistlichen wäre es doch, durch energischere Proteste die Landparlamente von der Notwendigkeit dieser beregten Reform zu über-

[1]) Es sind nicht gerade die intellektuell und moralisch höchststehenden Feldwebel a. D., die sich zu diesem Dienste (Aufseher) melden, schreibt Stefan Großmann: Österreichische Strafanstalten. Wien 1905, S. 35.

zeugen, damit die Geldmittel bewilligt werden. Reform ist nötig. Leider gibt es neben guten auch Seelsorger von schlechter Qualität, sodaß die solchen Geistlichen überlieferten Sträflinge einen in die Seele dauern. Denn wer beim Strafvollzug tätig sein will und nicht mit einem Tropfen sozialen Öles gesalbt ist, der wandelt mechanisch den Strafvollzug ab, wird aber nicht individual die Leute behandeln und erst recht nicht an der Hebung der Detinierten arbeiten können.

Die Forschung nach Klarstellung der Gefängnispsychosen wird auch der Frage berühren müssen, ob und wieviel Narzisse, ganz abgesehen von Onanisten, in der Sträflingbevölkerung wahrzunehmen sind. Ebenso Fälle von Autosadismus. Lumpp erwähnt aus Bruchsal den Fall eines Jugendlichen. Der brachte sich Wunden am ganzen Körper, darunter am Rücken des Phallus bei. Bei einer Körperschau wurde das Fehlen des Nabels festgestellt, und die linke Brustwarze war abgeschnitten. Nach Überführung des Burschen in die Krankenabteilung biß er sich so tief in den Oberarm, daß heftige Blutung eintrat Der Bursche gestand nach langem Zureden, daß ihm diese Grausamkeiten Wollustgefühle und Samenergüsse brachten. Der Tropf hatte über das Geschlechtleben „ganz falsche, absonderliche Vorstellungen.“

Welche? Über diese die Psychoanalyse interessierende Frage mußte Medizinalrat Lumpp mit Stillweigen hinweggehen. Der Bursche hat unter der Behandlung des erfahrenen Medizinalrates sein Treiben eingestellt. Nach der Entlassung heiratete er und lebt still und zurückgezogen in seiner Heimat.[1])

Als bedeutsam führen wir hier auch noch den von Lumpp erwähnten Fall von Nekrophilie an. (Lumpp spricht von Nekrosadismus). Ein mehrfacher Mörder, ein wahrer Tiermensch, fand erst Triebbefriedigung, nachdem er die ermordeten weiblichen Personen geschlechtlich schändete (also Leichenschändung verübte) und danach den Leichnam verstümmelte, um die Leichenteile umherzustreuen. Zwei Morde waren dem Hallunken geglückt. Das dritte Opfer, ein Mädchen, konnte sich rechtzeitig durch einen Sprung zum Fenster hinaus aus den lebenvernichtenden Umarmungen retten. Diese Person gab an, der Mordbube habe sich mit den Worten: „Hin mußt du sein, aber langsam mußt du hin sein“, auf sie gestürzt.[2]) Im Strafhause führt sich dieser Kerl frech auf und liegt bei jedem Schnackenstich dem Anstaltarzt auf dem Halse.

---

[1]) l. c. S. 122. — [2]) l. c S. 109.

Für dieses Subjekt wäre die Resektion der Samenstränge — das geben auch wir zu — ein wahrer Segen und ein soziales Sicherungmittel. Denn wenn dem Kerl, was zwar nicht wahrscheinlich ist, ein Fluchtversuch gelingen sollte, so wäre mit unzweifelhafter Gewissheit ein neuer Mordfall zu erwarten.

All diese Einzelfälle führen wir an in der Absicht, weitere Kreise auf die Wichtigkeit systematischer Untersuchung haftpsychotischer Erscheinungen aufmerksam zu machen! — Gleichzeitig möchten wir Staatanwälte, Gefängnisvorstände, Anstaltleiter dringend und nachdrücklich bitten, als Vorbeugungmittel von Gefängnispsychosen, dem Geiste der Inhaftierten mehr und zweckdienlichere Nahrung als seichte Erbauunglektüre zu reichen. Erbauunglektüre gewiß, aber gediegenster Art! Und daneben eine Tagzeitung, damit die Leute im Zusammenhang mit den Dingen der Außenwelt bleiben. Welche Zeitung? Das bleibt sich egal und wenn es nur ein Staatanzeiger oder Reichanzeiger wäre! Ferner sind nötig Pflege des Gesang- und Turnunterrichtes und zwar nicht für jüngere Leute allein, sondern für alle Sträflinge ohne *Ausnahme*. Schaden wird's keinem Inhaftierten, ein und mehrere schöne Volklieder an Stelle geistloser Gassenhauer mit hinaus in die Freiheit zu nehmen.

Reinere Luft verlangen wir für die Atmosphäre der Strafhäuser!

* * *

Anmerkung: Im Anschluß an vorstehende Zeilen möchten wir noch darauf hinweisen, daß psychotische Erscheinungen öfter auch bei Gefängnisbeamten namentlich Unterbeamten wahrzunehmen sind. Diese aus der Eigenart des anstrengungreichen Gefangenendienstes resultierende Erscheinung bedarf einer nicht minder peinlichen Untersuchung. Was sollen die bestgemeinten Strafvollstreckung-Bestimmungen, wenn die Ausführung dieser Bestimmungen nicht in den Händen ganz gesunder geistfrischer Elemente liegt. Man mißverstehe uns bitte nicht! Wir anerkennen gern und vorbehaltlos, daß Deutschland und Oesterreich, auch Frankreich, die Schweiz und Luxemburg, Belgien, Holland, Dänemark usw. ein dienstergebenes Gefängniswärterpersonal aufweisen. Wir anerkennen, daß all diese Staaten (die Verhältnisse in andern Ländern kennen wir literarisch zu wenig —) bestrebt sind, gute Beamte zu haben. All das verhindert aber nicht, daß manche tüchtige Aufseher plötzlich einen „Tic“ bekommen. Die Tatsache wird uns wohl mehr denn ein Anstaltleiter restlos zugeben. Und namentlich Direktoren an großen Anstalten, in denen die Sträflinge nach dem

System der gemeinsamen Haft verwahrt werden, dürften unserer Behauptung beipflichten.

Die psychotischen Erscheinungen, unter denen Aufseher erkranken, sind verschiedener Art. Wir führen nur selbstbeobachtete Arten an, in der Erwartung, in Bälde eingehenden medizinischen Untersuchungen begegnen zu können. Psychotische Erscheinnngen bei Gefangenenaufsehern äußern sich z. B. in: plötzlicher Unfähigkeit, größere Abteilungen zu beaufsichtigen, Furcht überfallen zu werden, Nervosität, wenn Gefangene den Aufseher nur anblicken, Einbildung, man müsse schlafen, wenn der und der Gefangene scharf den Aufseher anblicke. Weitere Momente: Furcht, ein zu Entlassung kommender Sträfling werde mit der Frau (Aufsehergattin) oder einer der Töchter geschlechtlich verkehren, Wahnvorstellung, ein Aufseherkollege verführe die Gattin, oder der Inspektor oder der Anstaltgeistliche kokettiere mit der Aufsehergattin. Die Folgen sind: Eifersuchtszenen, häusliche Prügelei und Drohungen, obwohl die Gattin ein Muster von Treue und der Aufseherkollege, Inspektor, Anstaltgeistliche im Geringsten nicht an die Frau eines Aufsehers dachten.

Momente anderer Art: Meldungen, Anzeigen über angeblich ungehorsame Gefangene, während sich bei der Untersuchung herausstellt, daß es sich um übertriebene Dinge handelt oder gar um Sinnetäuschungen. Manche Meldung erweist sich im allgemeinen richtig, aber der Aufseher schreibt den Namen eines gänzlich unbeteiligten auf und ist bereit, die Meldung zu beschwören, obwohl der Name sich als Erinnerungtäuschung ergiebt. Beim Nachtdienst hört solch ein Aufseher überall „Stimmen", „sieht Schatten wie fluchtverdächtige Leute". Daß solche Aufseher eine wirkliche Gefahr für den Strafvollzug sind, braucht man kaum darzutun. Die Sträflinge merken rasch, wenn es mit einem Aufseher „nicht mehr richtig ist" und es heißt von dem „er spinnt", „er schläft", „er träumt wachend". Boshafte Kerle hängen dem Aufseher dummes Zeug ins Ohr und machen den Mann noch wirrer. Man hetzt ihn gegen andere Aufseher auf, lügt ihm vor, der und der Aufseher habe dies und jenes gesagt, Spottgedichte werden dem Aufseher vor die Augen gebracht, daneben obszöne Verse, in denen das Eheleben des Wärters und seiner Frau kritisiert und verhöhnt wird. Erregungzustände ergeben sich weiter, indem der Wärter plötzlich vergißt die Türen zu schließen oder indem er bereits geschlossene Türen ohne Grund und Zweck bewußtlos

wieder öffnet oder in Mißhandlungen von Gefangenen, Ausbrüchen von Jähzorn gerät. Ein Aufseher eines Gefängnisses ließ z. B. die Leute seiner Abteilung gelegentlich stundenlang über einen alten Kehrbesen springen, wer sich weigerte, wurde geprügelt; derselbe Aufseher ließ die ganze Abteilung aber auch gelegentlich aus seiner Tabakpfeife rauchen, um in der nächsten Stunde vielleicht den Leuten seine Schlüssel ins Gesicht zu werfen. Ein anderer Aufseher klagte, seine Frau treibe sich mit anderen Aufsehern umher, denn ein „Summen im Kopfe“ beweise dieses. Wieder ein anderer Wärter glaubte, seine Frau habe es mit einem Bauunternehmer. Der Wärter bat den Direktor oft mitten im Tag, schnell einmal nach Hause gehen zu dürfen, um nach seiner Frau zu sehen!! Der Mann bekam Heimekel, ging von der Anstalt ins Wirthaus und von da wieder in die Anstalt, bis es eben nicht mehr ging! Ein anderer Aufseher bekam als Nachtaufseher den Einfall, in der Aufseherstube alle Waschschüsseln vollzuharnen und leugnete die Tatsachen, die gar nicht bestritten werden konnten, ab. Es liegt uns ferne, hier einen Katalog aller beobachteten Erscheinungen aufzustellen, nur hinweisen muß man auf die Wichtigkeit, solche Vorgänge und Zustände zu untersuchen, um derart Leidenden möglichst rasch Hilfe bringen zu können. Das ist besonders bei den Aufsehern bedeutsam, weil die Interessen der Detinierten dabei auf dem Spiele stehen. Die Strafhausatmosphäre ist mit so viel Mißtrauen und Nervosität geladen, daß auch die besten Kräfte im täglichen Umgang mit den aus allen Schichten stammenden Sträflingen zermürbt werden müssen, wofern ihnen nicht Erleichterungen gewährt werden.

In kaum einem zweiten Beruf als dem des Gefangenendienstes ist die Ausbeutung der Menschenkraft so stark und rigoros. In vielen sehr vielen Anstalten beginnt im Sommer der Dienst um 5 Uhr früh, dauert bis 12 Uhr, dann Pause bis 1 höchstens $^1/_2$2 dann wieder Dienst bis 7 oder 8 Uhr abends. Dazu kommt als Pflicht in gewitterreichen Sommernächten, Antreten bei Ausbruch eines Gewitters. Bricht z. B. 10 Uhr nachts ein Gewitter aus, so muß der Aufseher erscheinen, bis das Gewitter vorbei ist, bricht ein zweites Gewitter aus, muß er abermals erscheinen. Und am nächsten Tag hat er zum Tagdienst pünktlich anzutreten!! Ob die Uniform naß oder nicht ist, spielt dabei keine Rolle, noch weniger ob der Mann geschlafen hat oder nicht! Für den Gewitterdienst wird keine Entschädigung gewährt, wenigstens nicht

als Regel. Unter diesen Umständen wird man manche Depression beim Wärterpersonal eher begreifen. Reformierend vermag hier der Arzt, vor allem der Psychoanalytiker einzugreifen. Daneben aber wünschen wir den Strafvollzugbeamten hilfbereite Sozialpolitiker in Parlament und Presse und sozial empfindende Staatanwälte.

---

## Ein altwiener Alraunmännnchen.

Mit einer Abbildung. Von Friedrich S. Krauss.

Unserem in Entwicklung begriffenen, noch sehr auf das Wohlwollen der Anthropophyteiaforschungen freundlichen Gönner und Gönnerinnen zählenden Museum erotischer Gegenstände widmete Frau Karoline Ruyder, die an einen Holländer verheiratet gewesene Wiener Fabrikantentochter den Deminutivsarg mit dem Alraunmännchen darin, von dem wir im Anhang eine Abbildung bringen. *Für die Güte sei der Frau hier nochmals aufrichtig gedankt.* Als Mädchen erwarb sie etwa ums Jahr 1880 die Truhe um 5 Gulden von verarmten alten Leuten, den letzten Nachkommen einer altwiener, einst reichen und angesehenen Familie, wo man das Männchen als ein Erb- und Glückstück hoch in Ehren gehalten hatte. Wie die Flecken zeigen, brannte man ehemals zu Häupten und zu Füßen des Sarges, vielleicht auch daneben Wachskerzchen an. Ob die Zahl von 21 Wachstropfen auf dem Sargdeckel zufällig oder beabsichtigt worden sei, weiß ich nicht. Frau Ruyder kann über den Sarg und das Männchen keinerlei weitere Auskunft geben als die, daß ihr sein Besitz nicht die geringste Glückmehrung gebracht. Ihre zwei aufgeklärten Söhne wünschten, die Mutter möge doch endlich einmal das unheimliche und greuliche Zeug verbrennen, aber die Frau gedachte in ihrem Sinn, mir damit ein Angebinde für unser Museum zu machen, und das war den jungen Herren auch recht.

Von der erotischen Bedeutung der Mandragora und des Alrauns handeln wir schon in unserem verjüngten Dulaure (Die Zeugung in Glauben, Sitten und Bräuchen der Völker, verdeutscht und ergänzt von Krauss, Reiskel und Ihm, Leipzig 1909, S. 90 ff., auf S. 100 Anm. 7 und 9 und S. 223) ab, wo wir auch reichlich die erforderliche Literatur vermerken. Zu erwähnen wäre noch dazu aus neuerer Zeit Fred. Starr, Notes upon the

Mandrakes, American Antiquarian 1901 und Dr. Aigremont, Volkerotik und Pflanzenwelt, Leipzig 1908, I, 14, 15, 17 und II, 4—7 (Kräuter und Blumen).

Auf Grund meiner Kenntnisse ist es für mich zweifellos, daß das Trühlein tatsächlich einen Alraun berge. Um völlige Sicherheit zu erlangen, fragte ich bei dem Direktorium des Germanischen Nationalmuseums an, ob man nicht dort etwa ein gleichartiges Stück habe. Mit einer Bereitwilligkeit, wie ich sie nur von Prof. Obst, meinem unvergeßlichen Freunde und Mitbegründer der Anthropophyteia gewohnt war, antwortete mir der Direktor aus Nürnberg den 10. September 1912, sandte mir vier Werke aus der Musealbibliothek zur Belehrung zu und bemerkte dazu im Geleitbriefe:

„Im folgenden geben wir Ihnen eine in der Bibliothek unseres Museums erstellte Literaturzusammenstellung betr. „Alraun;" weiter: Herm. Peters, Aus pharmazeutischer Vorzeit in Bild und Wort, I. Bd. 3, umgearb. Aufl. Berlin 1910, S. 241ff. Abbn. S. 242, 243, 244, 245, 247 (deckt sich mit des Verf. Beitrag zu den Mitt. a. d. germ. Mus. I. Bd. [Jhrge. 1884—1886] S. 242—246). — A. R. v. Perger, Über den Alraun; Berichte und Mitteilungen des Altertum-Vereines zu Wien Bd. V, Wien 1861, S. 259—269. — Der Sammler, hrg. von Dr. Hans Brendicke, VIII. Jhrg. 1886 (Berlin 1887) Spn. 137/138: 3 Abbn. zu einem Aufsatze: „Die Werkzeuge des Aberglaubens" (Dieselben Abb.!) — Joh. Gg. Keyssler, Antiquitates selectae septentrionales et Celticae. Hannoverae 1720, Fig. XVI. Pag. 507: „Alruna magica Lipsiensis". — Katalog der im german. M. vorh. z. Abdrucke bestimmten geschnittenen Holzstöcke v. XV.—XVIII. Jhdte. Zweiter Teil. XVII.—XVIII. Jahrhdt. Hg. Verl. d. germ. Mus. 1894, 8°. Abb. v. Hst. 1764 auf S. 82, Text S. 88. —

Ohne Abbildungen: Anzeiger f. Kunde d. dtschn. Mittelalters 1834. III. Jhrg. S. 202. — J. W. Wolfs Ztschft. f. Dtsche Mythologie und Sittenkunde I. Bd. Göttingen 1853. S. 461 (F. Vöste, Alraun).

Ein im Aufsatzrepertorium der Bibliothek noch nachgewiesener Aufsatz über die Alraunwurzel im Volkglauben in „Das illustr. Buch der Welt", Jhrg. 1866, Nr. 10, S. 711 ist hierorts nicht vorhanden".

Wertvoll ist Dr. Alfred Schlossers Monographie: Die Sage vom Galgenmännlein im Volkglauben und in der Literatur, Münster i. W. 1912. Vrgl. auch Bourke, Krauss und Ihm, Der Unrat usw. S. 343f. u. Anm. 2., S. 407 u. 409; S. 551 unter Vulpius.

—

Keine in den angeführten Büchern enthaltene Abbildung entspricht näher der Gestalt und dem Trühlein unseres Alraunchens. Daß es aber ihre wohl ganz gleiche auch zu Ende des XVI. Jahrh. gegeben haben muß, beweist mir nachfolgende Angabe, die ich v. Perger entnehme.

Del Rio sagt: „Als ich anno 1578 das richterliche Ampt anoch verwaltet ist mir under eines beklagten Licentiaten confiscirten Schriften, neben einem viel wunderlichen Charakteren, Buchstaben und zeichen erfüllten Zauberbuch, auch ein Lädlein wie ein Totensarg formieret, zur Hand gekommen, in welchem ein alt schwarz Alraunmännlein gelegen usw.[1]) Der Alraun wachse aus dem von Gehenkten ausgelassenen Harn, diene zur Vermehrung des Geldes und zur Fruchtbarmachung der Hausfelder. Der Dichter Rist besaß einen Alraun, der in einem hölzernen, rotangestrichenen Sarg auf einer bunten Decke lag. Die zwei Alraune der Kaiserl. Hofbibliothek in Wien liegen „gleichsam in ordentlichen Totenladen.“[2])

Unser Alräunchen stellt ein von Würmern fast bis auf die *Knochen* benagtes Gerippe dar. Die aus einem helleren, leicht weißlichen Stoff angefertigten Würmer sind der Gestalt aufgeklebt, über den Scheitel, über die Ohren bis ans Kinn herab hängen noch Haarbüschel flach herab. Sie sind unten beschnitten. Im Rücken ist die Schnitzerei roh ausgeführt und ohne Würmer. Die flach oben abgesägte Schädeldecke weist die Gliederung einer Wurzel auf, die an ihrem Endstücke zur vollen Wiedergabe des Schädels nicht ausreichte. Im Trühlein liegen zu Häupten als Unterlage Holzabsägeschnitzel angeklebt, ferner zu Füßen eine braune Maus, eine zweite rechts bei der Hüfte, vier Kröten, die da herumkriechen, und eine Schlange, die den Kopf erhebt. Außerdem einige Würmer die auf der seidenen Unterlage herumkriechen. Vielleicht fielen sie von der Gestalt ab? Das Totentrühlein ist gerade 10 cm lang, zu Häupten, an der breitesten Stelle 4 cm und zu Füßen 2,7 cm breit.

Herr Ferdinand Ruyder, der ältere von den Brüdern, sagte mir, er habe in Kärnten bei Bauern öfters Alräunchen vorgefunden. Eine weitere Bestätigung für den Fortbestand des Glaubens an das Alraunmännchen verdanke ich Herrn Karl Trost, Photographen aus Linz. Er schrieb mir: „Im Laufe meiner Militärdienstzeit, die

---

[1]) Del Rio, Disquisitionum magicae, Lovanii libri sex 1599, 4, L., IV, C. 2. Qu. 6, § 4. Nach v. Perger, S. 260. — [2]) A. R. v. Perger, S. 265, 266, 267. Auf S. 269 gibt v. Perger 30 Zeilen seiner Literatur über den Alraun und die Mandragora an.

ich teilweise in Tirol, Salzburg und Oberösterreich verbrachte, hatte ich häufig Gelegenheit, verschiedene Formen dieses Volkglaubens kennen zu lernen. Im Allgemeinen glaubt man, der Alraun bringe Glück und Reichtum seinem Besitzer. Man schreibt ihm aber auch ganz gewisse Spezialzwecke zu. Unter anderem wohnte ich einmal der seltsamen Zeremonie der Ausgrabung einer solchen Wurzel bei. Bei einem Bauern in Tirol machte ich die nähere Bekanntschaft eines Knechtes, dessen Sehnsucht immer nach der Erlangung einer Alraunwurzel ging. Einmal kam er sehr aufgeregt vom Holzschlag nach Hause. Nach langem Zögern gestand er mir, auf einer ehemaligen Richtstätte eine Alraunwurzel entdeckt zu haben. Er schien aber vor dem Ausreissen voll Angst zu sein, weil ja bekanntlich der Teufel seine Hand dabei mit im Spiel haben soll. Auf mein Frozzeln hin bekannte er seine Mutlosigkeit ein, er allein riskiere das Wagnis nicht, worauf ich ihm mit Freuden meine Beistandleistung anbot.

Wir gingen also selbander im Vollmondschein eine Stunde vor Mitternacht an die bezeichnete Stelle hin. Natürlich erklärte er mir, wie alles gemacht werden müsse. Als wir von der Dorfkirchturmuhr die zwölfte Stunde schlagen hörten, schritten wir auf die Wurzel zu, die der Bursche vorher schon mit einem stumpfen Messer gelockert hatte. Mit abgewandtem, totbleichem Gesichte näherte sich der Bursche ihr und riß sie mit einem Ruck heraus. Wie er angab, erschreckte ihn im selben Moment ein fürchterlicher Schrei, den die Wurzel ausgestoßen habe, und gleichzeitig erblickte er unter den nächsten Bäumen einen Hund mit feurigen Augen, der aber sofort wieder verschwand. Das war der Teufel gewesen. Ich, der ich hart neben ihm war, hörte und sah von alledem gar nichts, er schwor jedoch Stein und Bein, das alles gesehen und gehört zu haben und wäre ihm beim Ausgraben ein Fehler unterlaufen, so hätte ihm der Teufi af der Stell 's G'nack umgdraht.

Gewöhnlich schnitzt der Besitzer aus der Wurzel, je nach ihrer Eignung und seiner Kunstfertigkeit, eine menschliche Gestalt, oder auch eine Hexe oder ein Gerippe, und nur selten ist einer bereit, seinen Alraun einem Fremden zu zeigen oder auch nur davon zu ihm zu sprechen.

Meinung und Glaube der Bauern vom Gebrauch und der Wirkung der Alraunwurzel sind verschieden. So hatte z. B. ein Infanterist, der mit mir diente, ein kleines Stück einer Alraun-

wurzel in einem Säckchen um den Hals und behauptete von ihr, daß sie ihn sogar im Kriegfalle vor der feindlichen Kugel bewahre. Auch im Geschlechtleben der Bauern hat die Wurzel eine Bedeutung. So hörte ich von einem schon ziemlich bejahrten Manne, ihn schütze die Wurzel vor dem Versiegen der Mannkraft und er sagte mir wörtlich, es werde ihm immer sein Penis stehen, solange als er sie besitze. Er gab mir auch an, habe von Liebenden das eine einen Alraun, so könne aus dem Verkehr keine Schwangerschaft erfolgen. Von anderer Seite erfuhr ich wieder, die Besitzerin einer solchen Wurzel könne nur saubere und kräftige Kinder erzeugen. Bei einem Bauern, bei dem ich im Quartier lag, bemerkte ich über der Stalltür ein angenageltes „Galgenmännlein". Auf mein Befragen hin erklärte mir der Bauer, das Mannele schütze ihm das Vieh (Pferde und Ochsen) vor Hexen und Truden!"

---

## A Fertility Charm from Northern Nigeria.

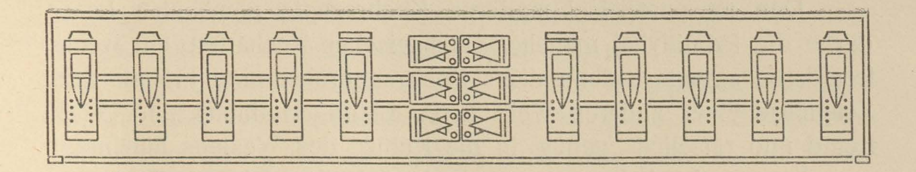
With Illustrations. By J. W. Scott Macfie.[1])

The vessel, of which an illustration is given below, was obtained in 1912 at Ilorin, Northern Nigeria, and is now in the Municipal Museum at Liverpool. It is of the black ware manufactured in large quantities in this town, and is decorated in a simple manner with rows of dots and dashes. With the exception of the curious structure on the lid it resembles in shape an ordinary food bowl, but differs in having a regular base, on which to stand, and in being of a rather stouter make. The natives assured me, that such vessels were juju pots, and related to me the following account of the uses, for which they were intended. Parents, who wish to have children, they said, place such a pot in one of the little juju huts so common in the native towns.

[1]) Bekannt ist der Glaube an die wunderbare Befruchtung des Menschenweibes durch Fische. Vrgl. dazu Bourke, Der Unrat in Sitte, Brauch Glauben und Gewohnheitrecht der Völker, deutsch und neubearbeitet von Krauss und Ihm, Leipzig 1913, S. 500. Die mit Wasser begossenen Bachsteinchen sind ein Ersatz für Fische, der mit Blut beschmierte Topf einer für den Mutterleib und die verschlungenen 'Handgriffe für die Nabelschnur. — Krauss.

Pebbles gathered from the river-bed are placed inside it with a little water, and a fowl having been sacrificed, its blood is poured over the top of the pot. The pebbles, of which a great number are used, are small rounded stones, either semi-transparent or prettily coloured, such as are found in the bed of any stream. I have myself seen one of these pots, all besmeared with blood, standing in a little juju house in Ilorin town.





# Abhandlungen.

## I. Erotik und Skatologie in der südslavischen Küche.

(Mit zehn Abbildungen).

Von Ljuba T. Daničić.

Wenn Mephisto behauptet: „Nur auf Mischung kommt es an“, so gilt dieses Wort für Kochzaubermittel im weitesten Sinne ...

Die Südslavin versteht es, Märchenprinzessin auch im Küchenschurz zu sein. Es ist eine noch gar nicht lange verschollene Welt, in die uns ihre Küchenzauberkünste versetzen. Doch es ist in mehr als einer Hinsicht wohl der Mühe wert, in jene Welt einen tieferen Blick zu tun. Wir befinden uns hier zwischen Menschen von ungewöhnlicher Fantasie, von hohem Liebebedürfnis einerseits und einer noch recht primitiven Moral in sexuellen Dingen, dabei aber einer erstaunlichen Sensibilität anderseits, also zwischen Menschen, die sehr vieles wagen, was im Abendlande der allgemeinen Durchschnittempfindung der höher Gebildeten als zu grell widerspricht. Aber mit der Kenntnis des Milieus dieser Zauberköchinnen ausgerüstet, wird es uns leichter, ihre erotischen Übertreibungen zu verstehen und sie als wichtige Beiträge zu den Anthropophyteia zu würdigen. Denn die Liebe und ihre sinnlichen wie sozialen Gesten, Riten und Moralgesetze sind bei den Südslaven von einer ungeheuren Mannigfaltigkeit. Und nur beschränkter Spießerverstand kann hier enggezogene Grenzen sehen, wo die Natur ihr feinstes Walten entfaltet.

Den an europäisch-moderne Kochrezepte gewöhnten Leser dürfte die Primitivität mancher südslavischer Kocharten ein wenig fremdartig anmuten, denn diese Kochzaubereien sind Früchte und Zeugnisse einer anderen Welt, deren Elend, Hoffnung und Glück fremd und rätselhaft genug in die Kultur des Westens hineinragt und die von der bekannten „gesunden" Volkseele nur allzuoft — sehr wenig aufweisen.

Während der Liebezauber der südslavischen Stick- und Webearbeiten von einem lieben, poetischen Schimmer umgeben ist, sind die Kochzauberkünste im Gegenteil oft undelikat, unappetitlich und nur allzu prosaisch. Das Südslaventum ist trotz allem sonstigen Fortschritt noch nicht aus der Sphäre der Scharlatanerie und des Zauberglaubens herausgekommen. Es ist die Welt der Geheimmittel. Allenthalben tuschelt und lispelt man groteske Erzählungen von gelungenen Zauberkochkünsten, Wundermären von Lieberfolgen und froh gestilltem Sehnsuchtdurste, von allheilend wirkenden Süppchen, kolači und Tränklein aus kundiger Hand. Die Dorfbaba, die zugleich die Verfertigerin und Vertreiberin ihrer Kochzaubermittel und Präparate ist, gehört deshalb zu den wichtigsten Persönlichkeiten im Liebeleben des Südslaven. Es ist daher etwas gar nicht seltenes, daß kecke, unternehmende Weibbilder (auch Männer manchmal), die in anderen Geschäften nicht vorwärtskommen, sofort ihr Glück als Kochzauberinnen unter geheimster Anpreisung der wunderbaren Mittel versuchen. Dieses Amt ist mit jenem der Dorfheilkünstlerinnen eng verbunden, die auch verschiedene andere Krankheiten, mit denen die Liebe nichts gemein hat, kurieren. Aber von diesen Wunderärztinnen will ich diesmal nicht sprechen, es ist ein Kapitel für sich. Ich will mich nur an jene babe halten, die als Liebezauberinnen Kochkünste machen können — und die nicht immer zugleich Giftmischerinnen sein müssen. Freilich sind sie es oft genug.

Der Geschmacksinn der Südslaven hat sich in vielen Gegenden noch nicht zum Kultursinn ausgebildet — und hat in dieser Form auch nicht alle anderen Sinne unterjocht, wie bei uns. In vielen Orten ist das Essen des Südslaven gar nicht abwechslungreich. Man ißt immer nur pura (Maissterz) und Bohnen (gra), oder immer nur Kaffee und Erdäpfel mit Zwiebel und Knoblauch. Nur zu Festtagen gibt es Fleisch und Brot. Daher hat der arme Mann aus dem Volke seinen großen Respekt vor jeder Kochmischung, vor komplizierten Kuchen und Getränken. Sie bedeuten ihm etwas un-

bedingt Besseres, Großes, Ungewöhnliches, Erhabenes. Aber auch in Gegenden, wo man mitunter ganz gut und reich ißt (Slavonien, Südungarn, Serbien), herrscht dieser Wunderglaube vom Laboratorium der baba čaratanka (znahorka bei den Kleinrussen).

Wahr ist es, daß eine solche baba mehr theoretischer Kenntnisse von der Kochkunst überhaupt besitzt, als sie sonst unsere Dorfleute aufweisen. Ihre praktizierten Methoden bestehen in der besonderen Wahl des Kochgeschirres, in der regulierten Verdampfung beim Kochen und in der ungleichmäßigen Wärmeentwicklung bei der Zubereitung der Zaubermittel, dann in sehr reichen Mischungen von Allerlei und in der oft sehr langen Kochdauer. Auch die Normen des Siedens sind viel geübt, dazu kommen noch wirksame Sprüche und Gesten — und das Wunder muß geschehen! Diese oft sehr langen Kochprozeduren verblüffen und flößen Ehrfurcht und Andacht ein — um so mehr, als sie nicht leicht nachzumachen sind.

Alle südslavischen Kochzaubereien haben den Zweck, den Männern Stärke und den Weibern Schönheit herzuzaubern und die Bedingungen der Ehe mehr vom Gefühlstandpunkte aufzufassen. Solange Frauen Mannstärke und Männer Frauenschönheit über alles lieben und die Paarung aus Neigung geschieht, solange geht der menschliche Trieb nicht zu sehr in die Irre. Von diesem Ausblicke aus will ich das Schmausen und Kochzaubern bei uns beleuchten.

Der Südslave ist sehr eßlustig. Man sagt ja bei uns in Chrowotien trbuh domovina (der Bauch ist das Vaterland) und der Bošnjake deutet auf den Magen und sagt: srce me boli (das Herz tut mich weh). Wenn der Südslave zu Eßgelagen geladen ist, dann trägt er immer das sorglos heitere Gesicht eines Mannes, der jahrelang ein gutes Essen und Trinken als größte Wonne kennt. Ein auch im Alter frisches, animalisch naives Gesicht, ohne Nachdenklichkeit. Nur die verklärte Erinnerung an viele delikate Speisen, an viele Gläser und zdravice (Trinksprüche) guten Weines liest man dann auf diesen Gesichtern. Eine gut gepolsterte Leiblichkeit ist ja das Sinnbild höchsten Erdenglückes: des Glückes im Sevdah. Hingegebenheit ans Leben, Sentimentalität, Sinnlichkeit, und so was, wie ein weltvergessenes Balzen ist dann in ihm, in seiner vollen Stimme, in den muskulösen Geberden, in den funkelnden Augen und in dem breit lächelnden Gesichte. Darum werden bei uns alle wichtigen Be- und Entschlüsse — auch die dienstlichen und politischen — bei Eßgelagen — entre la poire et le fromage — gemacht.

Darum flüchtet auch die Zauberin in ihren diplomatischen Liebgeschäften und Liebnöten zu dieser guten Gelegenheit, die sich so vorteilhaft ausnützen läßt. Sie fehlt bei keiner čast (gozba, Festessen), irgendwo in einem Winkelchen lauert sie auf irgendwen von den Gästen, um ihm ihre Mixturen ins Glas zu schütten, das er achtlos zum Munde führt. Nach dem Essen kommt ja immer die Liebe an die Reihe — und so braucht sie auf ihre Erfolge meist nicht lange zu warten.

Auch sind sattgegessene Leute meist übermütig und daher für Schäkern und für Liebhändel leichter zugänglich. Aber auch Arroganz kommt aus sattem Magen, und wenn man zu guten Speisen nicht Zauberkräuter mischt, so kann es erst recht geschehen, daß der zu satte Liebhaber faul und zornig wird. Das Volk sagt deshalb: Ko se vina napije, lahko će se rastrijezniti, ama ko se kruha najede, taj se teško rastrežnjuje. (Wer sich vom Wein betrinkt, wird leicht wieder nüchtern, aber wer sich von Brot satt ißt oder überißt, der ernüchtert nur schwer (d. h. wird seinen Übermut schwer los, z. B. ein Armer, dem es plötzlich recht gut geht, wird oft undankbar, rücksichtlos usw.).

Der Südslave liebt es, seine größten Liebwonnen, wie auch seinen größten Ärger mit dem Worte essen auszudrücken. Im ersten Falle, d. h. von einer süßen Schäferstunde sagt er: izio sam maslenicu (habe den Schmalzkuchen aufgegessen) — und im zweiten brummt er: izio sam sosta vatre za to (habe genug Feuer darum aufgegessen). Dies wichtige Wort kommt freilich auch noch in vielen anderen Sprichwörtern vor, die hier anzuführen ich keinen Grund habe.

Der Südslave älterer Zeit war über alle Maßen gastfreundlich.[1]) Heute ist dies nicht mehr so, weil das Volk ärmer ist.

Einen lieben Gast empfängt der Bosnier auch heute mit ausgesuchter Zärtlichkeit, läßt ihn auf seinem Hausherrenplatz niedersetzen und bedient ihn selber:

| | |
|---|---|
| Lipo ga je Omer dočekao:<br>Na svoje ga misto posadio,<br>Svojim ga je ćurkom ogrnuo<br>Sećerli mu kahvu dodavao. | Gar lieblich Omer ihn empfangen tat:<br>Auf seinen eignen Sitz er hin ihn setzte,<br>Umhüllte ihn mit seinem eignen Pelzrock<br>Und bot ihm häufig dar Kaffee mit Zucker. |

[1]) Vgl. Krauss, Sitte und Brauch der Südslaven. Wien 1885, S. 644—658.

Mahlzeiten von 12—24 Gängen sind bei den Moslimen nicht Seltenheiten und die Männer wissen sie zu genießen, genau so wie die Frauen. Auch das Volklied verherrlicht solche Feinschmeckerei:

Spremaj Meho gospodsku večeru,
Što je slano, nek je i biberli,
Što medeno, nek je i šećerli
Što je masno, nek je i primasno.

Bereit ein herrschaftliches Nachtmahl, Meho!
Was da gesalzen, sei auch wohl gepfeffert,
Was süß von Honig, sei es auch von Zucker
Und was geschmalzen, sei auch zu geschmalzen!

Für Verliebte bereitet man gerne Eierkuchen (Gjul-Baklava, Jajaruša, Burek-Pita, lutma, paluza, hurmice, gjanlazi, halva usw.), doch die Frauen haben es nicht gerne, wenn man ihnen bei der Anfertigung der Süßigkeiten, — die man auch für den Ašik verwendet, — zusieht, weil sie glauben, der böse Blick schade den Eiern. Eischalen dürfen auch nicht unachtsam herumliegen, denn in ihnen sitzen die bösen Geister, und man könnte mit dem Fuße einen solchen berühren, was — Gott gebe es nicht — viel Unheil bringt.

Im Gegensatz zu den anderen Südslaven sind die slavischen Moslimen bei Festgelagen ruhig und singen oder lachen nicht. Sie sitzen auf dem Fußboden um die Sofra herum (ein Tisch ohne Füße, nur mit kurzem Untergestell) und glauben, daß die Engel Gottes während des Speisens die Sofra auf den Händen halten, und vor diesen guten Geistern schicke es sich nicht, laut zu sein und übermütig. Aber das Gelage (Zijafet) ist deshalb doch üppig — und wie!

Poklali su pet stotin volova
Skuhali im pet stotin kruhova
Od pribile jarice pšenice.

Fünfhundert Ochsen schlachteten sie ab,
Fünfhundert Brote buken sie für sie
Aus schneeigweißer Sommerweizenfrucht.

Also berichtet der Guslar von einer bosnischen Hochzeittafel, doch auch in den übrigen Südslavenländern geht es ähnlich zu bei Festen. Im Alltag des südslavischen Bauernlebens sieht es freilich ganz anders aus. Da ist meist Schmalhans Küchenmeister. Die breite Menge des Volkes verharrt auch in puncto der Gaumengenüsse in dunkler, öder Rückständigkeit, fastet viel, nicht jedoch nur der Religion zuliebe, als mehr um einem uralten Volkglauben

und der eigenen Trägheit zu frönen. Nach langer, die Körperkräfte vernichtender Fastenzeit wird dann einmal wieder zu viel gegessen, daher die vielen Magenleiden des Volkes, das der Aufklärung sehr schwer zugänglich ist. Meist genießt man rohe Früchte. Vor dem Kochen und Zubereiten hat man immer genug Hochachtung. Um so leichter hat es da die Kochzauberfrau: bolje je umjeti, nego imati! (Besser kundig zu sein als zu besitzen).

Schmeckt dem Bošnjaken ein langerwartetes Gastmahl, so kann er sich dabei nicht genug räuspern, schneuzen, schlürfen, spucken und rülpsen. Dies ist übrigens echt orientalisch, auch der vornehme Chinese tut solches.

## II. Küche, Herd und Küchengeräte.

Der arme Südslave hat meistens nur eine Stube und eine Küche, die in Bosnien kuća heißt (bei Moslimen mutvak). Die reichen Slavonier wohnen bequemer, haben eine kujna (Kochraum) als Küche und einen Backofen noch separat im Hofe. So auch die Serben Ungarns. Beim Bošnjaken ist der Herd unten am Boden, neben der Tür des Stubenofens. Dieser Herd (ognjište) wird mit meist frischen Waldklötzen gefeuert. Er ist der Sitz der guten Geister des Hauses.[1]) Am Herde ist der sač, unter dem man Brot bäckt. Auch eine Feuerzange ist da, maša, zum Feuerschüren und ein Dreifuß (sadžak) worauf man die tepsija (Backgeschirr) stellt, die man mit dem sač zudeckt, wenn man mit Glut bäckt. Oberhalb des Herdes sind die Ketten (verige), die auf einem Rundholze hängen: stožina. Oberhalb des Herdes ist eine Öffnung, wo der Rauch hinaussteigt (badža). Auch ist ein dolaf in der Küche, d. h. eine eingemauerte Kastenart zum Aufbewahren der Speisen. Der Küchenboden ist nackte Erde. Als ich das erste mal so eine bosnische Küche betrat und unten am Herde eine alte Frau kauern sah, schwarz vor Rauch und mit tränenden Augen von dem ätzenden Gestank, da wähnte ich mich weit weg in einer richtigen Hexenküche des Mittelalters. An den Ketten hing der Topf mit brodelndem Wasser und die Alte begrüßte mich mit finsteren Gesten, aus ihren Kleidern stieg Asche auf, wie eine Wolke mystischen Staubes. Bei dieser Wirtin wundermild möchte ich nicht zu Gast bleiben.

---

[1]) Den ersten Gang in das Haus des Gatten tut die südslavische Braut zur Feuerstelle, wo sie durch dreimaliges Verneigen den guten Geistern ihre Reverenz macht.

In der Lika Chrowotiens sind die Herde aus älterer Zeit genau so wie die bosnischen, die neueren haben jedoch hochgemauerte Feuerstellen, sind nicht offen, sondern haben ein Rohr oberhalb des Feuers zum Rauchabzug. Dieser sammelt sich unter der napa (ein waschtrogähnlicher Gegenstand), die oberhalb des Feuers schwebt. Da ist auch die brklja, eine drehbare Stange zum Abwerfen der Katzen, die Turngelüste zeigen sollten. Katzen tun aber nicht gut da oben und werden nicht gelitten. Im übrigen unterscheidet sich die Küche des Likaërs nicht von der erst beschriebenen. Zum Zubereiten seiner Hochzeitkuchen dient als einziger Luxusgegenstand das cinplet na palce (ein geripptes Tongeschirr); sonst sind die Kochgeräte ganz primitiv.

Der Kochtopf einer Zauberin ist das schwärzeste was es gibt auf Erden. Darum das Sprichwort: Crn mu obraz, crnji nego babin lonac! (Sein Angesicht = seine Ehre ist schwarz, schwärzer als Mütterchens Topf!) In der Küche, wo eine Schwangere kocht, darf man kein schadhaftes Gefäß verwenden, sonst bekommt das Neugeborene eine garstige Lippe (Hasenscharte). Eine Zauberin befaßt sich jedoch nicht immer mit Kleinigkeiten, wie es z. B. das Waschen eines Topfes ist, große Geister geniert solche Schwärze nicht, darum wurde das obige Wort geprägt.

Sehr zauberkräftig ist die Feuerzange: Maša. Es ist sehr vorteilhaft, wenn sich während und nach der Entbindung in der Nähe der Frau eine solche befindet. Wenn die Wöchnerin das Zimmer verlassen muß, stützt sie sich auf die langstielige Zange, vor deren Klange alle bösen Geister und Hexen die Flucht ergreifen. Dem Neugeborenen wird aus demselben Grunde eine Feuerzange in Miniaturarbeit auf sein Häubchen befestigt oder das Bild einer solchen eingestickt. (Feuerzangen machen meist nur die Zigeuner, als Heimarbeit (Kovaći).[1])

Die Gebräuche sind in allen südslavischen Ländern beim Mischen und Kochen der Zaubermittel so ziemlich die gleichen, nur Einzelheiten, wie: Sprüche, Zeremonien, Ingredienzen und Gesten wechseln dabei von Dorf zu Dorf ab und verraten die mehr oder weniger rohen oder verfeinerten Mittel und Sitten der Leute.

---

[1]) „Schürhaken und Feuerschaufel“ als Dienerschaft einer Hexe siehe auch bei Dr. Fr. S. Krauss: Slavische Volkforschungen S. 79. Zauberkräftig ist auch die oklagija (Walgerholz), von der auch Krauss spricht (S. 153), weshalb ich es hier nicht wiederhole. Winzige Miniaturfeuerzangen verkaufen die Zauberinnen gegen den bösen Blick für schöne Knaben. Mein Söhnchen Aba erhielt so ein Zanglein von der Zauberin Hasnija Tahirović, am St. Georgi-Tag des Jahres 1912.

Mich haben zu dem Studium dieses Gegenstandes die schönen Arbeiten des Dr. Friedrich S. Krauss — des hervorragendsten Kenners des Südslaventums — bewogen. Südslavisches Leben, seine Vergangenheit, seine Sitten und Gebräuche hat uns noch kein Forscher und kein so gelehrter Vermittler wie er (in seinen unvergleichlichen Büchern) aufgetan und erklärt. Das Südslaventum hat bisher keinen anderen Gelehrten so angelockt, daß er ganz darin untergetaucht wäre wie Dr. Krauss, und doch sein künstlerisches Empfinden und seine Wahrheitliebe für alle ihn umstürmenden Eindrücke dabei wachgehalten hätte Die psychischen Momente, die Metaphysik und das Liebleben eines Volkes, seine sublimsten einerseits und seine rohesten und dabei entscheidenden Regungen anderseits wird immer nur am überzeugendsten eine Dichternatur, wie die des Dr. Krauss, empfangen und weitergeben.[1]) Die südslavische Welt ist fantastisch durchgeistert, voll glühender Erotik, voll traumhaften Zaubers. Tiere, Kleider, Pflanzen, Eßwaren und Gestein sind voll guter und böser Geister, ebenso wie die Menschen und die Küche der einfachen Bäuerin wird auf diese Art oft zum Laboratorium geheimnisvoller Künste, die in alten Volklegenden

---

[1]) Für diese überaus wohlwollende Beurteilung meiner Bestrebungen sage ich als Herausgeber der Anthropophyteia unserer gelehrten Frau Mitarbeiterin herzlich Dank. Ob meine im Grund genommen nur einer persönlichen Vorliebe entspringende Sammler- und Übersetzertätigkeit ein so hohes Lob und noch dazu an dieser Stelle verdient, ist eine Frage, die ich nicht ohne weiteres bejahen möchte. Gern räume ich Frau Daničić in unseren Jahrbüchern den Vortritt ein, denn ihr gebührt er als der vortrefflichsten Kennerin der südslavischen Frauenseele, die sich mir niemals so wie ihr erschloß. Sie hat die feineren und feinsten Nuancen erlauscht, während ich auf die gröberen angewiesen blieb, wie man dies aus meinen Mitteilungen im verjüngten Bourke ersehen mag. Vor dem landstreichernden Gesellen schämte man sich eben am allerwenigsten. Man gab sich frei, wie man ist, ohne ihn zum Vertrauten der geheimsten Regungen zu machen. Darum erscheint im Vergleich zu Frau Daničićs Studie mein Abschnitt von der Erotik und Skatologie der Südslaven in Bourkes Werk wie eine Anhäufung von Brechmitteln gegen eine reichbesetzte Tafel auserlesener Speisen und Getränke. Wahr sind selbstverständlich die Erhebungen beiderseits und sie ergänzen einander zu einer Wirklichkeitdarstellung, die dem Kulturforscher den Nutzen der Folklore augenscheinlich dartut. Wie sonst immer bei der Naturbetrachtung kommen auch bei uns die Aestheten nicht zu kurz. Wahrscheinlich sind derartige Regungen in unserem Unbewußten für die von uns eingeschlagene Richtung vorhanden gewesen, die man wohl mit gewisser Berechtigung als ein künstlerisches Empfinden auffassen kann. Für mich war im besonderen die Erwägung bestimmend, daß ein Folklorist alles vermerken muß, was ihm unterkommt; und weil sich andere vor mir blutwenig oder gar nicht um die südslavische Skatologie bekümmerten, so erweckt meine Sammlung den Eindruck umfassender Größe und gewinnt zuerst eine höhere Bedeutung in der Wissenschaft vom Menschen. Ich bin aber der Ansicht, daß sowohl meine als Frau Daničićs Arbeiten erst den Anfang zu sehr fruchtbaren Forschungen bilden. — K.

fortleben. Fantasie, die in Kostbarkeiten schwelgt, aber auch in Blut und in menschlichen Exkrementen wühlt, wird nimmer müde, um neue und nie gesehene Kochrezepte zu ersinnen. Die Liebe als Urgewalt wird mit hundert und tausend Mitteln bezwungen. Auch die Kochzaubereien der Südslavin zeigen uns Bilder, wo die Schönheit einen bizarren Zug hat und die Tugend jählings zur Unzüchtigkeit entarten kann.

Wenn der Südslave verliebt ist, dann ist für ihn die ganze Welt ein großes Vergnügunglokal und mag er auch sonst in Not und Elend leben. Die Liebe macht ihn zum sonnigen Lacher in der schwärzesten Höhle der Armut. Die Liebe macht ihn zum herrlichen Prinzen Marko, wenn auch in nächster Berührung mit Kummer, Roheit und schwerer Arbeit. Seine Verliebtheit entspringt nicht einer Weichlichkeit seines Empfindens, er ist kein Schwächling im Gefühl zum Weibe, sondern er ist ein Genießer von ganz außerordentlicher Widerstandkraft des Gemütes. Das Leben macht den Südslaven früh zu einem Wissenden auf allen Gebieten der Menschlichkeit, seine Weiberkenntnis schlägt aber niemals in Weiberverachtung um — so stark ist sein Herz, so fest sein Glaube an den Sevdah.

Fast alle Küchengeräte verwendet man der Reihe nach zum Zaubern. Die Alte Gjikićka aus Gornji Vakuf in Bosnien setzt ihr neugeborenes Kind sofort auf den Dreifuß, damit sie von ihm die Hexen verscheuche, die es besuchen, ihm Schaden zufügen oder es töten könnten. Bei ihren ersten fünf Kinder tat sie es nicht und sie starben ihr alle weg. Kinder der Barabas (unverheirateter bürgerlicher Männer) werden von Hexen am meisten heimgesucht, denn ihr Blut ist doppelt so süß (Barabe nennen die Bošnjaken alle lockeren Männer in bosnischer Tracht, arme Teufel, die Likaiër jedoch nur die ledigen. Diese Art Männer sind die größten Frauenfänger und Verführer).

Die ganze Küchenwäsche (Handtücher, Lappen, Vortücher, Tischtücher) muß man von Hausgewebe anfertigen, (bez, što žene same po sebi tkaju), dann kann böser Zauber von Außen nicht so leicht in das Essen (Milch, Wasser, Brot etc.) geraten. Der čaršijski bez (gekauftes Gewebe) fördert jedes bösartige Zaubern, darüber muß man deshalb den Spruch sagen: „Ono je tkato ni sebi ni svome. Pod rukama debelo a na srijedi ništa. Skroj gaće i navuci, pa ih operi, a kroz njih se vidi devet nebesa : sve se zna, kud je koja žica tkana. (Es ist nicht für dich selber und

nicht für die deinen gewebt. Unter den Händen ist es wohl dick, doch hat es keinen Inhalt. Schneide Männerunterhosen davon zu und lasse sie einmal anziehen. Dann wasche sie und sofort siehst du alle neun Himmeln durch und durch. Man weiß da, wo jeder Faden steht und geht). Heutezutage gibt es so viel Unglück in der Liebe und in der Ehe, weil die Jugend nicht mehr auf die alten Regeln achtet: otišla je niz brdo. Früher war es anders: stari zeman (in alter Zeit).

Auch das Küchenrohr ist bei Zaubereien von großer Wirkung. Liebhungrige Weiber schlüpfen hinein und rufen darin den Namen des Liebsten, der dann kommen muß. (Die Rohre (*sulinari*) sind in Bosnien groß genug, um dies zu tun).

Den Küchenbesen als uraltes Vehikel tüchtiger Hexenmeisterinnen, wer kennt dies nicht? Sie reiten darauf seit uralten Zeiten.

Das Feuer, die Asche, die Glut und das Feuerzeug des Herdes, all' dies sind mächtige Faktoren im Zaubermétier. Die Asche liegt bei einer vorsichtigen Zauberin immer hübsch fein auf einem Häuflein, da vatra na nju ne zija (damit das Feuer sie nicht angähne), denn das bringt Unglück in der Liebe.

In Albanien befindet sich auch der Webstuhl bei der Feuerstelle (bei den Serben), was in anderen Südslavenländern nicht üblich ist.

Das Zaubermittelkochen geschieht zumeist in einem ganz neuen irdenen Topfe, um den man beim Töpfer zu Markte nicht gehandelt haben darf. Das „stärkste" Liebtränklein ist ein Gemisch aller anderen sonst separat gegebenen Mixturen und heißt lončić (Töpfchen) (Siehe darüber meine Studie „Das Hemd in Glauben, Sitte und Brauch der Südslaven" Anthropophyteia VII, 80.) Viele dieser Töpfchen waren einst mit uralten Ornamenten bemalt, die man heute nicht mehr sieht, ich habe aber solche gern gesammelt (Siehe: Mala vezilja von Jelica Belović-Bernadzikowska, Pola 1911, S. 17, 20, 33, 40). Es ist gewiß schade, daß diese Töpferarbeiten bei den Südslaven fast ganz ausgestorben sind (nur noch in Serbien sieht man welche). Das ist zwar ein natürlicher Prozeß, aber vernünftigere Bestrebungen zur Erhaltung und Schaffung einer Volkkunst dieses Genres hätte so manches retten können. Das Sammeln von Beobachtungmaterial, die wissenschaftlich genaue Feststellung vom Wesen und Wirken des Geistes der Volkkunst ist die unentbehrliche Voraussetzung dafür. Dr.

Friedrich S. Krauss hat dies als einziger Gelehrter mit seltenem Instinkt erkannt: das Südslavenvolk verdankt seiner genialen Zähigkeit die Erhaltung vieler, sonst auf ewig verlorner Schätze und es hat die klare Verpflichtung, diese lebendig und nutzbar zu machen, d. h. die Volkkunst zur Weiterentwicklung zu führen. Doch ist es leider eine traurige Tatsache, daß keines unserer südslavischen Museen für die Volkkunde das ganze Material dessen umfaßt, was eigentlich in ihre Kreise gehört. An Töpferarbeiten besitzt das Belgrader Museum noch am meisten, auch das Sarajevoer sammelte einige solcher Gegenstände, die Agramer Museen haben aber fast gar nichts derart vorzuzeigen. So kommt es, daß sich fremde Gelehrte, wenn sie über südslavische Volkkunst näheres wissen wollen, an Privatpersonen wenden müssen, anstatt in den Museen das Gesuchte fertig vorzufinden. Für politische Hetzblätter ist in diesen Ländern immer Geld genug da, für wissenschaftliche Arbeiten jedoch nie! Was ich für die beiden Agramer Museen leistete,[1]) das tat ich ohne einen Lohn dafür erhalten zu haben, ja nicht einmal die üblichen Paradeorden wurden mir zu teil, die sonst für philanthropische Zwecke viel gegeben werden. Einige Schmeichelworte der damaligen Anstaltleiter dieser Museen waren mein ganzes Honorar für jahrelange Arbeit, die mir übrigens Freude machte.

Die südslavische Bauernsitte sieht es gern, wenn ein Mann viel ißt. Von einem Manne, der auf dem oder neben dem Teller Reste von Speise oder Brot liegen läßt, heißt es verächtlich: ostavlja mušku snagu širom. (Er läßt seine Mannkraft überall herumliegen). Wer seinen Wein nicht austrinkt, dem ruft man spöttisch zu: „živ bio, oženio se žena ti ne ostala živa!“ (Hoch sollst du leben, dich verheiraten, dein Weib soll dir nicht am Leben bleiben!)

Nur die serbische Braut enthält sich vom Essen, sie schämt sich; daher das Wort: stidi se kô vlaška mlada! (sie schämt sich wie e. s. B.). Während das Zaubern mit Stick- und Webornamenten mehr als vornehm (gosposno, gospodski = nobel) gilt, als quasi aesthetische Entrückung in erotischer Trance, ist das Zaubern mit Kochmitteln mehr unter ärmeren und einfacheren Leuten verbreitet, doch flüchten nur allzuoft in ihren Liebnöten auch die Vornehmsein-wollenden dazu.

---

[1]) Das ganze Ordnen und Katalogisieren der ethnogr. Sammlungen, die 20 Jahre lang in Kellern und Kisten herumlagen und zum großen Teile schon vernichtet (von Motten und Feuchtigkeit) waren.

Ich kannte einen berühmten Zauberkochkünstler in Fojnica, den weit und breit in Bosnien bekannten Mustafa Hamzanija. Er nahm für seine Künste keinen Lohn, seine Rede und seine Anpreisungen von der Wirksamkeit seiner Tees (vodice) und Pülverchen waren echte, unverfälschte Poesie. Schon der melodische Tonfall seiner Sprüche erwarb ihm unbegrenztes Vertrauen bedrückter Herzen. Oft und oft besuchte er mich, erzählte mir von seinen Erfolgen. So lernte ich die innerste Eigenart des Volkes kennen, hörte die Volkseele atmen, aufjuchzen, weinen, girren und stöhnen. Leider hatten die poetischen Kochkünste des guten Mustafa ein recht prosaisches Ende gefunden. Man stellte ihn im vorjährigen Winter als Landstreicher dem Sarajevoer Bezirkamte über, weil er „nachgewiesenermaßen die Leute betrog“ und weil es vorkam, daß seine Kunden von Unwohlsein befallen wurden, wenn sie seine Kochextrakte tranken. (So das Amtblatt Nr. 28 5. Febr. 1912, Sarajevo, „Bosnische Post“).

In Slavonien erzählte mir baba Eva Benak aus Vinkovci sehr oft die Geschichte Jovos, der zur Kirchweihe mit seiner zärtlichen Mutter fuhr. Solche slavonische Kirchweihfeste sind wahre Freßorgien. Wenn die Tische unter Speise und Trank nicht brechen, so gelten sie nicht ganz. Jovo hatte Appetit für drei, aber als man die guten Speisen auftrug, da erklärte jedesmal die besorgte Mutter: ne jede moj Jovo cicvare! (Mein Jovo ißt keinen Speckeierkuchen!) und beim Honigschnaps: ne pije moj Jovo rakije! (Mein Jovo trinkt keinen Schnaps!) Sie fürchtete, Jovo könnte verzaubert werden und der arme Jovo litt dabei Tantalusqualen für seine Freßlust. So ist diese Geschichte noch heute in aller Munde und man führt sie als Bonmot an, wenn einer bei vollem Tische hungrig dasitzt.

So groß ist bei den Südslaven der Glaube an die im Kochen und Getränken beigemischten Liebezaubermittel, daß selbst ernste, geschulte und ältere Männer ihre Zuflucht zu ihnen nehmen.

Meine Freundin Jeca hatte ein Liebeverhältnis mit einem Volkschullehrer Ivo Pavošević aus Čepin in Slavonien, einem ernsten, auf Draht gezogenen Würdebonzen. Obwohl er sah, daß sie ihm gut war und er nur eine kurze, endgültige Frage zu stellen gehabt hätte, tat er es nicht, sondern betrat lieber den längeren, aber in seinen Augen offenbar sicheren — Weg der Zauberküchen, um sie ganz zu gewinnen. Eine angesäuerte Philisterseele sonst, ein Mann von vierzig Lenzen, der sonst in seinen erotischen Eruptionen

immer stubenrein blieb und in dessen Augen die leidenschaftliche Liebe nur dazu da war, um Vorspanndienste für den heiligen Ehestand zu leisten. Seiner Jeca brachte er zu jedem Stelldichein einen kolač, in den seine Schwester Reza irgendein Zaubermittel hineingebacken. Und wie ein Kind freute er sich, wenn er Jeca dazu bewegen konnte, den Kuchen vor seinen Augen zu verzehren und wenn ihr hell loderndes Temperament ihm an solchen Tagen mehr Glut zeigte, als sonst.

In der Lika (Chrowotien) ist es Brauch, daß junge Bursche ihre Tänzerinnen nach dem Tanz zum Schanktisch führen und mit Wein bewirten. Dieser Trunk ist oft ein Zaubertrunk, von allen Mädchen stark gefürchtet. Die Burschen schütten fein verstoßene Fuß- und Fingernägel (auch Harn oft) in den Wein, damit die Mädchen speien müssen.[1]) So eine öffentlich Speiende ist den Anderen zum Ekel und es verliebt sich keiner in sie. Sie bleibt dem treu, der sie verzauberte. Um dem Zauber zu entgehen, nehmen die Mädchen das Glas aus der Hand des Liebsten, führen es aber nicht gleich zum Munde, sondern erst aus einer Hand in die andere. Nach diesem Umwege bricht der Zauber. Nur gierige (lakome) vergessen das zu tun.

Verliebte Mädchen (in der Lika, Vrbovsko) bestreuen den Weihnachtbraten, das Ferkel mit Pulver von noch blinden, jungen Katzen, besonders den Kopf des Ferkels, den sie dem Liebsten zum essen geben. Durch den Nasenknochen (kroz surle) des Ferkels schauen sie am ersten Weihnachttage nach dem Liebsten aus. Es muß vor Sonnenaufgang geschehen. Kommt er des Weges, so werden sie nach Neujahr ein Paar (sparit će se), wenn auch oft nur pod vrbom (unter der Weide, d. h. ohne Trauung).

Eine junge Braut bekommt am Hochzeittage von ihrem Bräutigam in seinem Hause als erstes Essen ein Stück Brot, eingetunkt in napoj (Kuhtrank). Wird sie dann schwanger, so wird sie alles ohne Abscheu essen können und einen Knaben gebären.

---

[1]) Fingernägel müssen nach dem Beschneiden immer unter die Hausschwelle oder in einen Mauerspalt und versteckt vergraben werden. Das bringt Glück in Liebe und Ehe. Volkglaube aus Bosnien, von Milan Beslić. Die bosnischen Moslimen sehen in langen Fingernägeln eine große Sünde, für die man beim jüngsten Gericht zur Verantwortung gezogen wird. Schon im Mittelalter galten übrigens bei vielen Völkern Europas die zerstoßenen Fingernägel als brechreizend und man gab sie ein, um Verliebte einander anzuwidern. Abgeschnittene Fingernägel wirft ein guter Mensch in's Feuer oder in den Wasserwirbel und spricht: „Ich gebe dem Feuer meine Nägel (dem Wirbel), er gibt mir sie wieder, sobald ich sie brauche!“ So glaubt man in Dalmatien.

Für Kochzaubermittel nehmen selten die babe Geld, besonders keines von Männern. Die alten Vetteln sind froh, wenn die Männer sie um ein Bündnis angehen. Die Reziprozität ihrer Interessen ist freilich so groß, daß sie auf Geldlohn leicht verzichten können.

### III. Die Zauberköchin.

Was eine richtige Zauberfrau ist, die kennt die intimsten Geheimnisse des ganzen Dorfes. Sie lebt das Leben einer gutsituierten Hausfrau, aber im Nebenberuf muß sie soziale Jongleurin mit geschickter Hinwegbalanzierung aller Schwerpunkte sein. Dann wird sie Karriere machen — in Goldsäcken und mit Silbergeld gefüllten Strümpfen. Sie darf durchaus nicht immer was Gutes und Liebes prophezeien, denn die Kunden, die sich ihr mit schmerzlich zitternder Glut und mit schwülen Sinnen nähern, sind oft sehr skrupulös. Doch wenn sie just nichts Gutes zu sagen hat, dann ist ihr Vortrag um so mehr von penetranter Geistigkeit, und mit einem gut gewählten salbungvollen Bonmot oder mit einem drastisch deutlichen Fluche voltigiert sie über den Liebkummer ihrer Kundin und suggeriert Mut und neue, anderwärtige Liebgenüsse. Sie kennt sich eben aus beim — Zauberkochkessel. Für verlassene und verzweifelte Verliebte kocht sie recht pikante Hors d'oeuvres, an denen diese gern knabbern, und sich die Zeit abkürzen bis zu den neuen guten Bissen, die sie erwarten.

Die Burschen und die verheirateten Schürzenjäger sehen es einem weiblichen Wesen sofort an, wenn diese eine Zauberbaba zu konsultieren pflegt. Ein solches Weibbild wird mehr verlegen und plötzlich von jener herben Sprödigkeit, in der jeder Frauenkenner Hingebung ahnt. Die verliebte Südslavin verliert sich niemals in exaltierter Gefühlschwelgerei, aber ihrer gesunden Erziehung wird auch der Gedanke nicht ferngehalten, daß es in der Befriedigung der Sinne ein süßes Glück gäbe, und daß daher die Natur sich nicht betrügen zu lassen brauche und um ihre Rechte nicht gebracht werden dürfe. Zu lieben und geliebt zu werden ist bei uns zu Lande keine Schande — und so ist auch alles und jedes erlaubt, was das Liebglück vergrößert und vermehrt. (Ohne jede Prüderie wird darüber bei Jung und Alt gesprochen). Also auch der Weg zur guten alten „Zauberbaba“, der Besuch in ihr primitives Laboratorium.

Die Zauberin scheint vor der Ratsuchenden immer teilnahmvoll erregt und dadurch erweckt sie Vertrauen. Während des Zauberns steigt noch die Erregung und wirkt immer suggestiv und überzeugend. Die Zauberin muß es verstehen, nicht viel Worte zu machen, sie muß sich kurz fassen, sie muß verstehen Sehnsucht zu kondensieren, in eine einzige Wortpille eine Tonne von Begierde, Glut und Leidenschaft zu pressen. In der Zauberin treibt die Gabe aller echten Künstler: sie entzünden sich am eigenen Feuer, berauschen sich an der Glut ihrer heißen Worte, begeistern sich für die Angelegenheit jeder ihrer Kunden, sie werden voll Feuer und Flamme, wenn sie Haß, Neid, Eifersucht und verliebte Begehrlichkeiten losbinden und aufrühren. Unsere südslavischen Zauberinnen haben es gar nicht so schwer, wie jene anderer Völker. Das Weiche, Inaktive in der Natur unserer meisten Volkstämme will ja glauben, denn dieser Glaube macht die Liebe zur Seligkeit. Darum nimmt jeder Kunde die unsinnigsten Versprechungen und Erklärungen der baba gern an, um nur je länger bei dem seligmachenden Glauben bleiben zu dürfen.

In der Likaër Gegend (Vojnić, Krnjak, Rakovica, Slunj, Vrbovsko) hörte ich vor Sonnenaufgang am Aschermittwoch aus dem Fenster eines serbischen Hauses ein erregtes Rufen und Schreien im Morgengrauen. Es war die dreimal zu drei Rufen ausgestoßene Zauberbeschwörung: „Striče medo, il dogji večeras il ne dogji ni jesenas!“ (Onkel Bär, Onkel Petz, entweder du komme heute abends, oder niemals mehr!) Die Serben nehmen eine lange Rute von einem Weidenbaum und spießen darauf ein ziemlich großes Stück guten Schweinespecks, welchen sie dann so adjustiert oberhalb des Haustores in die greda oder Dachluke stecken. Hier bleibt er auch. Das tut man, um von allen eßbaren Dingen, die im Hause sind, den bösen Zauber zu wehren. Onkel Petz nimmt man nur als Vorwand, um das gefährliche Wort „Hexe“ nicht aussprechen zu müssen. Besonders im Vorfrühling.

Im Frühjahr wird am liebsten gezaubert. Stürmischer Frühlingbraus im Blute lebenverlangender, freudehungriger Menschlein drängt hinaus aus enger, armseliger Hütte und lechzt mehr denn je nach Liebe und Leben. So zeigt uns jetzt das viele Zaubern eine sprudelnde Fantasie, die gar manche träumende Wurzel in die heimlichen Tiefen und Gründe innersten Menschenseins senkt und all ihren Reichtum und ihre Blütenhelle aus echtestem Boden des Lebens zieht.

Der Speckzauber wird von den Serben gern verheimlicht. Selbst darum ausdrücklich befragt, geben sie ihn nicht zu, aber der aufgespießte Speck oberhalb der Hausschwelle spricht nur zu deutlich davon. Marica Kovač aus Vrbovsko erklärte mir das laute erregte Rufen der Zauberformel im Morgengrauen und zeigte mir die Speckstücke als Hüter des Hauses. Ein richtiger fetter Zauberstab sind sie, — nur allzu prosaisch.

Aber in England kennt man einen wenn auch nur entfernt analogen Brauch: die Zuerkennung eines „Speckpreises“ an das glücklichste Ehepaar der ganzen Gegend. Die Begehung dieser alten englischen Volksitte lockt alljährlich viele Schaulustige von allen Teilen Englands nach Dunmow, der hübschen kleinen Stadt in Essex. Da gibt es dann Volkbelustigungen aller Art zu sehen, Volkkostüme und historische Festzüge aus der Lokalgeschichte zu Ehren der Bewerber um den Speckpreis, den „Flitch“. Ehepaare, die bereits ein 25 oder 20jähriges Glück aufweisen können, erscheinen als Bewerber, und eine Jury aus talargekleideten Richtern urteilt über den Flitch mit dem obligaten Anhang weißgekleideter Jungfrauen und Junggesellen. Jedes Ehepaar hat einen Vertreter, der in poetischen Worten sein Glück schildert, alle süßen Intimitäten aufzählt und alle genossenen Wonnen auftischt, man hört ganze Iliaden ehelichen Glückes erzählen und oft geschieht es, daß alle Bewerber unter Musikklängen den Speckpreis überreicht erhalten.

Das Befolgen der einzelnen Zaubermanöver geschieht entweder streng nach der überlieferten uralten Reihenfolge aller Kompositen, oder aber man greift zum Ungewöhnlichen, zum Niedagewesenen. So erzählt die Lehrerin Marie Dragutin aus Gornji Vakuf von der Zauberin Pemba des Ortes, die das Unmögliche möglich macht und ein vorzügliches Renommée besitzt. Und sie gerade gab der jungen, vornehmen Zubejda-Hanum ein ganz ungewöhnliches Zaubermittel, von dem ich sonst niemals hörte: Geh nach Hause! Unter der Schwelle deines Tores wirst du einen Brief finden; heb ihn auf, öffne ihn und darin liegt die Rettung! Zubejda-Hanum fürchtete in zuckender Unrast, ihr angetrauter Effendi könnte sich eine Nebenfrau nehmen und grämte sich krank darüber, um so mehr, weil sie Fatma, seine neue Flamme kannte. Doch voll Vertrauen befolgte sie die Worte baba-Pembas und fand unter der Torschwelle auch alles nach der Verheissung der Alten. Im Briefe lag ein ganz kleiner goldener Stift und die Weisung, er müsse unvermerkt in die Naht eines Hemdes von Fatma, der Nebenbuhlerin, eingenäht

werden, soll sich der verliebte Effendi auf ewig von ihr abwenden und sie nie mehr ansehen können.

Durch List und viel Geld gelang es Zubejda-Hanum dieses Kunststückchen zu vollbringen und Fatma trug den verzauberten Stift am Leibe, der den liebtollen Effendi gegen sie plötzlich ganz kalt stellte und zu Zubejda, seiner Gattin, auf ewig zuwandte. Der slavische Hexenglaube, so viel besungen vom kleinrussischen Dichter Ševčenko, macht wirklich auch das Unmöglichste möglich. Doch solche Zaubermittel, die nicht allgemein bekannt sind, gebraucht man nur selten, auch beim Kochen nicht. Sie entspringen der Fantasie einzelner babe, die nach größerem Effekt haschen, um mehr Geld zu verdienen. Freilich tun die Kochzauberinnen auch ein Übriges, wenn sie eine Kollektivwut (z. B. gegen einen Unverbesserlichen) packt, bei dem alle Zaubereien versagen, und alle Zauberinnen zu Schanden kommen.

Doch zu glauben, daß ein jeder zaubern kann, der es nur will, ist ganz falsch. Um sich als Zauberer oder Zauberin bei den Südslaven zu bewähren, bedarf es nämlich der genauen Befolgung einer sehr umfangreichen Grammatik für Zauberregeln. Und die zu wissen ist nicht jedermanns Sache.

Bei den Likaër Chrowoten (Vrbovsko) ist es Brauch, an den drei Faschingtagen (na fašnik) Sauerkraut zu essen. Kein junges Weib unterläßt dies. Am Aschermittwoch vor Sonnenuntergang läuft sie dann nackt unter einen Baum und schreit dreimal: Coprnice, coprnice, ja sam na mesopust jela zelja, ja! (Ihr Hexen, Hexen hört, ich aß zu Fasching Sauerkraut!) Tut sie dies, so kann ihr dieses Jahr niemand mit irgend welcher Kochzauberei einen Schaden zufügen, sie selber kann aber, so viel sie will, naschhaft sein in Bezug auf die Männer, jeder wird ihr Lieblächeln mit sieghaftem Jauchzen im Kolotanze beantworten.

Die bosnische Zauberköchin erlaubt niemandem, sie in den Hintern zu kneifen, sei es auch nur ein Kind. Sofort wird sie böse, denn sie ist fest überzeugt davon, daß man ihr dadurch für den ganzen Tag die Zauberkraft benimmt. Dadurch entsteht viel Streit unter den Weibern und wer den Volkglauben nicht kennt, könnte gut ankommen.

Weilt der Liebste im Hause, so darf man nicht auskehren oder irgendwie mit dem Küchenbesen hantieren, sonst würde es mit der Liebe bald aus sein.

Findet die Köchin Geld in der Küche, so muß sie es dreimal anspucken bevor sie es nimmt.

Zur Vermeidung von Streit zwischen Liebenden (des Hauses) darf man Brot nie mit der angeschnittenen Seite auf den Küchentisch legen und kommen Männer während des Brot- oder Kuchenbackens in die Küche, so muß man ihnen den Eingang verwehren (während des Knetens).

Alte Kroniken erzählen, daß um das Jahr 1680 herum in Karstadt (Chrowotien) ein berühmter Kochzauberer lebte — Dominik Tomašić — der es verstand, einen Kuchen zu backen, der selbst noch nach 25 Jahren genießbar war und den Liebende einander verehrten. So groß war die Macht der Kochzauberkunst damals!

Die Serben kennen seit uralten Zeiten einen Kuchen, den man am Sippenfest ißt: slavski kolač. Der Hausherr und sein vornehmer Gast brechen den Kuchen auf vier Teile — kreuzweise — und machen dann ein Loch in jeden Teil, wo sie Wein hineingießen, den daraus — wieder kreuzweise — der Hausherr und der Pope oder ein anderer vornehmer Gast trinkt. Den Kuchen verteilt man bissenweise an alle Gäste. Zu Weinachten ist es der česnica-Kuchen, den man nach uraltem Volkbrauch zum Wohlergehen des Hauses ißt. In diesen Kuchen bäckt man ein Geldstück mit ein, das jener erhält, der es findet, wenn der Kuchen in neun Teile gebrochen wird, die der Hausherr verteilt: dem polaznik (Festgast), dem Popen, dem Hausvater, der Hausmutter, den Kindern, den Gästen, den Reisenden, den Häftlingen, den Kranken (Polaznik = erster Weihnachtgratulant, den man mit Frucht beschüttet). Die Chrowoten verspötteln den Serben: Gladan je kô vlah pite (er ist hungrig, wie der Vlah auf einen Schmalzfladen). Oder: lakom je kô Mara na puru (gierig ist er, wie Marie auf den Maissterz).

Bei sehr schweren Fällen verlangt die Zauberköchin von ihrer Kundin, daß sie zu ihr komme und ihr beim Zubereiten zusehe. Ist es Schlauheit, um der Kundin zu zeigen, wie viel es Mühe koste, sie von ihrem Leid zu befreien, oder ist es Menschenkenntnis, die der Schwerbedrückten ein seltenes Schauspiel darbieten will, um sie zu zerstreuen und mehr suggestiv auf sie einzuwirken? Zu solchen Besuchen läßt man einen dritten niemals zu, aber mit vielen Bitten und Geschenken gelang es mir doch bei der Zauberin

Hasnija Tahirović[1]) in Vraca zu zwei solchen Zauberkünsten Zutritt zu erlangen, und die rechte Asienstimmung zu belauschen, die man auch in Bosnien jetzt schon tief im Volke suchen muß, wo die unbewegte Orientruhe fortbesteht. Hasnijas Hütte liegt hinter einem türkischen Friedhofe, da ist es immer noch ganz orientalisch still. Nur in der Nähe rieselt ein kleines Wässerlein über glatten Kies. Ich saß (als bosnisches Weib gekleidet) dort und trank den starken, dunklen Kaffee Hasnijas, als die Kundin kam und auch mit Kaffee bewirtet wurde. Die Temperamentvollste gerät bald in eine müde, schläfrige Versunkenheit, in den Bann der alten bosnischen Feiertagkultur. Heiße Sonne glühte draußen, die Zigaretten der beiden Weiber und das mir ungewohnte, aromatische braune Getränk betäubten mich fast! Doch in mir erwachte praktische Europäerwißbegier, und als die alte Hasnija mir zum zweitenmal die Tasse abholte, folgte ich ihr ins Innre der Zauberküche, während die Kundin auf dem Polster sitzen blieb, der auf dem Fußboden lag und vor sich hinträumte. Sie trank eine Tasse nach der anderen und wollte in diesem Momente nichts weiter vom Leben. Als Hasnija ihr das feste Versprechen gab, sie wolle es machen, daß Glišo zurückkehre, da sah ich, wie ihre Nerven vor Glück erzittern und wie Wollust alle ihre Sinne umfängt. Ergebung ist das Leben, Ergebung der Tod. Hasnija redet laut und pathetisch von dem Erbarmen in Gottes Namen. Sie vertraut uns an, daß sie die Gebetkraft eines frommen Derwisches in den Händen auffängt und wenn sie eine kranke Seele damit bestreicht, so muß sie gesunden. Sie mischt dabei in einem irdenen Topfe sieben Sorten verschiedener Zaubersachen, darunter ein verbranntes Hosenbandstückerl des durchgegangenen Glišo. Dies Zaubertränklein wird sicherlich guttun, denn die Kundin (eine gazdarica, Hausfrau aus Pale) glaubt daran fest. Der Anblick schäumender Extase, in die Hasnija beim Kochen verfällt, wirkt auf die gazdarica erhebend. Und die Zauberin macht lange Prozeduren à petit feu, und alles mit Inbrunst. Ich habe plötzlich das Gefühl, hier mitten in einem Traum-

[1]) Am meisten gewann ich Hasnijas Vertrauen, als ich ihr die ganze Erstlinggarderobe meines Söhnchens schenkte. Selbstangefertigt und reich an Zahl sollen die Hemdchen, Höschen und Kleidchen meines Lieblings nun den braunen Zigeunerleib von Hasnijas Enkelkinde schmücken! Sie war ganz gerührt und sagte: O, du bist gut, dir vertrau ich! — Obwohl wir seit Jahren bekannt sind, so spricht Hasnija vor mir niemals ein gemeines (prosto) Wort aus. Frage ich direkt nach solchen Dingen als Folkloristin, so macht sie nur eine ganz flüchtige Geste auf jene Körpergegend, der das Ding entstammt und sagt: „da prostiš“ (verzeihe das Wort . . . .). Untereinander nennt man im Volke freilich alle Dinge beim richtigen Namen.

land aus Tausend und einer Nacht zu sein. Gehörte die alte Hasnija nicht in das alte Testament? Und war der Friedhof nicht auch im alten Asien gerade so unter grünen Bäumen gelegen, wo die Leichensteine wie berauscht durcheinander taumeln und nicht wie bei uns — anhänglich pietätvoll von einander abgesondert stehen? Bei den stammelnden und meist unverständlichen Sprüchen, die Hasnija murmelt, wird nicht nur die Kundin, sondern auch ich überzeugt von orientalischer Philosophie: das Glück ist einfach und leicht zu fangen.

So selig wie einst die alten Bošnjakinnen waren, kann nie ein Europäer werden, ein Schwaba, mit all seiner Hast. Wozu dieses Eilen? Das Schicksal lauert überall. Allah ist überall, und auch der Gott des Schwaba ist überall. Keine Seele belädt er über Gebühr, sagt der Koran und Hasnija versteht es, jede Kundin davon zu überzeugen. Sie erhält ein großes Geldgeschenk von der vermögenden gazdarica, die bewaffnet mit einigen Zauberspezialitäten heimzieht, getröstet, beruhigt und beglückt. Glišo kommt bestimmt! Und wenn nicht, — so ein anderer, der auch nicht schlechter als der besoffene Glišo sein wird. Sie verspricht Hasnija dann wieder zu rufen und lächelt selig in der Vorahnung kommender Liebfreude. Unsere Zauberinnen verderben einander niemals das Geschäft. Streng juristisch haben sie die Stadt unter sich aufgeteilt und eine Kundin wechselt ihre Zauberfrau nur ungern. Zu allen Zauberinnen zu laufen, das tun nur die švabice, die bezlenkuše[1]).

## IV. Zaubern mit Brot und Kuchen.

Brot[2]) gilt als stark zauberhältig. Dauernd kränkliche Kinder ist es gut mit Kleie — jedoch nie mit Maismehl — zu beräuchern und dazu spricht man: So wie sich die Menschen auf Erden mit Brot nähren, so schützt die Mutter ihr Kind vor Krankheit und Weh! Diese Prozedur nimmt man mit Beginn der Abenddämmerung vor, dann siegen die guten Geister und das Kleine wird frisch und gesund.

[1]) Unter švaba (Schwaba) versteht man jeden abendländisch gekleideten Menschen, gewöhnlich die Eingewanderten. Bezlenkuše sind die gelangweilten Frauen, die Drohnen der Gesellschaft, wie man bei uns sagte. K.

[2]) Sonderbar ist die Redeart in Bosnien: Brot kocht man und Kaffee brät man. Kruh kuvaju a kafu peku. Trotzdem weicht die Zubereitung beider Eßsachen nicht wesentlich von der anderswo üblichen ab.

Kranke Haustiere bekommen gegen den bösen Blick zum Fressen Amulete (zapise) in Brot eingewickelt. Oder der Hodža bohrt kranken Kühen in die Hörner ein Loch und legt das Amulet samt dem Brote hinein. Das Brot ist die wertvollste Gottesgabe, daher ist es eine große Sünde, es zu Boden zu werfen, darauf zu treten, Brosamen achtlos zu zerstreuen oder Brotreste herumliegen zu lassen. Wer es tut, der wird nie glücklich sein. Selbst kleine Kinder hält man an, Brotreste sorgfältig aufzuheben oder den Vögeln und dem Geflügel vorzulegen. Findet ein Südslave irgendwo ein Stück Brot liegen, so erzittert er vor Erbitterung, hebt es andächtig auf, küßt es und sagt: Bože prosti! (Gott vergebe es!) Dann erst legt er es an einen Ort, wo es kein Menschenfuß zertreten kann. Brot den Armen zu schenken, ist immer Sevap, es armen Wöchnerinnen zu geben, gilt als doppelter Sevap, ja selbst Tieren, die Junge kriegen, Brot zu reichen, ist von guten Folgen für den Geber[1]) begleitet.

Je einen Laib Brot kauft auch der Vater des Prüflings in einer Mekjteb-Schule in Bosnien für alle Mitschüler, für den Prüfling selbst ihrer zwei, dazu noch Halva (Zuckerteig). Das bringt dem Schüler Glück und Ehren im Leben. Nach der feierlichen Prüfung begleiten die Mitschüler den Prüfling nach Hause, wo die Mutter des Kleinen sie abermals mit Brot und Halva beschenkt. Dasselbe geschieht auch bei der Beschneidung der slavischen Moslimen, die erst nach der ersten Schulprüfung oder im fünften Jahre (selten früher) stattfindet.

---

[1]) Wie stark der Brotzauber sein kann, soll folgende Erzählung aus Prnjavor (von Janja Paplić) nachweisen: In Bosnien ist es Sevap (ein gutes Werk) Brot zu verschenken. Eines Morgens sagte die alte Čelebija Mara zu ihrem Manne als er zur Arbeit ging: Heute will ich Wäsche auslaugen (parit ću aljine), und kann deshalb kein Brot kochen. Schicke mir Somuna aus der Čaršija (fertiges Brot vom Markte). Der Mann mußte einen Friedhof passieren und hörte da die Toten flüstern. Der eine sagte: Nun kommt auch die alte Mara heute zu uns. Sie wird Wäsche auslaugen, dabei wird sie sich den Magen auskegeln (zatrusit će stomak) und ihre alten Knochen werden hin sein! Besorgt hörte Maras Mann diese Rede; tröstete sich aber mit dem landüblichen Fatumglauben. Als er abends heimkehrte, flüsterten die Toten wieder (in Bosnien gibt es Friedhöfe in allen Gäßchen der Ortschaften, alle fünf Minuten liegt einer da). Der eine sagte: Nun kommt bab' Mara heute doch nicht mehr! Der andere flüsterte mit Eifer: Ja, der Sevap ist mächtig! Ihre Hündin (Kuja) hat Junge bekommen und die Alte gab ihr einen ganzen Somun als Wöchnerinnengabe! Nun kann selbst der Tod ihr kein Leid mehr tun! (Somun = weiches Brotlaibchen, Kostenpreis 8 Heller). Maras Mann fand seine baba wirklich frisch und wohl daheim sitzen und alles verhielt sich so, wie die Toten einander berichteten. Der Somun war als Sevap der treuen Hündin reserviert worden und bab' Mara selbst trank blos schwarzen Kaffee als Mittagkost.

Das Kind einer Schwangeren, die mit mehligen Händen ißt, wird einen Ausschlag auf dem Kopfe haben (in Bosnien sieht man dies oft, es ist deshalb als böser Zauber gefürchtet). Wo sich eine Schwangere mit mehlbestaubten Händen angreift, erhält das Kind ein Muttermal.

In Bosnien glaubt das Volk, es bringe Unglück ins Haus, wenn man Brot auf der Straße gehend ißt, also außerhalb des eigenen Heims. Es könnte ein Regentropfen darauf fallen und da wäre dann Brotnot im Hause. Sieht der Bošnjake jemanden essend auf der Straße gehen, so muß er sich beeilen zu sagen: Šta navlačiš ugursuzluk na kuću, bolan ne bio? Nisi imô kad sidjeti i izjesti ovo somuna božjega dara? (Warum ziehst du Unglück aufs Haus, du sollst nicht krank sein? Hast du keine Zeit gehabt, um sitzend daheim dieses Somunbrot, diese Gottesgabe, zu verspeisen?)

Ich hatte eine hurtige Magd, Jung-Angja in Ključ. Den ganzen Tag war sie flink bei der Arbeit, aber zum Essen da setzte sie sich breit und gemächlich nieder und aß stundenlang, jeden Bissen mit Muße und Hochgenuß, und stand nicht früher auf, als bis auch der letzte Bissen süß verschmaust war, mochte um sie herum geschehen, was da wolle. Essend noch schnell einen kleinen Handgriff zu tun, das gab es bei ihr niemals! Vom hygienischen Standpunkte gewiß eine sehr gute Volksitte. Das hastige Essen nervöser, moderner Menschen tut niemals gut.

In Chrowotien dagegen protzen die Bäuerinnen gern mit schnellem Essen, und da ist auch das Sprichwort zu Hause: Tko je brz na jelu, taj je i na djelu. (Wer flink beim Essen ist, der ist es auch bei der Arbeit). Nur nach Sonnenuntergang (u mraku) soll man draußen nicht mehr Brot essen, sonst kracht der Totensarg, in dem sie dich einst zu Grabe tragen (pucat će škrinja). So sagt man in der Lika (Komlenić brdo). Auch Quellwasser ist nicht gut nach Sonnenuntergang noch zu holen. Muß es ausnahmweise doch geschehen, dann muß man mit einer luč (Tannenholzflamme) hineinleuchten, damit der böse Zauber weiche, wenn man ihn vielleicht mitgebracht hat (Baumseelenzauber).

Von Dr. Fran Gndrum, einem Sanitätrat in Križevac (Chrowotien) hörte ich, daß der viele Knoblauchgenuß die Kraft besitze, die Bošnjaken trotz dem übermäßigen Trinken von schwerem Kaffee lange gesund am Leben zu erhalten. Dasselbe behauptete auch Dr. Karminski Jan von den polnischen Juden. Ob dies eine

bewährte ärztliche Meinung sei, bleibt dahingestellt. Beide Ärzte studierten den Volkglauben gern und eifrig.

Gegen Wut (auch Liebtollheit) ist es gut, jeden Morgen na šte srce (auf nüchternen Magen) eine Knoblauchzehe (jedno čeno) zu verzehren. So durch vierzig Tage. Dann hat man nichts zu fürchten. (Bosnien allgemein, von Jelena Samardžija).

Auch kleinen Kindern gibt man Knoblauchsaft gegen Spulwürmer, die man als eine Folge bösen Zaubers ansieht. Ebenso gelten Knoblauchklistiere mit Milch als Gegenmittel.

Um ein verschrienes Mädchen zu entzaubern, muß man Wasser aus neun Quellen holen. In die Schüssel, wo sich dies Wasser befindet, wirft man drei Knoblauchknollen. Mit der Schüssel geht man vor den Brotofen und macht daselbst drei Verbeugungen. Dann bezeichnet man mit den drei Knoblauchknollen drei Ecken eines Dreieckes (Augenzauber). Das Wasser wird mit einer Messerspitze mehrmals gestochen, während die Zauberbaba spricht: Wässerchen aus dem Jordanflusse, du fließest über Feld und Tal, über Stock und Stein. Wasche unsere Zora, die Christenseele, die rein geboren wurde, wasche sie vor bösem Blick, Neid, Haß und allem Übel. Amin! Amin! (Von Agnieszka Papla aus dem Dorfe Kunovo bei Prnjavor in Bosnien).

Die Liebe reißt die Südslavin unwiderstehlich mit sich fort. Sie besitzt in der Liebe eine Glückfähigkeit, die bei einfachen Weibern aus dem Volke zu finden oft ganz überraschend wirkt, und die für sie das Recht bedeutet, dies Glück immer aufs neue zu erjagen. Daher die vielen Zauberarten und Zaubermittel, die zu gebrauchen sie unermüdlich ist von ihrem zwölften Jahre an bis hinaus über das Klimakterium.

Den Gatten eines anderen Weibes zu begehren, erscheint ihr gar nicht als Sünde, denn der Volkdichter sagt: Kad se ljubi nema grjeha (liebt man, so gibt es keine Sünde); nur vor starken Zaubermitteln schrickt sie zurück, sie fürchtet nichts als diese. Merkt sie, daß man ihr solche verabreicht, um sie abzuweisen, dann erst läßt sie ihr Opfer los. So schwebt der Geist der Zauberkünste oft auch versöhnend über allem Tumult der Liebleidenschaften.

Dem Knoblauch spricht man große Macht in der Zauberküche zu. Wer oft Knoblauch genießt, erhält seine Organe rein und jung und schützt sie vor Ansteckung und bösem Blick. Deshalb darf man nicht einmal auf die Schalen des Knoblauchs treten, um die guten Liebegeister nicht zu beleidigen. Nirgends in der Küche

liegen sie herum, sondern man wirft sie sofort nach dem Abschälen der Zehen in das Feuer, ja nicht auf den Mist! — Tritt eine Frauenperson auf Knoblauchschalen, so bekommt sie den weißen Fluß. Ich war noch ein ganz kleines Mädchen, als mich unsere baba Moslavka dringend davor warnte, ja nirgends und nie Knoblauchschalen auszustreuen oder solche mit den Füßen zu berühren. Ängstlich raffte sie solche zusammen und trug sie dem Feuergeiste als Opfer zu. Wenn sie mir damals auch von der gefürchteten Frauenkrankheit noch nicht sprach, so erreichte sie doch, daß mich ein heimliches Gruseln jedesmal schüttelte, so oft ich irgendwo später eine achtlos weggeworfene Knoblauchschale erblickte. Ich bringe es auch heute noch nicht übers Herz, auf eine solche Schale gleichgültig herabzusehen — obwohl ich nicht mehr abergläubisch bin.

Am meisten zaubert man mit Milch, Kaffee, Tee, Fleisch, Brot und Kuchen, weniger mit frischem oder eingekochtem Obst, Bier, Wein, Schnaps, Zucker usw.

In der Lika sieht man niemals Männer Milch oder Obst zum Kaufe herumtragen. Das wäre Schande, es gilt als unmännlich, als weibisch und lächerlich. So ein Mann spricht wie ein Weib, — heißt es — und tut auch alles andere wie ein Weib. In Bosnien dagegen glaubt man solches nicht, wahrscheinlich der Sitte wegen, weil Weiber überhaupt nicht als Verkäuferinnen tätig sind.

Im Belgrader (Serbien) ethnographischen Museum sah ich einige Brotrinden (rund und kopfgroß) die eingeritzte Zauberzeichen trugen. Dies und ein Zaubertüchlein, nebst einigen Amuleten war alles, was das Museum aus dem reichen Schatze südslavischer Zaubermittel besaß; während z. B. die ethnographische Abteilung der italienischen Ausstellung aus dem Jahre 1911 über 800 solcher Gegenstände brachte. Ihre Wichtigkeit beweist auch jene sorgfältige Katalogisierung, die Prof. Giuseppe Bellucci aus Perugia besorgte. (Siehe Catalogo della Mostra di Etnografia Italiana in Piazza d'Armi, Seite 117—128).

Der süße Kuchen (Kolač) ist eine Speise voll poetischer Wünsche und wohlwollender Zauberkraft, auch wenn ihn keine tüchtige Zauberin bereitet. Aus der Hand jedes guten Weibes bringt er Glück und Segen. Deshalb wird jede wichtige Angelegenheit mit kolači versüßt und gegen bösen Zauber gefeit.

Die Wöchnerin bekommt überall bei den Südslaven solche Kuchen zugeschickt, oft so viel, daß auch die Ärmste durch neun

Tage im Überfluß lebt. Denn es bringt jedem Glück, der eine Wöchnerin mit kolači beschenkt, es ist sevap, d. h. Schutz vor bösem Zauber.

Die siebente Nacht nach der Entbindung bringt die bosnische Ebejka (Hebamme, Großmutter) einen besonders gut zubereiteten kolač, der heiß sein soll und der jungen Mutter ihre Kraft wiedergibt. Jetzt am frühen Morgen des siebenten Tages geschieht auch die erste Wiegenlegung des Neugeborenen, das bisher bei der Mutter im Bette lag.

Der gesündeste und kräftigste Mann im Hause legt das Kind in das Wieglein (beša) und neben das Kind einen Kuchen und ein Kleid, auch ein Ei, damit es kräftig, gesund, rund, voll und glücklich werde. Dabei spricht man auch Zauberformeln oder Koranverse, damit die bösen Geister reißaus nehmen.

Dem Knaben schneidet man erst im fünften Jahre das erste mal die Haare, denn es gilt als glaubwürdig, daß dies Kind leben wird, was man bis zum vollendeten vierten Jahre anzweifelt, (do četiri godine dijete je puno griže). Das erste Haarschneiden geschieht immer an einen Donnerstag oder an einem jungen Sonntag (Neumondsonntag). Das abgeschnittene Haar wiegt man ab und soviel Dramen es an Gewicht hat, so viele Münzen verteilt man unter Arme. Bei Reichen sind es Silbermünzen, bei Armen nur unedles Metall. Der Barbier erhält auch ein größeres Geldgeschenk und aus den Händen des Kindes einen Kolač. Das Haar wickelt man in buntes Zeug und befestigt es an die Balken (za grede) des Hauses, und so lange es dort klebt, wird Glück und Liebe das Kind nicht verlassen.[1])

Der soeben in dem Haus ihres Gatten angekommenen Moslimbraut gibt man zwei volle Wassergefäße (in jede Hand eines). Damit steigt sie die Treppen hinauf (alle wohnen im oberen Stock), aber oben angelangt, gießt sie das Wasser aus, so daß auch ihr Glück wie dies Wasser frisch und hell rinnen möge. Frauen aus der Verwandtschaft brechen einen Kolač über dem Kopfe der Braut, und die Stücke verteilt man unter die Hochzeitgäste. Sie sind eine sehr beliebte Speise und gelten als Zaubermittel gegen Krankheiten und als Lockspeise in zu kalter Liebe. In der Lika in Chrowotien übt man genau denselben Brauch. Der Hochzeitkuchen ist mit den Symbolen der Fortpflanzung geschmückt.

---

[1]) Vgl. Krauss, Die Haarschurgodschaft bei den Südslaven, Leiden 1894.

Ein Weib darf niemals eine Katze erschlagen, sonst wird sie nie mehr Brot backen können (aus Sombor, bei den südungarischen Schokzen, von Nikola Ćupić).

Das südslavische Herz ist gern sentimental. Ein lyrischer Rausch, ein Sevdah gewürzt mit Seufzern, Blumen und feinen Stickereien, mit Liedern in Moll-Tönen und lodernder Glut, in Dur, das ist sein Ašik, sein Ćosanje oder Ljubakanje. Aber wenn die Liebe wirklich echt ist, so ist sie bei ihm auch immer sinnlich. Die allzumenschlichen Triebe brechen bald den Damm durch, trotz der Schutzwehr der sentimentalen Selbstlügen, und bahnen der oft ganz brutalen Wirklichkeit den Weg. Der poetisch Liebende schleicht zur Zauberköchin und trinkt dort, was immer sie ihm anbietet, nur um bald zum Ziele zu kommen, um das verliebte Schwanken, Sich-Suchen und Abstoßen so schnell als möglich abzukürzen und die anfragenden Blicke zu befriedigen. Die verliebten Weiber machen es ebenso. Die häßlichsten babe Joke werden dann zu beflügelten Amoretten und haben oft alle Hände voll zu kochen und zu backen, bis die Beiden einander endlich haben, mit oder ohne Kirchensegen und Gotteshausparaden.

Wenn es als internationales Wort gilt zu sagen, die Liebe ginge bei dem Manne durch den Magen, so gilt dies speziell bei den Südslaven auch für das Weib. Haben wir ja hier sogar mehrere Koseworte der Küche entnommen: rano moja! rančе moje! slatko moje! (Meine Nahrung! Mein Speischen! Mein Zuckerobst!) Die Bošnjakin frägt als erste Information über das Glück einer Ehe ihren weiblichen Besuch: Hrani li te čovjek? (Bekommst du dein Essen vom Manne?) Und wenn die Honigwochen eines jungen Paares im Gespräche von lieben Gevatterinnen erörtert werden, so gebraucht man die stereotype Metapher: Pitaju se kô golubi . . . (Sie füttern einander wie Tauben.) Von einem gutmütigen Gatten heißt es im Volkmunde: dobar je kô kru! (Er ist gut wie Brot.) Von einem ungeratenen Kinde dagegen sagt man: Sagan dedo a saransan nana otkud će biti dilbe-šeće-beba? (Zwiebel der Vater und Knoblauch die Mutter (d. h. böse, scharf); woher soll der Sprößling ein zuckersüßes Bébé sein?)

Solcher Bonmots gibt es noch viele, unsere Sprichwörtersammlungen legen Zeugnis davon ab. Nirgends noch gesammelt sind folgende:

Der Kaffee ist die Peitsche[1]) (d. h. wenn man in Bosnien einem unlieben Verehrer sofort während eines Besuches mit Kaffee aufwartet, so ist es ein Wink, daß er bald gehen soll. Das gilt auch für jeden anderen Besucher).

Lobe das Getreide im Speicher und dein Weib im Grabe. — Willst du dich an einem Bošnjaken rächen, so zaubere, damit er ein Trinker werde. — Wie der Gast, so die Bewirtung. — Wenn der Fresser ißt, so glaubt er, es geschehe zum letzten Male in seinem Leben; usw.

Bei Volkfesten in Slavonien (Kirchweihen, god, proštenje, Märkten usw.) spielt der Pfefferkuchen eine große Rolle bei Verliebten. In Herzformen, die oft riesengroß gemacht und mit Spiegel, Blumen und Liebsymbolen geschmückt sind, auch mit Inschriften, Verslein und farbigem Papier, verehrt man diese Kuchen als Liebgabe. Oft sieht man auch Wickelkinderformen oder Pferde und andere Tiere, die man mit anzüglichen Reden überreicht und die zu erotischen Witzen und Scherzen Anlaß geben, ohne daß je diese Honigkuchenpoesie irgend jemandem im Wege war, so wie dies am 14. Juni 1912 in Berlin geschah. Dort beschäftigte sich nämlich die VI. Strafkammer des Kgl. Landgerichtes allen Ernstes mit einer Verhandlung wegen ähnlicher Kuchen. Die Anklage richtete sich gegen 40 Personen, zumeist Bäckermeister und Kuchenverkäufer, die sich der Herstellung und Verbreitung unzüchtiger Schriften auf Kuchen schuldig gemacht haben.

Diese Aufschriften sind alle uralt, stammen sogar noch aus der Zeit des Alten Fritz, wurden aber immer noch gern gekauft, speziell von Frauen. Die angeklagten Kuchenerzeuger legten diesen alten Modeln einen durchaus harmlosen Sinn bei, betrachteten sie als Scherz und dachten nichts arges dabei. Trotzdem wurden alle zu Geldstrafen verurteilt und in der Begründung heißt es: Die Inschriften auf den Honigkuchen sind zweifellos unzüchtiger Natur, denn sie enthalten ganz unzweideutige Anspielungen. Die Angeklagten seien sich der Bedeutung der Verse bewußt gewesen.

In Slavonien verkaufte man vor 30 Jahren auch eine Art Bonbons, die in buntes Papier eingewickelt waren, das mit einem verliebten Vers bedruckt war. Die chrowotische Orthographie des Verses war sehr unabhängig, der Inhalt immer erotisch, oft auch

---

[1]) Auch „Sikteruša" wird der Kaffee genannt (sikter! Marsch hinaus!), meist die zweite schnell gereichte Tasse.

ziemlich derb, so daß man solche Zuckerln in den Klosterschulen verbot und wir Klosterschülerinnen es als große Sünde ansahen, solche Süßigkeiten zu genießen. Ich hatte mir als Kind eine ganze Sammlung derartiger Verse angelegt, die mir eine fesche Tante schenkte, leider habe ich diese Sammlung, später als frommes Klosterkind verbrannt und kann so keinen jener Knüttelverse hier anführen. Diese Art Bonbons, die bei den slavonske frajle sehr stark beliebt waren, gerade so wie die Kuchen bei den Bauerndirnen, sind heute nicht mehr in der Mode und sind vom Markte verschwunden, aber in alten Poesiealbums kann man zwischen trockenen Andenkenblumen gewiß auch noch manch Zettelchen mit Zuckerverserln finden, die einst das junge Herz erwärmten.

Kommt ein kleiner Knabe das erste Mal in ein Serbenhaus (Mitrovice) zu Besuch, so beschenkt man ihn mit einem süßen Zucker mit den Worten: Kitane moj zdrav mi bio! (Kita = männlicher Geschlechtteil, kitane = etwa Gemächtler!)

Drei Honigbrote trägt man (in Bosnien) in ein verseuchtes Haus, damit sie die Krankheit an sich saugen. Vor ein dreijähriges Kind legt man ein Brot,[1]) Wein, ein Messer, eine Nadel, eine Feder und Geld hin und wonach es zuerst greift, das zeigt seinen künftigen Beruf an (in Serbien und in Slavonien).

Ein schönes Mädchen (auch Kind) soll dreimal den Brotofen küssen, bevor es ausgeht. Im Namen des Gott-Vaters, des Gott-Sohnes und des Gott-heil. Geistes und im Namen des uralten Zauberglaubens an die Dreizahl. Gegen Verschreiungen (aus Polanka in Südungarn).

---

[1]) Wenn es nach dem Brote greift, wird es ein Bauer, was den Eltern keine Freude macht und dagegen zaubert man. Jeder will heute gospodski leben (wie ein Herr). Der autochthone Bauer im Viroviticer und Požegaër Komitate Slavoniens geht seinem Verfalle entgegen. Je besser situiert die Ernte, desto rascher verschwindet er. Hunger und schlechte Ernte sind seine Freunde nicht, denn dann bleiben die Käufer aus, die Deutschen, die ihm sein Feld gegen teures Geld ablösen. Ausbeuterische Hypothekenbanken und wucherisch gewährter billiger Kredit (gewöhnlich unter nationaler Flagge: svoj k svome!) vertreiben den Slavonier von der Scholle, denn er ist weich, indolent und nicht widerstandfähig, dabei genußsüchtig bis zum Äußersten. Die Serben sind in dieser Beziehung nicht so zu tadeln, doch der Bruderhaß ist darum nicht kleiner. Mit Bosheit tadelt immer der Chrowot den Serben und vice versa, was immer sie tun, mit Spöttelei bewitzelt man besonders das Kochen und Kochzaubern und eine Menge Sprichwörter zeugt davon. Bit će vlaškik rezanaca! sagt der Chrowot, wenn er jemandem, besonders Kindern, Schläge in Aussicht stellt. (Warte nur, du bekommst serbische Nudeln!), um damit die quasi minderwertigere Art der serbischen Kocherei anzudeuten. Auch sagt man Bit će pun tur šljiva! (Du bekommst einen vollen Hintern Zwetschken! d. h. starkes Abweichen!)

Wenn ein Kind das erste Mal zur Schule geht, soll man nach ihm einen Krug (gjugum) Wasser ausschütten und dem ersten Armen, der betteln kommt, einen Brotlaib schenken (in Serbien).

Einem kleinen weiblichen Kinde gibt man Wasser aus dem Schnabel einer lebenden Schwalbe zu trinken und Brot aus dem Munde der Mutter zu essen, wenn es das erste Mal zum Tanze geht. Dann wird es Glück in der Liebe haben (Südungarn).

Den Brotofen zu küssen gilt als Glück in der Liebe, sowie auch das Brot von Körperschweiß, von Blut oder Samenfluß benetzt als wirksamstes Mittel für kalte Liebe. Der Brotofen ist der Sammelplatz aller guten Vilen, dort tuscheln Verliebte am liebsten miteinander.

In dem westhavelländischen Dörfchen Lietzow (eine halbe Meile von Nauen entfernt) steht heute noch ein Backofen, den das ganze Dorf besonders verehrt. Die Pfingststräuße für das Hutschieben fertigte man immer dort an und im Herbst richtete man den Flachs daselbst zu. Alle Frauenangelegenheiten besprach man dort, denn der Ort galt seit uralter Zeit als glückbringend.

Die Serbinnen trocknen im Brotofen Petersilie, Rosmarin und Basilikum, die sie als Zauberkräuter verwenden, wenn der Geliebte zu indolent erscheint. Auch versteckt man Sonnenblumensamen, der zu selben Zwecken dient.

Die Dalmaterin Karmela Putato hat einen Schnurrbart und ist mit 48 Jahren noch männernärrisch. Sie kocht Zucker und Zitronensaft, Brotrinde und Dragoljubkraut (Kapuzinerkresse, tropaeolum maius), womit sie ihren Schnurbart bestreicht, um das Haar herauszupfen zu können, denn sie glaubt, es raube ihr die Zuneigung der Männer (Lepenica, Bosnien).

Die Bosnierinnen leben auch heute noch ständig im Kampf gegen böse Zaubergeister, was sie von der Kultur sehen, bleibt ihrem eigentlichen Wesen fremd, und so darf man sich nicht wundern, daß sie es noch in unseren Tagen für nötig erachten, die alten Zauberkünste und Beschwörungen stets zum Gebrauch heilig zu halten, um sich nicht vom bösen Zauber überrumpeln zu lassen.

## V. Das Scherbet.

Obst, Obstsäfte und Obstbäume gelten als zauberkräftig im guten Sinne. Selbst ein Stein, den eine unschuldige Kinderhand auf einen Obstbaum wirft und der auf irgend welchem gabeligen

Orte liegen bleibt, gilt als segenspendend, er wird gern gesucht und heruntergeholt. Zu Boden fallen darf er nicht, sonst verliert er seine Kraft. Man lege solch einen Stein einem verschrieenen Kinde unter den Kopf, wenn es keinen Schlaf hat und wimmert, gepeinigt von der Alphexe.

Obst verarbeitet man zu Fruchtsäften und verwendet es als Scherbet (Sorbet, Syrup, Gelée). So ist es immer ein Genuß mit segenreicher Wirkung, besonders bei den bosnischen Moslimen, die erst in neuester Zeit Alkoholtrinker geworden sind. Früher war das Scherbet, ihr einziges und liebstes Zaubergetränk, das man immer zu Festereignissen darreichte. Eine hübsche Rolle erhält es z. B. bei der Kna-Färbung, die man im Hause des Bräutigams vornimmt. Nach dem Entschleiern der Braut bringt ein Mädchen zwei volle Gläser Scherbet herein und die Braut trinkt aus beiden, wobei im Zimmer alle weiblichen Hochzeitgäste versammelt sind. Das Glas, aus dem die Braut getrunken, überbringt man in dieser geweihten Stunde dem Bräutigam nach dem Selamluk (Männerzimmer). Er trinkt ebenfalls davon und beschenkt die Überbringerin, die mit dem Scherbet nach dem Brautgemache zurückkehrt und den Rest den weiblichen nächsten Verwandten des Bräutigams zu trinken gibt. Ein Trunk, der als Fruchtbarkeitzauber gilt und viel begehrt wird. Dieses gemeinsame Trinken aus dem Glase der Braut ist außerdem ein Zeichen der Liebe für das neue Familienmitglied. Hierauf trägt man ein frisches Gefäß mit Scherbet auf und dazu soviel Gläser, als sich Frauen im Brautgemache befinden, von denen jede nach Herzlust trinkt und das aufwartende Mädchen (meist eine arme Waise) beschenkt. Erst jetzt wird die eigentliche Kna vorgenommen (Rotfärbung der Fuß- und Handnägel der Braut, eine türkische Sitte in Bosnien).

Der gefährlichste böse Zauber ist die Ograma (die Besessenheit). Von der kann man befallen werden, wenn man des nachts fremde weggeworfene Fingernägel berührt, oder auch nur Holzspäne, in denen ein böser Zauber sitzt. Auch Nußholz, Katzenleiber, unreines Wasser, Spinngewebe, feuchte Erde, Küchenreste, ungewaschenes Geschirr u. s. w. sind für die Ograma gefährlich. Die bösen Geister versammeln sich am liebsten auf Nußbäumen, um da ihre Konferenzen abzuhalten. Deshalb soll man nie unter einem solchen Baum einschlafen, und daselbst den Beischlaf zu genießen, ist schon gar gefährlich. Wen die Ograma unter einem Nußbaum befällt, dem hilft kein Zaubermittel mehr. Nie und nimmer!

Um die Ograma-Anfälle zu mildern, hilft Scherbet allein, doch auch nur als Linderungmittel. Geheilt werden kann sie nur durch ein Wunder (Siehe „Teufelaustreibung“ in meiner Studie im VII. Band der Anthropophyteia).

In Albanien kann den Biß einer giftigen Schlange nur der heilen, der von einem Dede (einem gewöhnlichen Mönche) ein Glas Scherbet zu trinken erhalten hat. Der so Geweihte erwirbt dann Schlangen und bewahrt sie in einer mit Zauberscherbet gefüllten Flasche. Dies ist zugleich das Wundwasser für Schlangenbisse, wie auch das erfolgreichste Waschwasser für die an Lustseuche erkrankten — wenn Allah es will —, wenn aber nicht, so kann gegen Seinen Willen auch der Dede nicht wirken. Vor der Berührung mit der europäischen Zivilisation — vor 30 Jahren — war die Lustseuche in Albanien noch unbekannt[1]), heute werden in manchen Gegenden 97 Prozent der Bevölkerung davon heimgesucht (Nach den Forschungen Baron Nopczas, siehe Balkankunde von Dr. Patsch, Sarajevo). Noch mehr als in Bosnien gibt es in Albanien allerlei Zauberer und Hexenmeister.

Am Mevlud (Mevludi Šerif = Geburttag des Propheten Mohammed, gefeiert am 12. Tage des Monates Rebiul Evel) bringen die bosnischen Moslimen in Gefäßen das süße šerbe (Fruchtsaft) in die Moscheen, um es den Gläubigen (auch den anwesenden Andersgläubigen) zum Trinken anzubieten. Das Gefäß setzt man jedoch nicht direkt an die Lippen an, sondern man schlürft den härbigen Trank durch ein auf den Rand gelegtes gesticktes Schleiertüchlein aus Bez (Byssus), denn so habe es der große Prophet empfohlen. Das Scherbetrinken bringt Glück und Liebfreuden und es geschieht zur Erinnerung daran, weil die Mutter des Propheten gleich nach dessen Geburt ein Glas voll Scherbe austrank, das man ihr auf Verlangen darreichte. Das Tüchlein hebt man auf und legt es schwer Gebärenden unter den Rücken. Bosnische Tüchlein sind dem Propheten angenehm, das zeigte er dem Hadži Haso aus Banjaluka an, der vor vielen hundert Jahren lebte. Der hatte sein

[1]) Im J. 1683 war das türkische Belagerungheer vor Wien infolge syphilitischer Epidemie bereits kampfuntüchtig geworden. Im Heere befanden sich aber auch tausende von Albaniern und so mancher verschleppte die Krankheit heimwärts, wofern er sie nicht schon aus der Heimat mitgebracht hatte. Sicher ist wohl, daß man dem Auftreten der Syphilis in Albanien vor dreißig Jahren noch keine Bedeutung widmete. Die Behauptung, daß die europäische Zivilisation die Seuche dahin verpflanzt habe, beruht doch wohl nur auf einer Vermutung, für die noch alle Beweise ausstehen. Krauss.

Tüchlein vor der Mekkapilgerfahrt daheim auf einem Baume vergessen, dasselbe aber in Mekka beim Abdest[1]) vorgefunden, wo er ein Zeichen hinein machte. Zuhause angelangt, fand er Tüchlein und Zeichen richtig an der Abdest-Quelle auf dem lieben Lindenbaum vor, der heute noch gezeigt wird, samt dem Turbe (heiligen Grab) des Haso. Seither ist der Wunderglaube des Volkes an die gestickten Tücher noch stärker bei allen Bewohnern des Landes, nicht nur bei den Moslimen. Ein Tüchlein, daß man zum Scherbetrinken reicht, heißt šerbetnica (siehe Bild).

Das Scherbet ist in Bosnien ein poetisches Getränk, dessen Sprache immer Zärtlichkeit bedeutet. Bei allen Liebzeremonien ist es da, wird mitunter auch mit Weihrauch begleitet (aus Nelken, Gewürznelken und einem wohlriechenden Mekkaholze), denn die Engel des Propheten haben auch Scherbet getrunken. Es gilt als Liebetrank erster Güte. In einem Volkliede erzählt ein Mägdelein, warum es so schön geworden. Es hatte eine zärtliche Mutter, die ihr nur mit süßem Scherbet den Durst löschte:

| | |
|---|---|
| Dobra li je u Fatime majka! | Wie übergütig ist Fatimes Mutter! |
| Majka ju je šerbetom pojila, | Mit Scherbe pflegte sie die Maid zu laben, |
| Rumenom ju ružom utirala, | Mit roten Rosen ihr den Leib zu reiben, |
| Prije vakta ručat bi joj dala, | Vor Mittagzeit das Mittagmahl zu reichen, |
| Prije vakta večerati dala. | Vor Abendzeit das Abendmahl zu reichen. |
| Varcar-Vakuf. | |

Die vornehmsten Gäste bewirtet man zum Schlusse jedes Besuches oder Gastmahles mit „Scherbet“.[2]) So auch die verkleideten Mädchen, die sich mit eigenen Augen überzeugen wollen, ob ihr Zukünftiger (sugjeni) wirklich so ein Held sei, wie man spricht. Sie verkleiden sich als Männer (Boten) und werden uhodice genannt, weil sie in das Haus des Zukünftigen gehen. Immer gilt aber Scherbet als der Trank, der es bewirkt, daß dadurch kein Unheil geschieht. Das Volklied weiß davon zu singen:

---

[1]) Abdest = religiöse Waschung.

[2]) Um seine volle Zufriedenheit mit der Gasterei auszudrücken, rülpst der Bošnjake nach dem Scherbe laut auf (podrigne mu se). Das will besagen: Ich bin satt! (Andere lassen auch einen F . . . los. Siehe Anthr. IX, S. 518. Die Österreicher spotten darüber; besonders auf den offiziellen Diners war dies Aufstoßen immer Gegenstand loser Witze.

| | |
|---|---|
| Ode dizdar majci u odaju, | Zur Mutter ging der Burgherr in die Stube |
| Pa besjedi ostarjeloj majci: | Und also sprach er zur bejahrten Mutter: |
| Muti, majko, šerbe od ašlama | — O Mutter, rühr ein Kirschensorbet an, |
| Da napojim carskog kapetana, | Auf daß des Kaisers Kapitän ich labe, |
| Makar bio lijepa uhodica. | Mags eine Huldin selbst auf Kundschaft sein! |
| Bos. Petrovac. | |

Das südslavische junge Mädchen schätzt sich heutzutage sehr nüchtern und praktisch sehr richtig ab und weiß ganz genau, daß seine Keuschheit und Reinheit einen großen Wert — leider oft nur kaufmännisch gesprochen — bedeutet. Es wird sich also sehr wohl hüten, „eine Dummheit“ zu machen. Bei den meisten geht das Temperament, so südländlich es auch glühen mag, doch nicht durch. Ja, in Worten, Liedern, Gesten, Anspielungen, in gewagten Stellungen und in gemacht schämigen Gesprächen, da zeigen sie ihr heißes Blut, aber ihr reges Rechentalent behütet sie vor dem sogen. Falle, mehr als Moral und Religion es tun. Das unlegitime Kopile (Bankert) ist heute aus anderen Ursachen gefürchtet als noch vor zehn und fünfzehn Jahren. Man könnte sagen, ich übertreibe. — Und das wäre gewiß richtig, wie man denn immer übertreibt, wenn man vom Typus, von der Allgemeinheit spricht. Gewiß gibt es Ausnahmen, aber der Typus bleibt bestehen, und der ist nun ein ganz anderer, als vor zwei Dezennien. Das südslavische Mädchen ist heute vergnügungsüchtiger, als es damals gewesen, es will seine Jugend nicht vergeuden. Es schätzt dieses Gut richtig ein und versäumt nie, es ins rechte Licht zu setzen. Die Südslavin ist jung nicht unbewußt und harmlos, wie es jene aus unseren alten Volkliedern war, sondern herausfordernd, berufmäßig jung. Sie drängt den Männern ihre Jugend und Frische auf, damit man sie nur ja nicht übersehe.

Das Ideal-Bescheidene aus alten Liedern: devojka sam da gledam preda se (ich bin ein Mädchen, um nur zu Boden zu blicken), ist längst überwunden, heute will jede nicht nur gefallen, sondern auch auffallen, und das kann Bescheidenheit nicht. Das eigentliche Point d' honneur der Südslavenmädel ist heute, viel Putz und viele huldigende Männer um sich zu haben (ašiklija,

ljubavnika), viel erotische Genüsse, aber nicht ohne Berechnung und Vorsicht[1]).

Viele Mädchen besuchen heute die Zauberinnen ohne Scham und Geheimtuerei; aber auch ohne Illusionen und verliebte Träume. Meist ist ihnen das Zaubern nur ein geschickter Vorwand, um den reichen Burschen irgendeine Liebgabe zu senden (durch die Zauberin) und solche zu erhalten. Es ist ein förmlicher Wettstreit, aber nur um vermögende Männer, und er wird ohne Rücksicht und ohne Scheu geführt: sehr oft bemühen sich 3—4 Mädchen um einen Mann zugleich. Die armen Burschen leidet man nur als Statisten, als Lückenbüßer, bis einer da ist, den zu lieben es sich rentiert. So geht auch die traute Kochzauberpoesie allmählich verloren und wird zur schmutzigen Kuppelei.

## VI. Die Zaubersprüche.

Die Sprüche zu den Zauberkochpräparaten sind oft ganz reizend, in ihnen ist mehr als die übliche Jugend, dabei gar keine Disziplin des Herzens und gar keine Herrschaft über die Sinne. Leidenschaft unterdrückt man darin nicht verschämt, Sehnsucht verbannt man nicht. Diese Sprüche mit ihrer heftigen Lyrik sind Selbstbekenntnis und wirken trotz ihrer brünstigen Wünsche nicht abstoßend, weil die holde Unsicherheit der Jugend aus ihnen spricht, niemals aber ihre Banalität. Oft ist der Sinn unverständlich, weil es Worte sind, die aus dunkler Tiefe geheimnisvoller Begierden kommen. Sehr oft ist das Bild mit der Empfindung so kombiniert, ist der Spruch von so kondensiertem Satzgefüge, daß man ihm unwillkürlich ergriffen lauscht. Es ist mit äußerlichem Lack noch nicht gebändigte Liebe und deshalb ursprüngliches Menschentum.

Eine der bekanntesten Formeln der Beschwörung und Vernichtung lautet: Bei dem nächtlichen Feuer, bei der toten, schwarzen Henne, beim Blute der Frauenjugend, bei der Ziege im Topf, bei der Milch der liebenden Mutter, bei der schwarzen Katze mit den

[1]) Es ist unglaublich, wie schwer es die Forschung bereits heute schon in Südslavonien hat. Von mehreren Seiten bekam ich bereitwillige Versprechungen, mir Material zu sammeln (von Lehrern und Lehrerinnen meist), doch die meisten hielten niemals ihr Wort. Sie nahmen gern Gegendienste, Büchersendungen und dergl. antizipierten Lohn für ihre Mühe, aber ihre Sendungen blieben aus. Auf meine Urgenzen hin bekam ich meist gar keine Antwort mehr. An die 27 mal geschah mir dies bis heute. Nur was man selbst sammeln kann, ist sicher.

blutigen Füßen, bei allen Heiligen und Guten, bitte, bete und flehe ich dich an, die Kraft und die Macht mir zu verleihen, den Mann namens . . . . vernichten zu können, damit er wirr im Kopfe werde, keine Ruhe bei Tag und bei Nacht finde, seine Arbeit nicht verrichten, sein Weib nicht besitzen, sein Glied nicht rühren könne!

Moslimische Zauberfrauen sprechen als Zauberformel sehr oft die Surat el Fateha, die ersten Worte aus dem ersten Kapitel des Korans. Freilich ganz verdreht und oft schon unkenntlich und mit slavischen Ausdrücken versäuert und versüßt.

Oder die Worte aus dem Kapitel XIII, 5 des Korans: Ich flüchte zu Allah vor den bösen Neidern, wenn sie mich mit Bösem verfolgen . . . . Allah, Allah! spricht man auch oft, doch auch die verdreht und arg verstümmelt mit Variationen ohne Zahl. Nach dem Aussprechen der Zauberformeln spuckt man regelmäßig dreimal aus. Dabei ist jede richtige Zauberfrau extatisch aufgeregt, wie ein Fakir, der einen fanatischen Glaubentanz aufgeführt hat.

Auch das moslimische Glaubenbekenntnis (Gott ist Gott und Mohamed ist sein Prophet) sprechen selbst katholische und serbische Zauberinnen oft als Zauberspruch in verstümmelter, vermantschter Form und dazu dann noch den 13. Vers ders. 41. Sure aus dem Koran, weil diese Sure die Frauen des Sultans Abdul Medschid für seine Krönung mit Goldbuchstaben auf eine neue Fahne des Propheten für die Abu-Ejub-Moschee in Stambul gestickt haben (im Jahre 1839). Seither galt dieser Spruch auch in Bosnien als zauberkräftig für Zaubereien, die an Frauen geschehen sollen. Die Verstümmelungen dieser Sprüche hörte ich oft, aber sie sind so arg geraten, daß sie nicht wiederzugeben sind. Hodža Effendi Kazaz in Skender-Vakuf erklärte sie mir, hoch oben im Urwalde, im Jahre 1899.

Viele der Kochzaubermittel gelten als wirksamer, hat man sie auf der pećurica zubereitet. Das ist ein armseliges Herdchen aus einem alten Blechgeschirr und Tonerde gebildet. Der lange Gebrauch hat in das Geschirr ein Loch gebohrt, die Erde ist das Unterzeug für ein wenig Holzkohle, die man hier anzündet und auf deren Glut man kocht. Im Garten, unter Bäumen, an einer frischen Quelle oder sonstwo im Freien (auch des Nachts) kann man darauf kochen, ohne daß irgend eine Spur dies Tun verriete.

Die Instrumente zum Zerstoßen und Zerschneiden der Zaubermittel sind meist Golddukaten einer Braut oder solche, die im Hintern eines mutigen liska übernachteten (prenoće), damit werden

z. B. die Fledermäuse geschlachtet, junge Kätzlein erdrückt usw. Das trockene Blut oder Pulver wird mit Zaubersteinen (Kamenice) zerstaubt; — gemischt wird das Gebräu in Mekkaschalen (siehe Anthropophyteia-Museum), die die Pilger von dort bringen und geschenkweise hergeben!

Alle diese Kochereien verarbeitet aber eine richtige Zauberfrau niemals auf Tischen, Bänken usw., sondern immer auf der bloßen Erde. Die Erde, dieser Mutterherd alles Lebens, ist so zugleich der Mutterherd der Zauberei. In wie viel stille Häuser und Hütten schleichen täglich Liebgram und Sorge, in wie viel gerunzelte, vor der Zeit gealterte Frauengesichter gräbt die Herzqual und der Schrecken des Kommenden seine tiefen Furchen! Und dann — ein geheimer Weg zur trauten Zauberbaba und Siegzuversicht schwebt über ihrer mystischen Schale, über dem rauchgeschwärzten lončić und weg ist das Grauen, weg das dumpfe Weh der Sinne und der Seele!

Es ist aber sehr oft gar nicht bekannt, wer im Dorfe als Zauberköchin anzuzusehen ist. Um das ganz sicher zu erfahren, muß man am Tage von Sta. Lucia (13. Dezember, kathol. Kalender) anfangen einen Dreifuß (für die Küche) zu zimmern und jeden Tag nach Sonnenuntergang daran zu arbeiten, um genau am heiligen Abend fertig zu werden. Zur Mette nimmt man den Dreifuß unter den Arm in die Kirche. Beim Opfer der heil. Messe (kod podizanja) stelle man sich blitzschnell auf den Dreifuß. Nun wird man alle Hexen des Dorfes von Angesicht zu Angesicht erschauen, denn alle werden sich gegen den Dreifuß umwenden müssen. Aus Sv. Ivan Zelina in Chrowotien. Von Mirka Edle von Soštarić (dort sind die Dörfer voll lauter Edelleute) gospoda crvenoga luka (Herren vom roten Zwiebel, Turopoljci).

Die Zauberfrau ist die Diskretion selbst, denn der Zauber wirkt nicht, wäre sie eine gewöhnliche Klatschbase. Was immer sie einer Frau für Hilfe zu leisten hat, sie spricht zu anderen nicht davon. Sie ist verschwiegen wie das Grab. Nur meiner großen Freundschaft mit Hasnija habe ich es zu verdanken, daß sie mir das Siegel ihrer Verschwiegenheit ein wenig lockerte, weil ich nicht um Namen, sondern nur um den Zauber frug. So zog sie oft bei unseren Zusammenkünften bei der Česma aus ihrem Busen die seltsamsten Dinge heraus, auf die sie zu zaubern hatte und die sie von den liebgierigen Weibern der Stadt zu diesem Zwecke erhielt. In goldenen Tüchlein waren da eingewickelt: ein Geldstück,

ein Stück pura (Maissterz), Knoblauch und Zucker, alles Dinge, von denen die Betreffende das letzte Mal mit ihrem Liebsten gespeist und die sie zurückbehielt, um darauf eine höhere Potenz der Liebfreuden von Hasnija zaubern zu lassen. Von einer andern trug sie im Busen ein Stück mit Frauenblut getränkten Zuckers, um den hochgesteigerten Daseindrang, die auflodernde Blütekraft der Betreffenden mit einem gesunden Manne zu befriedigen, der derzeit eine andere „hat". Eine dritte hat einen Geliebten in allzu behäbigem Format und sie wünscht, daß in den Liebwonnen mit ihm mehr robuster Akzente (da se drži kuće, er halte sich ans Haus) und daß weniger Eßlust vorhanden sei. Hasnija trägt das Skup-Kraut zu ihr, auch das Lindik-Kraut (Enzian) dazu (wohlriechend, Preis von 6—20 Kronen). „Und du glaubst wirklich, Hasnija, allen diesen Weibern helfen zu können?" „Und ob!" sagt sie mit Überzeugung und klopft sich mit dem Zeigefinger der linken Hand auf die Stirne. „Ich würde es ja nicht wagen zu versprechen, die Weiber rächten sich, wären ihre Wünsche nicht befriedigt!"

„Wie tust du es nur?" forsche ich absichtlich verwundert.

„Wie, Kind, Liebes! Weißt du: Wasser, Brot und Salz ist alles. Und in den Morgenstunden, bevor der Hahn kräht, gehe ich zur stillen Waldquelle, weit hinein in die Bjelašnica-Planina, da mache ich es dann! Es muß helfen — oder —!" Und sie macht die Geste des Halsabschneidens, Hasnija ist selber überzeugt davon, daß ihr allein auf stillen, oft ganz unmethodischen Nebenwegen der Zauberkunst die wunderbarsten Leuchtkugeln der Erkenntnis in den Schoß fallen. Für die kritischsten Fälle hat sie eine Zauberfrucht, okoločep genannt (Sterndistel, centaurea calcitrupa), (ähnlich der peuka-Frucht, siehe meine Studie „Frauenschürze", Anthropophyteia IX).

Den okoločep weicht man im Wasser ein, bohrt ihn dann mit einer Busennadel (čuvalduša) an und durch das Loch schaut man auf den Liebsten. Er muß kommen: sve će da trepti za tobom, er wird toll nach dir! erklärt sie kategorisch. Für diese Zauberfrucht, die die Zauberinnen bereits fertig präpariert den Bedrängten bringen, zahlt man 3—12 Kronen, aber nur dann, wenn der Zauber von Erfolg ist. Die Bošnjakinnen zahlen diesen Preis gern.

Eine weit und breit bekannte Zauberin aus Bistrik ist Safija Fejzić, die ihre Künste von ihrer Großmutter Malva Bešić hat; selbe war noch unter der Türkenherrschaft in Bosnien eine Autorität

in diesen Dingen. Zu Safija kommen auch heute Frauen aus den Kreisen der Intelligenz, sie verschickt ihre Zaubergebräue weit überall herum, sogar bis nach Böhmen und eine Sarajevoer Trafikantin ist ihr Sekretär: ona zna sve moje tajnosti (sie kennt alle meine Geheimnisse), da sie selber Analphabetin ist. Ihre Kundschaft ist ihr jahrelang treu, selbst dann, wenn solche nicht mehr in Bosnien weilt. Die Taktik Safijas ist folgende: sie nimmt nur Bezahlung, wenn ihre Zauberspeise Erfolg hat. Sonst nie. Zuerst studiert sie den Fall, dann verlangt sie, man soll die Zauberingredienzen kaufen und ihr bringen und erst wenn dann der Erfolg da ist, verlangt sie auch klingenden Lohn. Aber sie droht sofort, falls dieser Lohn nachträglich von Undankbaren refusiert werden sollte, den Zauber wieder zu brechen. Auch verbietet sie ihren Kunden, zu anderen Zauberinnen zu gehen, während sie in ihrer Behandlung stehen. Später (nach 14 Tagen), wenn kein Erfolg sich zeigt, hat sie gegen eine Konkurrenz-Zauberin nichts mehr einzuwenden.

Ich kenne fast alle hiesigen Zauberinnen [1]), habe aber niemals von einer über die andere schimpfen gehört, wenn ich sagte, ich

---

[1]) Mit wie viel Vorsicht man gewappnet sein muß, wenn man die diversen Mitteilungen der Chrowoten und Serben über Land und Leute liest, will ich mit einigen selbsterlebten Beispielen erklären. Vor Jahren bekam ich aus München einen Brief aus der Hand einer chrowotischen Dorflehrerin M. J., die dort Malerei lernte, besonders Dekoratives, Ornamente. — Sie schrieb mir einen sehr schmeichelhaften Brief, wie sie von dort studierenden Russinnen und Polinnen auf die Schönheit der chrowotischen Volkarbeiten aufmerksam gemacht wurde, wie auch über meine Studien über diesen Gegenstand. Ich möchte so gut und so patriotisch sein, ihr zu helfen, sie brieflich zu unterrichten, damit sie sich dem Studium der südslavischen Ornamente mit mehr Erfolg als bisher widmen könne. Idealistisch veranlagt, wie ich schon bin, widmete ich mich mit dem größten Eifer (unentgeltlich) dieser Arbeit, beantwortete jeden der unzähligen Briefe (es waren allesamt an die 150 Stück), die sie mir erst aus München und später aus einem weltfernen chrowotischen Dorfe (Čepelovac) schrieb. Dadurch lernte sie viel, alles aber noch nicht. Auch wurde sie durch meine Hilfe nach Agram versetzt, um dort Zeichenlehrerin zu sein. Kaum daß sie dies erreichte, schrieb sie mir keine Silbe mehr. Als ich sie (ahnunglos) dort aufsuchte, um ihre Arbeiten zu sehen, fand ich anstatt der bisher demütigen und lernlustigen Schülerin ein arrogantes, eingebildetes Malweib, das mir keck erklärte: „Die chrowotischen Ornamente sind nichts wert!" Diese Weisheit las ich dann auch in einem Lehrerinnenblatt Agrams.

Zehn Jahre später schrieb mir wieder eine Dorflehrerin aus dem bosnischen Dorf F. Diese erzählte mir von ihrem Fleiße und ihrer Begeisterung für bosnische Stickereien, Spitzen, Tüchlein und Hemden und genau dasselbe briefliche Lehren wie mit der M. J. begann wieder mit M. D. Sie schickte mir Stickereien und Spitzen und bat immer wieder um Rat, um Fürsprache und um meines himmelblauen Optimismus liebreiche Hilfe, damit sie nach Sarajevo versetzt werde. Auch dies gelang mir bald. Kaum daß sie dies erreichte, schrieb sie mir keine Silbe mehr, leistete an der Schule

wäre auch bei einer oder bei der anderen gewesen. Sie achten eine die andere, und gewinnen dadurch. Männer befinden sich auch in ihrer Gilde, so der berühmte Ilija Kuvinjalo aus Zenica, der von Zeit zu Zeit seinen Zauberdreifuß nach Sarajevo bringt, um daselbst allerlei Tränklein für böse Geschlechtkrankheiten zu brauen und seine Kunden in den Kafanas auf den Bänken liegend zu suchen, wo sie ihn immer gern mit offenen Armen und Geldbeuteln begrüßen. Daß Geschlechtkrankheiten nur vom bösen Zauber kommen, ist hier allgemeiner Volkglaube. Sie sind die Rache verlassener Liebchen, koje kunu do Boga; oder: koje se vole na suhu paru (die lieben, ohne zu wagen, sich einander zu schenken).

Die Polizei verfolgt in neuester Zeit unerbitlich alle diese Kochzaubermeisterinnen und -meister und man kann in den Tagblättern fast jede Woche von der Einlieferung dieser einst so verehrten Personen lesen. Aber das Volk schützt sie auch heute so viel als möglich.

---

im Spitzenunterricht gar nichts, pflegte nur ihre ohnedies übergroße Fettleibigkeit und erregte so die Unzufriedenheit ihrer Vorgesetzten. Zu meiner Überraschung erschien aus ihrer unwissenden Feder in der Wiener Frauen-Zeit (Nr. 3533, Jg. 1912) eine kleine Notiz „Points de Bosnie", wo sie der Welt davon Kunde gibt, es gäbe in Bosnien keine Spitzenhemden und keine Spitzen! Davon zu reden sei „fälschlich", denn erst sie — die M. D. — sei als Erfinderin des „Points de Bosnie" anzusehen!! Mit dieser Notiz wollte sie die bosnischen Leser verblüffen und was ich — ihre Lehrmeisterin — dann sagen werde, darüber machte sie sich kein Gewissen, weil sie keines hat. In politischen hiesigen Blättern spielte sie dabei die feurige Patriotin (in allerlei Zuschriften). „Die velika Hrvatica" (Großchrowotin) fand es ganz in Ordnung, ihrem Volke ein Talent abzusprechen (in einem deutschen Blatt), das es tatsächlich besitzt. So sehen die wissenschaftlichen Arbeiten bei uns zu Hause aus — auch nur zu oft die der schreibenden Lehrer und Professoren! Alles zugestutzt nach jeweiligem persönlichen Gebrauch. Wer — wie Dr. Friedrich Krauss — gegen solchen Schwindel strenge auftritt — wird von allen Seiten angefeindet. Es hat aber selten jemand — außer Dr. Krauss — auch so viel Ehre und echte Vaterlandliebe im Leibe — um sich über solche wissenschaftliche Lügen aufzuregen. Die fettesten Stellen in allen unseren literarischen und patriotischen Vereinen bekleiden talent- und gewissenlose Streber und Hochstapler, was man aus den Skandalen, zu denen es zum Schlusse immer kommt, ersehen kann. Siehe die Nachrichten: Matica Srpska (Neusatz), „Napretkova" komedija (von Dr. J. Dujmušić, Sarajevo), Mi-Osječki-Klub (Magjer-Essek), „Serbischer Kirchenfond" (Karlovci) usw. Alles Ereignisse eines einzigen Jahres allein! In einem Agramer Blatte (Zvono) stand kürzlich zu lesen, die chrowotischen Textilen wären nichts wert, sondern blos die Töpferarbeiten, weil der Autor (A. M.) dieser Wundermär bei den Töpferarbeiten (von denen er ebenso keinen blauen Dunst hat, denn er ist Maschinenschlosser und Dorflehrer gewesen) einige Reisestipendien ergattern zu können glaubte, was ihm für die Textile schon gar nicht gelungen wäre. Solche Motive muß man in sehr vielen unserer Fachpublikationen suchen, um die verschiedenen Unsinne darin zu verstehen. Und dabei beklagt sich der Chrowot über die Feindschaft des Magyaren und des Deutschen! Ist er nicht sich selber der größte Feind?!

Hat eine Rivalin eine ihrer verhaßten Freundinnen mit Kaffee bewirtet, in dem sich das gewisse „Etwas“ befindet, dann gibt sie sorglich Acht, daß die „liebe Freundin“ nicht allein den Abort des Hauses betritt. Sonst bleibt der Zauber wirkunglos. Bei jedem Versuche der „Lieben“, diesen Ort aufzusuchen, geht sie mit. Mit erotischer Zutraulichkeit umschmeichelt sie die „Liebe“, um so ihr Tun auf dem diskreten Orte zu überwachen. Eng umschlungen begleitet sie „sie“ und steht dabei, bis jene „fertig“ ist. Mir selbst fiel diese sonderbare Zärtlichkeit auf, als ich einmal als junges Mädchen zu Gaste bei einer Bekannten war, die selber häßlich und alt, einen schönen Mann hatte und deshalb jedes junge Weib beargwohnte. Während der ganzen Zeit meines Wohnens bei ihr (einen Monat) in Ilok (Chrowotien) ging Reza Balog mit mir auf jenen Ort, den alle Welt sonst allein aufsucht. Sie ließ alle Arbeit liegen und stehen und begleitete mich mit schmeichelnden Gebärden, ungeachtet meiner Scham und schlechten Laune. Dieses Begleiten war mir eine Pein, obwohl ich von dessen wahrer Ursache keine Ahnung hatte. Waren wir dagegen zusammen irgendwo in einem fremden Hause, da ließ sie mich ruhig allein gehen, da hieß es nicht: „Evo i mene, draga, nek nisi sama!“ Oft nahm sie auch einen Bissen Brot[1]) in den Mund bei dieser Gelegenheit, oder tat sie es immer?

Die Zaubersprüche, die Dr. Friedrich S. Krauss in seinen „Slavischen Volkforschungen“ (S. 165, 169) und im Anhang zu Bourke (S. 450ff.) vermerkt, kursieren noch immer im Volke und in allen Südslavenländern mit kleinen Wortänderungen gleich, viele hörte ich genau so oder abgekürzt. Als der stärkste wird der okoločep-Spruch betrachtet (S. 166—167). Ich will sie hier nicht wiederholen mit ihren wüsten Konzepten und hysterischen Fantastereien, die nur Ausdruck des Geschlechttriebes sind. Aber wenn so eine Zigeunerin aus ihren Zaubereien die Kraft und Weisheit zu besonnenem Handeln schöpft und wohltätig auf ihre Zeitgenossinnen einwirkt, wie jene, die ich kenne und von denen ich hier berichte (siehe Bilder), die so vielen Menschen Rat und Trost brachten und noch bringen, dann gebührt den Sprüchen alle Beachtung.

Der modern gebildete Mensch mag über diese Dinge denken, wie er will, der Südslave aus dem Volke wird sich, wenn er es

[1]) Brot im Munde als Zauberabwehr siehe auch bei Dr. Fr. S. Krauss: Slavische Volkforschungen, S. 71.

je vergäße, bei der ersten besten Gelegenheit wieder daran erinnern, daß die Grundfeste seiner Gefühlwelt eine Summe von Traditionen und Überzeugungen ist, die noch lange immer wieder die Entschlüsse eines Einzelnen leiten werden, der uns durch sein Tun in Staunen versetzt.

## VII. Zaubereien mit Frauenmilch und Blut.

Rüsten die Weiber in der Gegend von Sv. Ivan Zelina (Chrowotien) zum Markte, um Milch, Käse und Butter zum Kaufe anzubieten, dann legen sie in die Mitte des Korbes Brot- und Salzkrümelchen. Es ist gegen den bösen Zauber (da kravi ne nahudi). Auch tragen sie niemals ihre ganzen Milchvorräte weg (da ne bi nestalo), es brächte Unglück.

Luca Čonda aus Gornji Vakuf in Bosnien ließ sich schwer bewegen, mir etwas von einem Erlebnis mitzuteilen, das sie heute noch mit Schauer erfüllt, obwohl sie schon eine Greisin ist. Erst bei dem siebenten Findžan schwarzen Kaffees, den ich ihr darbot, bekreuzigte sie sich dreimal und sagte: Gott verzeihe mir! dann berichtete sie. Meine Freundin war ein schönes Mädel, und man wollte sie zwangweise mit A., einem unschönen Burschen, verkuppeln. Sie liebte aber den schmucken V. und wollte von A. nichts sehen und nichts hören. Doch ihre Tante (strina) setzte es durch und sie ehelichte A., natürlich wurde sie verzaubert von der Zigeunerin Asisa (metla joj čine). Nach der Hochzeit, als man die Jungvermählten zusammenführte (kad su ih sveli da budu zajedno), sahen sie beide viel Blut in den Augen und beide ließen alles unter sich (sve pušte poda se). Von einer Liebnacht keine Spur. Entsetzen, Furcht und Ekel würgte sie beide die ganze liebe Brautnacht! Am nächsten Tag lief er ins Wirthaus und sie zu den Eltern zurück, verstört, vergrämt und mit blutigen Kleidern, die mit Menschenkot beschmutzt waren. Jetzt wußten alle, was hier Not tut. Man müsse den Zauber zurücknehmen, den man auf die Armen warf (valja povratiti čine). Wieder liefen sie zu Asisa und um schweres Geld tat sie ihr Bestes, aber nur unter der Bedingung, daß sie den bösen Zauber, den sie mit Brot zurücknimmt, wieder gleich auf eine dritte Person werfe. Hier tat sie es der Tante an. Diese erkrankte von dem Augenblicke an schwer, und obgleich sie sämtliche Wallfahrtorte der Gegend abpilgerte, St. Ante in Pidriš, die Mutter Gottes in Ščit, St. Ivo in Jajce — nichts half ihr mehr.

Die Jungvermählten lebten wieder zusammen, konnten aber nur an Tagen, wo im Hause Brot gebacken wurde, miteinander ehelich verkehren. — Luce rollte die Augen, seufzte und ächzte, während sie dies alles mit epischer Breite erzählte. Grauen und Furcht malten ihre düsteren Reflexe in ihren Zügen, zuletzt wischte sie an einigen dicken Tränen herum und sagte salbungvoll: Gott ist groß!

Mit Milch zaubert man ungemein viel. Nicht nur im direkt erotischen Sinne, sondern auch wegen des Wohlergehens der Kühe und des Mehrgewinnes an Milch. In den Büchern des allerbesten aller südslavischen Forscher Dr. Friedrich S. Krauss steht viel darüber und ich will hier nichts wiederholen, sondern unsere Leser blos dorthin weisen und nur einiges dazutun, was in den Rahmen meiner Studie Platz finden muß.

Die Liebe zur Milchkuh ist beim Bauern unserer Länder oft größer als zum Weibe. Die Kuh behandelt er oft mit größerer Sorgfalt und Liebe als sein Weib. Hat die Kuh glücklich gekälbert, so bäckt man (in Chrowotien, Sv. Ivan Zelina) einen fetten Strudel (gibanicu) am dritten Tage nachher. Davon bekommt zuerst die Hauskatze, dann das Kalb, dann die Kuh selber. Es ist Milchzauber. Die Gesundheit der Kuh nicht zu stören, daran ist den Bauern viel gelegen. Man darf mit dem Stuhle oder einer Bank niemals eine Schaukelbewegung machen (stolcom ili klupom klecati), sonst bricht die Kuh einen Fuß. Mit einer weißen (abgeschälten) Rute darf man eine Kuh nie berühren, sonst geschieht ihr ein böser Zauber leicht. Ist sie oder das Kalb krank und liegt im Stall, so stehen beide sofort auf, wenn eine Hexe (coprnica) den Stall betritt. So entlarvt man jene u dobri čas (zur guten Stunde).

Zu Weihnacht ist auch das Wohlergehen der Kühe dem Hausherrn am meisten im Sinne. Er bringt deshalb Stroh aus dem Stalle von der Kuh, setzt sich darauf, ißt einen Bissen Brot, trinkt einen Schluck Wein und dann vermischt er auf einem bunten Teller allerlei Frucht. Mit den Fingern allerlei Zaubergesten beschreibend, wirft er zuletzt das Stroh und die Frucht überall im Hause umher, auch auf alle Insassen und sagt den Spruch: Daj nam Bog picekov, pajcekov, racekov, telekov, konjekov i kravica! (Gib uns o Gott Hühnchen, Schweinchen, Entchen, Kälbchen, Pferdchen und Kühlein!) Auf den Tisch legt er Mais, Brot, Geld und eine Feile. Das bringt Glück und Reichtum, Freude und Segen (von Mirka Edle von Šoštarić). In Stapar (Südungarn, Serbenkolonie) gibt eine

verzauberte Kuh blutige Milch. Die böse Zauberin muß man heimlich mit Harn und Weihwasser bespritzen und sie mit Kuhkot bewerfen, wenn man sie kennt. Dann wird die Milch wieder gut. Von Vlado Jugović. Auch mit Laudanum (crni tamjan) und Teufeldreck (vražjim govnom) muß man die verzauberte Kuh in Syrmien und Bačka beräuchern (okade ju).

Das Prophezeien von Glück und Unglück aus dem Schulterblatt (iz plećke) eines Schafes oder Schweines (pečenice) beim Osterbraten der Serben ist allbekannt. Man hört mit Ehrfurcht zu, zumindest als ob die plećka ein ganz unfehlbares Orakel wäre.

Auch beim morgendlichen Austreiben der Kühe und Schafe auf die Weide zaubert man (siehe meine Studie „Die Frauenschürze", Anthropophyteia IX.)

Mit Buttermilch waschen junge Mädchen ihre Gesichter, dann heißt es, werde man viel küssen (Südungarn) und ihre Augen werden ljubavne oči (Augen der Liebe) sein.

Einem weiblichen Kind, das da gern an dem Milchgeschirr herummacht, dem droht man, es werde an seinem Hochzeittage regnen, und daß es in das Brautbett nässen werde.

Trägt die Patin (in der Lika) das Kind zur Taufe (die Kirchen sind meist vom Dorfe sehr weit weg) und verrichtet sie unterwegs stehend (die Beine aneinander haltend) ihre Not mit dem Kleinen auf dem Arme, so wird das Kind sehr oft pissen (bit će popišanka) und die Mutter flucht dann der Patin, sie habe dies verschuldet. In neuerer Zeit gibt man der Patin (es ist meist ein altes Weib) ein Mädchen mit zur Kontrolle und damit dieses den Täufling dieweil hält, während die Alte p . . muß. Damit die Alte es aber nur selten tue, enthält sie sich vom Milch- und Wassergenuß den ganzen Tag vorher.

Zu St. Georgi (wenn man das Fest der Liebe und der Sonne feiert) enthalten sich die Hirten und Hirtinnen (in Oberchrowotien, Duga Resa) vom Genuße von Eiern, damit ihre Kühe keine gocevi am Rücken (Art Ausschlag, der sehr schmerzt) und die Kinder, die die Milch solcher Kühe trinken, keine krajnici (Drüsen) bekommen. (Über Milchzaubereien siehe auch Dr. Fr. Krauss „Slavische Volkforschungen", S. 93—142). Beim Verkauf einer guten Michkuh muß man sehr vorsichtig sein. Mara Čuvarić aus Galdovo in Chrowotien erzählte mir, daß ihr ein Vlah (Serbe) riet, als sie ihm ihre Kuh verkaufte, sie möchte ihm die Schnur des Tieres nicht

mit der bloßen Hand, sondern mit ihrer Schürze reichen (s. Schürzenzauber, Frauenschürze, Anthr. IX). Sie tat es und seither hatte sie keine gute Kuh mehr, alle verendeten oder erkrankten. Eine gatarica (Zauberin) riet dann, sie möge demselben Bauer irgend etwas lebendiges (wenn auch nur einen Hahn) abkaufen, dann nur wiche der böse Zauber. Er (der Bauer) hütete sich aber und war zu keinem derartigen Kaufe zu bewegen.

Weit unten im Herzoglande glaubt das Volk, daß das Blut einer jungen Frau, in schwarzem Kaffee zum Trinken gegeben, dem Manne seine entschwindende Kraft (mušku snagu) wiederverleihe. Dies ist ja eben das Merkwürdige an diesen beklemmenden Verbrechen, daß sie zugleich — in anderem Sinne — in Verworrenheiten der menschlichen Seele führen, die nur ein Psychoanalytiker bis in ihr letztes Geheimnis klar zu durchleuchten vermag. Das südslavische Volk findet die Erklärung solcher Geheimnisse immer in seinem Zauberglauben. „Lustmord" hieß die Etikette für das Verbrechen, das da im Jahre 1886 der allbekannte und geehrte Zauberer Hodža Kostura an einer jungen Serbin in Vraca beging und von dem man noch heute im Lande viel erzählt. Aber was besagt das armselige Wort, nie bringt es den Leuten das Rätsel solch einer Scheußlichkeit näher, bei der eine Liebumarmung ganz plötzlich in Erdrosselung, in Halsabschneiden, übergeht, bei der heiße Lebenlust in kalten Lustmord umschlägt! Ana Brozik, eine Tischlermeistergattin aus Pale, erzählte mir, sie habe jene junge Serbin Zorka M. selber gesehen, wie sie mit zusammengebundenen Händen und tief eingeschnittenem, blutigem Halse aus dem Hause des ehrbaren Hodža floh, der in toller Liebe plötzlich zum Lustmörder wurde. Er hat ihr Blut getrunken, das war es, sagte schaudernd die Frau Brozik dazu.

Von Spinnenweibchen weiß man, daß sie sich zur Liebestunde in den Kopf des Spinnenmännchens verbeißen. Tötlich und heiß. Sie haben ihre Gespanen zum Auffressen lieb. Die tiefste Weisheit, die der Mensch sich geboren hat, — die Sprache — bewahrt in dieser grotesken Wendung so die Reminiszenz an solch niedrig-tiefen Trieb. Uh, pojeo, bih te! (Uh, ich fräße dich auf!) sagt auch der Südslave sehr oft in seiner erotischen Trance. Das südslavische Volklied hat die stereotype Phrase: Kako ju je slatko poljubio, tako ju je zubom zakinio. (Sowie er süß ihr einen Kuss versetzte, so arg er sie mit seinem Zahn verletzte.) Oder: Krv poteče ispod bela grôca, kada Stanu ljubi besni Joca. (Es

quoll das Blut hervor zum weißen Kehlchen, als Joco stürmisch wild umkoste Stana).

In Istrien heilt man Epilepsie und Frauenleiden mit Hundeblut, doch es muß von ganz schwarzen Hunden stammen, die man vor St. Georgi geschlachtet. Auch Hirn solcher Hunde verwendet man in der Zauberküche der istrischen Weiber. Die Exkremente der Verzauberten röstet man über offenem Feuer und aus diesen verkündet man dann die Zauberdiagnose. Die Form, welche sie im gerösteten Zustande annehmen, die verrät den Feind, den Bösen, den Unheilstifter. Freilich muß die Volkfantasie bei dieser Formenbildung stark mitarbeiten.

Auch in Dichtungen August Strindbergs lebt diese brütende Atmosphäre, in der Liebe und Not ganz ineinanderschlagen und Küsse zu Bissen werden.

Das südslavische Volk glaubt totsicher daran, daß sich erschlafftes Blut des alternden Mannes an jungem, dampfendem Frauenblute köstlich berausche. Wenn solch ein Mann diesen kostbaren Lebensaft fließen sieht, wenn er ihm wärmend, belebend über die Hände trieft, da sprüht die Liebe wieder aus ihrer beschämten Gedrücktheit, da wächst ganz plötzlich die ermattete Mannkraft ins Ungeheure. Er ist wie elektrisiert, seine Küsse brennen wie Feuer, seine Zähne beißen vor Lust! Baba Joka sagt seufzend: es ist der böse Zauber: učinila mu! (sie hat es ihm angetan!) Unser Verstehen zeigt uns aber: ein trüber Rest davon ist in uns allen. Es ist dasselbe Unbekannte, von dem Oscar Wilde in seiner Ballade von Reading Goal spricht: „Yet each man kills the thing he loves“. Hienieden bringt ein jeder um, was er liebt.

Bei den Kochzaubereien spricht man sehr viel Sprüchlein ohne Ende, ein fortwährendes Lispeln und Murmeln macht die Sache um so geheimnisvoller und wirksamer. Je mehr verbale Inkontinenz, umsomehr wächst die Zahl der gläubigen Kundschaft und der Haut-goût des Zaubergebräues.

Der Südslave ist oft ein Sybarite, der das Leben von seiner klügsten und gemütlichsten Seite, von der Genußseite, zu nehmen weiß, der nicht für die Dinge da ist, sondern umgekehrt, für den die Dinge da sind, um ihn zu amüsieren (da uživa, da se provodi, da tera kera) und sein Dasein unter Gesang verliebter Lieder himmlisch zu gestalten. So kennt auch die Kochzauberkunst keine Skrupeln. Wenn sie Lustmörder hervorzaubert, den Tod bringt oder blos zum Küssen reizt — das bleibt sich gleich.

Es gibt Delikatessen auch unter den südslavischen Zaubermitteln. Eine solche ist Frauenblut und Frauenmilch. Auch Männer mit kräftigen Instinkten gegen alles, was babji posli (Weibergeschichten) heißt, glauben daran und knüpfen an den Kochtopf mit solchen Rezepten ihre stärksten Perspektiven in verliebten Affären. Das Blut ist der zauberhafteste aller Säfte, der es dem Menschen gestattet, das Leben zu genießen und die Freude aller Sinne kennen zu lernen. So glaubt es der Südslave seit uralten Zeiten. Deshalb sagt er, als Ausdruck höchster Liebextase: Dao bih ti krvce ispod grôca! (Ich gäb' dir mein Herzblut gern!)

Wenn der Südslave (in) liebt, so weiß er, daß er lebt. Er tut dann gar nichts anderes als leben, lebt jede Stunde voll aus. Man erfrischt sich ordentlich, wenn man dies mitansieht und miterlebt. Mir tat sie immer wohl, diese Atmosphäre der schlichten Lebenlust, diese gescheiteste aller Lebengrundlagen, die wir in unserem geschulten, verzimperten modernen Gefühlleben durchaus verloren und verlernt haben.

Der allzugroße *Zauberglaube an Blut und Milch führt* aber auch den kerngesunden *Mann* (Frau) aus dem *Volke* zu *Exzessen*. Es geschieht jedoch nicht allzu oft. Es ist der uralte große Glauben an den Segen des Blutes, der an den Händen bleibt und sie zauberkräftig macht. Dieser Glaube scheint bei allen orientalischen Völkern mächtig, die Araber aus Tripolis kennen ihn auch und andere ebenso.

Es kommt in Bosnien oft vor, daß Frauen tote Kinder zur Welt bringen. Von solchen Frauen heißt es, sie hätten gar zu süßes Blut, deshalb werden sie im Schlafe von der Mar (Mora) heimgesucht, die sie so lange drückt und das süße Blut aus ihnen saugt, bis das Kind in ihnen tot wird. Damit ein Kind nicht schon im Mutterleibe sterbe, nehme die Schwangere ein Hufeisen eines umgestandenen Pferdes an sich, um daraus vom Zigeunerschmied um Mitternacht eines Neumondfreitages einen Reifen schmieden zu lassen, den sie, die Frau, am nackten Leibe tragen soll. Als ich am 2. April 1912 im Sarajevoer Stadtparke mit der Zigeunerzauberin Safija Fejzić spazierte, spielte mein Söhnchen neben uns mit Kiessteinchen des Parkweges. Plötzlich hielt es in seinen Händchen ein Hufeisen, das es mir zeigte. Meine gute Safija war entzückt über den Fund und erklärte, nun wäre Klein-Aba vor bösem Zauber gefeit; ihr Gatte werde ihm daraus zwei Ringe schmieden, die er

auf dem Hute tragen solle. Keine Hexe werde ihm sein Leben lang etwas anhaben können!

Die Stirne kleiner Kinder massiert man mit Frauenmilch, damit das Kind später um die Augen herum keine Falten bekomme, denn diese gelten als Zeichen böser Herzen und streitsüchtiger Zungen (naopaki svijet). Solche Leute sind nicht imstande Liebe zu gewinnen, kein Mädchen in Bosnien würde so einen Mann heiraten. Auch die Augen korrigiert man von der Nasenwurzel über die Stirn herum mit Frauenmilch, damit sie recht groß werden.

In Albanien schenkt man einem Wahlbruder (pobratim) große Liebe. Bei der Aufnahme des Wahlbruders befolgt man folgenden Brauch: Ein jeder von den Wahlbrüdern schröpft sich selber Blut und fängt es in ein Glas auf. Hierauf reichen sie einander die rechte Hand und trinken einander das Blut zu. Damit ist die Wahlbruderschaft besiegelt. Es schließt sie der Moslim mit dem Katholiken und beide auch mit Serben. Von diesem Augenblicke an sind sie einander mehr als leibliche Brüder und geben ihr Leben für einander.

Blut verwandte man selbst in militärischen Kreisen der Südslaven als Zaubermittel. Als die Stadt Karlstadt (jetzt 16000 Einwohner) von Erzherzog Karl (Karolstatum) am 13. Juli im Jahre 1570, am Tage der heil. Margarete, gegründet wurde, da ließ man ins Fundament 900 blutige Türkenköpfe einsetzen, als Zaubermittel, damit die Festung vor dem Einbrechen der Türken standhalte, und das Volk erzählt auch heute noch, daß Karlstadt nur deshalb bis heute unzerstört blieb und so wundergut emporblühe (der Bau der Festung kostete 845000 Gulden — damals).

Wie sehr der Glaube, daß Frauenblut und Exkremente zusammengekocht und als Zaubermittel verwendet werden können, noch heute verbreitet ist, sah man erst jüngst wieder in Sarajevo (am 10. August 1912), wo seit einigen Wochen an die Polizei mehrere Anzeigen einliefen, daß die Kleider einiger schöner Mädchen zur Zeit der Promenadenstunden (am hellichten Tage) mit einer braunen, übelriechenden Flüssigkeit bespritzt wurden, ohne daß es möglich war, dem Täter auf die Spur zu kommen. Der verliebte Bursche erhofft sich von seinen unangenehmen Zaubermitteln die holdesten Erfolge. Daß er die schönen Toiletten seiner Auserwählten ruiniert, das ist ihm eine Nebensache, die bei dem hohen Ziel, das er zu erreichen hofft, verschwindet. Die Sarajevoer Blätter besprachen den Täter und man schickte ihm Detektivs auf die Spur, während er

schon irgendwo in einer Zelena bašća (grünem Garten) mit seiner Auserwählten Liebfeste feierte. Denn, daß die braune Flüssigkeit gewirkt hat, brauche ich nicht zu bezweifeln. Freilich schickte er ihr auch andere Liebgaben nach, glänzende, süße, duftige, die das Wunder beschleunigen.

Bei den bosnischen Moslimen ist es besonders der fünfzehnte Ramazanabend (auch der siebenundzwanzigste), an dem man viel zaubert. Nach uralter Tradition, für die nicht einmal das Motiv mehr mit Gewißheit angegeben werden kann, begeht man diese Tage festlich, und in erster Reihe sind es Frauenfeste, Jugendfeste, Feste der Liebe. Abends nach dem Akšam geht man in die Moschee, während man zuhause bunte Wachskerzen anzündet, deren Wachs man zu Zaubermitteln verwendet. Nach dem Gottesdienst treiben die Frauen übermütiges Spiel, sind viel freier als sonst und dürfen der hiesigen Volksitte gemäß sogar den Schleier ein wenig lüften. Junge Burschen und Mädchen leisten sich so manchen Ulk, an den man ansonsten gar nicht denken darf. Jedes Zaubermittel, „das man wirft“, gelingt an diesem Abend. Doch ist auch diese Volksitte im Absterben begriffen. In Sarajevo hat sie sich bis heute erhalten, in den Provinzorten nicht mehr überall.

## VIII. Zuckerzauber.

Zuckersachen sind immer zauberkräftig, besonders jene, die man am Mevlad-Tage in der Moschee verteilt. Als ich schwanger war, bekam ich vom jungen Eff. Hamdja Kreševljaković eine volle Düte solchen Zuckers, die er mir voll Eifer am Mevlad-Tage direkt aus der Moschee brachte. Viel zu schüchtern und feinfühlig, um mir zu sagen, was er damit meinte, erfuhr ich es erst zufällig von bosnischen Frauen viel später. Schwer gebärende Frauen nehmen solchen Zucker in Quellwasser aufgelöst und die bösen Geister weichen sofort. Effendi Kreševljaković machte sich Sorgen um mein Wohl und seine Freundschaft war voll rührenden Mitgefühls und ehrlicher Zuneigung.

Wenn der zukünftige Schwager (djever) in das Haus eines moslimischen, bosnischen Mädchens kommt, um ihr den Brautring zu bringen, so stellt er sich nach der Übergabe des Ringes hinter die Braut auf, faßt sie mit den Händen an beiden Schultern, wendet sie der Sonne zu und überschüttet sie mit Zucker (šećerlamice, šećerići), darunter auch Silbermünzen sind. Auch bei den Serben

und Chrowoten in Bosnien herrscht dieser Brauch des Zuckerns der Braut. Auch die Brautjungfern und Kolotänzerinnen überschüttet in einigen Orten der djever mit Zucker, so auch die Kinder, die die Hochzeitgäste anjubeln. Dieser Zucker gilt als zauberkräftig.

Wenn eine bosnische Moslimin das erste Mal zu den Anverwandten ihres Schwiegersohnes zu Besuch geht, nimmt sie Kolači, Zuckerwerk und Slatko in so vielen Holzkistchen mit, als die Familie des Schwiegersohnes Köpfe zählt. Auf jedes Kistchen legt sie noch einen Bošćaluk (Goldtüchlein, Hemd, Hosenband und Strümpfe). Nur die jungverheiratete Tochter bekommt einen Takum, d. h. eine ganze Garnitur neuer Wäsche und Kleider.

Zuckersachen und Granatäpfelkörner kommen auch auf die gekochten Weizenkörner (panahija), die die Serben zu St. Sava und anderen (koljivo) Sippenfesten, wie zu Totenfesten, zubereiten und pietätvoll daran nippen, sie in die Kirche tragen und auf Friedhöfen verzehren. (Nur zu solchen Sippenfesten, wo der Gefeierte nicht gestorben, ißt [Archangel z. B.] man keine panahija.) Dies Essen bringt Segen, und selbst den Popen ruft man in die Häuser, um sie zu weihen mit Wein und Öl, das er darauf gießt. (Dasselbe tut er auch dem Toten, bevor man ihn in die Grube senkt.)

Maiskolben dienen als Annäherungvermittler zweier Liebenden, die sich noch nicht kennen. Beim Abkolben des Maises (komušanje) wirft der Bursche den größten und dicksten Kolben seiner Verehrten in den Schoß. Nimmt sie ihn, um ihn gleich abzukörnen, so sagt sie dem Burschen damit: Ja, ich will dich! und die Fortsetzung des Ašik folgt. Auch mit Kitire (kokice) treibt man dasselbe Liebspiel (es sind dies am offenem Feuer gebratene Maiskörner, die weiß aussehen und die man Hühnchen nennt). Nimmt das Mädchen die auf sie geworfenen Kitire (arnautisches Wort) und führt sie zum Munde, so zeigt sie damit ihre Zustimmung zum Flirt. Galante Burschen mischen solche Kitire mit Zuckersachen, es gilt als doppelter Liebzauber.

Kinderlieder besingen gutes Essen und das Slatko-Zaubermittel gern:

| | |
|---|---|
| Ja potjerah pačíce, | Ich trieb die Entlein auf die Weide, |
| Dotjerah ih do mora, | Ich trieb sie bis ans Meer hinan, |
| Ja se popeh na višnju, | Ich klomm auf einen Weichselbaum. |
| Sve su patke popadale. | Da sanken alle Enten hin, |
| Sve im glave otpadale, | Die Häupter allen fielen ab. |

| | |
|---|---|
| Žalila ih gospojica: | Das Frauchen um sie trauerte: |
| Gdje su moji pačići? | Wo schwanden meine Entlein hin? |
| Ko će meni jaja sniti, | Wer wird nunmehr mir Eier legen |
| I pekmezom politi, | Und sie mit Zwetschkenmus belegen, |
| I pred mene doniti? | Um sie da vor mich hinzulegen?[1]) |

Aus der Skoplje-Gegend.

Das slatko (pekmez)[2]) ist als Zaubermittel beim Kindersterben beliebt und zwar bei den bosnischen Juden (Spaniolen). Stirbt einer Frau ein Kind nach dem anderen weg, so ist böser Zauber im Spiele (ima uvregje). Da hilft nur ein Scheinverkauf des noch lebenden, letzten Kindes. Das scheinbar verkaufte Kind wird, so lange es im fremden Hause weilt, von allen Verwandten und Bekannten mit slatko beschenkt und so am Leben erhalten. Einige

[1]) Südslavische Volkdichtungen zu übersetzen ist viel schwerer als jene mancher anderer Völker, wofür ja philologische Beweise möglich sind. Man lese z. B. die Übersetzungen der Volklieder in Hangi's Buch „Die Moslems", das H. Tausk verdeutscht hat (Verlag Kajon, Sarajevo). Wie holperig, roh und unschön diese Verdeutschung ist! Eine so große syntaktische Biegsamkeit ist in den Volkdichtungen der Südslaven, daß man an eine bizarre Pinselführung erinnert wird, ein Sprachschatz, der mit seinem merkwürdig reichen Wortmaterial dem Volkdichter Mittel zur Erzielung von Nuancen gibt, die in Verdeutschungen meist verloren gehen. Nur die geniale Übersetzungkunst eines Dr. Friedrich S. Krauss hat bis nun die volle Schönheit südslavischer Volkdichtungen zeigen können. Hält man dazu, daß seine Sprache gleichmäßig durchgebildet ist und sich in einem sicheren künstlerischen Niveau hält, so muß man dem Dichter eine mit Staunen vor dieser Arbeitleistung gemischte Bewunderung und innigen Dank aufrichtig aussprechen. Die Anthroprophyteia geben Gelegenheit, daß jeder diese Gedichte an der Hand des Originals lesen kann. Es wird aber auch das strengste philologische Gewissen mit Vergnügen versichern müssen, daß Dr. Krauss bei möglichster Worttreue so viel von der Schönheit und dem merkwürdigen Erdgeruch südslavischer Dichtungen eingefangen hat, als es überhaupt nur möglich ist, und daß man vielleicht erst vor dem Original die vielfach schlankweg meisterliche Leistung schätzen und bewundern muß. Seine Verdeutschungen sind tief bis ins einzelne Wort hinein schön und werden wohl für immer unerreicht bleiben. Ljuba T. Daničić.

Wie man merkt, benutzt unsere verehrte Mitarbeiterin jeden Anlaß, um mir etwas Verbindliches nachzusagen und mich damit zu ehren. So sehr mich die reiche Anerkennung auch erfreut, so muß ich doch hervorheben, daß es sich bei meinen Verdeutschungen immer nur um eine möglichst wort- und sinngetreue Wiedergabe der Vorlagen handelt, die ich ersetzen muß, um dem Studierenden einen vollen Gegenwert für die ihm fremde Sprache zu vermitteln. Der Eindruck meiner Übersetzung hängt somit jeweilig nur von der Schönheit des Originals ab. K.

[2]) In Slavonien gilt auch eine Bäckereiart: pekmezli als liebster Versteck für Liebzaubermittelchen. Der Teig liegt briefkouvertartig zusammengelegt und ist mit Lekwar (Zwetschkenmus) gefüllt. In Bosnien bevorzugt man runde Teigbäckereien, die man mit einer Spindel verarbeitet (zamijese) und mit einer solchen bohrt man auch ein Loch in die Mitte des Teiges, durch das man auf den Ersehnten schaut. Anstatt mit Wasser macht man den Teig mit Frauenmilch an und das Mehl mahlt man an neun Freitagen vor Sonnenaufgang in neun Mühlen.

slatko kocht man in neun Wässern; z. B. Orangen, Melonen. — Melonen aber vor St. Bartolomäi, bevor dieser liebe Heilige hineinpißt; sonst sind sie nicht gut. Bei den russischen Bauern heißt ein Gericht mit slatko, mit dem sich die Schwiegermütter bei den Gatten ihrer Töchter einschmeicheln: Schwiegermütterchen. Auch in Serbien kocht die Schwiegermutter mit Vorliebe Leibspeisen für ihren Eidam. Will der eigene Sohn einen guten Tag haben, so lädt er den Schwager zu Tisch, denn so ist er sicher, das Erlesenste zum Essen zu bekommen. Daher sind auch hier die Sprichwörter geläufig: Für den Schwiegersohn legt auch der Hahn Eier, für den Sohn nicht einmal die Henne. Oder: Bei der Schwiegermutter ist's hell, alles ist für den Eidam zur Stell.

Bei den Russen gibt es auch solche Bon-Mots: Der Eidam ist vor der Tür, nun herbei mit Schnaps und Bier. Oder: Der Eidam ist vor der Klette, nun her mit der Pastete!

So soll es auch im Wunderlande Indien zugehen. Das Frühlingfest heißt dort: Schwiegersohnfest und es ist uralter Brauch, den Töchtermännern zu Ehren Schmausereien zu veranstalten, bei denen man die Glücklichen mit Leckerbissen und Zärtlichkeiten geradezu überlädt. Die Frauengemächer Indiens wissen davon gar manche pikante Geschichte zu erzählen.

Es ist wahrhaft rührend zuzuschauen, mit welch behutsamem Takt die Zauberkochfrauen um ihre Schöpfungen bemüht sind! Es ist ja auch wirklich keine Leichtigkeit, im rechten Augenblick nach den Pülverchen von Katzenleibern oder Fledermäusen zu greifen, Blut oder Harn in ein Zaubergebräu zu träufeln und eine Zauberkomposition zu mengen, daß man auch nicht einen einzigen der neun oder dreizehn Bestandteile zu viel oder zu deutlich herausschmecke. Sie spitzen die Lippen, eine kleine Andacht dringt in ihre Gesichter und sie freuen sich im voraus der Erfolge ihres virtuosen Métiers. Der Sevdah muß sich erwecken lassen von diesem Zaubermittel und sollte Er kalt sein wie Eis! Beflügelt vom Ingrimm eines zauberhaften Augenblicks wird er wieder heiß wie Glut, wie der heißeste schwarze Kaffee . . . Strahlend steigt aus schwitzendem Brodem der neue Sevdah empor. Mit inniger Bravour durchgeführt, muß ein solches Zaubertränklein wirken und tut es auch meistens.

Es ist auch wirklich keine Kleinigkeit aus degoutanten Tierleichen, aus Menschenhaar und Fingernägeln, aus Wollfäden und

Kräuterblättern u. dgl. Dingen so appetitliche, nette Kuchen zu backen und bunte Tränklein zu brauen!

Muß die Zauberfrau ihrer Kundin einmal auch etwas Unliebsames mitteilen, dann ist ihr ganzes Wesen von Trauer erfüllt. Ihr Antlitz verzieht sich schmerzlich und ihre Mienen haben jenes angestrengte und gequälte Aussehen, das uns bei Hypnotisierten beunruhigt und anzieht. Sie denkt ersichtlich angestrengt nach, wie hier zu helfen, sie scheint in sich hineinzuhorchen auf einen fernen und unfreundlichen Ruf, der offenbar sehr leise und in einer auch ihr schwer verständlichen Stimme flüstert. Dann sagt sie endlich einige recht geheimnisvolle und wie genötigt ganz wenige Worte voll Trost und Trauer. Auch der grobkörnigsten Bošnjakin flößt so viel Innigkeit einen Respekt ein.

Gewiß, unsere bosnischen Zauberinnen genießen Ehrfurcht bei ihren Kunden, aber diese ist doch mit einem Lächeln der Geringschätzung gemengt, etwa wie es Menschen zeigen, die von einem anderen eine äußerst kostbare Sache viel zu wohlfeil erstehen, also daß sich der Respekt vor dem Reichtum an Wissen des andern und die Verachtung seiner Torheit, die sich so leicht übertölpeln ließ, seltsam mengen. Das kommt davon, daß viele Zauberkochkünstlerinnen gar keinen Lohn nehmen und sich oft mit dem kleinsten Geschenk begnügen und in Armut leben.

Ich frug einmal meine gute Freundin, die Zauberin Hasnija Tahirović aus Vraca, wie es kommt, daß manchmal ein Tränklein oder Küchlein ohne Wirkung bleibe?

Kind, Seelchen, dies kommt nur daher — sagte sie voll sonnenheller Glaubenseligkeit, — daß sich die Leute oft schämen, mir die volle Wahrheit zu sagen, ihren ganzen Kummer vor mir auszubreiten oder daß sie nicht fähig sind, die Dinge mir klar vor Augen zu führen!

Und warum nimmst du für deine Kunst nicht viel Geld, wie andere? frug ich die hagere Alte neugierig.

Weil, Seelchen, man rein bleiben muß. Kaum lasse ich mir meine Gabe bezahlen, so bin ich verloren. Ich habe es wohl versucht und die Leute gaben mir auch gern klingenden Lohn, aber ich versagte dann jedesmal und zuletzt hätte ich als Betrügerin gegolten. Nein, Seelchen, Hasnija ist arm, aber ihre Hand ist von Gold! Kann ich auch nicht wirklich helfen — manchmal kann ich es gewiß nicht, — dann gebe ich aber doch eine Hoffnung in das arme Menschenherz! Und diese Hoffnungen, die ich gebe, machen

wenigstens für einige Augenblicke das Leben wertvoller, als es für ein unglückliches Herz ist. Die Unglücklichen sind meine häufigsten Besucherinnen. Ich gebe ihnen diesen Rausch von einer Hoffnung zur andern, diese Erwartung des Außerordentlichen, die sie mild aus der Enge des Täglichen, Vorauszusehenden emporhebt und die ihnen sonst nichts mehr auf der Welt geben kann!

So war in der Tat Hasnija eine Freundin aller an der Liebe Verhungerten und Verarmten, sie, die selber eine Arme. Vor ihr scheute sich niemand, das vor den Nachbarn sonst wohlbehütete Familieninterieur zu zeigen, denn sie sprach niemals weiter darüber.

Das Bemerkenswerte und wirklich jedes Studiums Würdige an den Zauberinnen Safija Fejzić, Ilija, Haso, Kuvinjalo und Hasnija Tahirović ist jedenfalls ihre Dialektik, mit der sie die seltsamsten und entlegensten Dinge der Welt miteinander in Verbindung bringen. Vor allem die Mystik der Worte und Formen. Man erinnert sich unwillkürlich der Traumdeutungen unserer berühmten Wiener Freud-Schule, wenn man diese sonderbaren und in vielen Beziehungen zutreffenden Gedankengänge verfolgt.

Viele Zauberkochkünste wendet man bei der Verschwörung des Kindersegens an. Man nimmt Blut auf Zucker oder man kocht in Kaffee allerlei Pülverchen (von den Knochen unfruchtbarer Hündinnen am meisten) und Kräuter (Angelikawurzel, Schierling, Raute, Kalkwasser) und gibt sie heimlich jenen ein, denen man keinen Kindersegen gönnt. Was hat man schon alles getan, um diesen Unfug auszurotten! Doch alles vergebens. Diese Zaubereien überstehen ganze Kulturperioden und tauchen — oft in veränderter Form — immer wieder auf, wenn man meint, sie seien längst dahingeschwunden. Verschmähte Liebe rächt sich immer am liebsten auf diese Art. Alte Weiber konnten mir nicht genug erzählen, was man nicht alles anstellt, um dem einen, dem süßen, verlockenden, dem grausamen und tragischen, dem weltbewegenden, ewigen Spiel der Liebe nicht ganz entsagen zu müssen. Vermag der treulose Geliebte mit seiner Gattin kein Kind zu erzeugen, so ist immer noch die holde Hoffnung wach, er werde zur Verlassenen zurückkehren. Die Verschwörung des Kinderbekommens übt man bei allen Südslaven in der verschiedensten Weise aus. Die gebräuchlichste Form dafür ist seit uralten Zeiten bis heute das Nestelknüpfen. Die bosnischen Zigeunerinnen sagen sofort, wenn man ihnen klagt, man wünsche Kinder sehnsüchtig, aber erfolglos: zavezalo ti! (man hat dir es verbunden!) Die Person, die einem jungen

Ehepaar den Kindersegen verschwören will, begibt sich zur Trauung des Paares in die Kirche (oder zum pir [Schmaus] bei Moslimen) und im Augenblick, da der Pfarrer die Kopulationformel spricht (beim pir während der Hochzeitgesänge) knüpft sie einen Knoten (Nestel) in einen roten Seidenfaden, den sie in Frauenblut (einer Unfruchtbaren, bezdjetka, nerotkinja) während neun Tage gekocht hat. Dabei spricht sie leise den Namen des Bräutigams aus. Diese Verschwörung wirkt auch auf Distanz, d. h. sie muß nicht gerade in der Kirche geschehen, wenn es der Verschwörerin unmöglich ist, dorthin zu kommen. Doch in dem Falle muß man noch eine ganze Nuß nehmen, die die Braut — nichts davon wissend — bei sich trug. Diese Nuß teilt man in zwei Hälften und legt sie zu Seiten des Kirchwegs, so daß das Hochzeitpaar dazwischen durchgehen muß. Dann nimmt man beide Hälften und wirft sie weit weg voneinander. Eine zu Berg, die andere zu Tal. Nun kommen die Gatten gewiß nimmer zu einer harmonischen, glücklichen Stunde — und vom Kinderkriegen ist keine Rede (ne će im se ljubav sastati nikada).

Viele stecken noch ein Messer oder eine Nadel in die Wand oder in die Tür des Brautgemachs, die Spitze nach unten (onda muško ne će moći svršiti). In allen südslavischen Ländern, wo Kindersegen noch Glück bedeutet, herrscht eine außerordentliche Furcht vor diesem Zauber und alte Weiber erzählten mir, es gebe Mütter, die ihn selber ausüben, weil sie glauben, dadurch die Wirkung des Nestelknüpfens anderer zu beseitigen. Der Zauber der Mutter wird dagegen jederzeit leicht aufgehoben.

Natürlich kennt die Südslavin auch Mittel, wie man diesen gefürchteten Zauber zuschanden macht. Sie gehören ebenfalls zu seltsamen Kochkünsten, wie die Verschwörung selbst. Es soll helfen, wenn man einen Hecht kocht, ohne ein Wort zu sprechen oder sich zu räuspern oder gar zu schnäuzen. Das Wasser des Absudes wirft man auf den Fußboden des Brautgemaches, den Fisch selbst in ein fließendes Wasser. Wenn er stromaufwärts und bald weggeschwemmt wird, so ist der böse Zauber aufgehoben. Dazu gehört auch das Ribalija-Brauthemd (mit Fischmuster gesticktes Spitzenhemd in Bosnien, Petrovac).

Oder man nimmt ein frisch gelegtes, möglichst noch warmes Ei, trägt es zwischen den nackten Beinen durch neun Stunden und verscharrt es in einem Ameisenhaufen, nachdem man mit einer Busennadel die Schale etwas geöffnet und um das Ei einen

roten, in eigenem Frauenblut gekochten Seidenfaden gebunden hat. Ist das Ei verzehrt und der Faden zernagt, so weicht der Zauber. Auch gekochtes Quellwasser, in dem man sich neun mal an neun Tagen baden soll, gilt als Gegenzauber, so auch Holz eines Galgens, verbrannt und zu Pulver zerrieben, und der Strick eines Erhängten. Fast jedes Dorf kennt irgend ein besonderes Mittel gegen das Nestelknüpfen, das man nur in Slavonien nicht mehr fürchtet, weil dort die Weiber jetzt gern kinderlos sind, um mehr genießen zu können (da uživaju). Je geheimnisvoller ein Mittel, desto mehr vertrauenerweckend ist es, desto mehr wird es goutiert und konsumiert.

Erwischt man eine Person beim Nestelknüpfen in Bosnien, oder gerät sie auch nur in den dringenden Verdacht, als Feindin der Familie, aus Rache oder Mißgunst den Zauber verübt zu haben, so trifft sie der Haß der gesamten Sippe. Man ruft ihr Schimpfnamen zu wie: kućko, kujo, kurvo, rospijo, kurvetino, forkuljo usw. . . .

Wie sehr man an die Wirksamkeit des Strickes eines Gehängten in allen Südslavenländern auch heute noch glaubt, sah man in allerjüngster Zeit bei dem Erhängen des Raubmörders Regula in Budapest (März 1912). Die bulgarische Bojarin Jelena Dragumica ersuchte den Henker Bali telegraphisch, er möge ihr ein Stück des Strickes um 800 Kronen zusenden. Er schickte das Gewünschte prompt um den hübschen Preis ein.

## IX. Hochzeitzauber.

Bei Hochzeiten zaubert man natürlich am liebsten mit Kochkünsten das eheliche Glück herbei. Von dem Momente an, wo sich zwei junge Leute verliebt in die Augen sehen bis zu jenem, wo die letzten Hochzeitgäste das Haus verlassen, zaubert man ununterbrochen herum. Jede Gelegenheit ist ein Vorwand dazu und das ganze Hochzeitzeremoniell gewinnt damit an Länge und mystischer Größe sehr viel. Um dies zu zeigen, will ich einen Hochzeitbrauch aus der Skoplje-Gegend Bosniens anführen, da ja bekanntlich diese Bräuche in jeder Gegend des Südslaventums variieren. Ich sah solch einen selber und hörte auch Frau Mara Dragutin darüber berichten.

Kaum daß der Fasching seinen Einzug hält, stößt man allerorts auf festlich geschmückte Bauerngruppen, die meistens zu Pferde unter Gesang, Gejohle und Musik des Weges ziehen. Die Kirchen

sind hier nicht so dicht zu finden, wie z. B. in Slavonien. Der Vorreiter, der sich durch eine besondere Lustigkeit hervortut, tummelt sein Roß in ziemlich tollen Sprüngen und schwingt hierbei die čutura, die mit Zaubersymbolen fein aus Holz geschnitzt ist, und an einem National-Querbande um Brust und Schulter getragen wird. (Ein kreisförmiger, flacher Schnapsbehälter, womöglich mit Zauberkräutlein gewürzt: iva, kadulja z. B. gegen Syphilis und Frauenkrankheiten). Der Vorreiter begleitet sein Čutura-Schwingen mit jauchzenden Rufen, welche er nur dann unterbricht, wenn er den Begegnenden unter allerlei einladenden Gesten und Redearten einen Trunk anbietet. Diesen Trunk begleitet man mit Segensprüchen, die der Ehe Glück bringen sollen.

Der Vorreiter kennzeichnet ebenso den herannahenden Hochzeitzug, wie die festlich geschmückten Frauen — mit ihren goldgestickten Kleidern, ihrem uralten Schmuck und ihren Schleiern —, die da als Hochzeitgäste in einiger Entfernung mit der übrigen Hochzeitgesellschaft herannahen. Reiche Bauernhäuser ziehen es dort, wo es die Wege gestatten, gerne vor, in einer langen mit Goldtüchlein[1]) geschmückten Wagen- oder Schlittenreihe ihren Hochzeitzug zu veranstalten, während arme Leute auch zu Fuß gehen und meistens gelegentlich des Wochenmarktes ihre Hochzeit zu feiern pflegen, um auf diese Weise die Reisekosten herabzumindern. Solche ärmliche Hochzeitzüge haben außer der Kleidung nicht viel Originelles an sich. Gezaubert wird aber gerade so wie bei den Reichsten. Sie bieten, weil oft an einem Tage ihrer mehrere zusammenkommen, eher den Eindruck einer allgemeinen Feier, denn eines speziellen Familienfestes, wie es eine Hochzeit ist. Bei arm und reich ist die Ehe aber das größte Mysterium und deshalb von Sitten und Gebräuchen viel umsponnen. Sobald ein Mädchen das heiratfähige Alter erreicht, umschwärmen es schon die Burschen

---

[1]) Frau Natalie Bruck von Auffenberg hat in ihrem großartigen Werke „Dalmatien und seine Volkkunst“ die Forschungresultate der Autorin der obigen Studie vielfach benützt und schreibt auf S. 20 darüber: „Hochinteressant ist der Volkaberglaube in Hinsicht auf die Zauberkraft der Stickmuster, wie ihre kombinierte Verwendung zum Ausdrucke seelischer Vorgänge, erotischer Beziehungen und Wünsche und der sozialen Stellung ihrer Trägerin: Mädchen, Heiratfähige, Braut, Frau, Mutter, Witwe. Die Schriftstellerin Jelica von Belović-Bernadzikowska hat in einem tief wissenschaftlichen Essay die „erotischen Einschläge in den Ornamenten der Südslaven“ besprochen und auf die Tatsachen hingewiesen, wie gewissen Mustern die Wirkung von Liebtränklein beigemessen wird“ . . . usw. (Kunstverlag Anton Schroll & Co., Wien 1912). Man sieht, daß die Arbeiten aus den Anthropophyteia in sehr weiten Kreisen Würdigung finden. — Krauss.

und man wendet die Zaubermittelchen bei jeder Gelegenheit an, was immer die Liebenden nur einander zu sagen oder zu tun haben. Zu diesem Zwecke kommen sie an Sonn- und Feiertagen (bei Moslimen am Freitag) im Winter in der großen Stube des Hauses (bei Moslimen blos am Fenster oder beim — zwischen den Liebenden geschlossenen — Haustor, im Sommer auf freien Plätzen zusammen. Dabei schäkert, singt, spielt und tanzt man Kolo und trinkt immer recht viel schwarzen Kaffees, den der Kafedži braut, was nicht hindert, daß man so manches Liebpülverchen hineinchangiert. Verständnisinnige Blicke werden getauscht, gelegentlich ein erotisches Bonmot zugeflüstert, Hände gedrückt und dabei in Versen gesprochen, die die Verliebten aus den Volkliedern (sevdalinke) holen. So weiß dann jedes Pärchen bald Bescheid — und nun zögert man auch mit dem Heiraten nicht mehr lange. Es folgt die offizielle Brautwerbung. Doch noch vor der formellen Anfrage an die Eltern der Auserwählten sendet der Freier Geschenke an Geld, Schmuck und Kleidern, die oft noch vorerst durch die Hände einer geschickten Zauberin wandern, um größere Effekte hervorzubringen. Die Annahme der Geschenke ist ein gutes Zeichen. Nun sammelt der junge Mann die Brautwerber um sich, die anscheinend von nichts wissen. Sie erscheinen vor dem Hause der Braut und klopfen mit kräftigen Schlägen ans Haustor, was der zu werbenden Braut ein angenehmes Gruseln verursacht. Die Eltern und Verwandten des Mädchens stellen sich auch, als hätten sie keine Ahnung, um was es sich handle. Erstaunt öffnen sie den Einlaßbegehrenden das Tor und fragen nach dem Grunde des Gebahrens. Wir sind gekommen, antworten die Werber, weil sich hier im Hause ein Wesen befindet, daß unser besonderes Gefallen erregt hat! — Ihr irrt! sagen die Hausbewohner, hier ist kein solches Wesen!

Nun beginnt ein langes Hin- und Herreden und Schöntun. Endlich läßt man die Freier ins Haus ein, nicht aber ohne daß sie nun auf allerlei geheime Mittelchen treten müssen und verschiedene Zaubereien passieren sollen. In der Stube bietet man ihnen Platz an und fragt nach der lauten und üppigen Bewillkommnung und nach dem gegenseitigen Ergehen. Schwarzer Kaffee erscheint, auch Hausbrot oft, gewürzt mit Zaubertränklein und Scherzreden. Besonders kühne Männer (alčak) wählt man als Freier und die produzieren sich nun in anzüglichen Reden, oder im Rätselaufgeben usw. Zum Beispiel: Seka seku kroz plot doziva: daj mi svoj, dok nadogje moj! (Die Schwester ruft die Schwester durch den Zaun:

gib mir deinen, bis meiner kommt! Bedeutet: Sauerteig für Brot). Megju konjskim nogama raslo a megju ženama igralo! (Es ist zwischen Pferdebeinen gewachsen und hat zwischen Weibern getanzt. Bedeutet: ein Sieb). Crno vižlo nogu diže i svi se ljudi u njeg zagledaše! (Ein schwarzer Hund hob den Fuß und alle Leute gaffen ihn an! Bedeutet: eine Wage, kantar).[1]) Endlich unter Gekicher und Gejauchze steht mit ernster und feierlicher Miene der Vater oder ein Intimus des Bräutigams auf und sagt: Wozu bin ich denn eigentlich hier? Ist es um zu lachen oder zu was besserem? — Dies ist die eigentliche Werbung (prošnja).

Sogleich steht eine Frau, die auch mitgekommen ist, auf und eilt hinaus, um das bis nun abwesende Mädchen hereinzuholen. Dieses tut verschämt und küßt zuerst seinen Eltern die Hände, hierauf auch dem zukünftigen Schwiegervater. Dann fragt sie ihr Vater: „Ist es mit deinem Einverständnis, daß diese Leute hier sind?“ Ihr Ja ist kurz und selig.

Nun geben auch die Eltern ihrerseits die Einwilligung und man trinkt Schnaps, den das Mädchen zubereitete. Sie mischt Honig, miloduh (Liebstöckel) und Kren hinein, um gesund in die Ehe zu treten. Dann bringt sie Handarbeit-Geschenke für die Werber, aber auch für den Bräutigam und seine Eltern und Hausgenossen (Verwandten in einer Zadruga). Wenn die Werber das Haus verlassen, zaubert das Mädchen so viel sie nur kann. Es ist ein böses Zeichen, wenn jemand von den Werbern seine Schuhe oder Opanken auf der Schwelle stehen ließ, während er in der Stube weilte. Jemand bringt es Unglück (neko će nagraisati). Auch wenn jemand von den Werbern auf ein Brotkrümchen tritt, gibt es Krankheit und Schmerz. Kräht der Hahn auf der Schwelle, so gibt es eitel Glück, der Henne Gegacker an diesem Ort kündet jedoch Tod an.

Am nächsten Tage begeben sich Braut und Bräutigam in Begleitung der Brautmutter in die Pfarre zum Austausch der Ringe. Ist die Pfarre nicht im Orte (so ist es meistens), so begleitet man diesen Gang eine ganze Tagereise weit mit viel Kaffeetrinken und

---

[1]) In Chrowotien herrscht derselbe Brauch. Aus Sv. Ivan Zelina bekam ich eine Menge solcher Hochzeitanekdötchen und Rätsel, die den bosnischen gleichen. Unter anderen dieses drastische: Visec visl, čaka čaka, visec opane, čakac ga spopane. (Bedeutet: Beischlaf). Jeder Freier muß witzig sein. Ein Witz deutet immer auf ein Herz, auf viel Gefühl in der Liebe, also ist er quasi ein gutes Omen. Humorgetränkte Reden sind eine gute Garantie für „starke“ Liebe.

Zaubertreiben. Nach Sonnenuntergang darf niemand von den Beteiligten pfeifen oder sich melden, wenn er glaubt, man riefe ihn woher an.

Die Zeremonie des Ringetauschens nimmt man oft recht feierlich vor und sie gibt zu vielerlei geheimem Zauber Anlaß. Dieser Zauber ist besonders maßgebend für den Kindersegen und die Eheliebe. Dabei beachtet man freilich auch die Religionprüfung, die Priesteransprache und den Kirchensegen beiläufig mit ebensolchem Vertrauen, wie es jenes ist in die Geheimnisse der uralten Volkzaubereien. Ein reichliches Mahl, gewürzt mit abermaligen Zaubermittelchen, beendet diese Zeremonie, bei der sämtliche Verwandten und Bekannten des Brautpaares den ganzen Tag fröhlich mitfeiern. Als Zugabe erfolgt noch das obligate Engros-Limonadetrinken (šerbe), wo das ganze Dorf auch ungeladen mithalten darf und es auch tut, denn jeder kommt gern, „um zu sehen, ob die Braut süß sei!“ (je li mlada slatke krvi . . .).

Am Werbetag bestimmt man zugleich den Hochzeittag und zwar nachdem die Braut von ihrem zukünftigen Schwiegervater ein größeres Geldgeschenk erhalten, das vielerorts als Brautkauf verstanden wird. Obwohl die meisten jüngeren Leute einander glühend begehren, wird der Hochzeittag niemals mit Termindruck festgesetzt, da sie ja oft „Vorschuß“ auf die ehelichen Freuden nehmen. Die Mädchen haben zwar seit ihrer frühesten Jugend genug Handarbeiten in Bereitschaft, und doch verwendet man jetzt fast die ganze Zeit für ein emsiges Schaffen an der Ausstattung, weil man den größten Teil der Arbeiten als Geschenk an die zahlreichen Hochzeitgäste verteilt. Es kommen nun alle Freundinnen der Braut zusammen, um zu sticken, zu stricken, zu weben und zu nähen und sie tun es freudig und unermüdlich, weil solches jeder einzelnen Liebeglück bringt — und Gelegenheit gibt zu köstlichen Gesprächen und Emotionen. Das Hochzeitfieber wächst auf diese Art heißer und glühender . . .

Zum Tage der Trauung sammeln sich schon am Vorabend im Hause des Bräutigams die wichtigsten Hochzeiter (svatovi): Brauteltern, Brautführer, der Gevatter (stari svat) und andere. Vorerst schicken sie ins Haus der Braut auserlesene Eßwaren, Getränke und Handarbeiten. Nach dem Frühstück kommen in das Haus des Mädchens die Muštuluk-Reiter (muštulukčije) angestürmt, um das Herannahen der Hochzeiter festlich zu verkünden. Der erste Reiter bekommt ein Hemd für die Freudenbotschaft, die weiteren (oft sind

es ihrer 10—12) nur feingestickte Hemdärmel (muštuluk). Hierauf stürmen sie wieder zurück zum Hochzeitzug, um ihm voran als Paradereiter zu fungieren.

Bald sind auch die Hochzeiter da. Nach der Begrüßung sagen sie die alte Hochzeitformel her — zum Hausoberhaupte — (domaćinu): Grollet uns nicht, ihr guten Leute, wir sind gekommen, unser Mädchen abzuholen, laßt uns ein, damit wir sehen, was unser ist! Nach diesen Worten führt man sie ins Haus ein, dem alten Gevatter (stari svat) schlingt man ein schön gesticktes Handtuch über Achsel und Brust und bindet es unter dem Arm seitwärts. Die Pferde schmückt man ebenfalls mit Goldtüchlein, worauf sich die Brautmutter vor die Zimmertür der Braut stellt und Einlaß begehrt. Hier steht aber eine Ehrenwache junger Mädchen, die die Brautmutter nicht eher einlassen, bevor sie reich mit Geld beschenkt werden.

In der Stube drin macht die Braut recht umständlich ihre Toilette, bekommt den Elternsegen und wird auf allen diesen Wegen von den jungen Mädchen herumgeführt und schließlich feierlichst der Brautmutter übergeben. Sie ist sehr ernst, weist aber heute alles Schwere von sich, sucht Heiterkeit und ergötzt sich am tollen Wirbel der Hochzeitvergnügungen ganz intensiv. Sie ist nun der Mittelpunkt der Hochzeitversammlung, die im Momente des Abganges noch einmal alle Hausinsassen reich mit Geld beschenkt.

Den Gang zur Kirche tritt man als stolze und pathetische mise en scène an, doch ohne den Bräutigam, der auf einem ganz anderen Wege allein in die Kirche kommt und sich erst nach der Trauung den Hochzeitern zugesellt. Bevor der Kirchgang zustande kommt, übt man Schuhzauber. Es ist nämlich Sitte, die Schuhe draußen zu lassen und bloß in Strümpfen die Stuben zu betreten. Nun sind aber sämtliche Schuhe verschwunden! Nach langem vergeblichen Suchen bringen die jungen Mädchen, die mit Mehl, Kaffeesatz und Zitronenschalen bezauberten Schuhe her und erhalten dafür Geld von den Hochzeitern. Jetzt wird noch die Braut mit Zuckerwerk überschüttet nnd mit Segen- und Zaubersprüchen übergossen und erst nach diesem Ritardando ordnet sich der Hochzeitzug endgültig. Der „alte Gevatter“ mit der wohlgefüllten Čutura und mit viel Jubelkreischen reitet voraus und bietet allen Vorübergehenden oder bei den Haustoren Stehenden einen Trunk an. Nach ihm reiten Braut und Brautführer, dann die Brautmutter (Kuma) und die anderen Gäste. Zuletzt folgen die Musiker (Zigeuner) nach

mit Trommeln und Ćemanepfeifen. Dieselbe Ordnung befolgt man auch nach der Trauung, nur verläßt der Bräutigam den Zug auf halbem Wege und eilt voraus, um die Braut vor seinem Haustore zu erwarten; denn nicht er führt sie heim, sondern sie wird ihm zugeführt (dovedena). Heller Kologesang begrüßt den Zug daheim. Es tanzen junge Mädchen oft stundenlang zu diesem Zwecke.

Verschämt aber mutig geht der Bräutigam seiner Braut entgegen, hebt sie vom Pferde und die Mädchen begleiten sie bis an die Hausschwelle. Nachdem sie die Schwelle andächtig geküßt, reicht man ihr ein Tannenzweiglein dar, das sie auch küßt — um erst jetzt in ihr neues Heim einzutreten. Nun küßt sie hier alle Angehörigen des Hauses, eine Prozedur, die ebenso langwierig wie kompliziert ist. Daraufhin trägt man das Hochzeitmahl auf, aber jeder Gang des Menus hat seine Vor- und Nachbedeutung. Unter Lachen, Vielreden und Singen bedient der Bräutigam die Braut und den Brautführer während des ganzen Mahles, doch nach dem Essen nimmt die Braut das Waschbecken, ein schönes Handtuch und Wasser, das sie frisch von der Quelle holt und geht zu jedem der Gäste hin und jeder wäscht sich die Hände, wobei er Geld in das Wasser fallen läßt. Geld wird auch von allen Gästen in die leeren Schälchen vom schwarzen Kaffee gelegt, es ist der Braut erstes Nadelgeld. Nach Sonnenuntergang erhebt sich plötzlich der Gevatter und zitiert die traditionelle Frage: Ihr guten Leute, wißt ihr denn, warum wir heute so frohgemut sind? Nun ist der ganze Tag in Freude und Genuß vorbei und siehe da, schon hat uns die Nacht überrascht! Wir wissen nicht, wo wir nachten werden, wir haben ja kein Obdach!

Der Hausvater antwortet prompt: Bleibet hier, ihr Guten! Verlaßt uns nicht! Im Hause ist ja Platz genug zum Übernachten! Bei dieser Rede zeigt das Gesicht der Braut gezierte Dezenz und jenes des Bräutigams ein gutmütiges Lächeln glücklicher Befriedigung.

Das glaube ich wohl! antwortet mit vielbedeutendem Augenblinzeln der Gevatter. Dir und mir wäre es schon recht, aber was wird das junge Paar dazu sagen? Es wartet ja kaum, daß wir uns entfernen und es allein lassen!

Darauf ergreift die Brautmutter und der Brautführer die Braut bei der Hand und führt sie in die Brautstube, wo der Bräutigam sie schon ungeduldig erwartet. Er empfängt die Braut, nimmt ihre Hand und die beiden Brautführer und Brautmutter verlassen

das Zimmer, ernst und würdevoll schließen sie die Tür und seufzen bedeutungvoll.

Die Braut setzt sich auf den mitgebrachten Koffer (sanduk) und der Bräutigam auf die Lagerstätte. Ist er kühn und männlich, so ruft er sie bald zu sich, aber sie antwortet negativ. Dann erhebt er sich, geht zu ihr, nimmt ihr den Schleier und Gürtel ab und trägt sie in seinen starken Armen auf das Lager, wo sie miteinander Probacuhe spielen. Sie kaut dabei an einem von ihrer Mutter mitgegebenen, verzauberten Stück Brot. „Hat er sie“ früher, als sie dies zerkaut — so deutet es auf großes Glück; im entgegengesetzten Falle gibt es Tränen mehr als trocken Brot. In alle Speisen, die die Braut an dem Tage genießt, gibt man das Häutchen einer zu Georgi gefundenen Schlange. Dann bekommt sie kein Fieber nach dem ersten Beischlaf. — Inzwischen versammelt sich die männliche Jugend des Ortes und schleicht unter das Fenster der Brautstube. Sie trappeln wie die gierigen Wölfe, singen erotische Lieder und rufen mitunter à tempo Au! Au! das Wolfgeheul nachahmend: Has! Hus! Hes! Abwechselnd greift auch einer den andern beim Gürtel und eine Kette bildend trägt der erste eine lange Stange. Damit klopft er an das Fenster der Brautstube und ruft: O, du Wolf, hast du schon was ergriffen? Der letzte sagt: Ja, einen Hasenfuß! — Und was bekomme ich davon? — Die Gedärme! — O, nur die, wirklich? — Ja, ja, nur die! — So rufen sie und kichern und spaßen laut und polternd unter den Fenstern der Brautstube, bis man sie im Hause hört. Nun eilt alles herbei und man trägt ihnen die Hochzeitspeisen und Getränke heraus, die sie mit freudigem Wolfgeheul in Empfang nehmen und sich entfernen, um sie an irgend einem anderen Orte gemeinschaftlich und unter lustigen, derben Späßen (džumbus) zu verzehren. In das Haus, wo sie den Wolfanteil nicht bekämen, drängen sie ganz gemütlich ein, und trügen alles, was nicht niet- und nagelfest ist, davon.

Am nächsten Morgen ist der Butterpitatag (Kuchen). Diesen Kuchen brachte die Braut mit, natürlich wieder nicht ohne die bekannten Zauberingredienzen. Es kommt das halbe Dorf zusammen, um ihn zu bekritteln und aufzuessen. Bevor die Hochzeitgäste endlich nach Hause gehen, beschenkt nochmals jeder die Braut mit Geld, sie jeden mit Tüchern und Hemden, feingewebt und gestickt. Auch beim Brautführer im Hause findet zu guter Letzt noch eine Eßorgie statt, wo man die junge snaša wieder mit Geld

beschenkt. Nach acht Tagen ist dann im Hause der jungen Gatten die allerletzte Massenabfütterung, die nun die Hochzeitfeierlichkeiten endgültig abschließt.

Es ist im Innersten erquicklich in den bosnischen Bergen den Menschen zuzuschauen, wenn sie solche Feste feiern. Rein wie ihre Luft, heiß wie ihre Sonne und schwülwarm wie ihr Široko-Wind ist die Stunde ihrer Paarung, nicht ihr Werk allein, sondern ihr Erbteil, das Werk heißblütiger und sinniger Geschlechter. Die Gegenwart hätte wohl kaum die Kraft, solch ein Hochzeitfest auch nur in annähernder Schönheit und Seelengewalt zu konzipieren. Ein modernes bosnisches Stadt-Hochzeitfest, wie banal, innerlich leer, trotz allem Gelärm und Klingklangtrarara! In den weltfernen bosnischen Bergen feiert das Volk echte Paarungfeste, die stammen aus Zeiten starker Lüste, wo man für die Liebe alles hergab. Und so ist es hier in allem Wandel der Zeiten eine hohe Sache geblieben, solche Hochzeitfeste zu feiern, an denen nichts gleichgültig ist, bei denen alles, alles zum Gelingen des Paarungaktes mitwirkt. Dies ist das Wesentliche bei diesen Festen, und dies ist die unzerstörbare Wurzel ihrer bezwingenden Eindrücke. Wie alle Volkkunst, von der sie auch ein Teil sind, erwachsen diese Feste unmittelbar aus dem Leben, seinen Wünschen, Begierden und Wollüsten. Darum sprechen sie auch, wie alles wirklich Echte, unfehlbar auch zum Beschauer, der geistig ihrer Sphäre längst entwachsen und entrückt ist.

Aber hier tritt auch ein ernstes und bedenkliches Problem der Volkkultur zutage, das sich jedem feinfühligen Beobachter mit leiser Peinlichkeit bemerkbar macht. Wie wird es zukünftig mit diesen ländlichen Festen werden? Immer weniger ist der Bauer bei diesen seinen altertümlichen Begehungen unter sich gelassen. Die Städter, die Švabe, die Fremden, die Touristen, die Schar der Neugierigen und Müßigen, von denen sich das ländliche Volk dabei umdrängt und umgafft sieht, drohen diese Feiern immer mehr zum bloßen Schauspiel, zum äußerlichen, leeren Schaugepränge umzuwandeln. Wie die südslavische Bauernschaft von heute und morgen innerlich selber zu diesen alten Hochzeitriten steht und stehen wird, ist ihre Sache; aber in der immer stärkeren Belagerung, die sie besonders sommerüber von Stadt und Fremde auszuhalten hat, ist ein zersetzendes Ferment, das mit rascher Auflösung droht. Vielfach kommt unser gutmütiges Südslavenvolk (im Übereifer es dem Švaba gleich zu tun) der Neugier der Sommerreisenden bei solchen

Gelegenheiten sogar sehr beflissen entgegen, und es entstehen dann jene leidigen Zerrbilder ländlicher Sitte, die der Unverständige für volkkundliche Dokumente nimmt und die sehr oft in bosnischen Reisebeschreibungen herumparadieren Das Riesenfräulein aus dem deutschen Märchen, dem der Bauer ein Spielzeug war, ist noch nicht ausgestorben, es schreibt heute seine unwahren Spielereien laut in Bücher herum.

Die koloristischen Reize einer südslavischen Hochzeit werden noch durch eine Menge von dreifarbigen (blau-weiß-roten) Nationalbändern und Fahnen vergrößert. Solche tragen die Gäste, die Pferde, die Wagen, ja selbst die Schnaps- und Weinflaschen und die Hochzeitkolatschen. Der Brautführer (djever) ist der quasi Appetitmacher des Festes, dies ist er aber nicht nur für die Kochkünste, sondern auch für die erotischen Genüsse. Jeden Augenblick reißt er derbe Witze, gröhlt Zweideutigkeiten oder er läßt bei einem tollkühnen Sprung seine animalisch-kreischende Aufmunterung ijujuu! laut ertönen. Er sorgt für Frohsinn und will hinreißen, glänzen, in Liebeübermut erstrahlen.

Die Braut tut schämig, aber sie trachtet dabei doch hell und sonnig zu sein und sich für den Bräutigam mit einer schwülen Atmosphäre zu umgeben. Am·Hochzeitmorgen sind erst recht aller Blicke auf sie gerichtet, und sie macht Augen, die von keuschschämigen Erinnerungen und wissendem Erstauntsein durchleuchtet erscheinen, während ihre Bewegungen mit kokettem, huschendem Entziehen protzen und die Glieder von schwellender Mattigkeit wie entbunden und erlöst scheinen. So tut sie auch dann, wenn die Hochzeitnacht nicht ihr allererster Liebgenuß war. Es gehört zum guten Ton.

Denn so gefällt sie allen und der Schwiegervater ist nicht weniger mit ihr zufrieden als der Brautführer und der Bräutigam selber. Dobra mlada! heißt es lobend allerseits (eine gute junge Frau!) und die Zauberfrau bekommt ihre Hochzeithonorare mit vielen Danksagungen für ihr erfolgreiches Wirken. Mundus vult decipi . . . es gilt auch hier. Über dem Schaffen der geschickten babe thront die Fantasie, die gierig temperamentvoll eine Welt der Sachlichkeit umgarnt, in sich aufsaugt, und zu ihrer eigenen Welt umschafft. Die Hochzeitzauberkünste sind voll verführerischer Lebendigkeit und wenn die guten alten Zauberweiber davon sprechen, geschieht es sogar mit einem Aufleuchten echter Innerlichkeit. Haben sich zwei Junge wirklich lieb, so gelingen alle Kochzauber-

künste am Hochzeittage. (Kad se dvoje miritaju, paze, vole, ljube, miluju, sagt das Volk).

In der Lika (Chrowotien) arrangiert man die ersten Zusammenkünfte Verliebter am Tage der Mariä-Verkündigung vor der Kirche. Diesen Tag nennt das Volk hier Majka boža iskreća (Funkenmuttergottes), sonst nennen ihn die Südslaven Začeće Marijino oder Blagovijest. Nach einer Likaër Legende wirft an diesem Tage die Gottesmutter einen Himmelfunken (glavnicu, iskru) in die fruchtbare Erde und macht sie warm (Frühjahranfang [25. März], Fruchtbarkeitzauber).

In Chrowotien sind die Tischfreuden bei den Hochzeitbräuchen nicht dieselben wie in Bosnien. Hier einige davon: Setzt man Eier an, um Geflügel für den Hochzeitbraten zu bekommen, so darf man unter jenem Dache (Hühnerstall) weder pfeifen noch tanzen. Es brächte Unglück. Kauft man ein Kalb oder Lamm für diesen Zweck, so muß es der Hausherr mit einem Polster (vanjkušem) streicheln, damit es dick und fett werde. (In Sv. Ivan Zelina, von Mirka Šošić).

Am Hochzeitmorgen gibt man besonders acht, wie sich die alten Hennen verhalten. Kräht eine weiße Henne, so muß man sie sofort schlachten und verspeisen, sonst kommt der Tod ins Haus. Kräht eine graue, so gibt es Feuernot, tut es gar eine schwarze, so werden die jungen Eheleute unglücklich. (In Sv. Ivan Zelina von Mirka Šošić).

Kommt am Hochzeitmorgen (oder zu Weihnacht) in das Haus der Neuvermählten eher ein Frauenzimmer als ein Mann, dann zerschlägt die Hausmutter viel Geschirr und Kochgeräte.

In Sv. Ivan Zelina gibt man auch darauf viel, daß man keine andere Speise außerhalb des Hauses tragen darf, ohne auch Brot mitzunehmen. Denn wenn jemand einem Mädchen begegnet, die es unterlassen, so heiratet sie nie (ne bi mogla ić za muž). Findet eine Trauung statt (idu na zdavu), so trägt dort der alte Gevatter einen Hahn im Sacke mit, um Segen herzuzaubern (Kinder- und Fruchtsegen, Viehvermehrung).

Kommt die junge Gattin in das Haus ihres Mannes (k mladencu), so geht sie sofort in den Stall, auf den Boden, in den Keller und legt in jeden Winkel etwas Brot und Geld, damit sie fruchtbar werde und ihre Kinder immer ein toll und volles Haus und Hof haben. Am dritten Tag kommt noch einmal die Frau Gevatterin

und bringt Brotkuchen (pogače), den sie an Mensch und Vieh austeilt.

Eine junge Ehefrau darf nicht von gebratenen Hühnchen (pohane piceke) träumen, sonst stirbt ihr jemand aus der Blutverwandtschaft. Auch nicht von Eiern, sonst betrüge sie ihr Mann mit anderen Weibern. Von Fischen und Trauben ist es dagegen gut zu träumen. Das deutet auf Liebglück, Reichtum und Kindersegen hin.

Bevor die junge Gattin auf ihrem eigenen — offenen — Herde (ognjište) das erste Feuer schürt, kniet sie nieder und küßt den Herd. Denselben Brauch trifft man auch bei den Chinesen (im südlichen China) an.

Dem „Küchengott" bringt man dort Hochzeitopfer an Eßwaren dar, aber dies tut der Bräutigam und nicht die Braut wie bei den Südslaven. Aber auch dort verneigt sich die Braut dreimal in Ehrfurcht vor den Göttern des häuslichen Herdes. Mit dieser Tat schließen auch dort genau wie bei den Südslaven die Hochzeitzeremonien ab. Ist die Gattin keine Jungfrau mehr, so sind diese Zeremonien bedeutend kürzer (so auch bei den Slaven); man schämt sich förmlich vor allen guten Geistern des Hauses, mit der neuen Gattin viel Aufsehen zu machen, um sie nicht zu erzürnen.

Bei dem Durcheinander in der Hochzeitküche stiehlt man natürlich auch viel Besonders die allzeit anwesenden Zigeunerinnen. Nur der Zauberglaube hält auch bei ihnen die geschicktesten Langfinger im Zaum. Wer Eier stiehlt, wird nie mehr zu einem Beischlafgenuß kommen. (Diesen Volkglauben hat der Religionlehrer seines Inhalts beraubt, und so sagen uns viele fromme Betschwestern heute nicht diesen Bescheid mehr, sondern erklären, daß der Eierdieb die Eier auf der anderen Welt auf dem Rücken tragen werde).

Die Zeit der größten Liebtollheiten ist das Frühjahr und der Sommer (der vom Georgi-Tag an anfängt, nach der Rechnung des Südslaven). Deshalb wird der Sommer mit Sehnsucht „gerufen". Am Vorabend des serbischen Georgi-Tages (staro Jurjevo, sagen die Katholiken) hört man abends in vielen Orten der Bugojno-Skoplje-Gegend Bosniens ein Lärmen und Musizieren. Nach Sonnenuntergang wiederhallt es von allen Seiten laut und eindringlich. Die Jugend macht sich von alten Küchenbesen (auch in neuerer Zeit von Weidenrinde) eine Art Pfeifen und läuft damit wie toll herum, pfeifend, johlend und einander rufend. Dieser Brauch

besteht seit uralter Zeit, er ist birvaktile und man nennt ihn dozivanje ljeta (Sommerherbeirufen). Das Trink- und Waschwasser wird an diesem Tage mit Blumen vollgepflückt, die darin übernachten (bosiok, ljubica, kopriva, miloduh = Basilikum, Veilchen, Brennessel, Liebstöckel).

Auch im slavischen Spreegebiete kennt man diesen Brauch. Man übt ihn aber am ersten Mai. Mitten in der Nacht ertönt ein Getöse. Waldhörner und Pfeifen, Trommeln und Trompeten, Kuhschellen, Tamtam und Schallbecken, Klappern und Glöckchen, ja sogar alte Kasserollen, die man wild gemachten Hunden an die Schwänze bindet, vollführen zusammen einen Höllenlärm. Dazu Fackelschein aus Waldholz. Junge Leute schlagen wie toll auf ihre Instrumente los und blasen dazu aus Leibkräften. Es ist das Sommerrufen, der Triumpf der Liebetage und Nächte.

Im Engadiner Hochtale feiert man auch so eine Frühlingfeier kurz vor Fastnacht. In Frankreich ist es der erste Mai, den barfüßige Jugend mit Gesang und Tanz in Wäldern gerne feiert, dabei man aber recht viel ißt und trinkt; solche Majalis feiert an diesem Tage auch die moderne Schuljugend Chrowotiens. Es wurde aus der poetischen Frühlingfeier ein prosaischer Tag der Völlerei.

Während der südslavischen Frühlingfeste pflückt man das Grün des Löwenzahns, Schöllkrauts, der Schafgarbe oder der Erdrauchpflanze und trinkt den Saft aus diesen Pflanzen, um reines Blut zu bekommen (da se insan očisti). Besonders junge Weiber und Mädchen sollen dies tun und dazu viel Quellwasser trinken, morgens vor Sonnenaufgang gleich draußen an der Quelle.

Im Ilidže-Parke fand ich früh an einem Frühjahrtag auf der bloßen Erde unter einem Baume ein 86jähriges Weib sitzend und rauchend. Sie war in die schwarze Dimlijehtracht gekleidet, hatte ein malerisch gebundenes schwarzes Tuch am Kopfe und ihre kleinen, weißen Hände sprachen mir auffallend von guter Herkunft der sonderbaren Alten. Auch ihre Kleider waren nett und gaben Zeugnis von Wohlhabenheit, so auch ihr charakteristisches, noch relativ sehr frisches Gesicht. Meine Lernhungrigkeit blieb stehen und ich begrüßte die Alte nach landüblicher Art und warnte sie vor arger Verkühlung wegen des Sitzens auf nackter, feuchter Erde. Doch sie schüttelte freundlich den Kopf und sagte: Mir geschieht nichts böses von der Erde, so lange es Gott nicht will! Bald wußte ich ihr ganzes Curriculum vitae und sah, daß ich eine richtige Zauberfrau vor mir hatte: Angja Božić aus Visoko (Bosnien).

Ihre Aphoristik war klug und ihr Wesen mitteilsam und so erforschte ich da in einer halben Stunde mehr als anderswo im halben Monate. Das Zaubern mit gekochten Mitteln war ihr Spezialfach und ihr Speisezettel wies die bekannten Dinge auf: Schlangenfänge, Fledermausknochen, Kaffee, Froschasche, schwarze Hühnerfedern, schwarze Lammwolle, Zucker, schwarzes Katzenhaar und deren Asche, Taubenherzen, Taubenblut, Wachs, Salz, Honig, Frauenmilch und Menstruationblut, Leber von Tieren, Glückstein, Nadeln, Reiskörner, Kräutersäfte, Ziegen- und Menschenkot und als besondere Rarität: Hasenpfoten. Eine solche Pfote zog sie liebenswürdig aus der Hosentasche und gab sie mir als Liebegabe, weil ich ihr gefiel. Sie stammt von einem Hasen, der mit einer silbernen Kugel (srmom) auf einem Friedhofe um Mitternacht vor St. Georgi geschossen wurde. Solche Kügelchen haben die Bauern in Ribnik, um ihre Lammfelljacken und Torbe damit zu schmücken. Sie bilden damit selten schöne Arbeiten (Art Nagelarbeit), die reich und dekorativ wirken und schon aussterben. Oft sind die Kügelchen freilich nur aus Zinn, werden aber auch dann protzig als srmali gelobt.

Die Pfote solle ich stets bei mir tragen, denn der Hase sei das zauberkräftigste Tier der Welt — und wenn ich irgend ein Zaubergebräu gebrauchen und mir davon ein paar Tropfen ausgeschüttet werden sollten, so genügt es, sie mit der Hasenpfote wegzuwischen. Mein einziges Kind solle ich lehren mit den Fingerchen sobald als möglich (schon im Alter von 6—7 Monaten) zu zeigen, wo der Hase Wasser trinkt (in dem hohlen Händchen). In sein Badewasser möge ich drei Hände voll Reis werfen und nach Gebrauch dies Wasser unter einen Baum gießen, so werde mein Kind vor bösem Zauber geschützt. Solcher könnte ihm erst dann gefährlich werden, wenn jedes Körnchen Reis einzeln gefunden und verzehrt würde. Dies aber sei fast unmöglich.

Bab' Angja Božić war einst eine Schönheit und aus guter Familie. Sie gebar neun Söhne und zwei Töchter, zwei mal hatte sie Zwillinge (obliznila se), aber was Glück in der Liebe sei, erfuhr sie nie. So wurde sie zur Zaubermittelköchin od nevolje (von Not gedrängt). Sie kocht immer bei Wachskerzenlicht und oft tanzt sie um die Kochtöpfe, denn Tanz erhöht jede Zauberkraft. Von ihr bekam ich die meisten Mittel, die ich für das Anthropophyteia-Museum an Dr. Friedrich S. Krauss abgab.

Auch bei den Voodoo-Negern in Amerika (Louisiana und Texas) gelten Hasenpfoten als Zaubermittel. Daß den Hasenpfoten

in den Vereinigten Staaten eine große Zauberkraft innewohnen soll, glauben sogar die modernen Amerikaner selbst. So gestaltete sich die Wahlkampagne MacKinley-Bryans zu einer richtigen Hasenpfoten-Tollheit. „Br'r (brother) Rabbit's", wie die Neger dort den Hasen nennen, Pfoten faßte man je nach der politischen Parteistellung der Käufer in Gold oder Silber und die Wähler trugen sie in der Tasche. Sogar Bryan selber soll eine in Silber gefaßte Hasenpfote bei sich voll Andacht getragen haben. So geschehen im Jahre 1896 im hellen Lande Onkel Sams. Ein Neger ohne Hasenpfote ist dort einfach undenkbar und der stolze Mann der modernen Kultur macht es ihm gleich.

## X. Exkremente als Zauberspeise.

Als ich die alte Wahrsagerin aus Vraca (Bosnien) Fata Mumina frug, warum man beim Kochen der Liebzaubermittel so viel Sachen mische, die von Menschen- oder Tierkot, von Toten, von Erhängten und von Gräbern stammen, da entwickelte sie eine ganze Atavismustheorie vor mir. Im toten Körper erhebt sich die ererbte Seele, sagte sie. Durch tausend Bande des Blutes und der Gewohnheit sind wir alle an eine Kette von Wesen gefesselt. Diese Toten sind das Gewebe unserer Familie, sie halten die Fäden der Liebe in ihren weißen Adern (žile) und Knochen, sie atmen in uns, und wir dürfen sie nicht mißachten.

Der Tanz gilt bei den Südslaven (Kolotanz) als mächtige Verführungkunst. Die Weiber sind wie toll nach einem guten Kolotänzer. Aber ein mit schwarzem Kaffee und Katzenpulver verzauberter Tänzer wird keiner zweiten gefährlich, nur einer einzigen. Eine schlechte Haltung und schlechte Gesten können beim Kolotanz die größten psychischen und moralischen Verheerungen verursachen, deshalb wenden die Mädchen und jungen Frauen die stärksten Zaubermittel an, um dieser Dekadenz vorzubeugen. Der Tänzer oder die Tänzerin, die beim Kolotanz schöne Gesten zeigen, haben gewiß viel Zärtlichkeit in der Liebe. Schamlose Bewegungen ohne Ordnung und Geschmack sind ein Zeichen von Leichtsinn und Untreue im Liebleben. Ungeschickte, plumpe Tänzer sind von Weibern gemieden und eher verachtet als andere mit ordinären Worten im Munde. Beim Kolotanz kann man sehen, ob ein Weib gut, sanft, süß, ehrlich und keusch ist, aber das Einvernehmen von Psychologie und Physiologie im Tanze wird nur dann erreicht, wenn eines von

den beiden Tanzenden nichts von Zaubermitteln weiß, d. h. mit klaren Augen sieht (ako nije ćoravo kod očiju). (Von Sofa Budorović aus Hrtkovce in Slavonien).

Eine Frau, die breit einhergeht (široko hoda) und sich beim Tanze unwillkürlich zwischen die Füße greift, weil es sie dort juckt (jer ju peče bijelo pranje), verrät sich selber, daß sie mit einer Frauenkrankheit behaftet ist, die im Volke als „schmutzig" gilt. Sie trinkt radić[1]) und motovilac (Feldsalate) gekocht oder ißt sie roh in großen Mengen, da joj se očisti krv (zu ihrer Blutreinigung). (Das motovilac-Kraut hat seinen sonderbaren Namen, weil es „verwickelt" wächst, kô motovilo (wie das Spinnrad), darum seine Zauberheilkraft im Volkglauben Chrowotiens und Bosniens).

Hat eine lebelustige Witwe verliebte Angriffpläne auf einen jungen Mann, so trägt sie die Fußspur eines männlichen Kindes im Busen und gibt dann davon auch „ihm" zu trinken in Kaffee (nie in Wein). Ein Kind, das die ersten Schritte geht, stellt man auf die Erde und sagt: Stani, stani, božje drvce! (Steh, steh, du Gottesbäumchen!) Tut er es, so nimmt man seine Fußspur zum Zaubern. Im entgegengesetzten Falle wird der Angriffplan zu nichte. Es ist besser, man läßt ihn fahren.

Wenn bei den Moslimen in Bosnien die Svatica (Werberin) ins Haus kommt, um ihren Auftraggeber über den grünen Klee zu loben, dann trägt die Hausfrau selber den schwarzen Kaffee auf. Hat sie ihn versüßt, so ist dies ein Zeichen, daß man die Werbung annimmt. Erhält die gute Svatica jedoch bitteren Kaffee, so weiß sie, daß hier jedes weitere Wort verloren wäre. Sie entfernt sich auch bald; während man im letzteren Falle nach dem süßen Kaffee auch noch Scherbet für sie aufträgt, als Liebzeichen für den Werber. So werden Kaffee und Scherbet zu beredten Vorboten künftigen Eheglücks.

Harn trinken die bosnischen Zigeuner in ganz bitterem Kaffee, um Glück beim Bockfellspringen zu haben. Das ist in Bosnien eine Art Hochzeitvergnügen. Getrocknetes Bockfell dreht man mit dem Felle nach innen, vernäht es fest und dann bläst man es stramm auf. Außen bestreicht man es stark mit Öl und legt es auf den Boden. Bloßfüßige Zigeuner springen darauf zum Gaudium der Hochzeitgäste und Zuschauer. In Ključ sah ich dem Vergnügen auch drei Stunden lang zu und lachte mit, wenn man den Zigeuner

---

[1]) Radiccio, eine bitter schmeckende Salatart.

nach mißlungenem Sprunge traurig beiseite schob. Wer den Bockschlauch im Sprunge durchschlägt, erhält klingende Silbermünzen als Preis. Viele verrenken sich aber die Beine, zerschinden Nase und Mund, und purzeln unglücklich von dem Ziele ihrer Wünsche herab.

Von Exkrementen zu träumen (sie anzugreifen, davon beschmutzt zu werden) bedeutet immer Glück und Geld. Will eine Frau, daß ihr der Geliebte treu bleibe und nicht einmal mit einer anderen spreche, so soll sie ihre Exkremente mit einem Ei kochen, zuckern und dem Liebsten eingeben. So wie ihr Gesäß nicht sprechen kann, wird er es auch nicht können. Seine Liebe wächst, wenn sie Haar von der Vulva auf Glut einäschert und dazu gibt, dann ist sie für ihn pures Gold. Will sie, daß er eine andere ihrethalben sitzen läßt, so soll sie nach dem Beischlaf mit ihm, seine Unterhosen anziehen und sie durch sieben Tage lang am nackten Körper unter ihren Kleidern tragen. Dann läßt er alles liegen und stehen und läuft ihr nach. Von der Zigeunerin Hasnija Tahirović, (Vraca) Bosnien. Sie vertraute mir an, daß sie sich bei allen Kochzaubereien mit menschlichem und tierischem Unflat, Harn, Speichel, Schweiß und Blut versehen, ganz nackt auskleiden muß (gdi se horoz ne čuje = Wo der Hahn nicht zu hören ist). Auf meine Frage, wieso sich solche Dinge durch den unangenehmen Geruch dem sie Verspeisenden nicht verraten, sagte sie: O du meine Seele, o, man nimmt ja nur wenig (zeru) davon und dies mit einer kleinen (eßlöffelgroßen) Feuerschaufel, legt es auf den lebendigen Leib einer Schildkröte und verbraucht es erst dann. Töte mich, wenn je einer in solchem Falle den Geruch verspürt!

Tief unten in Dalmatien (vom Lehrer Pavao Dabinović aus Dobrota) sind die Männer sehr begierig darauf, zu wissen, ob ihre Liebste noch keusch sei oder ob sie sich bloß verstellte. Sie nehmen die Hoden von sieben Mäusen oder Ratten am Freitag vor Sonnenaufgang und verbrennen sie an Feigenbaumholzglut. Das Pulver geben sie in ihre Borsa aus Schneckenarbeit unter den Tabak, den sie am Gürtel herumtragen. Kommt der Verliebte mit seiner Auserwählten zusammen, so raucht er diesen Tabak. Ist sie noch rein (ako je čista), so nähert sie sich zutraulich dem Manne, angezogen von dem Geruche, ist sie es aber nicht, so wird sie mißgelaunt und rennt davon, kô da ju vištice gone, wie von Hexen getrieben. Der alte Simo Terišić auf der Halbinsel Lapad erzählte mir auch oft, wie er auf diese Art die geilen Weibbilder, die ihm nach-

stiegen, von sich verscheuchte, er — ein wetterfester Schiffmann, der die halbe Welt umsegelte — glaubte fest an dieses Zauberwunder. (So eine Borsa — ein altes Familienerbstück des Lehrers Dabinović — besitze ich in meiner Textilsammlung. Sie ist nun 138 Jahre alt und die Abbildung 1—2 zeigt die Technik der seltenen Arbeit).

Wenn man noch spanische Fliegen zu Pulver zerreibt und den Frauen in rotem Wein eingibt, so sind sie für alles zu haben, sagte der alte Simo. Das wird bei allen Südslaven getan, auch junge Leute aus der sogenannten Intelligenz tun dies oft. Die Mädchen werden dann wie toll und an Geilheit übertreffen sie selbst alte Kupplerinnen (rospijetine). Um diesem Zauber zu entgehen, tragen die Mädchen in Bosnien als Putz Goldstücke, die einem „Liska"[1]) aus dem Hinterteile herausfielen.

Gegen Unfruchtbarkeit kocht man Bohnen (eine dicke Art, bobaš genannt) und dazu neun Kotkügelchen eines männlichen Schweines. Auch die Milch einer Frau, die ihren Säugling gerade „entwöhnt", und die dabei Schmerzen hat (vraća joj se mlijeko, reže ju mlijeko), soll gut sein. So eine Unfruchtbare muß viel slatko von Erdbeeren und Kirschen (Eingekochtes) essen, aber sie darf es nie und niemals erlauben, daß eine, die gerade menstruiert, ihr die Gläser öffne und im Eingekochten herumrühre.

Das Slatko spielt überhaupt eine große Rolle bei der Zauberkochkunst der Südslaven. Es ist das eine ganz eigenartige Zu-

---

[1]) Ein Liska ist ein ortbekannter, mit allen Salben geschmierter Lump, koji je bio na situ i na rešetu, — a u hapsu kuvan in pečen. (Der auf dem Sieb und dem Reuter gewesen, dazu im Gefängnis gesotten und gebraten worden). Von Omer Sablija hörte ich eine recht lustig anmutende Geschichte solcher Goldstücke. Er wurde in einer entlegenen Kafana als Müßiggänger (liska) mit Karahasanović, Mulić-Bejdić Feraget und Turnadžić (lauter liske) gefunden und als obdach- und erwerblos in Polizeihaft gebracht. Dort schnupperte er solange an seinen Liska-Kumpanen herum, bis er es heraus hatte, daß Karahasanović an der rechten Gürtelseite der Hose Geld eingenäht habe. Des Nachts öffnete er dem schlafenden Liska die ungefüge Naht und 15 goldene Zwanzigkronenstücke rollten lustig heraus! Nur Mulić-Bejdić schlief nicht und er mußte die Beute mit ihm teilen. Im Handumdrehen hatte Omer Sablija die acht Goldstücke verschluckt, um sicher zu sein, daß er des Raubes nicht verdächtigt werde, wenn am Morgen der Eigentümer erwache. Mulić-Bejdić konnte seinen Beuteanteil nicht so leicht herunterbringen, wenn er auch einen Topf Wasser nach dem andern trank. Am nächsten Tage setzte man alle, auch die beiden Räuber in Freiheit und sie liefen schnurstracks zu baba Joka Pičeta auf Gorica. Die gab ein Abführmittel und die beiden Dukatenbesitzer blieben so lange in einer Kafana sitzen, die sich in nächster Nähe von baba Joka befindet, bis sich die gebundene Marschroute für das Gold zeigte. Gold und Zubehör nahm baba Joka freudig in Empfang und tauschte sie gegen reines um. Sie hatte trotzdem viel Agio dabei, denn beides dient ihr als Zaubermittel.

bereitungart von in Zucker eingelegtem Obst und Blumen, die vortrefflich mundet und die mit dem sonst überall bekannten Dunstobst oder Marmeladenkochen nicht zu verwechseln ist. Das Slatko der Südslavinnen behält die natürliche Form und Farbe, wie auch den natürlichen Duft des Obstes und hält sich sehr gut jahrelang ohne zu verschimmeln, zu verzuckern oder zu vertrocknen. Ich habe mir es angelegen sein lassen, diese wirkliche Kochkunst gut zu erlernen und bin jetzt stolz darauf. Jedesmal wenn ich nach „Europa“ fahre, nehme ich in meinen Kollis einige Gläser dieser Süßigkeiten mit, mit denen ich Freunden und Bekannten große Freude bereite.

In der ganzen Skoplje-Gegend (Bugojno, Kasaba Gornja i Donja) kochen die Weiber ihr Slatko gern mit dem Zauberwasser von Ajvatovica. Es ist eine Zauberquelle bei Prusac und ein Wallfahrtort der Moslimen, wohin aber auch Christen gern kommen. Die Volktradition berichtet, daß — birvaktile — vor hunderten Jahren dort der gute Ajvaz-Dedo gelebt hat. Die ganze Gegend war damals wasserarm. Einmal versiechte das kühle Naß völlig. Da betete Ajvaz-Dedo zu Gott, ein Berg möge sich auftun und dem armen Volke Wasser geben. Das Wunder geschah. Seither kommen alljährlich zu dieser Wunderquelle: na murad viel Leute, um zu beten und ihren: ibadet am Grabe (na turbetu) Ajvaz-Dedos zu verrichten.

Kommt ein Gast irgendwo in ein Haus Bosniens, des Herzoglands oder Serbiens, so bringt man sofort slatko. Ein Gefäß mit einem Löffelchen, aus dem jeder Gast (wenn mehrere zugleich kommen) einen Löffel voll nimmt und dann Wasser trinkt. Freilich bedienen sich alle Gäste oft nur des einen Löffels und aus dem einen Gefässe mit dem Slatko. Auch zum Sippenfeste zu Weihnacht- und Osterbesuchen bewirtet man die Gratulanten auch des reichsten Hauses nur so. Eine Gabe der Liebe ist es — und dabei nicht kostspielig, weil man nur das eine Löffelchen voll nimmt. So wußte man Volkglauben und Ökonomie sinnreich zu kombinieren, viele Gäste zu empfangen und dabei den Geldbeutel nicht zu sehr anzugreifen. Der üppige slavonische und sirmische Bauer und gazda (Besitzer) schüttelt dazu spöttisch den dicken Kopf — und klopft sich lachend auf den wohlgenährten Wanst.

Junge Witwen, die sich bald wieder verheiraten wollen, tragen bei sich im Busen Erde vom Grabe ihres verstorbenen Gatten und geben sie dann dem Geliebten in seinen Trunk ein. Alle neun Tage

gehen sie auf das Grab des Verstorbenen und holen neue Erde, dabei einen lauten und herzzerreißenden Klagegesang aufführend. Dies alles wiederholen sie so lange, bis ihnen der neue Geliebte hinaus auf den einsamen Friedhof folgt; wo sie dann oft die neue Liebschaft anknüpfen. Anstatt Tränen hallen jetzt Küsse, anstatt Klagegesanges hört das Grab Wonnejauchzen und Liebgeflüster. Dieser Brauch zeugt von tiefer Menschenkenntnis. Die Sehnsucht nach entschwundener Liebe dient dazu, um am Ort der Trauer die glimmende Asche zu neuen Flammen zu entfachen, die Erde des Grabes der alten Liebe zur Pflanzung einer neuen. Unwillkürlich kommt einem das Wort des „prophetischen, hellsehenden Dichters" in den Sinn, wenn man sich daran erinnert, daß Guy de Maupassant vor 25 Jahren in einem seiner ersten Novellenbände „La maison Tellier" eine Novelle „Kirchhofliebe" veröffentlichte, die die Anknüpfung von Liebbeziehungen an Gräbern schildert. Der französische Dichter kannte damals gewiß noch nicht den südslavischen Liebzauberglauben, der — wie er sich ausdrückt — „Liebhyäne der Grüfte". Es ist dichterisches Hellsehen, das ihm die Idee zur Novelle gab, obwohl sie auch blos ein Trick von Heiratschwindlern aller Länder sein kann, die als besondere Spezialität die Anknüpfung von Bekanntschaften mit Witwen betreiben, die das Grab ihres „Seligen" besuchen.

In der chrowotischen Lika steigen junge Witfrauen früh am Weihnachtmorgen zu zweit hinauf auf den Heuboden. Eine steht oben im Heu und die andere auf der Mitte der Leiter. Diese trägt im Schoße (in der Schürze) das Beste an Eßsachen, die das Haus in Küche und Keller besitzt, als da sind: Mehl, Mais, Fett, Zucker, Honig, Eier und Schnaps. Aus diesen Ingredienzen ist ein Zauberkuchen gemacht, den die Witwe langsam ißt, während die oben stehende frägt: Šta to kusaš prijo? (Was schmausest du da, Freundin?) — Ich esse Unkraut! (Jedem spljetovinu!) sagt die Essende, und anticipando bricht sie so den bösen Zauber, den irgend jemand ihnen beiden in diesem Jahre mit Speise und Trank antun könnte. Sie selber dagegen zaubern mit aggressiver Koketterie um so mehr, um die Männer zu betören.

Als Triumph kulinarischer Zauberkunst kann ein Gebräu gelten, das im Dućan des wackeren V. . . . in F. . ., einem bosnischen Städtchen, auch heute noch um schweres Gold zu haben ist. Dieser Dućan ist ein gewöhnliches, offenes, landübliches Spezereigeschäft, wo fünf Besen, sieben Unschlittkerzen, ein Sack Kaffee, ein Hut

Zucker und etliche Stück Seifen das ganze Warenmagazin bilden, aber der Firmachef ist dabei ein wohlhabender Mann geworden, denn hinter den Kulissen verkauft er seine Exotika, einige Mittelchen für unfruchtbare Frauen. Die sind weit und breit bekannt und gelten als wunderwirkend.

Im Dućan sitzt der „Alte V. . . .“, der aber selber noch ein sehr rüstiger, fescher Fünfziger ist, außerdem sind im Hause seine drei Söhne im Alter von 20—25 Jahren, recht stramme Kerle, alle drei. Kommt eine „Unfruchtbare“, so bekommt sie immer dasselbe Gebräu mit der Weisung, dieses am folgenden Marientage bei den alten Gräbern vor Sonnenaufgang zu trinken. Die „alten Gräber“ liegen sehr entlegen, aber gazda V. . . hat dort seinen tor (Hürde), d. h. einiges Vieh und einer seiner Söhne ist immer als Hüter draußen. Sein kleines Café gibt den Vorübergehenden eine billige Erfrischung und so kommt es, daß auch die „Unfruchtbaren“ in dieses Kaffeehäuschen eintreten — le reste est silence.

Ist es das sentimentale Rühren und Mischen des Zauberküchenchefs gazda V. . . ., oder der duftige Kaffee seiner Vasallen und Söhne, die solche Wunderkraft bewirken, daß nur selten ein Weib „ungesegnet“ von der Wallfahrt zu den alten Gräbern heimkehrt? Man spricht, daß auch Beamtenfrauen dorthin pilgern . . . All dies geschieht zwar in stiller Verschwiegenheit, — aber keine der Behörden hat die Wallfahrtlerinnen noch gestört und die Geldsäcke gazda V. . .'s werden immer praller. Die Zaubereien seiner Firma sind weit und breit bekannt und ich hörte davon mit größtem Enthusiasmus erzählen. Unermüdlich sind die Weiber, die Wunderkraft dieses Mittels zu preisen und wenn sich eine kinderlose Frau unter den Zuhörerinnen befindet, da schleicht es wohlig und warm und sehnsüchtig in ihre Seele. Freilich ist gazda V. . . mit allen Salben der Liebenswürdigkeit geschmiert und seine Zaubersprüche sind als die prächtigsten gerühmt. Wenn er spricht: Das Meer hat keine Brücke, der Stein hat kein Gehirn, der Vogel keine Milch, das Haar keine Naht, der Rabe keine Hörner, und die schöne Maca keinen Urok (Beschreiung) mehr! so muß der Zauber wirken. Gern sprach er auch diese Formel: Dich, schöne Zorka, ruft der Vilenkönig zur Hochzeit. Du gehst nicht, du fährst nicht, du reitest nicht, sondern schickst Kruna hin, deine beste Freundin! Schön-Zorka ist neunmal von der bösen Strava befallen (Das Entsetzen). Ich begieße sie mit neun Tropfen Quellwasser, von neun fallen sieben auf die heilige Glut, von sieben fünf, von fünf drei und

von drei einer. Einer ist keiner. Dieser eine geht in die höchsten Höhen, in die tiefsten Tiefen, in die fernsten Fernen, in die finsterste Dunkelheit, wo die Feuerzange nicht klirrt, wo das Schaf nicht blökt, wo die Ziege nicht meckert, die Henne nicht gackert, der Hahn nicht kräht und der Hund nicht bellt. Und dort möge es bleiben. Amin! Amin! Dieselbe Zauberformel hörte ich von der Zauberfrau, einer slavischen Moslemin Safija Fejzić.

## XI. Das Ei in der Zauberküche.

Die Bäuerin Staka Mutić aus Vilić-Polje bei Gornji Vakuf in Bosnien lief ihrem Mann gleich nach der Hochzeit davon. Er befriedigte sie nicht und sie klagte offen darüber. Doch die Familie seinerseits wollte diese Schmach nicht im Munde der Leute dulden und mit Intervention der Franziskaner (ujaka) kehrte Staka doch wieder in das Haus ihres Gatten zurück. Jetzt lebten sie aber sehr gut und Staka war ganz zufrieden. Das wunderte die Frau Ivanović, Ehegattin des Schulleiters, und sie schlich um Staka so lange herum, bewirtete sie mit Unmengen schwarzen Kaffees, bis sie dem Wunder näher kam.

Wie lebst du jetzt mit deinem Jovo? fragte sie neugierig.

O, sehr gut, besser könnte ich es nicht haben! beichtete Staka.

Du bist wahrscheinlich bescheidener geworden im Dienste bei Fremden? Oder haben dich die Fraters windelweich gemacht? forschte Frau Ivanović weiter.

Nein, Frau! Ich fordere meines so wie früher! Aber meine Schwiegermutter hat gezaubert. Als ich zurückkam, hat sie schnell eine Menge Zucker und ein Ei hineingenäht und hineingeschmiert in das Bettdecken-Laken, womit ich und Jovo uns des Nachts bedecken. Jetzt sind wir einander wie Zucker süß. Jovo b . . . . mich zu dreimal jede Nacht! Und wenn ich Brot backe, so tätschelt er mich jedesmal am Hintern (plješće me po g. . . .)!

Diese Geste gilt überhaupt als Zeichen großer Zärtlichkeit auch bei den Chrowoten. Wenn ein junges Weib mit nackten Armen im duftigen Brotteig wühlt und dabei auf die Brotmulde geneigt ihre üppigen hinteren Formen zeigt, so kann ein verliebter Mann nicht vorübergehen, ohne ihr darauf einen herzhaften Klaps zu applizieren. Man erzählt, daß sich in den Jahren der . . . . . Regierung zwei stramme Likaër nach der Hauptstadt begaben, um die geliebte Gebieterin persönlich zu besuchen. Heimgekehrt

erzählten sie stolz und protzig, sie hätten die gospoja gerade beim Brotkneten angetroffen und ihr auch voll Entzücken gleich einen Klaps als Gruß gegeben. Einen Ausdruck größerer Zärtlichkeit kann von einem wackeren Likaërhelden auch eine Herrin nicht erwarten!

Verliebte Likaër werfen zu Ostern ihren Auserwählten Getreide und rote Eier (pisanice), mit Liebsymbolen, Zeichen und Buchstaben bemalt, in den Schoß, wie es zu des Cheruskers Hermann Zeiten der Neuvermählte mit seiner Gattin tat. Die slavischen Ostereier sind in allen Ländern wahre Meisterwerke der Kleinkunst und man verschenkt sie überall als Zeichen der erotischen Zutraulichkeit, und sie sollen Glück bringen. Wie sich die Natur im Frühjahr verjüngt, so soll sich des Menschen Gesundheit und Kraft erneuen. Die Südslaven legten den Eiern, besonders den Ostereiern, seit jeher manch geheimnisvollen Sinn bei. Sie verliehen z. B. die Gabe, Hexen und Zauberköchinnen zu erkennen und im Spiel ihre Gunst zu gewinnen. Eier schützten (im Busen getragen) gegen Blitz und in die Streu gelegt gegen Erkrankung des Viehes. In Liebsachen sprach das Ei immer seit uralten Zeiten ein Wörtlein mit, es galt als gern angenommene milošte. Auch heute bringt die Bosnierin als Liebgabe im Busen versteckt 7—13 Eier, die sie einzeln herausholt und dabei unpathetische, aber mit Erdgeruch und Sentimentalität überzuckerte Reden vorträgt. In der Spreegegend und in Böhmen war zu alter Zeit Ostern die Zeit der Freite. Bot man dem Werber Eier und Lauch an, so hieß man ihn als Schwiegersohn willkommen, setzte man ihm aber Rüben vor, dann tat er am besten, sich schleunigst wieder auf die Strümpfe zu machen. In Bosnien verspottet man den abgewiesenen Freier: dobio džigericu! (Er bekam eine Leber!)

Der kolač dagegen ist überall das poetische Essen der Liebe. Ein braves, liebes Weib heißt man kolač. Als mich die bosnische Landregierung im Jahre 1900 nach Ključ versetzte (eine Art sibirischer Verbannung), weil ich einigen ihrer habgierigen Beamten mit Geldgeschenken und anderen verlangten Süßigkeiten nicht aufwarten wollte, da sagte ein wackerer Serbe, als er nach einiger Zeit von meinem unvermuteten dortigen Aufenthalt hörte: Otkle onakav kolač u Ključu? (Woher kommt ein solcher Kuchen nach Ključ?)

Die südslavischen Kinder aus dem Volke bekommen eine Art Segenkuchen aus Eiern, wenn sie die ersten Schritte machen

(postupaonica) und wenn man die Braut ins Schlafgemach abführt, bei Hochzeitfestgelagen sind es wieder die lieben Kleinen, die den Zaubereierkuchen (kigana) verspeisen, um Fruchtbarkeit der Braut herzuzaubern. Bei unseren südslavischen Kindern haben Storch und Osterhase auch gar keinen Anwert, denn Naturbeobachtungen im Stall und auf der Wiese sind durchaus nicht verpönt und derartige naturalistische Klugheit verarbeitet man bei uns auch niemals mit Storch- und Osterhasewunderglauben zu einem Brei. Wie dumm kommt dem südslavischen Kind das abendländische Baby vor, dem man den ganzen Erdball als ein einziges, großes, kandiertes Osterei serviert und dessen Eltern dabei niemals daran denken, welch bitteren Nachgeschmack dieses Riesenpraliné hinterlassen muß, wenn der Junge oder der Backfisch eines Tages nicht mehr Kücken bleiben kann und in die wirkliche Welt hinausschlüpfen muß! So organisiert man großzügige Bewegungen gegen Pornographieschriften und Schundliteratur mit wandernden Antischundausstellungen, endlosen Reden liberal-klerikaler Färbung, anstatt die Ausrottung schlechter Bücher besser mit einer Hetzjagd auf den Klapperstorch zu beginnen, der weit mehr Unheil schafft in der weiten Welt der Lüge und des Trugs.

Ist jemand mit einem kolač verzaubert, so muß man ihm die Strava begießen, und das Wasser nach der Begießung kreuz und quer mit der Schere schneiden und mit einem spitzen Messer stechen. Wasser, Schere und Messer wirft man dann auf einen Kreuzweg, und es ist für niemand ratsam, solche Dinge aufzuheben. Doch es ist nur selten eine der Zauberfrauen noch heute mit dem Strava-Begießen eng vertraut, die meisten kennen es nicht mehr.

Bei jungvermählten Frauen zeigen sich nach der Hochzeit oft Wimmerln (prištići) im Gesichte. In Süd-Ungarn deutet man je nach der Stelle nicht selten die Wimmerl auf Schläfe, Kinn, Brust und Rücken als gleichzeitig bestehende Verdauungstörungen, während man die Wimmerl auf Nase, Stirn und Wangen als Störungen des Sexualapparats auffaßt. Solche Wimmerln sind Gegenstand bösen Spottes (krastača!) und deshalb gefürchtet, besonders wenn Träume von Honig sie begleiten. Dann gibt es ehelichen Verdruß. Dagegen hilft nur Frauenhaar, geschickt in das Hochzeitessen hineinpraktiziert. Die Hochzeittafel der Serben Südungarns, wie auch der Schokzen und Bunjevzen ist eine ganze mittelalterliche Freßarchitektur, auf deren stolzen Zinnen Nationalfahnen flattern, eine

Festung, bereit, sich bestürmen und Breschen in sich schießen zu lassen. Heimlich, um Mitternacht, schleicht die mit Wimmerln bedrohte Braut zu den Verschanzungen von Schweinefleisch, zu den Wällen von Geflügelbraten, zu den Bastionen dicker Gužvare und Lepinje (Mehlspeisen) und legt überall ihr Zauberhaar[1]) hinein, feingeschnitten und präpariert, das alles Übel wegwenden kann.

In Sarajevo befindet sich im Husrefbegs Mausoleum (an der östlichen Seite der Begova-Moschee) oberhalb des Fensters ein Glaskästchen, worin ein Haar aus dem Barte Mohammeds (in einem Fläschchen) aufbewahrt wird und eine sehr wertvolle Sarkophagdecke von Mohammeds Grab in Medina (Thronbesteigunggeschenk jedes Sultans). Als in der Krajina und im Herzogland im Jahre 1875 der Aufruhr loderte, sandte Sultan Abdul Aziz diese Reliquien nach Bosnien, die mit ihrer Zauberkraft auch wirklich das Volk beruhigten. Als die Gesandtschaft aus Stambul (Gazi Muhtarpaša) beim Stadttor von Sarajevo am Vratnik ankam, wurde sie von allen Moslimen mit dem Vali an der Spitze empfangen, der unter 101 Salutschüssen die Reliquien auf seinem Kopfe in die Stadt hineintrug. Seither dienen sie als Zaubermittel und schon ein bloses Berühren des Glaskästchens ist zauberkräftig, doch nur am 27. Ramazan, dem Tage des Leileji-kadr nimmt man sie beim Abendgottesdienst heraus und reicht sie dem Volke zum Kusse hin, wobei man jeden Gläubigen mit Rosenöl besprengt. Viele Zaubertränklein bringt man insgeheim in die Nähe dieses hochverehrten Glaskastens in der Moschee, um ihre Zauberwirkung zu erhöhen, doch verheimlicht man ein solches Requiem strenge.

Essen die Hühner das Kraut Crni kukurijek oder Popova jajca (helleborus niger und evonymus), dann sind deren Eier für Zaubereien wertlos. (In Chrowotien an der Grenze von Krain).

[1]) Das Haar ist auch im Sandschak Novibazar als unheilabwendendes Mittel bekannt. Selbst die hohe Politik gebrauchte dieses Mittel, um Stimmung zu machen. Zur Zeit des italienisch-türkischen Krieges machte sich plötzlich unter den Moslimen des Sandschaks eine sehr gedrückte Stimmung geltend, denn merkwürdigerweise kamen in diesen weltverlorenen Winkel der Türkei nur die für die Türkei ungünstigen Kriegnachrichten. Das benachbarte Montenegro steht unter italienischem Einfluß und so erzählte man sich auf den Tscharschijen, die Türkei stehe vor dem Zusammenbruch. Eine förmliche Panik hatte die sonst so phlegmatischen Moslimen erfaßt. Da griffen die türkischen Regierungkreise selbst zu einem Volk-Zaubermittel und stellten die Ruhe wieder her. Man brachte — das Haar des Propheten nach Plevlje. In großen Massen strömten nun aus dem ganzen Sandschak die Moslimen nach der Hauptstadt, um vor den Reliquien ihre Andacht zu verrichten und sich gehobene Stimmung zu holen. Das Volkzaubermittel hatte sich kräftiger erwiesen als die über Montenegro importierten italienischen Siegberichte. Geschehen im Jahre 1912!

Unreife Eier, d. h. Eier ohne harte Schale und Schlangeneier eignen sich gut zum Zaubern. Schwangere sollen Eierzaubereien speisen, dann werden sie sehr reife Kinder gebären. Die Alte Janja Milanović aus Lepenice (in Bosnien) sah mein Söhnchen, als es fünfzehn Monate alt war. Sie sah mit Entzücken zu, wie er lief, sprang, lachte, viel plauschte und mit einem großen Stocke ganz flott und furchtlos in den Anlagen Sarajevos herumhantierte. Dann trat sie zu mir und tuschelte: So war es zu alten Zeiten. Gottbegnadete Weiber gebaren nach Jahren ein Kind, ein männliches und das war stark wie Prinz Marko, wie Luka Vukalović und wie Gjerzelez Alija! Meine Patin hatte auch so ein Kind; mit 20 Jahren nahm es mit den Zähnen einen hundert Oka (125 Kilo) schweren Sack mit Salz und warf ihn auf den Wagen beim Salzverschleiß. Das ist der Eierzauber! Ein sehr reifes Kind! So wie dieser, er sei nicht verschrien! Du, sag aber niemandem, daß er kaum 15 Monate alt ist, sag 2¹/₂ Jahre — und deine Seele wird Frieden haben. Gott laß ihn leben!

Um Kinder, besonders einzige und den Eltern teure Lieblinge, vor bösem Zaubergebräu zu schützen, kocht man lindevik-trava (gentiana cruciata) und gibt sie ihnen ein. So eine Wurzel habe ich von der Zauberkochkünstlerin Hasnija Tahirović, einer Zigeunerin aus Vraca bei Sarajevo erhalten. Sie wird in Harn gekocht und mit Knoblauchzehen und Eiern noch als Zaubermittel verstärkt. Rohe Eier sind am zauberkräftigsten, besonders der Dotter (sjeme).

Auch mit dem eigenen Harn wäscht man Kinder, und zwar Gesicht und Haar, ja selbst die Wolle und Baumwolle, aus der man die Kinderkleider verfertigt, tränkt man mit Harn gegen bösen Zauber. Dann sehen die Kinder blühend aus wie Milch und Blut, selbst tuberkulöse (što imadu suvu bolest) werden gesund, wenn sie Harn noch dazu trinken. Mašalah!

Von dem Apotheker Vlado Jugović aus Stapar, einer Serbeninsel in Ungarn, hörte ich, daß die Leute dort Fuchsleber in Harn tränken, dann trocknen und gegen Lieblosigkeit und Trunksucht zum Trinken geben. Um den Zauber dieses Mittels aber noch wirksamer zu machen, nageln sie noch eine lebende Fledermaus auf die Mauer oberhalb des Bettes des zu Bezaubernden, ähnlich wie die Bošnjakin den Ährenbart (brada). Siehe Anthropophyteia VIII samt Abbildung.

Des Kindes Formenerwachen fördert man mit Küchenkünsten, gleich wie die Mutterfalten eines reifen Weibes und das schüchterne

Vlies eines jungen Mädchens; alles zu dem einen Zwecke, um die Knospenträume der Liebe so hoch als möglich in die Halme schießen zu lassen. Besonders bei Mädchen wird viel darauf Acht gegeben, daß der böse Zauber ihr nicht anhafte, denn sonst könnte es leicht geschehen, daß es gewaltsam von einem Manne entehrt wird. Die Burschen in Bosnien greifen zu diesem Zwecke zu einem wohl durch die Sitte arg verpönten, jedoch immer wirksamen Mittel. Sie lauern der Schönen, die sich gutwillig nicht zum Ašik locken läßt, auf der Gasse auf und zertrennen ihr mit einem scharfen Messer das Beinkleid (dimije). Eine solche Tat wird zwar vom Scheriatgesetz mit Kerker bis zur Dauer von drei Jahren geahndet, aber der Bursche hat sich gerächt, und Rache ist süß, sagt er. Dem Mädchen haftet von diesem Unglückmomente vor der Welt ein unauslöschlicher Makel an und die Eltern müssen wohl oder übel in die Verbindung einwilligen, denn ein solches Mädchen kann keinen anderen Mann mehr bekommen.

Kochzauberkünste werden im südslavischen Volkliede nur selten poetisch verherrlicht, aber es gibt doch Lieder, die das Essen und besonders das Trinken besingen, natürlich letzteres nicht im erotischen Sinne, sondern in protzenhaft heldenhaften Beschreibungen von Trink- und Eßgelagen.

Körperliches Wohlbefinden, Fülle, viel Speck und üppige Formen gelten als größte Schönheitwerte. Dicke Weiber sind sicher, den Männern zu gefallen, und dicke Mädchen besingt der Volkdichter oft mit Humor und drastischer Plastik.

Durch die weichliche Anmut und die lässige Schmiegsamkeit der Slavin wird die plumpe Körperfülle angenehm gemildert und es ist deshalb der Wunsch aller Südslavinnen nur immer hübsch rund auszusehen, weshalb sie sich gern mit pite, pogače bazlamače, gužvare und Maispura (Kuchen und Sterze) abfüttern. In alle diese Speisen kommt das Zauberslatko hinein und so erreichen sie meist ihr Streben.

## XII. Wein als Zaubermittel.

Auch Wein gibt man als Zaubermittel, aber meist nur alten, am liebsten solchen, den man in alten Kellern oder Ruinen gefunden hat. Dieser erhöht die Mannkraft, selbst wenn sie ganz erloschen ist. Von Frl. Herta und Mirka von Šoštarić aus Sv. Ivan Zelina habe ich darüber viel gehört. Ihre Großmutter erzählte, wie

sich ihr Vater Kazimir Zajec, ein Chrowot von echtem Schrot und Korn mit seinen drei Freunden Bartol Lanović aus Biškupec und Blažek und Jantolek aus Pisarjevo bemühten, um solchen uralten Wein zu finden. Sie kauften zwei großmächtige Wachskerzen und ließen sie zu Mariä Verkündigung weihen. Damit gingen sie des Nachts in die Ruine der Zelina-Burg. Sie gruben neun Tage lang von der südwestlichen Seite, weil die Kerzenflammen diese Richtung angaben. Am neunten Tage fanden sie einen Keller mit so alten Nägeln an dem Gemäuer, daß sie sofort zerfielen, als man sie herauszog. Auch Knochen von Tieren und Wein in einem alten Fasse fanden sie vor. Sie wollten aber noch mehr entdecken und gruben weiter, bis sie zu einer Art von Fensterloch kamen. Dann banden sie fünf große Buchenklötze (bukvići) aneinander und ließen sie durch dies Loch hinab. So fanden sie nach neun Tagen wieder Wein und Weinstein (birsa). Dieser Wein und der Weinstein brachte ihnen Glück, sie wurden reiche Leute dadurch und obwohl man die ausgegrabene Erde fand, und Leute, die nach Stubica zu Markt gingen, die Anzeige von diesem Funde erstatteten, blieb das Geheimnis der Gräber ewig im Dunkeln. Das geschah deshalb, weil auch die drei schwiegen und selbst von der Frauenerscheinung, die allnächtlich ihren Ausgrabungen beiwohnte und ihnen zunickte, niemals sprachen. Während des Grabens brannten die Kerzen nieder und als sie nach den zweiten neun Tagen wieder kamen, waren auch die dicken Kerzenstummel verschwunden. Erst auf dem Totenbette erzählte Kazimir Zajec seinem Sohne davon, er starb mit 112 Jahren. Der Wein erhielt seine Mannkraft bis ins hohe Alter, er verkaufte ihn aber heimlich weit und breit.

Pferdemist in Wein aufgelöst geben die Zauberinnen Chrowotiens als Mittel gegen männliche Geschlechtleiden, zerstoßenen trockenen Gänsekot in Wein gegen Gelbsucht und Unlust für Frauenliebkosungen ein. Frauen, denen Kindersegen versagt bleibt, gibt man ein in Wein und Harn eingetauchtes Goldtüchlein auf den nackten Bauch. Auf dem Tüchlein selbst sind mystische Zeichen eingestickt, als Symbole von überweltlichen Kräften. Auch Fruchtbarkeit- und Fortpflanzungzeichen muß man darauf machen, um den geheimen Geist der menschlichen Blüte zum gedeihlichen Wachstum und zur Fruchtreife zu treiben. Chrowotischer Wein ist beliebt, weil in ihm vieles liegt, was der Chrowot wünscht: Sonnengold und anmutige Lebenbehaglichkeit, Mut und Übermut, Liebe und Patriotismus, Politik und Nationalstolz.

In der Umgebung von Gradačac in Bosnien mischt man in Wein und Kaffee Wasser oder Erde von der alten Burg; das gilt als zauberkräftig. Diese Burgruine stammt wahrscheinlich aus der Blütezeit des bosnischen Königreichs. Die Erde zum Zaubern schabt man von den Toren und von der krenelierten Mauer ab, die die Festung umgrenzt. An den Toren befinden sich Streitkolben und Schwert (in Form der Hausmarkung in deutschen Burgen) mit Inschriften des Inhalts: Dobročinitelj naroda, za obran naroda jest Osman Kapetan 1233. (Wohltäter des Volkes, zur Wehr seines Volkes ist Hauptmann Osman. 1233 ist die Jahrzahl nach der Zeitrechnung der Hedschra. Hauptmann Osman ist eigentlich der bekannte Held Husein Gradačević). Dieses Tor stickt man auf Tücher und murmelt die Inschrift als Zauberformel. Es soll sich als sehr wirksam und kraftgebend bewähren, und wer daran glaubt, wird liebselig.

Bei allen Kochzaubereien spielt das Feuer eine wichtige Rolle. Als Feuerholz muß man solches wählen, das von Blitz getroffen und mit heiligen Steinen angezündet wurde (koje krešu). Die Glut ist der Sitz der bösen und guten Zaubergeister (žera). Liegt doch in der verzehrenden Kraft, in den zuckenden Bewegungen, im blitzenden Schein, in der blutroten Farbe der Feuerglut vieles, was uns an die Liebe und an das Leben erinnert. Das Symbol des Feuers wird in den südslavischen Stickornamenten zu Federn, Säulen, Türmen, Dolchen, Kerzen, Fackeln und Zungen. Das sexuelle Moment ist besonders auffallend in den Erklärungen solcher Ornamente, die uns oft außerdem noch religiöse, selbst christliche Figuren und Talismane zeigen. Man muß tief in die Volkseele geschaut haben, um jene seltsamen Verknüpfungen absurder Symbole zu verstehen, die für uns schulerzogene Menschen, die da nüchtern dem Alltag ins Gesicht sehen, verworren, albern, ja auch fantastisch erscheinen, in Wirklichkeit aber einer uralten Traumwelt angehören, die sich im Zauberglauben des Volkes als Symbolistik offenbart. Die Zauberin Safija Fejzić hat mich in so manches Geheimnis eingeweiht, während draußen vor den Fenstern ihres Stübchens die Česma (Brunnen) zauberhaft tröpfelte und rieselte (siehe Bild) und ihr das zauberhaltige Quellwasser billig lieferte.

Wasser, besonders Quellwasser, ist ein Allheilmittel gegen Kochzauberkünste. Eine Küche darf nie ohne solches sein, am wenigsten darf sie ohne Wasser übernachten. Kommen Zigeune-

rinnen in ein Haus, wo man sie nicht gern sieht oder wo man ihre Zaubereien fürchtet, nimmt man Wasser aus der Küche und schüttet es auf sie, laut schreiend: Voda te odnijela! (Das Wasser soll dich wegtragen). Auch sonst trägt man alle verzauberten Gegenstände, alles im Hause gefundene Zaubergebräu und Zauberkuchen in das Wasser (u vir) und wirft sie dort weg. Fürchtet man irgendwo im Hause ein Zaubergemisch zum Essen oder Trinken changiert zu bekommen, so ist es gut, neben sich ein Glas Wasser stehen zu haben. Selbst den Spiegelzauber (na Andraševo) in Duga Resa (Chrowotien) vergrößert man durch ein Glas Wasser. Heiratlustige Mädchen setzen sich vor einen neuen Spiegel und rechts und links davon stellen sie ein Glas Wasser hin, vor den Spiegel aber ein Glas Wein. Wenn dieses erzittert (kad se zamuti), sieht sie ihren Zukünftigen. Doch nur Mädchen machen den Spiegelzauber, ein Mann täte so etwas nie. Er hat ein ausgesprochenes Widerstreben gegen den Spiegel. Einen Mann, der diesen Zauber ausübte, den möchten alle Weiber und Männer auslachen, als weibischen, trottelhaften Mann. Was es wohl sein mag, das den Spiegel den Männern so seltsam erscheinen läßt und so feindselig? Warum sie ihn nur mit Vorsicht benützen, mit so viel Mißtrauen, mit angespannter Energie, die ihnen ein inneres Widerstreben überwinden helfen muß? Nirgends sah ich diesen Unwillen gegen Spiegelzauber bei Männern so stark wie in Oberchrowotien (Turopolje) und meine psychologische Neugier wurde rege. Wo sind hier die Gründe für alles das, wo die Tiefen, aus denen die Märchen von Zauberspiegeln aufgestiegen sind?

In Albanien benützen die Zauberer Wein zu Einreibungen gegen Hitze und Entzündungen. Der Kranke wird nachher noch mit Öl und Salz eingerieben, dann in ein mit Honig und rotem Pfeffer beschmiertes Tuch (Zaubertuch) eingewickelt und zuguterletzt in die Haut eines frisch geschlachteten Schafes eingenäht. So bleibt er, bis er gesund wird oder — wenn es Allah oder Gott will — stirbt.

Wenn beim Kochen Milch übergeht, so muß man ins Feuer Wein und Salz geben, sonst springen der Kuh die Zitzen auf.

Will der Likaër wissen, wie es sein Weib trieb, während er weit im Dollarlande bei harter Arbeit weilte, so läßt er von einer Zauberin den ersten Abend nach seiner Heimkehr Blut von einer Jungfrau mit Wein und Zucker kochen. Dieses gibt er der Gattin im Wein zum Nachttrunk ein und bespritzt damit drei Häufchen Fried-

hoferde aus drei Friedhöfen. Diese legt er unter ihr Bett. Dann sagt sie im Traume laut alle ihre Ehesünden her.

Für solche, denen die Besuche bei den Zauberfrauen nicht ein Luxus, sondern intensives, allernotwendigstes Bedürfnis und Erlebnis sind und oft ein dringendes Bestreben ihr übervolles Herz zu entspannen und alles Unbändige ihrer erotischen Wünsche irgendwo zu entladen, für solche ist also die brave, diskrete, nicht allzu geldgierige Zauberfrau der richtige Wunderdoktor. Wenn sie die dunkelglühenden Liebschmerzen auch nicht heilt, sie gibt doch immer eine Hoffnung auf Besserung. Unser heißblütiges Südslavenvolk braucht solche Beichten, wie sie die Zauberinnen geduldig und verstehend anhören, sie sind wie die einstigen Aderlässe nicht ganz auszurotten. Unsere Zauberinnen sind gewiß nicht ganz dasselbe, wie jene anderer Völker. Auch jene mögen nervenprickelnde Geschichten anhören, voll von Wollustschauer und süßen Frissons aller Art, die aber die Sordine blonddeutschen Sentiments dämpft. Auch die südslavische Zauberin ist vorwiegend lyrisch, aber ihre Sprache ist oft derb und es sind da die sonderbarsten Lebenutensilien mit eingewoben in die uralte Volkpoesie ihrer Ausdrücke. Sie steht ja meist vor einer Überschwemmung des Herzens und man kann an ihre Rede nicht dieselben ästhetischen Maßstäbe legen, wie an die Liebpoesie regulierter Sinne.

Die Dorfromantik, die in allen Südslaven schlummert, liebt das bunte Spiel der Zufälle, die die Zauberfrau prophezeit, und die geheimnisvollen Zusammenhänge, die sie verspricht, ziehen das sehnsuchtvolle Südslavenherz mächtig an, immer und immer wieder und mit einer Macht, die stärker ist als die Kraft der gesunden Vernunft.

Wenn ein Mädchen z. B. prahlt, wie sehr sie ihr Verehrer liebt, so protzt sie mit seinen Geschenken. Sie sagt gewöhnlich, er habe einen Sack voll Gaben gebracht:

| | |
|---|---|
| Kad zavirih — to krompiri —<br>Kad istresoh — samo meso! | Als ich hineingeguckt, — Grundbirnen waren's,<br>Als ich es ausgeleert, — war's lauter Fleisch! |

Der innere Wert des Geschenkes ist größer, als der Schein davon, d. h. seine Liebe ist tief und stark. Das ist die stereotype, beliebte Redeart, mit der auch die Zauberfrau süße Hoffnungen erweckt.

Daß der schönste Mann auch die häßlichste Frau mit seiner wenn auch nur momentanen Gunst beschenkt, wenn sie seiner Eigenliebe im richtigen Augenblicke schmeichelt, ist eine psychologische Wahrheit, die unsere primitiven Zauberinnen gut auszunützen verstehen.

Die Frauen dagegen wollen hier meist nur junge und schöne Männer in den Armen halten. Alle anderen müssen ihre Gunst bezahlen, jedesmal von neuem erkaufen, müssen eine Ehrenstelle, Rang, einen Titel usw. ins Bett bringen und bekommen dafür nur geheuchelte Sentiments und eine Talmiglut. Deshalb ist der Rat, den die wackeren Zigeunerinnen einem verliebten, aber nicht hübschen und nicht jungen Manne erteilen immer dergleiche: de, da joj odnesem miloštu! (Wohlan, laß mich ihr eine Liebgabe hinbringen!) Das Zaubertränklein braut sie in diesem Falle nur pro forma.

In K . . . sah ich oft, daß die Kaisertagmixturen nicht nur von naiven Bošnjakinnen kredenzt und zum Bankett hingeschmuggelt wurden, die es auf einen schönen Beg abgesehen hatten, sondern daß sich auch stadtbekannte, verrufene Beamtenfrauen der Österreicher auf diese Art den begehrten Männern der festlichen Tafelrunde anboten. Diese freilich glaubten an den Zauber nicht, — sie appellierten nur an die Eigenliebe und das Räuschlein der Männer.

Daß der Chrowot und der Serbe große Schlemmer sind, ist ja weit und breit bekannt. In deutschen Landen geht die Wundermär, daß die Chrowoten Kinder fressen. Sie datiert aus der Zeit der Kaiserin Maria Theresia und der Panduren des Barons Trenk. Als die großmächtigen Pandurenkerle durch Wien marschierten, da trug gerade jeder seinen Riesenwecken Brot und biß herzhaft des Weckens Kopf (das Schärzel) noch während des Marsches ab. Wahrhaft eine Kraftleistung gesunder Zähne! Aber diese Disziplinlosigkeit brachte ihnen die Anekdote ein, sie äßen kleine Kinder per Putz und Stengel auf.

Der Slave war immer phäakenhaft besorgt, „daß Tisch und Becher glänze bei dem Mahle“ und wie fern unser Blick zurückstrebt, blühte bei allen Slaven die Tafellust, die Freude an raffinierten Zaubertränklein und kolači. König Przemysl Ottokar ließ zur prunkreichen Hochzeitfeier seiner Nichte Kunigunde und des Prinzen Bela von Ungarn in Wien gar eigens eine Schiffbrücke an der Mündung der Fischa in die Donau schlagen und auf die Flußinseln

Riesenmassen Brotes, Wildbretts, Geflügels speichern, sodaß sie nach der Chronik für „die damalige Bevölkerung zweier Länder" ausgereicht hätten! Tout comme chez nous! würde der reiche Syrmier heute noch dazu sagen. — Daß die Freuden der Küche auch heute bei den Slaven als sicherste Grundlage für Liebglück gelten, sieht man auch daraus, daß sich während der Fastenzeit viele auch von den Liebgenüssen zurückhalten. Die Fastenzeit halten besonders in Bosnien die Serben und die Moslimen noch heute sehr strenge ein, und die Leute kommen dann elend herab, betrachten aber diese Zeit als gottgefälligstes Opfer. Während dieser Zeit verabreicht man keine Zaubereien mit Speise und Trank, es gilt als Sünde.

Der Nationalheld Prinz Marko ist als Schlemmer bekannt und gepriesen, und die schmucken Wirtinnen des Guslarenliedes freuen sich seiner Besuche. Alle Helden der Volklieder richten sich nach Markos Beispiel: stark im Essen und Trinken und in der Liebe! Die Broschen ihrer Kalpake sind große, immer wohlgefüllte Schnapsgefäße mit Schraubendeckeln, dazu da:

da junaku mahmurluk razbija
(dem Kämpen zu vertreiben Katzenjammer).

Die Dimensionen dieser Broschen hebt man stereotyp in allen Guslarenliedern prahlend hervor, was der Schlemmerfantasie des Slaven gar so wohl tut! Junge Mädchen füllen bereitwillig die geleerten Schmuckungetüme und mischen manch tolles Pülverchen in den Heldentrunk.

Ähnlich machen es auch die Helden der polnischen Kriege, die ihren süßen Miód (Met) mit Frauenküssen noch versüßen und denen ein Trunk doppelt so gut mundet, wenn kleine Frauenhände die köstlichen Pyrogy[1]) dazu buken. Wer könnte auch einem Zagłoba widerstehen? Legendenkränze duftiger Speisen und süßer Frauenleiber winden sich lieblich durch alte Chroniken, denn auch dort wußte man so manches geheime Gebräu zu mischen, das den südslavischen oft ganz und gar gleich kommt.

Einen Gast bewirtet man gut, wenn man ihm zeigen will, daß er sympathisch ist. Ist es das Gegenteil, so fällt auch die Bewirtung danach aus. Will man Feindschaft oder Kälte zeigen, so nimmt man das Angebotene nur zögernd oder gar nicht an. Es ist eine Beleidigung, die der Gastgeber gut versteht und die ihn mehr als

---

[1]) Pyrogy = Fleischtascherln, Nationalgericht aller Slaven.

ein böses Wort empört. Der schlimmsten Flüche einer lautet: Prisjelo ti! (Es möge dir dies Essen schaden!) Der listigste Spott, wenn einer eine häßliche Alte des Geldes wegen freit, ruft: Na zdravlje! (Mahlzeit!)

Einem Südslaven ist es nicht schwer irgend ein Zaubermittel in einen guten Bissen hineinzuchangieren. Ihre breitgeratenen Schlemmergesichter verraten den verliebten Frauenzimmern, daß dieser oder jener eine gute Speise mit wohligem Behagen mit dem Gaumen zu liebkosen versteht. Wir haben Gestalten, die zur Gallerie der Feinschmecker à la Kaiser Vitellius aus dem alten Rom, oder zu den französischen Kardinälen Richelieu und Duras passen würden, es sind meist auch in der Liebe gutgelaunte Herren und die Mittelchen, die man ihnen eingibt, sind immer von guter Wirkung. In der sanft verdauenden Erwärmung nach einem guten Schmaus, da werden die ruppigsten „junaci“ schmiegsam und biegsam, zärtlich und weibersüchtig. Die schlaue Zigeunerin gibt deshalb immer die strenge Weisung, ihr Zaubergebräu ja nur nach oder während eines köstlichen Gaumenkitzels, einer čast zu verabreichen. So ist sie des Erfolges immer sicher. In Bosnien wählt man mit Vorliebe den 18. August, den Kaisertag dazu (carski dan). In allen bosnischen Städtchen (die oft kleiner sind als anderswo die kleinsten Dörfer) ißt man am Kaisertag ein offizielles Bankett. Irgendwo im Kasinogarten, wegen der Hitze des Tages. Es sind alle Honoratioren des Ortes da, also alle begehrenswerteste Männer. Damen haben keinen Zutritt. Sie, die seit langem auf eine solche Eß- und Trinkgelegenheit warten, schleichen nur wie die Katze um den heißen Brei, um die bankettierenden Herren. Am Abend, wenn schon leichte Nebel auf die Sinne der Trinkenden herabsinken, wenn Wirt und Bursche schon ebenfalls ihr obligates Räuschlein haben, dann kommen die „Damen“ näher. Jede führt an der Hand ein größeres männliches Kind — und wenn von einem der Festgäste der Ruf ertönt vina—ej! dann streckt die „Dame“ dem Wirte ihre hilfreichen Hände hin, mischt den gewünschten Trunk und das mitgebrachte Kind trägt ihn bereitwillig zum Bankettische, um dafür ein Stück Obst oder Zuckerzeug zu bekommen. Die Männer wissen, daß dieser Trunk eine Zaubergabe besitzt und er schmeichelt ihrer Eigenliebe. Ein kecker Scherz belohnt die Gabe meist immer und — oft auch mehr. In der Rauschstimmung tut Liebe wohl. So prahlen oft die häßlichsten Weibchen mit momentanen Erfolgen. Im Dunkeln sieht man an diesem Tage auch

die bekanntesten Zauberzigeunerinnen munkeln. Sie warten auf den klingenden Lohn ihrer Mixturen — und er ist oft ergiebig. Ich schaute dem sonderbaren Spiele vom Fenster meiner Wohnung oft genug zu.

## XIII. Knoblauchzauber und Zaubereien mit verschiedenen Feldfrüchten.

Knoblauch verwendet man zum Einreiben der Magengegend verschriener Kinder (Säuglinge), damit der böse Zauber weiche. Auch legt man unter das Kopfkissen Knoblauch. Für kleine Kinder gelten mehrere Speisen als zaubergefährlich, so z. B. Fische. Davon bekommen sie Triefaugen. Hirsekörner in Wasser gewärmt befördern das Zahnen, wenn man damit Scheitel und Schlagader benetzt. Davon geht der Urok weg, spricht man die richtige Zauberformel dazu.

Gerste steht bei den bosnischen Moslimen hoch in Ansehen, als glückspendende Kindernahrung, weil die Heiligen alle Gerstenbrot aßen, und auch der Prophet Mohammed. Die Menschheit hat überhaupt früher Gersten- als Weizenbrot gekannt — glaubt man hier und hält die Gerste als höchst kraftspendend.

Getrocknete Feigen, Haselnußkerne gibt man den Kindern, weil sie den „Verstand öffnen“ und die Kinder dann schneller reden und in der Schule besser lernen. Das Gegenteil davon glaubt man von den Wallnüssen. Diese und der böse Urok und die schlimme Strava können es bewirken, daß das klügste Kind blöde (blentavo) werde und nichts lerne.

Frische Äpfel erhalten die Kinder rosig und gesund, so auch Quellwasser, das man den Kindern oft reicht, weil es alle bösen Geister verscheucht. Quellwasser aus einem Schwalbenschnabel einer lebenden Hausschwalbe einem untalentierten Kinde zum Trinken eingegeben, macht ihm einen „hellen Kopf“ (bistar kô lastavica bit će). Besonders die Bosnier halten viel darauf. Die Araber besitzen ein schönes Werk, den „Talim Ulmuteallim“. Darin ist zu lesen, daß rote Weinbeeren, Zucker und Weihrauch die Talente fördern, man soll Kindern deshalb frühmorgens einundzwanzig Beeren eingeben. Hodža Hafiz Kazaz in Skendervakuf erzählte mir von Erfolgen, die er mit diesem Zauberessen erzielte.

Der Apfel ist die eigentliche Liebefrucht, der Förderer und Werber von Liebgenüssen. Junge Leute, die Glück in der Liebe

haben, werden von schönen Frauen oft und gerne mit Äpfeln beworfen. Das ist des Ašiks poetischer Anfang, dessen gutes Omen. Schöne Männer bewerfen Mädchen — und verheiratete Frauen auch — mit Äpfeln im Vorübergehen und freuen sich des leichten Sieges durch diese Frucht. — Der übermütige Bursche singt:

| | |
|---|---|
| Falim ti se, moj po Bogu brate, | Vor Gott mein Bruder, dir berühm ich mich, |
| Kad uranih rano u džamiju | Als morgens früh ich hinschritt zur Moschee, |
| Tvoja ljuba na vrati bijaše, | Dein Eheliebchen an der Haustür stand |
| Sve se na me hita jabukama. | Und warf beständig mir mit Äpfeln nach. |

Einen angebissenen Apfel schickt man dem Liebchen als Ja-Antwort auf ein von ihr vorgeschlagenes Stelldichein.

In Chrowotien (Sv. Ivan Žabno) kocht man in den Karnevaltagen eine Suppe aus Kraut (zele) und am Aschermittwoch wäscht sich ein jeder damit die Füße, um Kraft zu erlangen und vor Unheil sicher zu sein (vor Schlangenbiß, bösem Zauber). Trägt man daselbst einen Toten (mrtvik) aus dem Hause, so wirft man hinter ihm her alle flüssige Speise und alles Wasser, das sich im Hause momentan befindet. Dann geht die Krankheit mit ihm weg. Bei dem Totenschmaus (Karmine) brennt in allen Zimmern ein Extra-Kerzenlicht, damit auch die arme Seele, wenn sie zum Totenfest kommt, zufriedengestellt werde.

Schon beim Anbau der meisten Früchte zaubert man viel, um Schönheit und Größe der Frucht zu erreichen. In Komlenić-Selo (Lika, Chrowotien) sagen die Weiber beim Anbauen der Kürbisse (buče, tikve): „Habt ihr gehört, daß der dicke Ivica gestorben ist (einer von den Dicken des Dorfes)?“ So belügen sie einander, nur um dicke Kürbisse zu ernten, so dicke, wie Ivicas Bauch: dadu glas, heißt es. In Bosnien ißt man Kürbiskörner als meza (gebraten) zum Schnaps bei Brautwerbungen. Das bringt Kindersegen.

Beim Kukuruz-Anbau nimmt (auch in der Lika) niemand ein Weib in Taglohn, das viel Winde hat (poprdljivku), denn der Mais bliebe unfruchtbar, (izrasto bi u snijet, spucat će u snijet, otić će u zrak).

Beim Fruchtanbau zaubert man immer viel, so auch beim erstmaligen Essen neuer Früchte. Kad se arči, nek se arči, sagt z. B. der Herzogländer jedesmal, wenn er junge Zwiebel zum Nachtmahl ißt und zum zweiten Häuptel greift.

Das Erntefest ist ebenfalls allbekannt als Fest der Freude und der Liebe, geschmückt mit hundert symbolischen Gebräuchen und Gesängen. Mißernte rechnet man den Weibern zur Schuld an. Aus meiner frühesten Kindheit erinnere ich mich einiger Hungerjahre (so um 1887 herum). Damals sang man im slavonischen Humor:

| | |
|---|---|
| Ajde care, pogodi: | Traun, Kaiser, du errate mal, |
| Za što žito ne rodi. | Warum der Weizen nicht gedeiht. |
| Žito za to ne rodi, | Darum der Weizen nicht gedeiht, |
| Ej tunika je u modi! | Weil die Tunique in Mode kam. |
| Dok tunike nije bilo, | Solang als die Tunique nicht war, |
| Žito je rodilo, ej! | Solang der Weizen auch gedieh! |

Obwohl die Bäuerinnen die damalige Tunique-Mode nicht mitmachten und dies Spottliedchen nur auf jene münzten, die ihre Bauernkleider bereits ablegten (Dienstmädchen in den Städten oder an Bürger verheiratete) so sang man es doch allgemein. (Die damalige Mode war von außen ein geraffter Tunique-Rock, den man innen oberhalb der Knie mit einem Bande eng band, so daß die Frauen kaum gehen konnten. Von einem tüchtigen Arbeiten in dieser Tracht, war keine Rede).

Ich stehe ab davon hier alle Erntelieder anzuführen, die ich kenne, weil solche unsere reiche Anthropophyteia schon früher brachten und es mich zu weit abseits von meinem Thema führte. Auch vom Fruchtbarkeitzauber (Beischlaf auf Feldern) will ich nicht reden, da auch davon Dr. Krauss in der Anthropophyteia schon abgehandelt hat.

Die Tafelfreuden bei Totenfällen (Karmine) zeugen durchaus nicht von Herzlosigkeit der Angehörigen. Es sind Feste zu Ehren des Toten. Man trinkt und ißt ja auf seine „Gesundheit“ und spricht Toaste (zdravice) auf sein Glück! Und wenn die junge Witwe bei dieser Gelegenheit durch das Tränentüchlein nach dem ersehnten Nachfolger ihres Seeligen auslugt, so tut sie es ganz verstohlen und in bester Absicht. Honny soit qui mal y pense! „Die Karmine-Feste beruhigen die arme Seele“ des Toten, geben ihm alle möglichen letzten Ehren und sind ein Überbleibsel aus der Zeit, wo der Ahnenkultus stets eine große Rolle spielte.

Bei Karmine-Festen kann aber eine schöne Frau leicht die Strava befallen. Dagegen hilft nur das Lijevanje (Begießen), eine Zauberei, die heute nur mehr wenigen bekannt ist und sehr komplizierte Zeremonien aufweist.

Die Zauberfrau bringt eine schon einmal abgefeuerte Gewehrkugel und berührt damit Stirne, Scheitel, Nacken, Magengrube, Geschlechtteil und Pulsadern der schönen Frau. Letztere so: zuerst jene an der rechten Hand und am linken Bein, dann die an der linken Hand und am rechten Bein. Alles unter Hersagen des Strava-Gebetes, dessen Inhalt ich um keinen Preis erfahren konnte. Nur soviel gab man mir zu wissen, daß damit die Strava in neun Mühlen, neun Felder, neun Hirten, neun Berge und neun schwarze Felswände, ins Meer und seichte Wässer gebannt wird. Dann bringt man die Kugel in einem Küchenblechlöffel über Feuer zum Schmelzen. Auch die schöne Frau wird nackt in der Küche auf den Boden gelegt und mit einem rotgestickten Tuche zugedeckt. Darauf begießt man sie mit frischem Quellwasser, in das man eine Scheere, ein Messer und einen Löffel gibt. Die Beschwörerin faßt nun das Wassergefäß mit der einen, jenen Löffel mit der geschmolzenen Gewehrkugel mit der andern Hand und läßt von diesem über dem Kopf, dem Herzen und dem Geschlechtteile der schönen Frau Bleitropfen in das Wasser fallen. Das heiße Blei zischt auf und zeigt Bilder. Sie sind die Bilder jenes bösen Zaubers, der die Schöne entsetzte. Zischt das Blei laut, so ist die Strava relativ gutartig, ein leiser Zischer zeigt schweren und argen, bösen Zauber an — und die Begießung muß man drei mal vornehmen.

Ich kannte eine gute Kochzauberin Angja M . . . aus der Čobanija in Sarajevo, die ihr Kochmaterial immer bei sich im Busen herumtrug. Dieser Busen war eine richtige Speisekammer. Er befand sich — in erhabener Nichtachtung des Planetenlaufs, ja des ganzen Sonnensystems — Winter und Sommer in einer mit Schafwolle gefütterten bosnischen Atlas-Hrka (Oberkleid, kurz und weit). Sie (die hrka) war von dem zwischen violet und rot schwebenden Farbton, den frühere Geschlechter als mrko (braun) zu bezeichnen liebten, und war ein abgeflapptes mit selbstgeschorener Wolle wattiertes Kleidungstück, schwer wie Blei und warm wie das Lächeln der Herzengüte bab' Angjas. Diese hrka war uralt, am Busen mit den Kochvorräten drinnen, schon abgetragen und die schmutzig weißen Wollhaare drangen da und dort zu ihren Atlasporen (kumaš, saten) heraus und vermischten sich mit dem Zucker und Kaffee, mit den Äpfeln, dem Tabak und Somunbrot, das bab' Angja stets im Busen trug. Natürlich trug sie alles auf der nackten Brust, die ihre Formen längst verlor.

Die wollüstigen Falten dieser Hrka behüteten heute ganz andere Geheimnisse als vor achtzig Jahren, denn bab' Angja behauptet, sie sei längst über die „hundert Jährchen" hinaus. Sie genoß aber als Kochzauberin ein großes Ansehen, weit über die Mahala hinaus, obwohl sie selbst niemals damit renommierte. Mir versicherte sie stets, sie könne nicht zaubern und Gott möge sie davor behüten, so etwas zu tun. „Wozu dann dein voller Busen, bab' Angja?" frug ich beharrlich und griff keck die runden Äpfeln und den harten Zucker an, die mir unter die Finger gerieten. Dann ärgerte sich die Alte wohl: „Pušti to, puška te ubila, ženska glavo!" (Laß ab, das Gewehr soll dich töten, du Weibkopf!) schrie sie. — Und sie trottete weiter in alten, großen ledernen, arg vertretenen Männerschuhen, worin sie geschickt ihre Zündhölzchen barg. Damit verriet sie aber doch hygienisches Verständnis, sonst hätten die ja auch noch im Busen Platz gehabt. (Bab' Angja rauchte gern und viel). — Appetitlich oder ästhetisch sah bab' Angja gewiß nicht aus, und doch gelang ihr so vieles, was Herzen und Nieren froh und heiter werden ließ. Die Konsequenz, mit welcher sie ihre Zauberzeremonien macht, ist jedoch bei ihr eine sehr bewegliche, zum Unterschiede von einer anderen „baba", die ich beobachtet habe. Sie mischt schon „heilige" Namen und švapske riči (deutsche Worte) in ihr Kochen, womit sie auch auf das Vertrauen der nach Bosnien „Zugereisten" spekuliert.

Die Serbenbraut (Südungarn) beschüttet man nach der Trauung mit verschiedenartiger Feldfrucht, damit ihre Ehe fruchtbar werde. (Von der ehrwürdigen 90jährigen Serbin Savka Subotić aus Belgrad).

Interessant ist es zu beobachten, was für enge Zusammenhänge das Volk oft zwischen den Koch- und Stickzaubereien macht. Es ist ja auch von den Ruthenen bekannt (siehe Volodymyr Hnatjuk: Ruthenische Erzählungen, Seite 22, 2. Aufl.), daß bunte Kleidungstücke am meisten erotisch wirken. So ist es auch bei den Südslaven. Das beste Kochzaubermittel wird noch wirksamer, ist es in eine bunte bošća (Tuch) eingewickelt, wenn es mit einem seidengestickten Jagluk (Tücherl) begleitet wird, wenn man damit ein Frauenhemd begießt, oder wenn man es mit einem bunten Wollstrumpfe einreibt oder mit einem Goldpantoffel zerreibt usw. Diesen Zusammenhängen verdanke ich eine Fülle höchst wertvoller Überlieferungen von uralten Vorstellungen und Begriffen religiöser und gewohnheitrechtlicher Natur, deren Bestand und Fortdauer in unserem Kulturkreis niemand auch nur vermutete. Die Reize und

Erregungen von hübschen Kleidern am lebenfrohen Leibe hat selten ein Volk so wie der Slave ausgekostet. In neuen und festlichen Kleidern fühlt er sich erhaben, verfeinert und mächtiger, verbunden mit guten und bösen Geistern der Liebe und des Genusses, in alten, abgetragenen und schlechten ist er aber zu allerlei Unflätigkeiten fähig, von denen er sich manchmal ganz gerne erholt im prunken Festgewande. Hexen und Zigeunerinnen, die als Métier das Kochzaubern betreiben, ziehen sich daher mit Vorliebe schmutzig und zerrissen an, um bei den Kunden mehr Vertrauen zu erwecken. So eine Liebbotin schickt die brünstige Witwe ohne Furcht mit dem Zaubertränklein zum Geliebten, ihre defekten Reize werden es ihm gewiß nicht antun! So einer armseligen Zauberin glaubt man es gern, wenn sie suggestiv versichert: Mein Kind, meine Seele, ich will dir ja helfen, selbstlos, mir brauchst du nichts zu zahlen!

Wer sollte solchen innigen Worten nicht trauen? Es geschieht immer, und die schmutzige baba wird flugs zum lichthellen Lenzherolde, der nimmermüde die vielen Liebbotschaften herumträgt und die süßen Selam dazu. Junge Mädchen ziehen sie zu Rate gleich gern wie bejahrte Amoureusen, denn bei den Südslaven kennt man das Diminutiv-Mädchen mit seinen Unselbständigkeiten und Naivitätverpflichtungen nicht, sobald die cura einmal das heiratfähige Alter erreicht hat. Ihr Denken und Sinnen über Ehe und Liebe ist nicht nur pure traumversponnene Illusion, es hat auch eine gewisse Poesie, die Poesie des gesunden Menschenverstandes und des heißen südlichen Temperamentes.

Zaubergebräu belohnt man gern mit weiblichen Handarbeiten (Hemden, Goldtüchlein etc.). Die pfiffigen Zigeunerinnen aus Punir bei Ključ trugen die schönsten Goldhemden als Lohn nach Hause und verkauften sie mir gern. In Čajnica hat man am 14. März 1912 bei einer außerhalb des Ortes angesiedelten Zigeunerfamilie Seferović eine offizielle Hausdurchsuchung vorgenommen und man fand in einem versteckten Seitengemach, sowie in einem Keller des Hauses eine große Menge kostbarer goldgestickter Gewänder und altertümlichen Silbergeschirres. Aus den rückhaltigen Aussagen der Zigeuner war nicht zu entnehmen, von wem diese Gegenstände herstammen. Der Amtschimmel saisirte die Sachen und hofft hinter das goldene Geheimnis zu kommen. Es wird schwerlich gelingen. Solche Dinge verrät man nicht. —

Asche von verbrannten Hemdenstücken gibt man auch in Slavonien als Hochzeitzaubergebräu gern, damit die Braut nicht den suncovrt in den Augen bekomme. Weiber, die an solchem Augenleiden kranken, sind im Verdacht geschlechtkrank oder liederlich zu sein (odrta). Sie verlieren bald ihre Menstruation oder es geschah bereits. Die Augen tränen und sind entzündet, was sich nach dem Sonnenaufgange verschlimmern soll, um nach Sonnenuntergang am mildesten aufzutreten, daher der Name: Sonnendreher. Ein gefürchtetes Übel. — In Wirklichkeit ist es eine gewöhnliche Infektion bei Strauchen, Katarrh der Nase — leider oft auch bei Scheideninfektion und unreinen Fingern und Tüchern.

Die Beargwohnung einer Braut, ob sie wohl ihre Jungfräulichkeit für ihren legitimen Gatten bewahrt habe oder nicht, gehört zum eisernen Bestand der Chronique scandaleuse aller südslavischer Dörfer. So haben die Zigeunerinnen leichtes Spiel, da Augenentzündungen oft vorkommen und man sie niemals richtig behandelt, d. h. antiseptisch — und sie sich so noch mehr verbreiten.

Die Mannbilder wissen es recht gut, wie viel Mühe sich die Weibleute geben, um das Liebeglück herbeizuzaubern und wenn sie manchmal auch selber nicht zaubern (die Männer), so muß eine solche Wahrnehmung doch jeden Mann mit einer unbestimmten Zärtlichkeit gegen sich selbst erfüllen: sie tut der Eigenliebe so wohl und fördert so indirekt das Gelingen der Zaubereimischmasche. Die Zauberin Safija Fejzić aus Bistrik sagt, daß auch die schwersten erotischen Zauberkünste im März, in lenzlichen Nächten vor Georgi gelingen müssen, selbst bei den ärgsten (naopaki) Männern.

Ich bekenne es hier offen und mit Aufrichtigkeit ein, daß ich immer gern zu unserer südslavischen Zauberbaba gegangen bin. Auch früher, als es nicht bloß zu Anthropophyteia-Studien geschah. Sogar der Verdacht, es könnten Betrügerinnen sein, focht mich nicht an, wie auch der Umstand nicht, daß solche Zauberbabe uns zu grundlosen und im gewissen Sinne unschicklichen Vertraulichkeiten auffordern, oder die Warnung, daß es verächtliche alte Vetteln seien, die nicht viel Empfindung für Distanz und Beziehung haben. All dies konnte mir meine naive Vorliebe für die meist herzguten babe nicht rauben. Das Besuchen dieser Zauberfrauen ist sonst nur ein Vergnügen für Weiber, die gar keine geistigen Interessen haben. Aber es ist auch eine Zerstreuung für arme Frauen, die allzuviel Herzkummer tragen. Ein so verschiedenartiges Publikum

bei der baba zu finden reizte meinen Lernhunger immer. Ich sehe da Mädchen und Frauen, die faul sind oder nichts als räkelnde Langeweile kennen, weil sie ja nichts zu tun haben. Doch sehe ich auch oft, daß so ein gewohnheitmäßiger Zauberinbesuch zugleich eine Entspannung für diejenigen ist, die sich in Arbeit, Hast und rastlosem Kummer aufreiben. Wer so glücklich gebettet ist, daß ihm die Tage weder Erregung, noch Angst, noch Sorgen oder Katastrophen bringen, der holt sich bei der Zauberfrau den Vorrat an Sensationen, an kleinen Erschütterungen, den seine ausgeruhten Nerven brauchen. Das Dorfleben oder das Leben kleiner südslavischer Städte hat eine Menge solcher Leute. Und wer elektrisiert ist von langen Hoffnungen, von Hunger nach Liebe, von enttäuschten Wünschen, wer fieberisch ist vom Erwarten süßer Wollust, freudiger Entscheidungen, wer bis in den Schlaf verfolgt ist von Liebnöten, Plänen, Vorsätzen und Sorgen, der geht zur Zauberfrau, setzt sich zu ihr auf den bunten, alten Teppich, oder zum wackligen Tisch und schaltet hier im stillen Winkel alle Plage und allen Tumult des Herzens aus. *Man begibt sich hier in einen Zustand, in dem man das Unwesentliche, das Nebensächliche, für eine Weile wenigstens, ernst nimmt — und inzwischen ruht all das Wichtige,* all das Schwere und Drückende in uns aus, schlummert ein, eingelullt von dem tröstenden Geflüster der mitfühlenden Zauberfrau. Man narkotisiert bei ihr sein Liebeleiden. Und ist nicht zuletzt das Besuchen der Zauberfrauen auch eine Art Fantasiespiel der Erwachsenen? Knüpft es nicht wenigstens irgendwie an das Spielen der Kinder an (mit Bohnen, Karten, Kaffeesatz, Töpfchen und Schälchen, Zuckersachen und Obst)? Ist es dann nicht wie ein rührendes Überbleibsel aus fernen Tagen, ist es nicht in seinem tiefsten Wesen, trotz aller Geldgier und List, die es enthält, doch immer noch von einer Art kindlicher Unschuld durchschimmert?!

Manchmal war es mir (trotz meiner Schulweisheit), wenn ich bei einer Zauberfrau weilte, als sei ich außerhalb meines gewöhnlichen und gewohnten Daseins, als sei ich einen Schritt weit von mir selbst gegangen, und stünde mir nun gegenüber, um mich zu betrachten, um dem eigenen Gehaben zuzuschauen. Wenn die gute baba die Karten mischte, da beobachtete ich mich, wie ich gegen eine Versuchung ankämpfe, oder belauerte mich, wie ich einer Verführung widerstehe oder ihr unterliege. Ich lernte mich in plötzlichen Entmutigungen kennen und in jähen Tollkühnheiten. So geht es den jungen Frauen und Mädchen immer bei den Karten

der Zauberfrau. Da schließen sie die ernstesten Verträge mit sich ab, da leisten sie sich Gelöbnisse und prophezeien sich zugleich mit dabei, daß sie sie ja doch nicht halten werden. Da überschütten sie sich mit Vorwürfen, und sind freigebig gegen sich selbst in Milderunggründen. Und haben sie in Liebe gefehlt, so verzeihen sie sich da gern oder sind mit sich zerfallen bis zur Verzweiflung. Die Zauberkarten zwingen zur Selbstanalyse und zum Nachdenken, aber sie machen auch, daß man sich bereit findet, all seine kleinen Schwächen in die große Schwachheit des Volkglaubens zu flüchten. Hundertfache Fragen an das Schicksal trinkt man aus dem Zaubertröpflein, bindet die Entscheidung über kommende Dinge des Lebens an einen gutgemischten Zauberkuchen, und was dann weiter geschieht, das nimmt man zufrieden als Antwort und Verheißung hin.

Im Tumult und Kampf des täglichen Lebens besinnt man sich ja nur selten: ob man eigentlich Glück in der Liebe hat oder nicht. Man ist es schon gewohnt, daß einem nichts Gutes und Schönes in den Schoß fällt, ist es gewohnt auch für die Liebe zahlen, oft sogar sehr teuer zahlen zu müssen. Aber beim Tisch der Zauberfrau da findet man sich plötzlich dem puren Glück gegenüber, schaut diesem strengen Fatum ins Antlitz und fragt es ganz direkt: bist du mir hold? magst du mich, oder magst du mich nicht?

Was für eine frische Zuversicht empfängt man da, wenigstens für kurze Stunden, wenn das Lächeln der Zauberfrau immer wieder behauptet, wenn sie es uns Zug um Zug beweisen kann: das Gelingen ist mit dir! Kein liebarmes Niedergeschlagensein ist so groß, keine demoralisierende Entmutigung so tief, kein jammervolles Gefühl des Verschmähtseins so stark, daß es da nicht wiche!

Wenn eine Frau zur Zauberin geht, so hat sie jedesmal die Empfindung, daß sie sich mit ihrem Schicksal in eine Unterhaltung einlasse, daß sie mit geheimnisvollen Mächten anbinde, die unser Lieben und Leben fördernd oder hemmend beherrschen. Wahrscheinlich ist es unter anderem eben diese Empfindung hauptsächlich, die uns so sehr zu den Zauberbabe zieht. Aber nur zu solchen, die wirklich ein Renommée haben. Unechte Zauberinnen meidet man und verjagt sie mit Zorn. Man ist gegen sie aufgebracht, weil sie sich mit ihren plumpen Kniffen zwischen uns und unser Fatum drängen, weil sie ein reizvolles Orakel in eine banale Spitzbüberei verwandeln. Sie täuschen uns nicht so sehr um

unser Geld, als um den besten Sinn und Duft der wahren Zaubervolkkunst. Daß sie uns um unser Geld betrügen wollen, ist lange nicht so erbärmlich, wie daß sie uns um eine Illusion begaunern möchten. Darum kommt es nie vor, daß sich eine Zauberin, die das Volk selber nicht zu einer solchen erhoben, allein bloß aus Geldgier — dieses Metier bei uns zu Lande erwählen könnte. So eine kühn balancierende Existenz würde mit Schimpf und Spott scheitern. „Corriger la fortune" kann nur eine Zauberbaba von Geister Gnaden, es ist noch immer eine vornehme Kunst, trotz Schulstaub, Polizeiarrest und Religionpredigt. Man kann darum gewiß nicht sagen, daß die Kultur in südslavischen Ländern nicht gestiegen wäre. Wir sind vielleicht besser und klüger geworden, auch pedantischer, und in unsern Manieren vorsichtiger, raffinierter. Doch die liebe Zauberfrau aus dem Volke wird man in ihrer russigen Küche auf heimlichen Wegen noch lange und oft besuchen.

## XIV. Der Bohnenzauber.

Das Anziehende an den Reden der bosnischen Zauberfrau ist ihre Romantik, ihr slavischer Märchenton, ihr volktümlicher Realismus, und das trauliche ihrer Gesten und Blicke. Das zeigt sich besonders beim Bohnenzauber, der zumal in Bosnien und im Herzoglande so beliebt ist. Die Bohnen (gra) sind als zauberkräftig bekannt, auch bei Ruthenen und Polen, obwohl sie als ein ganz unvornehmes Essen gelten (od grohu się smierdzi po trohu, sagt der Pole). Auch des Bohnenzaubers geschah schon einige Erwähnung (siehe: Mein Besuch bei der Zauberin Hamša Fatima in Gorica, Anthrop. VII, 407—415) in diesem Werke.

In Sarajevo selbst leben heute an die sieben und dreißig mir bekannte Bohnenzauberinnen, von denen einige auch bloß gewöhnliche Geldauslockerinnen sind. — Die berühmtesten sind Hamša Fatima, Sofija Fejzić, Hasnija Tahirović, Sehra Babinka, Angja Čobanija, Ruža Čuvardžić. Die Zauberbohnen (eine weiße, kleine Art) trägt man im Kopftuch (eigentlich ist es ein Handtuch um den Kopf) in ein Ende fest eingebunden. Dieses Ende steckt unterhalb des linken Ohres der Zauberin und sie zieht es nur dann heraus, wenn eine Kundin (mušterija) in Sicht ist. Flugs breitet sie das Handtuch auf den Boden aus und irgendwo in einer versteckten Ecke geht die Zauberprozedur an, für die man 1—20 Kronen zahlt. Die Zauberin Safija Fejzić kennt tatsächlich alle

Weiberskandalgeschichten Sarajevo's, sie kennt nicht nur die Frauen- sondern auch die Herrenwelt (koji ženske vole, die Schürzenjäger) den Namen nach und hat mir anvertraut, daß viele der mir bekannten Herren des Ortes zu ihrem gra (Bohnenzauber) Zuflucht nehmen, wenn sie neue Damengesellschaft begehren. Sie ist eine Art geheimer, pfiffiger Kupplerin und seufzt: ćest la vie (mora se živit), wenn sie daran denkt. Was die Leute dazu sagen, soll einem nicht Weh' tun (jebi ti to), sagt sie philosophisch. Von den Rekruten erzählt man, daß sie in den ersten soldatischen Übungen anstatt jedan, dva (eins, zwei) jedem gra sagen (ich esse Bohnen), um sich dadurch rasche Soldatenbefreiung herbeizuzaubern.

Von gekochten und mit rohem Zwiebel genossenen Bohnen (bažul) glaubt man in Chrowotien, daß sie erotische Lustgefühle hervorrufen. Solche Leidenschaft erweckt auch Rübe mit Bohnen (repa i fažol) und Gerste mit Bohnen (pićet), daher spöttelt der Volkmund über geile Weiber: nori, kak da bi se najela bažula! (Sie ist liebtoll, als ob sie Bohnen gegessen habe!).

Bohnen muß man vor dem Zustellen am Herd siebenmal waschen, denn man kann nie wissen, was man mit ihnen vordem getan. Boshafte Weiber beschmieren sich beim Bohnenauslesen die Finger mit ihrem Fluß (bijelo pranje) und davon kann Unheil kommen (Von Jelka Dernule aus Sissek in Chrowotien).

Die südslavische Frau aus dem Volke hat wie selten eine das Wesen der Liebe erkannt. Sie weiß es und schätzt es als besondere Gabe aller guten Geister, aller schönen weißen Vilen und aller milden Dobrice, daß des Menschen Herz und Sinn unter dem Einfluß der erotischen Anmutung nicht nur in seiner leiblichen, sondern auch in seiner seelischen Vitalität gesteigert werde. Kinder einer wirklich großen Liebe gelten als schön und klug, und das Volk sagt u sto se dobrih časova začeo (in hundert guten Minuten wurde es gezeugt).

Unser südslavisches Volk sagt, daß auch zur Liebe ein besonderes Talent gehört und es erzählt in mehreren Volkerzählungen von dem dummen Hans, der nicht wußte, was Liebe sei. Doch das Volk meint unter dem Liebetalent nicht bloß jenes der Virtuosen der Liebe, die — wie Prinz Marko des Guslarenliedes — durch die Zahl ihrer Abenteuer und durch ihre berühmte Routine glänzen, sondern vielmehr das Talent jener, die aus der Liebe (wie Hassanagas schöne Gattin, aus der Liedersammlung Vuk Karadžićs:

Hasanaginica) das tiefste und reichste Seelenerlebnis zu machen verstehen.

Wie für den Unmusikalischen die Musik nur ein verworrenes Geräusch, so ist für viele die Liebe nur ein wirres Unwesen, das ihr bürgerliches Gleichgewicht störe. Solche nennt unser Volk: lole, barabe, bećari.

Sehr gut weiß die südslavische Frau, daß wirklich Lieben zugleich Leiden bedeute und doch ist ihr auch eine solche Liebe erwünscht. Sie fragt nicht erst lange danach, ob in der Bilanz der Liebe nicht die Leiden die Summe der Freuden übersteigen, ebenso wie sie die Geburtleiden nicht fürchtet, wenn sie Mutterglück ersehnt. Nur die heutige, seichtere Lebenauffassung fängt die Leiden als Einwand gegen die Liebe und gegen das Kindergebären zu betrachten an. Ehedem war es nicht so. Die erotischen Gefühle als die tiefste Störung der Gemütruhe, als der an Schauern und Erregungen reichste Seelenzustand, ihn sah das südslavische Volk seit uralten Zeiten auch als den fruchtbarsten und lebenvollsten an. Ein Heim, das ein glücklich-liebendes Paar bewohnt, gedeiht auch in allem Übrigen, es hat die fruchtbarsten Eierhennen, die schönsten Kälber, die süßesten Äpfel, den meisten Honig und das blühendste Linnen (sva kuća pjeva), es singt dort die Liebe in Haus und Hof.

Bohnenbrei und Honig (papula) gilt als Delikatesse beim winterlichen Spinnen, Weben, Federschleißen und dem Flirten dabei. Bienenwachs und Honig mischt man zu vielem Zaubergebräu. Das Wachs verarbeitet man als Weihegabe zu Kerzen und schenkt es den Kirchen in Krankheit und Not. Die Reste solcher abgebrannter Kerzen sammeln alte Weiber in der Kirche (oft auch nur die Tropfen der Kerzen), nehmen sie nach Hause mit und verwenden sie zum Zauberkochen. Deshalb ist die Biene sehr beliebt. Eine verlaufene Biene, die der Südslave in Feld und Wiese findet, wird gefangen, geküßt und in den nächsten Bienenkorb getragen. Es gilt als Sevap (gutes Werk). Dazu spricht er: Marschallah! ja-rabb, ja-rahman! (Wunder Gottes! O Herr! O Erbarmen!) Nicht nur die bosnischen Moslimen sagen diese arabischen Sprüche, sondern auch die Christen beider Konfessionen (Serben und Katholische).

Der Bohnenzauber (bacanje gra) oder die Bohnenspeisen sind dann am zauberkräftigsten, wenn man sie zu jenen Stunden anstellt, wo der Chodscha (Hodža) oder Muezzin (Geistliche sind beide) auf den Turm der Moschee steigt und hier erst übermächtig laut

und jauchzend, dann immer schwächer und ersterbend, fast melancholisch jammernd den türkischen Gebetruf ertönen läßt. Er tut es fünfmal des Tages zu Ehren des „Allererbarmers, der da herrschet am Tage des Gerichtes“, — wie es im Koran heißt. Fünfmal muß man · auch den Zauber machen.[1])

Sieht ein verliebter Mann, daß sich seine Besitzsicherheit bei einer Frau zu verschieben beginnt, so geht er zur Bohnenzauberin. Die weiß immer Rat. Von ihr wandelt jeder Liebende mit neuen flimmernden Lichtern im Herzen weg und geht mit rührselig verschwommenem Zug auf dem Gesichte hinaus ins Liebeglück, an das er nun sicher glaubt.

---

[1]) Welche enorme Schwierigkeiten bei den Erhebungen über Kochzaubereien unter unseren primitiven oder nur halbkultivierten Südslavinnen zu überwinden sind, das kann nur der ermessen, der die gleiche Aufgabe zu lösen unternimmt. Ich hatte z. B. in Chrowotien in G. zwei ältere sehr gebildete Damen zu Freundinnen, die meine früheren Anthropophyteia-Studien gerne und mit Freuden lasen und die ich um einige Schilderungen des dortigen Kochzaubers bat. Mit Liebenswürdigkeit versprachen sie zu forschen und ich war aufs tiefste freudig überrascht, neue Freundinnen für das erhabene Werk unseres Dr. Krauss gewonnen zu haben, weil ich in ihren Briefen die ungeschminkteste und offenste Erörterung jener Probleme fand, die ich bisher nur abgeschwächt und in ihrer wahren Wesenheit verkleidet behandelt sah. Sie wollten ehrlich helfen für eine Besserung der Zustände auf dem Gebiete des geschlechtlichen Lebens und der Fortpflanzung. Dann kam aber lange kein Brief mehr von dort. Endlich, auf meine Nachfrage hin, erhielt ich die sehr kühle, beinahe schroffe Antwort, sie hätten nichts erforschen können und würden noch als frivol verdächtigt, als zwei seit kurzem verwitwete Frauen, die sich um solche Dinge (!) kümmern! Auch eine dritte „kleine Witwe“, die noch jung ist, wurde ganz begeistert, als sie meine Anthropophyteia-Studien las. Sie, ihre Mutter und ihre vier jungen Schwestern sind den ganzen lieben Tag in lustiger Offiziergesellschaft. Da werden fortwährend pikante, auch sexuelle Dinge besprochen, das ist ja Mode und Chik — heute! Gewagte Stellungen, sehr lustige Ausflüge mit nächtlichen Spaziergängen usw. werden vor und mit den Herren gemacht. Wie wunderte ich mich daher, als mir die lustige Witwe bald darauf sagte, ihre Mama hätte bloß den Umschlag von meinem Anthropophyteia-Separat-Abdrucke gesehen, und sofort entrüstet ausgerufen: Eine Schweinerei! — Woher dieses Schamgefühl bei Leuten, die mit den jungen und oft sehr kecken Männern doch täglich allerlei sexuelle Pikanterien und Ortklatsch besprechen!? Woher diese Entrüstung bei einer Mama, die ruhig zusieht, wie ihre siebzehnjährige Tochter **nachts** (auf einem Ausflug) mit dem in sie verliebten Fähnrich zusammen auf seinem Offiziermantel **ausgestreckt liegt?!** Das begreife der Himmel! —

Frauen, die es so sehr gerne haben, wenn freizügige Jünglinge die Augen langgestielt auf ihrem spitzendurchlochten Devant ruhen lassen, bekommen plötzlich schamhafte Anwandlungen, wenn sie die Anthropophyteia-Titelblätter sehen mit dem Worte „Geschlechtleben“ darauf! Das Weib ist oft Hochstaplerin und zeigt dies auch da. Weil ihr an der vornehmen Offiziergesellschaft gelegen ist, darf sich der kecke Marsjünger alles erlauben, an den Anthropophyteia-Denkern hat sie keine persönlichen Interessen, tut also schamhaft, um ihre anderseitigen Schamlosigkeiten damit aufzuputzen und im Werte steigen zu lassen . . .

Stillenden Frauen gibt man viel verzauberte Bohnen mit Milch und Mais zu essen (papula), damit sie mehr Milch haben und stets frisch und froh bleiben. Gekochtes süßes Obst (Slatko) erhöht den Zauber. Die Stillung muß man nämlich nach der Richtung des weiblichen Empfindunglebens beurteilen. Das scheint die südslavische baba sehr richtig herausgefunden zu haben. Nur auf diese Weise werden die oft rätselhaften Beobachtungen des plötzlichen Milchversiegens, der raschen Wiederkehr von schon versiegter Milch, die Abhängigkeit der Milchsekretion überhaupt von den Vorgängen der Psyche teilweise erklärlich. So ist es auch verständlich, daß Stillende nach Besuchen bei der Zauberfrau — gewiß nebst der richtigen Technik und Lebeweise — das Mehrfache der normalen Milchmenge produzieren. Die Zauberfrau feuert den Ehrgeiz der Mutter an, spricht ihr Mut zu und schmeichelt ihrer Eitelkeit. Die Brusttätigkeit scheint ein empfindliches Reagens auf die feinsten Vorgänge im Seelenleben der Frau zu sein, und so kommt es, daß die meist zufriedenen und in ihrem Eheleben glücklicheren Bauernweiber auch als Stillende mehr leisten, als die immer in der Liebe enttäuschten, unzufriedenen Stadtfrauen, deren Zahrtgefühl meist nicht so weitgehend berücksichtigt wird, wie es ihr Zustand erheischt. Auch bei noch so sorglichem Training lassen sich nicht jene Erfolge erzielen, die die einfachen Zauberbabe aufweisen können, weil sie auf den Frauenehrgeiz und auf das Verlangen des Weibes nach Anerkennung und Zartgefühl Rücksicht nehmen. Soll eine Mutter mehr Milch für den Erstgeborenen haben, so muß sich auch der Vater den Befehlen der Zauberfrau fügen. Und er tut es zumeist ohne Widerspruch. Ein Nichtbefolgen ihrer Ratschläge brächte ihnen unbedingt Unglück, das weiß er und fürchtet sich: a dobar je strah, komu ga je Bog dao (und gut ist die Furcht, wem sie Gott verliehen), sagt das Volk.

In besonders wichtigen Fällen tragen stillende Mütter den Milchstein bei sich oder Amethyste, die die Zauberinnen immer vorrätig haben. Es ist gegen den bösen Blick, der Mutter und Kind schaden könnte. Der Milchstein ist eine Quarzart, in die der Blitz einschlug und die man von altem Gemäuer holt (siehe meine Sammlung im Anthropophyteia-Museum, die auch einen Amethyst aufweist. Beides aus Ribnik in Bosnien). Die Bohnenzauberinnen sagen oft folgenden Spruch, wenn sie den Milchstein und Amethyst vergeben:

Deknu rukom u duvar
Skoče džini u nevar!
U nevar u nezvan,
U nezvan: da Bog da!
Jednom ime: *Džinda*,
Drugom ime: *Inda*,
Trećem ime: Sumabir.
Hajde Džindo, zemlji Džindiji!
Hajde, Indo, zemlji Indiji!
A Sumabir u taj gusti vir!

Berührte die Hand die Wand,
Im Abgrund der Džinen Schar verschwand,
Im Abgrund, im namenlosen Schlund,
Im Schlund, so füge es Gottes Mund!
Der eine benamset Džinda,
Der andere benamset Inda,
Der dritte benamset Sumabir!
Fahr du, o Džinda, ins Land Džindien,
Fahr du, o Inda, ins Land Indien,
Du Sumabir in den wilden Wirbel hier![1])

Dieser Spruch bannt die bösen Geister (džini) vom Kinde weg in die weite Welt zur Nimmerwiederkehr.

Auf einem Milchsteine sah ich eine solche Verschreibung aufgezeichnet. (Vergl. Abbildung im Anhang). Was sie bedeutet, konnte ich nicht ermitteln. Alle türkisch geschulten Hodžen, die ich darum frug, erklärten: Ne znam, duše mi! (Ich weiß es nicht, meiner Seele!) Ich vermute, sie wollten es nicht sagen, oder die Schrift ist unleserlich. Hodža Šukri Bajraktarević aus Visoko schrieb mir im Jahre 1902 den Spruch ab, da ich den Stein nicht erstehen konnte.

Auch Teile von Filigranschmuck und altes Geld (Silber- oder Kupfergeld) näht man auf die Kappe oder auf den Gürtel des Kindes an, um die Kindnahrung segenreicher zu gestalten (da ga se hrana bolje prima). Ich habe solches Geld an die 30 Stück gesammelt.

Wenn es jemand wagt, einen Hochzeitbrauch zu mißachten, so ist ein böser *Bohnenzauber* daran schuld. Die bosnischen Kreisgerichte hatten sich schon mit solchen Fällen zu befassen, die mit Tod und schweren Verletzungen enden. Im Dorfe Ćurevo z. B. (Bezirk Foča) hielt man am 8. Februar 1912 im Hause des *Havan Balta* das Hochzeitfest seines Sohnes Hamid ab. Der junge Alija Korun, ein hübscher, baumlanger Bursche, wurde zum trinkfesten Brautführer und Maitre de plaisir erkoren. Gäste gab es die Menge. Nach dem uralten Hochzeitbrauche dieser Gegend liegt es dem djever (Brautführer) am Hochzeittage bei Anbruch der Nacht ob, den Bräutigam in ein gesondertes Gemach, in dem sich schon die Braut allein und erwartungvoll befindet, hineinzu-

[1]) Džin ist der Geist, Džindien das Geisterland; Džinda und Inda sind Reimspiele. Die Bedeutung des Wortes Sumabir ist mir unbekannt. — K.

führen und die Türe hinter dem Brautpaare zu schließen, das endlich allein bleibt. Vorher aber muß sich der Bräutigam von allen männlichen Hochzeitgästen mit devotem Handkuß verabschieden. Bei diesem Rundgange gibt ihm der witzige djever das Geleite. So sollte es auch Alija Korun tun. Es wurde acht Uhr abends. Die Braut wartete bereits einsam in der Magaza (Geschäftlokal) des Festhauses, wo das Hochzeitlager gestellt war, auf den von Küssen umbrandeten Lebengefährten. Doch djever Alija ließ den Bräutigam dieweil zum Handkuß nur bei dem Hausvater und beim Hodža vor und führte ihn dann ins Brautgemach, ohne die anderen männlichen Hochzeitgäste mit dem obligaten Handkusse zu beehren. Darob große Entrüstung! Man sah deutlich, daß Alija dem bösen Bohnenzauber verfallen war! Trotzdem versammelten sich dem Brauche gemäß die Hochzeitgäste noch vor der Tür des Brautgemaches, um da Kolo zu tanzen, aber sofort damit entstand wüster Lärm und Streit, wegen des von djever Alija nicht genau eingehaltenen Brauches. Böse Flüche flogen ihm an den Kopf, die er übermütig zurückschleuderte, bis es zum Äußersten kam. Alle männlichen Hochzeitgäste fielen über Alija her und warfen ihn hinaus, eine Schmach, die zufällig Zulfo Mešak mit dem Tode bezahlte. — Alija Korun stieß ihm als dem ersten besten, den er traf, sein Messer in die Rippen, wofür er vom Sarajevoer Kreisgerichte im Mai desselben Jahres drei Jahre schweren Kerkers erhielt. Und — das haben mit ihrem Zauber die Bohnen getan! —

Die Tischlermeistergattin Brozik aus Sarajevo erzählte mir, wie ihr die Zigeunerin Umija Takiruha vor 16 Jahren durch Bohnenzauber ihren schmerzenden Fuß geheilt. Sie legte einen langen roten seidenen Faden unter ein feingewebtes Tüchlein und darauf warf sie die Bohnen im Zauberspiel herum (bacila joj gra). Nachher mußte sich Frau Brozik nackt auskleiden und die Zauberin machte um ihren schmerzenden Fuß herum mehrere Maße, der Länge und der Breite nach, daraufhin zerriß sie den Faden und legte ihn nochmals mit den braunen Fingern hurtig in Häufchen. Als der Zauber beendet war, verkündete sie, daß auf Heilung zu hoffen sei und obendrein auf mehr ehelichen Frieden als bisher. Zum Beweise dieser Worte hob sie das Tüchlein und siehe da: der zerrissene Faden war wieder ganz!

Unsere Zauberinnen wissen jene Stimmungen gereizter, im Zusammenleben sauer und verdorben gewordener Menschen aus

den bitteren Mundwinkeln ihrer Kunden genau herauszulesen, sie kennen die gegenseitigen Vorwürfe und Haßausbrüche der viel zu vielen Eheleute, die Wundheit ihrer durch ewiges Aneinanderreiben entzündeten Seelen und die häufigste Veranlassung zu ehelichem Unfrieden: das liebe Geld. Deshalb lautet eine ihrer ersten Fragen aus der stereotypen Schablone: Gibt er dir Geld? — Es ist das Barometer des ehelichen Sonnenscheines, der Taxameter auch jeder unlegitimen Liebe. Eine aufrichtige Antwort auf diese Frage, macht die weiteren Prophezeiungen leicht. Meist wird eine Geldspende vom Schicksal verkündet, denn die gute Zauberbaba weiß, wem dies goldglänzende Lächeln ins sorgenvolle Gesicht schaut, der ist jederzeit gern bereit, an holde Wunder zu glauben. Es macht auch die nüchternsten Frauen träumerisch, erfüllt alt und jung mit seiner berauschenden Helligkeit und — seinen fabelhaften Möglichkeiten.

Sich selber dagegen bezeichnen unsere Zauberinnen gern als bitterarm, so wenig es der Wahrheit entspricht: da mi preko kuće trn prevućeš, ne bi imô o što zapeti (zögst du mir übers Haus einen Dorn, er fände nicht, woran er schartig würde), das ist die landübliche Schilderung ihrer Budgets. Dabei sind alle vermögend, denn das Metier ist eine Silbergrube. Sie verlangen meist Silbergeld als Lohn, d. h. sie erklären: nur mit Silberunterlage glücke der Bohnenzauber. Aber wenn sie ihre Lider schwer über die schwarzen Zigeuneraugen sinken lassen und mit einer tiefen, bröckelnden Stimme ihre Zauberformeln herpsalmodieren, dann gibt auch die sparsamste gazdarica (Hausmutter) ihren letzten Groschen her; die stilisierte Hieratik der Gebärde so einer Zauberin wirkt immer tief erschütternd, überzeugend und — kräftigend.

Unter den Frauen Bosniens und des Herzoglandes besteht ein großes Solidaritätgefühl in Angelegenheiten der Liebe und Ehe: sie alle kennen nur einen Gegner, den sie aber durch ihre Wundermittel gefügig zu machen suchen und das ist — der Mann. Die Seitensprünge und Ehebrüche des Weibes bestraft man mit außerordentlicher Strenge, während man einen Ehebruch des Mannes juristisch gar nicht kennt (Scheriatgesetz), und wenn man dazu nimmt, daß besonders in neuerer Zeit das Volk sexuell arg verseucht[1])

[1]) Die Mädchen in dienender Stellung sind alle geschlechtkrank und schamlos. Es geht ein Sprichwort: ono nije nikaka cura, što bar jedanput nije bila u špitalu . . . (Das ist kein schneidiges Mädel, das da wenigstens einmal nicht im Spitale war!), das beweist, wie unwissend und verroht das Weibervolk ist.

ist (Syphilis), die Weiber irregeführt, siech, früh gealtert und in ihrer Frauenschaft versagend, dastehen, dann kann man leicht begreifen, wie viele Schäden sich die Frau da selber zufügt oder die der Mann an ihrem Leib und Geist anrichtet. Für alle diese traurigen Verhältnisse ist der Weg zur Zauberfrau der einzige Trost, die einzige Aufmunterung zum Ausharren und die Baba ist die einzige Heilkünstlerin dazu. Unser Bild zeigt die Zauberin Umija Takiriha aus Gorice bei Sarajevo, eines weit bekannten, sehr pfiffigen Weibes. Sie klagte mir, daß das Zaubergewerbe im Absterben sei, weil die Schwabe (Fremden) nach Bosnien allerlei šejtan (Teufeleien) gebracht haben, die die guten Geister der Zauberkunst verscheuchen, z. B. die letrika (elektrische Bahn), die bićuke (Bycikl) und die stinkenden Autos. Heute müsse man weit in die Urwälder hinein pilgern, will man die guten Kräuter und Wurzeln noch finden, und nackt nach dem Akšam (Abendgebet) mit den Zaubergeistern Besprechungen abhalten, wo der Hahn nicht zu hören ist. Sofort ist einem ein Polizist an den Fersen, „der Blitz soll ihn treffen, den Hund!"

Die Unfähigkeit des Südslaven sich Dinge anders als unter dem geschlechtlichen Gesichtpunkte denken zu können, zeigt ja das ganze Kochen und Essen überhaupt, denn es gibt keine Speise, der ein größerer oder kleinerer Sexualreiz nicht zugeschrieben wird, ich habe daher nur die ganz besonderen Kochzaubereien angeführt. Schon das bloße Sich-Anessen gilt als sexuelle Tat, denn nachher kommt immer der Wunsch nach — greifbarer Liebe.

## XV. Das Kochen für Schwangere.

Die schwangere Frau genießt bei allen Südslaven die größte Aufmerksamkeit in betreff Speise und Trankes. Ihren Schwangerschaftgelüsten leistet man bei Arm und Reich mit gleicher zärtlicher Fürsorge genüge, denn es ist sevap. Auch braut man manches Zaubertränklein, wenn sich bei der Schwangerschaft irgend welche unangenehme Vorzeichen zeigen, die im Volke bekannt sind. Vor mehreren Speisen hütet sich die Schwangere, weil es heißt, sie beeinflußten die Schönheit, die Stärke und das Gemüt des werdenden Kindes, so z. B. soll eine „Gesegnete" keine Nudeln (rezanci) essen, sonst würde ihr Kind immer eine Rotznase herumtragen, Hasen- oder Kaninchenfleisch bringt dem Kleinen Schlaf-

losigkeit, Gurken (saure) verursachen ein saures Gemüt (kiselo, cendravo dijete).

Auch Absud von Flieder, Jasminblüten, Salbei und Linde, auch Frauenblatt, nehmen Schwangere tropfenweise ein und man bespritzt die Kleider damit, auf daß das Kind — im Falle es ein Mädchen wird, — nicht sommersprossig (pjegava) werde. Der Volkmund sagt: Unter den sommersprossigen Gesichtern fließt kein Blut, sondern braust lauter flüssig gewordenes Feuer. Blumenpräparate hält man insbesondere geheim, denn die Männer pflegen zu sagen: Blumen sind schlechte Ratgeber fürs Weibervolk. Das Weib erforsche die Gedanken des Gatten, wenn es nichts zu tun hat und ergötze sich an den Düften der Küche, nicht an jenen der Blumen; nur eine loćka tut dies (Loćka = eine Faule, Lockere). Aus Sombor, von Jozo Čuvarević. Nur Mädchen dürfen Blumen und Blumendüfte lieben und sich damit umgeben, um die Männer anzulocken.

Auch dem Samen der Pfingstrose (božur, Päonie oder Putonie) schreibt man Zauberkräfte für stillende Frauen zu. Solche tragen diesen Samen um den Hals umgehängt, damit ihre Säuglinge besser schlafen.[1]) Fürchtet eine Schwangere Flecken im Gesicht zu bekommen, so braucht sie Goldlack (žuti gra, Cheiranthus, zlatna kiša) dagegen, weil der wunderbare Kräfte entwickelt: er stärkt das Herz und die Knochen und die Entbindung geht leichter von statten (kosti se lakše rastave). Im Volkglauben gilt auch die Birke, ihr Saft und ihre Zweige, (auch die Ruten) als stärkend und glückbringend in Liebangelegenheiten, Geburt und Geburtwehen. Auch die Nordslaven kennen diesen Glauben. Die Čechen nageln Birkenzweige (im Frühjahr) über die Stalltüren. Wer sie entfernt, begeht einen Frevel, sie müssen von selbst zu Staub zerfallen. Sie schützen das liebe Vieh vor Mißgeburten und Krankheit. Beim ersten Austrieb schlägt der Hirt sein Weidevieh mit Birkenruten genau so wie der Bošnjake und in der Prager Gegend ziehen die erwachsenen jungen Burschen zu Pfingsten umher mit Birkenzweigen in der Hand. Sie schlagen einander damit und sagen dabei die Zauberformel: Da hast du das Glück! — Wer dies in der Hitze des Gefechtes zu sagen vergißt,

---

[1]) Von der Zauberin Umija Takiruha (siehe Bild) erhielt ich einen schwarzen Pfingstrosensamenkern božurovo zrno, der mein Kind vor jedem Übel od svake bresposlice behüten soll, besonders vor nutarnji fras (innerliche Fraisenanfälle), die vom Bösen kommen. Den Samen nähte ich in das rote Käppchen des Kindes ein, um meiner Umija recht zu tun.

der bittet den andern: Gib mir das Glück! und dieser erwidert mit dem Schlage: Da hast du's!

Diesen Brauch kennen ebenfalls die Südslaven in Chrowotien, um Agram herum. Man begeht ihn aber schon zu Weihnacht, am Herodestag feiert jung und alt, Bekannte und Unbekannte schlagen einander auf den Straßen mit Birkenruten, die man auch künstlich und zierlich geflochten zu Markte kauft. Besonders Verliebte warten dieses Schlagefest sehnsüchtig ab, um sich der Schönen auf diese Art nähern zu können. Auch die jungen Mädchen gehen mit Ruten herum und schlagen zu, wem sie gut sind. Selbst in dem strengen Jesuiteninstitut (in Agram), wo ich meine Jugend zubrachte, herrschte an dem Tage buntes Leben. Lustiges Kreischen und Lachen hallte durch die kalten, kahlen Klostergänge und selbst unsere finsteren Professoren und Lehrerinnen zeigten an dem Tage fröhliche Gesichter, trugen kleine nette Ruten unter der Kutte und teilten lustige Schläge aus. War das eine Wonne, so ein Schlag von heimlich vergötterter Lehrerhand! Er rieselte angenehm durch das heiße, junge Blut gerade wie ein Kuß . . . So drang der süße Volkglaube selbst durch die dicken Klostermauern und feierte sein Liebfest fast unschuldig und doch laut genug, um für ein ganzes strenges Schuljahr die jungen Herzen zu erwärmen! Auch Walter von der Vogelweide, der deutsche Dichter, besang den lieblichen Mai und seine jungen Birken, „die zaubern können"; die Birke wurde aber auch schon in den alten Wurtzgärten der deutschen Frauen in Ehren gehalten und meine Großmutter (Kati Fragner in Vočin in Slavonien) hatte eine solche an ihrem Hochzeittage gepflanzt und erzählte uns Enkelkindern oft davon, wie viel „Gutes" sie dieser Birke zu verdanken hatte.

Die Serben feiern überall ein ähnliches Vrbice-Fest (Weidenfest). Es ist das Fest der Jugend und von der Kirche geheiligt. Die Kinder kommen in die Kirche und ziehen in Scharen frohgemut hinaus ins Grüne, um die Weidenzweige zu holen. Der Pope geht mit. Dann werfen sie die gebrachten Zweige in die Kirche (auch Blumen dazu) und ziehen heiter singend und Kuchen essend heim. Dies Fest bringt Glück und Wohlergehen.[1])

Von den in unseren Ländern bekannten Gewürzen gebraucht man als anfeuernde oder feurig machende (in der Liebe), am häufigsten rote Paprika, Pfefferkörner (besonders für Leb-

---

[1]) Vergl. Dulaure, Die Zeugung usw. von Krauss, Reiskel und Ihm, 190ff.

kuchen, Herzen als Liebgabe aus Kuchen und für paprenjaci-Pfefferkuchen) und Nelkengewürz. Nelken sah ich auch durchbohrt und an Spitzenarbeiten angebracht (firket=kere in Bosnisch Petrovac bei Almassa Hanum Kulenović Begs Gattin). Schöne Tüchlein um das Brautbett (jastuk=bošće) waren reichlich damit geschmückt. Auch Schwangere tragen mit Vorliebe solche Sachen.

Von den Blumenessenzen hat die Rose den Vorzug (gjulsija). Rosenwasser gewinnen die alten Bosnierinnen auf eine sehr komplizierte Art, aber fein destilliert und durchaus rein. In neuerer Zeit geht diese Kunst verloren. Schwangere gebrauchen gern Rosenwasser, das erhält sie frisch und bei guter Laune. Es nährt die Liebe, sagt man bei uns. Es verschafft süsse und holde Träume. Die deutschen und fast alle abendländischen Liebträume sind mehr von der Sehnsucht als von dem Glück des Besitzers, mehr von der Bezauberung als der Leidenschaft, mehr von Trauer und Schmerz um Schicksalwende, als von dem tiefen Bewußtsein entschiedenen Loses, wie es jene des Südslaven sind, getragen. Die Sinnlichkeit ist bei uns nicht verborgen, sie ist gar oft in Flammen hervorschlagend zur Schau gestellt. Die Gewalt dieses Feuers gleicht der Hitze unserer Sonne, die nicht nur wärmt, sondern drückt und umklammert. Das Rosenwasser erzeugt bei Verliebten einen Zustand wacher Trunkenheit und das Volk glaubt, daß die Gefühle davon heißer brennen. Es wird, wie so viele andere Wässerlein (vodice) in den tikvice oder in irdenen Krüglein aufbewahrt. Ebenso Tannennadelduft, getrockneter Hopfen und Kleeblüten, deren wundervoller Duft stark zauberhaltig ist. Schwangere waschen sich gerne (und trinken) mit Wasser, das sich in Löchern der geheiligten Steindenkmäler ansammelt, wie solche an Wallfahrtorten oder auf Friedhöfen (bei den Moscheen in Bosnien) häufig zu finden sind (vodica). — Sehr eitle, junge Frauen, die in anderen Umständen sind, waschen das Gesicht mit Erdbeeren und Buttermilch (Syrmien), um keine Flecken zu bekommen und schneeweiß zu sein (surutka). Es muß aber geheim geschehen, sonst hilft das Mittel nichts, auch muß die Waschung wenigstens 33 mal, 66 mal oder 99 mal erfolgen, bevor sich ein Nutzen zeigt. Dazu muß man die bekannten, von einer derbkantigen Rhythmik getragenen Zauberformeln sprechen, die nicht jede kennt und deren liebwürdige Kindlichkeit auf das nervöse Gemüt der Schwangeren immer angenehm wirkt.

In Dalmatien (Stari Grad, bei Spalato) hütet sich jede Schwangere vor dem Genusse des Schweinefleisches, sonst würde ihr Kind skrofulös. Auch wenn jemand in ihrer Gegenwart ausspuckt, ist es gut, sich vor bösem Zauber zu schützen, indem man ein Tuch nimmt und das Gesicht erst verdeckt, dann den bösen Blick abwischt.

Haben Säuglinge Hitze, so legt man ihnen grüne Kohlblätter mit Öl und Eiklar beschmiert auf den Bauch und auf die Sohlen, das nimmt den bösen Zauber weg. In der Bukowina ist derselbe Zauberglaube heimisch. In Alt-Zuczka lebte vor einigen Jahren noch eine steinalte Polin Katarina Bilinska, eine weit und breit berühmte Zauberin, die auch mit Kohlblättern, Fuchsfell, Hasenpfötchen, getrocknetem Schweinefleisch, Kräutergebräu, Wasser und Zaubermesser allerlei Frauenleiden, Geburtwehen, nervöse Krämpfe, unglückliche Liebe, Ehebrüche und Schwangerschaftbeschwerden heilte und entzauberte. Ihre Zauberhütte war viele, viele Jahre lang ein förmlicher Wallfahrtort der Bauern der ganzen nördlichen Bukowina und der Landwirt Grigori Melenko, der nach Bosnien auswanderte, erzählte mir hoch und teuer, daß die Alte alles könne, bis auf Tote erwecken.

Gegen Frauenleiden (Blutungen, weißen Fluß, Eierstockentzündung usw.) kochen bosnische Spanjolinnen gerne Eichenrinde. Man verwendet davon so viel, wie ein neugeborener Kindkopf, für ein Bad, in das man auch Brot, Salz, Wein und Zucker tut. Siedet das Wasser, so sticht man es mit einem spitzen Messer (turski nož) und gebraucht es so heiß als möglich zum Baden. Das hilft unbedingt, selbst Ärzte hörte ich dieses Zaubermittel loben als hygienisch einwandfrei. Eine, die dies nicht anwendet (sagt Maica Altarac aus Pale bei Sarajevo), die wird nie mehr die jauchzenden Jugendwonnen ihrer Ehe kennen, sie wird in sich selbst zerglühen und in Schwindsuchtflammen geraten (erotische Entflammungen der Tuberkulösen).

Eine Schwangere darf nie im Frühjahr wollene Windeln spinnen (solche sind in Bosnien beim Bauernvolke in Gebrauch). Es könnte sie eine stršen (Hornіß) stechen, und geschähe es neun mal, so stürbe die Frau. Auch vor Fieber soll sie sich hüten, und das tut man so: man nehme neun Pflaumenhälften und stecke in jede dieser Hälften neun Pfefferkörner, um Pflaumen und Pfeffer mit Wein zu trinken, jedesmal, wenn das Fieber „schüttelt". Benützt eine kein Zaubermittel gegen diese Art Fieber, so bekommt sie leicht das Nonnengeräusch (Sausen an den Halsvenen, als

Zeichen von Blutarmut) und wird nie mehr Liebgefühl genießen können (in Südungarn, von baba Jeca Jelić), oder sie wird jäh wie ein Gewitter vor Leidenschaft entbrennen, wenn sie nur einen Mann in die Nähe bekommt.

Jelka Matić aus S. erzählt, daß ihre sechsjährige Tochter bereits den weißen Fluß infolge eines bösen Zaubers habe. Jelka M. ist Lehrerin, was nicht hindert, daß sie sehr einfältig von dieser Krankheit ihres einzigen Kindes überall laut redet. Sie wird wahrscheinlich von Onanie herkommen oder von Onanie mit einem anderen Kinde.

Das Volk in der Lika glaubt, daß dagegen nur die žunta helfen kann, wenn man sie jeden siebenten Tag ißt. Die žunta ist der Rest, der übrig bleibt beim Butterauskochen. Er sieht semmelbröselartig aus und schmeckt gut. Die Kinder reißen sich darum. (Von etwa 3—4 Kilo Butter bleiben 7—8 Löffel voll žunta, je besser die Qualität der Butter, je weniger solcher Rest). Wer die žunta den Kindern verweigert, wird selbst noch im Tode verflucht. Als die strina Kika in Vrbovsko (Lika) starb, kamen alle Dorfkinder und rissen sie auf der Bahre noch beim Totenüberton herum, weil sie nie ihre žunta hergab.

Auch Frauenleiden mildert man mit der žunta, deshalb naschen die flandre (Huren, oflandrane) gern daran.

Essen schwangere Frauen viel Pilze, so werden ihre Kinder sehr von heiterer Lebenauffassung, leichtblütig und sanglustig, sie lernen das Gehen und das Sprechen sehr früh, früher als andere Kinder, werden gute Tänzer und finden immer Glück und Freude auf ihrem Lebenwege. (Dieser Glaube ist bei allen Südslaven verbreitet. Ich hörte darüber in Oberchrowotien, in Dalmatien, in der Lika, wie auch in Bosnien und an der serbischen Grenze (Zvornik) reden).

Die südslavische Kochzauberin scheint in ihren seelischen Reizzentren fast mehr auf die Mutterschaft als auf den Mann eingestellt. Nur bei der Slavonierin (die keine Kinder gebären will) ist das erotische Sehnen und Träumen des Weibes mit ergreifender Unentrinnbarkeit; dies beweisen die Folkloristen, Novellisten und Romanciers (Kozarac, Bertić, Sisolski u. a.)

Daß die Pilze in der südslavischen Zauberküche nicht fehlen dürfen, ist selbstverständlich. Pilzgerichte sind seit Urzeiten bei den Slaven beliebt gewesen und da hat es die Zauberin nicht schwer, auch einige giftige — wenn es not tut — mitzuservieren.

Bei den alten Germanen dagegen war der Widerwille gegen Pilze sehr stark, und die Kulturhistoriker sind der Ansicht, daß sich die Germanen in ganz frühen Zeiten an die „Schwämme“ überhaupt nicht heranwagten, und erst an den Grenzen durch die Slaven das Pilzschmausen kennen lernten. Bei den Slaven dagegen galt seit uralten Zeiten das Pilzessen als schönheitfördernd, blutreinigend, stärkend und glückbringend. Man hat auch bei den Slaven die gljive mit Grauen und Verwunderung betrachtet, ehe man dazu kam, an ihren zauberkräftigen Wert zu glauben. Man hat gläubische Vermutungen an sie geknüpft, wohl schon bevor man sie gastronomisch verwertete. Denn der Pilz ist ein Pflanzengebilde, das wie Fleisch schmeckt und dessen sonderbares Wachstum den naiven Menschen der alten Zeiten unheimlich berührte. Wenn da nicht Zauberkräfte am Werke waren, so wiche er nicht von allen anderen Pflanzen in Bau und Lebenweise ganz merkwürdig und auffallend ab! So schösse er nicht so plötzlich wie verhext aus dem nackten Boden hervor, während alles rings umher in langsamem Wachsen und Werden entstand! Geht das mit richtigen Dingen zu?! Donnerschlag, Blitz, Feuerfunken sind die Erzeuger der Pilze in der Volkpoesie der Slaven und ihr schnelles Hervorsprießen bringt man mit den Vilen und mit den Čarojice in Zusammenhang. Die runden, kahlen Stellen draußen im grünen Walde, um die im Kreise Blätterschwämme wachsen, waren immer und sind heute noch bei den Südslaven der Beweis, daß hier in nächtlicher Stunde schöne weiße Vilen Kolo tanzten, oder mit jungen Männern Liebfeste feierten. Die Pilze waren die Spuren (jebovina) davon, die den Menschen helfen sollten, ihre Liebgenüsse so viel als möglich zu erhöhen. Und so redet heutigentags, wo die Erscheinung des kreisförmigen Pilzwuchses ihre wissenschaftliche Erklärung gefunden, unsere Sprache noch immer von dem vrzino kolo (Hexenringen).

Während sich die Deutschen versucht fühlten, vor allem an böse Geister und finstere Mächte zu denken, wenn sie Pilze sahen, ist für den Slaven der Pilz fast immer ein Freude- und Glückspender. Er gab ihm zärtliche Namen, wie zec (Hase), krówka (Kuhchen), pećurka (Bäckerei), ludica (Tollchen), ljubavna gljivica (verliebtes Pilzchen) usw., während der Deutsche mißachtend Pfifferling und Teuerling sagt. Der Slave dachte nur an die kostbaren Zauberkräfte, wenn er beobachtete, welch verheerendes Wirken Schwammgebilde entfalten konnten, wenn er sah, wie Bäume, die von Pilzwucherungen befallen waren, siech und morsch, oder wie der

Menschen mühevolles Werk durch den Hausschwamm rücksichtlos zerstört wurde. Vom Schauer des Geheimnisvollen umwittert erschien dem südslavischen Zauberweibe das Geschlecht der Pilze, aber sie verehrte es, selbst in seinen bösesten — den giftigen — Exemplaren. Es diente ihr zum Wahrsagen: der Liebe, der Ehefreuden, der Getreidepreise (nach der Zahl der Fruchtkörperchen in gewissen Pilzen) und der bösen Winterzeit. Auch Frauenkrankheiten (starke Blutungen) bannt man mit Schwämmen (Zunderschwamm), während ein Pilzgericht immer auflodernd wirkt, wenn es Liebende verspeisen. Darum singt die leidenschaftliche Polin:

Oj rydzu, rydzu oj rydzu mój,
Jaki to słodky ten korzen twój,
Smarzyła bym cię w olejy
Zeby's się nie skurczył zlodziejy.

Aus Lipnica Murowana.

O Reizker mein (eine Anspielung auf das männliche Glied), o Reizker mein,
Wie ist so süß deine Wurzel fein,
Ich möchte dich in Öl braten schier,
Daß du Böser nicht einschrumpfst mir!

Des Deutschen Mißachtung der Pilze ersieht man auch aus der Spruchweisheit. Er ist ihm bloß das Symbol alles dessen, was keine Dauer, keine Zukunft und keinen Wert hat, was locker und haltlos gebaut ist. Nicht so dem Slaven. Der schätzt die Zauberkraft des Pilzes und verzeiht ihm deshalb seine anderen weniger guten Eigenschaften. Der Südslave spricht immer von ihm mit Freude, selbst von den giftigen. Wenn einer viel tolle und lockere Witze macht, sagt er lachend: Nori, kak da se najel norih gliv. (Er tollt, als ob er Giftpilze gegessen hätte). Von einer gut gediehenen Arbeit sagt er lobend: Raste kô gljiva iza kiše. (Sie wächst, wie ein Pilz nach dem Regen). Der Russe sagt: Der Pilz, der da auf dem Ural wächst, nennt sich der Großvater der Berge — oder: Wenn der Pilz auf dem Maulwurfhaufen wächst, schreit er Hurrah! Auch diese Wortgepräge zeigen eine heitere Auffassung des schnell aufstrebenden und hohlen Stolzes schöner Pilze (oder schöner Menschen). Der Deutsche dagegen gebraucht das Wort „Schwamm“ immer nur als herabsetzende Bezeichnung, und deutsche Mädchen lieben es, ihre Verehrer, die sie nicht schätzen, als „der ist mir nur ein Schwamm“ zu nennen. Selbst bei Goethe finden wir diesen alten volktümlichen Gedanken. — Bekannt ist auch das deutsche Volkwort: Wer mit Schwamm umgeht, riecht nicht nach Weihrauch — (d. h. wer mit Pilzen etwas zubereitet oder kocht ist gottleugnerisch, ungläubig, glaubt an Zaubereien). Frauen, die

gern Schwammerln essen, sagt man nach, sie seien zu männertoll, und solchen Männern, sie seien kurvaši (Hurenkerle) (Südungarn).

Zu dem südslavischen Küchengeräte gehört noch eine ganz sonderbare Art von Flaschen, die bei den Chrowoten sehr beliebt sind. Ich meine die schön bemalten tikvice (Flaschenkürbisse). Diese Kürbisart höhlt man aus und Hirten bemalen sie. Als Farbstoff dient ihnen jener braune Schmutzansatz, den sie am Innenrande ihrer Hüte finden, ein Kompositum aus Staub und Schweiß. Die Farbe ist dunkel- oder hellbraun und sehr haltbar. Die Malerei ist keusch-süß und frisch-zart, ganz dünn aufgetragen, durchsichtig bis auf die Zeichnung, sie zeigt oft ganz bemerkenswerte Absichten und originelle Empfindung. In neuester Zeit arbeitet man solche Zierkürbisse für den Markt aus, wo man sie als Dekoration-Nippes verkauft (Neu-Gradiška). Diese sind aber der Massenproduktion wegen mit Aquarellfarbe bemalt. Die alten Tikvice waren zumeist eine Liebgabe. Sie waren mit selbstgemachten Parfums oder mit Zaubertränklein gefüllt, auch Weihwasser bewahrte man darin auf. Ich habe von der Zauberin Eva B. aus Počin 17 solcher Tikvice erhalten und 5 von Tava Mazanec. Letztere behauptete, daß sich ein richtiges Zaubergetränk nur in solcher Flasche bewähren kann und daß man gütige Menschenkennerin und Hellseherin wird, wenn man sich lange ihrer bedient. Eine Glasflasche[1]) dagegen zerstört den Zauber. Sie selber war gewiß Menschenkennerin. Der verschwiegensten Maid entriß sie ihr Herzgeheimnis, las sie aus den flackernden Augen, denen — um ein Bismarck'sches Wort zu gebrauchen — „die pupillarische Sicherheit fehlte", die Gedanken heraus und prophezeite dann immer richtig: Unheil oder süßestes Glück. Denn die meisten Mißverständnisse unter den Menschen rühren ja von der verschiedenen Auslegung des undefinierbaren Begriffes Liebe her — sagte sie täglich zu ihren Kunden. Deshalb haben alle Zauberinnen die gleiche Frageschablone für ihr Geschäft — doch unter denen, die sich für solche ausgeben, gibt es auch genug Unberufene, bei denen die Schablone alles ist — und das Gottesgnadentum nicht mit funktioniert (ne da joj Bog!)

[1]) Glasgefäße gebrauchen auch in Bosnien die Zauberinnen nicht oft und nicht gern; to je novi adet, es ist erst ein Ding der Neuzeit. Und šejtan se igra stakletom (der Teufel spielt mit Glas). Aber auch Kürbisfläschchen sind von ehrbaren Frauen als Gefäße mißachtet; daher das Sprichwort: ni u tikvi suda, ni u vlau druga (vlah = spöttisch für Serbe von den Chrowoten gebraucht). Weder ist der Kürbis ein Gefäß, noch der Serbe je ein Freund!

Man hat wohl ein Lächeln angesichts dieser Primitivität und so viel rührender Unbewußtheit, aber weit tiefer als dieses Lächeln ist doch das Gefühl, daß es auch heute noch so viel Menschen gibt, denen diese naive Zauberkunst eine Zufluchtstätte ist, in der sie Befreiung und Erlösung finden. Bei allen Menschen, bei allen Völkern und zu allen Zeiten ist wohl das Verlangen nach Glück der kategorische Imperativ, der das Blut erhitzt und dem man sich nicht entwinden kann.

Bei allen Kochzauberrezepten der Südslaven spielten seit uralten Zeiten gewisse mystische Zahlen eine wichtige Rolle. Drei, sieben, neun, dreizehn, fünf, neunzig und neunundneunzig usw. Bald sind es neun Arten von Kräutern, bald wieder Wasser von sieben Quellen, Wein aus fünf Weinbergen, Schnaps aus drei Šljivici (Pflaumenhainen usw.). Einmal muß ein Gebräu dreimal aufkochen, ein andermal dreizehnmal usw.

In Albanien gilt diese Zahlenmystik auch. Im Tale der Lumi Beratit bei Berat entspringen aus Kalkfelsen schwefelhaltige Zauberquellen, die gegen Frauenleiden eine große Wirkung haben sollen, wenn man sich die Geschlechtteile am Tage „der Schen Rio“ neun mal damit wäscht. Alle bosnischen Salep- und Buzaverkäufer, die aus Albanien kommen, kennen diese Quellen und bringen das Wasser mit, daß sie ganz geheim auch verkaufen, um damit der Frauen Leiden und auch so manche illegale Glut zu kühlen.

Schwangere Frauen fürchten überall bei den Südslaven ihr Haar zu verlieren. Dagegen essen sie das adernreiche Fleisch gut gemästeter Ochsen, d. h. die gelben Flächsen, die sich haarartig spalten lassen, wenn sie gekocht sind (tvrde žile).

Für arme Schwangere oder Stillende (in Chrowotien) kocht man kein Essen auf offener Flamme, sondern immer nur über Glut; damit der „frischen“ Frau (friška žena) kein böser Feuerzauber schade und sie nicht das Gähnen oder Abführen befalle.

In Bosnien herrscht große Kindersterblichkeit. Fast jedes zweite Kind (50 %) hat Rhachitis und stirbt an Fraisen (trgavica). Dagegen hilft das Tragen von Salz, tisovina (Lärchenholz, lignum larignum) und trava od izide (Gänseblümchen), sowie das Tragen eines Geburthemdchens von Zwillingen (koji se rode u košuljici). Baba Ruža K. . . . aus Zenica bekam alle diese Mittel von einem Frater und ging barfuß von Zenica bis nach Sinj in Dalmatien, wo ein anderer blinder (ćoravi pop) Frater ihr 18 moći (Heiligenreliquien) gab, und wo sie ihr Hemd in der Kirche ließ, um ihre

letzten zwei Kinder (von neun verstorbenen) nicht zu verlieren. Diese moći sind kleine Leinwandsäckchen mit grünem Seidenfaden verbunden und mit grüner Tinte beschrieben, darin sich Wachs von Friedhofkerzen befindet. Mit diesen Kerzen (Dreiarmig = Trojstvo-Dreifaltigkeitzauber) geht der Frater am Allerseelentage die Gräber segnen. Bei einer dalmatischen Bäuerin K. . . . aus der Gegend von Knin sah ich in dem Säckchen noch das Auge eines großen Meerkrebses. Es hatte die Form einer Kapsel, aber auch die des membrum virile. Darin war getrocknetes Frauenblut (Menstruation). Jetzt befindet sich dieses Zauberauge im Anthropophyteia-Museum des Dr. Krauss in Wien.

Ich habe den Vorwurf meiner Abhandlung durchaus nicht erschöpft. Es ist noch vieles da, was zu erforschen wäre. Ein sorgfältiges Spezialisieren in der Behandlung der einzelnen Zauberkochrezepte brächte noch manche lehrreiche Dinge ans Licht. Es handelt sich da vor allem um liebevolles Versenken in den Glauben des Südslaventums, das vor Unappetitlichkeiten niemals zurückschrickt.[1]) Und dies war auch für mich keine leichte Sache. Auch die Kochzaubereien zeigen uns in erster Linie — das Weib. Das nackte Weib mit seiner Glücksehnsucht, mit seinem Wimmern, seinem Flehen, seinem wilden Schreien nach Liebe.

Auch die Zubereitung der Wohlgerüche müßte eigentlich unter den Titel meiner Studie kommen. Das ist aber so ein großes Forschunggebiet, daß ich es mir für ein andermal zur Bearbeitung aufspare. Auch bei den Südslaven, wie bei allen Völkern voll Sinnigkeit und Träumerei spielt der miris (Geruch) tief ins Leben hinein bis zu den intimsten Erlebnissen, der künstlich mit Zauberformeln zubereitete Duft, der dem Herzliebsten nicht nur in der Nase, sondern auch im Herzen haften bleibt und dessen ahnungvolle Spuren stille Ekstasen auslösen.

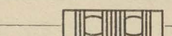
Bei meinen vielen Besuchen bei Zauberinnen und Zauberern kam es mir oft genug vor, als besäßen diese Primitiven die feine Nase eines Hundes und die Seelenkenntnisse eines genialen Psychologen. So genau konnten sie oft genug aus dem Geruchwechsel einer Person deren innere Stimmungen und Gemützustände erraten. Sie unterschieden den Duft des gesunden weiblichen Leibes, den scharfen Geruch des Sperma (jebovina), die Wollustgerüche der sinnlich stark erregten, der von Liebrausch erhitzten, sowie die

---

[1]) Vergl. dazu Krauss' Mitteilungen im VI. B. der Beiwerke zum Studium der Anthropophyteia S. 445ff.

Selbstverbrennung der erotisch Unbefriedigten. Das lange Anstarren der Kunden, die sich ganz nahe an die Seite der Zauberin setzen müssen, war vielleicht ein intensives Prüfen mit der Nase, so viel wie mit den Augen?

Geruchschlemmerei ist für die Südslavin — die mit so viel orientalischen Gelüsten bedachte — seit uralten Zeiten ein erotisches Hilfmittel von großer Wichtigkeit gewesen. Die eingewanderten Österreicher vertragen z. B. den durchdringenden, sich lästig anhängenden, um keinen Preis weichenden Geruch des Itrišah der vornehmen Bosnierin (aller vier Konfessionen älteren Datums) nur sehr schlecht. Aber dem Bosnier bedeutet er Wollust und lockende Genüsse par excellence. So auch der Duft des jarac (Bockgeruch) des Hammelfleisches (bezw. des Unschlittes, Fettes davon). Das ist so schön an allen diesen südslavischen Zauberkünsten, daß man hier die Urinstinkte noch so offen dekorativ zeigt: Aufreizung à petit feu, Werbung, Sinnlichkeit der Weiber, Brunstgelüste, Zudringlichkeiten und Cochonnerien der Männer! Ihr Liebeleben ist noch ganz zur Schau gestellte Gier und Wollust, bei der alles Gefühl nach hinaus drängt, nach einer bunten, flimmernden äußeren Gestaltung. Der Effekt ist echtes Bedürfnis. So wird dem heißen Südslavenblut ein Ventil geschaffen; die übertolle Leidenschaft kühlt sich in Glanz, Duft, Farbe und in allerlei Zauberspuk. Sollte wirklich so die Lebenmühe dieser noch gar sehr kulturarmen Völker leichter zu tragen gewesen sein? Nach der allgemeinen Unzufriedenheit (die die Bosnier so gern äußern seit der Schwaba da ist) zu urteilen, sollte man dies wirklich glauben. Das „Auge des Gesetzes“, das da überall hineinblickt und hineinstiert, hat ihr Liebeleben vielfach gestört, verdorben und verballhornt. Daher so mancher Groll.



## Der Einfluß der Ammenmilch auf den späteren Geschlechttrieb des Säuglings.

Von H. Enrique Brüning.

In den meisten, den besseren Gesellschaftklassen angehörenden Familien in Peru ernährt man die Säuglinge künstlich: sei es daß sich die Mütter aus Bequemlichkeit ihrer Mutterpflichten entziehen, sei es wegen Mangels an Milch; beide Fälle kommen wohl gleich häufig vor, nicht selten auch beide gleichzeitig. Gewöhnlich greift man dann zu der mit künstlichen Nährstoffen gefüllten Saugflasche, aber wo eine Amme zu haben ist, zieht man diese doch der Flasche vor.

Die Ammen hier in den Provinzen Lambayeque und Chiclayo gehören fast immer der indianischen und der schwarzen Rasse an. Beide Rassen liefern, in Folge der natürlichen Lebenweise in den unteren Volkschichten, kräftige und gesunde Nährmütter; neben der Ernährung ihrer eigenen Kinder, fehlt es ihnen nie an Milch, um auch noch ein fremdes zu befriedigen. Der so verschiedene Charakter dieser beiden Rassen, scheint sich durch die Milch auch auf die Säuglinge zu übertragen, namentlich auch was den geschlechtlichen Charakter anbelangt.

Mitunter findet man unter den erwachsenen Kindern einer und derselben Familie, eins oder mehrere, die sich von ihren Geschwistern durch ein geiles und wollüstiges Wesen auszeichnen: forscht man nun nach, so erfährt man meistens, daß diese Wollüstlinge als Kinder von einer Zamba (Negerin oder Mulattin) gestillt worden sind. Verschiedene meiner Bekannten, die diese Eigenschaft kennen, haben mir solches bezeugt. Desgleichen sollen sie später ihren Geschlechttrieb mit Vorliebe bei Individuen der Rasse zu befriedigen suchen, zu der die sie stillende Amme gehörte.

Praktisch wird dieser Trieb hier auch bei der Viehzucht ausgenutzt. Um nämlich Eselhengste zu züchten, die zum Zwecke der Maultierzucht Pferdestuten decken sollen, läßt man die männlichen Eselfohlen von einer Pferdestute säugen: der auf diese Art aufgezogene Eselhengst deckt dann nur Pferdestuten, und bekümmert sich fast garnicht um die Stuten seines eigenen Geschlechts.

---

## Ein skatologischer Rasseunterschied.

Von H. Enrique Brüning.

In den 1890er Jahren befand ich mich als Angestellter in der Zuckerrohrhacienda Laredo bei Trujillo. Aborte gab es damals dort noch nicht und wird es auch jetzt wohl noch nicht geben; wen die Not dazu zwang, verzog sich hinter das nächste Gebüsch, vergaß aber selten eine glühende Kohle oder ein sonstiges Feuerzeug mitzunehmen, um unter seinem Hinteren ein stark rauchendes Feuer anzumachen: es geschah dies, um die Moskitos und Stechmücken zu vertreiben, die eine besondere Vorliebe für die zarten, bei jener Gelegenheit entblößten Körperteile zu haben schienen. Des Nachts, wenn keine indiskreten Blicke zu fürchten waren, nahmen es die Leute nicht so genau, und jeder entledigte sich seiner Last, wo es ihm am besten paßte.

Wie ich nun eines Morgens aus meinem Wohnhaus trete, treffe ich dicht vor meiner Tür einen großen Fladen menschlichen Drecks an: 'n pankauken würde man ihn in meiner holsteinischen Heimat nennen. Mein Haus lag dicht neben der Fabrik, und da die meisten meiner Arbeiter Chinesen waren, so fiel mein Verdacht natürlich auf sie. In Folge meines Schimpfens auf die schweinischen Asiaten, erschien mein chinesischer Hausdiener, besah sich den Dreck mit Kennermiene und fällte dann in seinem gebrochenen Spanisch etwa folgendes Urteil: „Dieses, Herr, stammt niemals von meinen Landsleuten her: das ist ein Peruaner gewesen: der Dreck meiner Landsleute ist immer hart.“ Und mein Chinese sollte Recht behalten. Später habe ich gelegentlich auf dieses skatologische Rassenmerkmal geachtet und gefunden, daß die Exkremente der unteren Gesellschaftklassen der Küstengegend Perus immer eine breiige Konsistenz haben. Es muß dies von der Nahrung abhängen: besonders ist es wohl der starke Maisbiergenuß, der darauf einwirkt. An meinem eigenen Leib habe ich die Erfahrung gemacht, daß ein starker Chichagenuß eine laxirende Wirkung hervorruft.

## Das Geschlechtleben in Süd-Brasilien.

(Mit drei Abbildungen).

Riogrander Erhebungen von Hugo E. Luedecke (Porto Alegre).

### I. Die sexuellen Verhältnisse.

1. In dem ungeheuren Komplex, den die „Vereinigten Staaten von Brasilien" darstellen, mit ungeheuren Waldungen, riesigen Hochgebirgen, endlosen Camps bedeckt, von reißenden oder sich durch sumpfige Niederungen schlängelnden Flüssen durchschnitten, mit kleinen Ortschaften besäet, doch nur wenige Großstädte an den Küsten enthaltend, ist die Mischung der Nationen äußerst verschiedenartig, reichhaltig. Zu den Bugres (Indianerhorden), die noch heute sowohl im kultivierten S. Catharina als auch im unwirtlichen Matto Grosso hausen, in ganz Rio Grande do Sul (dem südlichsten Staate) aber heute als „zahme Bugres", ungefürchtet, dem Zauber der Zivilisation unterliegen, zu diesen gesellten sich s. Z. die einwandernden Familien aus Portugal und den Azoren und es erzeugten die Herren mit indianischen Mädchen jene unzähligen illegitimen Halbblutkinder, die heute die Campanha bevölkern oder in den Städten als nicht anerkannte Abkömmlinge reicher lusobrasilischer Industriellen oder Parteichefs als müßiger Pöbel in den Tag lungern oder der Prostitution oder dem Cachaça (Zuckerrohrbranntwein) ergeben und somit dem sicheren Untergange verfallen sind. Hierzu trat der Import afrikanischen Menschenfleisches, das in den ausgedehnten Plantagen fronen und den Lüsten der Besitzer dienen mußte, bis die übereilte Befreiung der Sklaven, die den Sturz des Kaisertums doch nicht aufzuhalten vermochte, die schon an sich „moralinfreie" afrikanische Indolenz zum Freiwild für die durch die Bande strenger Konvention in der Ausübung ihrer Triebe gehinderte portugiesische männliche Jugend der Städte machte. Im vorigen Jahrhundert fand schließlich eine ausgedehnte Immigration aller europäischen Nationen, besonders der deutschen und der italienischen (vor allem in Rio Grande do Sul) statt, aber auch Syrer und Araber ließen sich nebst Japanern nieder, sodaß die Mischungverhältnisse von Rassen und Nationen einen chaosartigen Charakter angenommen haben, dessen Einzelzüge nur durch die ethnologische Bestimmung der Typen erkannt werden können.

2. Unter den Frauentypen, die wir dermaßen von einander scheiden, lasse ich diejenigen der Indianerstämme fort, da mir hierfür die eigne Anschauung mangelt und eine umfangreiche Literatur[1]) hierüber ohnedies besteht. Ich beschränke mich um so lieber auf Erhebungen aus kultivierten Gebieten, als sich die bisherigen Forscher mit Feuereifer und ausschließlich den Naturkindern gewidmet haben, sodaß das Glauben- und Weisheitgut der halbkultivierten „villas“ (Ortschaften) und das Stück Tierheit, das unter der Oberfläche gesellschaftlicher „Politur“ schlummert, ganz übersehen, nicht beachtet ward.

Einen eigentlichen Unterschied zwischen Groß- und Kleinstadt kann man im Jahre, wo ich dies schreibe (1912), noch nicht ziehen; in 10 Jahren spätestens wird man scharfe Gegensätze sehen. Die „Kultur“ ist die noch gleiche, nur in entsprechendem Größen-Maßstabe. Auch hinsichtlich der Frauenschönheit, des Frauentypus, den ich in 3 photographischen Aufnahmen dem Leser vorführe.

Die anthropologisch niedrigste Stufe stellt der rein afrikanische Typ dar (Abb. 1). Sehr stark hervortretende Unterkiefer (Schnauzenbildung), scharf markierte Backenknochen, fliehende Stirn, dickwulstige Lippen, plattgedrückte Nase, Filzhaar, von 26 Jahren (etwa) an Hängebrüste, nicht selten hohe, nicht untersetzte Figur, dazu die tiefschwarze Hautfarbe, die bei den Mischlingen dann alle Abschattungen bis zum leisen Bronceton der „morena“ durchläuft, sind die charakteristischsten und augenfälligsten Merkmale. Irgendwelche Messungen der Schädelproportionen vorzunehmen, halte ich hierzulande für überflüssig, da einmal die Herkunft des betr. Negerstammes nie mit absoluter Sicherheit zu ermitteln ist und sodann die Abkunft des Individuums fast nie garantiert werden kann. Es sind fast alles „Kinder der Liebe“ d. h. der freien, und die meisten „Negerinnen“ würden wohl sehr im Zweifel sein, fragte man sie, ob ihr Vater — falls er feststeht — ein Neger oder ein „Mulatte“ gewesen. Was kann bei diesem Durcheinander die Messung an sicheren Tatsachen ermitteln?

Die Mischung von Weißen (auch so ein dehnbarer Begriff, bedenkt man z. B. die Unterschiede zwischen lusitanischem und germanischem Manntyp!) und Schwarzen nennt man hier Mulattin

---

[1]) Vergl. die betr. Werke Karl von den Steinens, Dr. v. Iherings (Sao Paulo) u. a.

oder (mit zärtlichem Beiton) „mulatinha“, für die der Vater meist ein Weißer ist (umgekehrt selten). Das zumeist lockige Haar ist tiefschwarz, gleich den lebhaft funkelnden Augen, die Haut von brauner oder gelblichbrauner Farbe. Hier finden sich oft entzückende Geschöpfe, deren stolzer, wiegender Gang in seiner natürlichen Absichtlosigkeit etwas ungemein Aufreizendes hat. Die sich mit den Jahren einstellende Neigung zu üppiger Fülle schafft ebenso Frauen von junonischem, die Männer bis zur Raserei betörendem Bau, wie Megären, die nur noch dem Fettfleck einer Brühe vergleichbar sind.

Die Mischung, die aus Bugre-Weib und weißem Mann erzielt ist, führt den Namen der „China“ (sprich „Schina“), deren Bild ich in der „Neuen Heimat [1]) brachte. Man möge dort das Nähere über den ethnologisch bemerkenswerten Typ nachlesen.

Abb. 2 zeigt uns eine Mischlingin, deren Mutter eine Bugrin, deren Vater ein Neger war. Es ist ein durchaus hübsches Mädchen, das nackt ein vollendetes Modell gäbe, insonderheit mit der graziösen Frisur, in der alle Mischlingmädchen geborene Künstlerinnen sind.

Nun denke man sich diese geschilderten 3 Typen und sie in den verschiedensten Abstammungstufen miteinander gemischt und allmählich immer mehr mit „weißem Blut“ versetzt, so gelangen wir zur „morena“, die sich von der Dame europäisch reiner Abstammung nur durch den leichten, kaum wahrzunehmenden und äußerst pikanten bräunlichen Hautton unterscheidet, von dem sich auf der Oberlippe ein kleines Fläumchen (südeuropäischer Herkunft) wirkungvoll (für Männeraugen) abhebt.

Das gleiche „Schönheitpflästerchen“ ziert auch viele Luso-brasilierinnen, die Töchter der vor vielen Jahren eingewanderten Portugiesenfamilien (Abb. 3). Wer sie kennt, wird verstehen, wie unendlich schwierig es ist, von ihnen eine Photographie zu wissenschaftlichen Zwecken zu erhalten. Sie wittern — bei der Veranlagung der männlichen Jugend des Landes, die sich in sagenhafter Anbetung, wie in schnödester Renommisterei vor der sämtlicher anderer Kulturstaaten auszeichnet —, stets Unrat bei solcher Bitte, die nicht selten gleichbedeutend sein kann mit der Bitte um die Hand des Fräuleins. Senhorita Cartier, die anmutige Tochter

---

[1]) „Neue Heimat“ revista illustrada para cultura social, sciencias naturaes e agricultura, Editor H. E. Luedecke, Porto Alegre, Rua da Alegria 49. Nr. 1. Januar 1912.

des Federaldeputierten Herrn Dr. Campos Cartier, war von solchen Bedenken frei und hat mir durch Herrn Photographen Calegari (Porto Alegre) ihr Bildnis für die „Anthropophyteia“ gütigst zur Verfügung gestellt. Die junge Dame führt, wie schon ihr Name sagt, französisches Blut, doch stark mit lusitanischem versetzt, sodaß der letztere Typ dominiert: die stark gewölbten Lippen, die mandelförmig geschnittenen Augen und die buschigen Brauen sind echte Kennzeichen der Lusobrasilierin.

Will man diese als Schönheittyp feiern, so muß man die jungen Mädchen ins Auge fassen: die 12 bis 16jährigen, die eine jungfräuliche Paraphilie und eine paraphile Jungfräulichkeit darstellen, für die die Welt ohne Gegenbeispiel ist. Der bis ins Detail ausgebildete Sinn für Chic, der gegen die Brasilierin die viel gerühmte Pariserin weit in den Schatten stellt, äußert sich bei diesen mit sehr vollen Brüsten und runden Hüften ausgestatteten Kindern in einem geradezu raffiniertem Luxus. Man stelle sich ein 13jähriges Ding in hocheleganter Robe vor, die doch nur wenig über die Kniee reicht, sodaß sich die von durchbrochenen Seidenstrümpfen umschlossenen Waden und die schmalen, in hochlappigen Lackstiefeletten trippelnden Füßchen dem Blick darbieten, mit kostbarem (der Vater hat sicher seine 30 bis 60 Mk. dafür berappen müssen) Hut auf dem kunstvoll toupierten Haar, das ein bleiches, durch Puder rosenrot gemaltes Gesichtchen umschließt, im Gang eine junge Fürstin, die die bewundernden Blicke der männlichen Passanten als ganz selbstverständliche und gewohnte Huldigung hinnimmt.

Mit dem 18. bis 20. Jahre — meist ist das Fräulein dann schon ein, zwei Jahre verheiratet — stellt sich eine Neigung zu sehr üppiger „Molligkeit“ ein, die durch den Toilettenluxus, mit dem der Gemahl sie umgibt, zum psychischen wie physischen Erregungmittel für jeden Beschauer — nun gar für den Tänzer! — wird. Mit dem 35. bis 40. Jahre ist die Rolle der jedem Wunsche unerreichbaren (wenigstens in der Mehrzahl der „Fälle“!) Sirene ausgespielt, während die schöne deutsche Frau ja erst jetzt ins wahrhaft „gefährliche Alter“ kommt.

3. Die Sitte und das Gewohnheitrecht spielen in jedem „neuen“ Lande (neu für die Kultur!) eine viel größere Rolle als in den alten Kulturländern, wo sich Geist und Lebenführung emanzipiert und invidualisiert haben. Um gleich ein schlagendes Beispiel anzuführen: der Ehebruch, der in „besseren“ Schichten des städtischen Europas von weiblicher Seite aus gang und gäbe und

sozusagen in aller Munde ist, sich fast in der allgemeinen Öffentlichkeit vollzieht, sodaß die Tagzeitungen spaltenlange Sensationprozesse und viele pikante Histörchen bringen können, ist im städtischen Brasilien von heute (1912) immer noch eine Ausnahme von der Sitte-Regel.

Die brasilische Dame unterwirft sich freiwillig der geheiligten Tradition eines strengen Sittenkodex, einem ungeschriebenen Gesetze, dessen peinlich genaue Befolgung der freien Europäerin als Sklaverei erscheinen mag. Aber eben dies „Sklaventum", das entfernt an orientalische Hareme erinnert, garantiert den eignen Willen der Frau zur Reinheit der Sitten und zur Treue und erhebt schon hierdurch die angebliche „Sklavin" zur Dona, zur Madonna des Hauses, rückt sie auf den Piedestal der Bewunderung und Verehrung nicht nur für den Gatten, sondern ebenso für die Allgemeinheit der jungen Männer, denen der Begriff „uma familia" den Inbegriff des Unantastbaren, des „tabu", enthält. Hören wir dafür ein Zeugnis aus der brasilischen Literatur selbst. Antonio Maria Pereira schreibt in Nr. 9 des 1. Jahrgangs (10. Sept. 1911) der literarischen, „der Jugend gewidmeten" Zeitschrift *„A Grinalda"* (erscheint in Bagé, Rio Grande do Sul) von der „brasilischen Frau" folgende treffende Worte:

„O Brazil é um immenso jardim phantastico, maravilhoso, unico. Terra de deslumbramento, um verdadeiro Eden.

„Não se descreve, porque o não permitte o assombro.

„A imaginação mais audaciosa de poeta não conceberia um aspecto dos menos grandiosos da natureza brasileira, nem um paisagista de genio obteria dar idéa de tanta magnificencia por mais variada e opulenta que fosse a paleta.

„D'esse eterno jardim portentoso, onde o crente pode ler melhor do que em qualquer outra terra terra, os prodigios de Deus, a flor mais preciosa é a mulher.

„Que adoravel conjuncto de qualidades excellentes é a mulher brasileira! Se Michelet a conhecesse, não deixaria de lhe consagrar um hymno, exaltando-lhe os encantos e as virtudes. Intelligencia, graça, ternura, bondade, dedicação, gentileza simplicidade, a mulher brasileira possue todos os atrativos nobres, E'uma creatura angelical.

„Inspira amor e infunde respeito.

„Nenhuma outra mulher a excede e poucas a igualam em dotes affectivos.

„Não ha mães mais amorosas do que as mães brasileiras esposas que tenham mais perfeita comprehensão dos seus deveres.

„O Brazil não é um pais de trabalho. A' mulher cumpre suavisar a vida ao homem, que não abandona a labuta diaria.

„E' admiravel como a mulher brazileira desempenha essa importante, missão a doçura, o carinho, o affecto que a põem no cumprimento d'esse dever.

„Para nós, portuguezes, a mulher brasileira possue um titulo especial, que muito a recomenda á nossa gratidão.

„Ella com o seu lucido espirito e com a sua bondade, não quer saber, nem participa de preconceitos de nacionalidade, de certos prejuizos, que ás vezes compromettem a cordealidade que deve existir nas relações entre povos irmãos.

„Isto bastaria para que tivesse direito a toda a nossa veneração.

„Teria de me alongar, se tentasse fazer o elogio completo desse extraordinario, desse primoroso, desse meigo e delicadissimo ente, que é a mulher brasileira—honra do seu sexo, ornamento o mais bello da sua patria.

„Não parece mulher; parece santa.

„Tenho uma filha brasileira: é o meu Anjo da Guarda."

Mir scheinen diese Sätze aufblickender Verehrung durchaus nicht übertrieben, bedenkt man, daß die Brasilierin eine ebenso elegante und verführerisch schicke Dame wie treffliche Hausfrau ist — eine Vereinigung von Eigenschaften, die die Deutsche nie oder sehr selten zu vereinen weiß. Die deutsche „Dame" wird selten eine haussorgende Mutter sein — und umgekehrt. Die Brasilierin „haucht uns Liebe ein und erfüllt uns mit Respekt", — man wird das Urteil begreifen, wenn man sich das Gewohnheitrecht, das sie umspinnt, in seinen Einzelzügen vergegenwärtigt.

Im Schoße der Familie und in deren strenger Hut wächst das Kind auf und reift im 11. Jahre zum Backfisch, dem die bewundernden Blicke der Männer folgen. Wie wir oben beschrieben, ist das junge Mädchen mit raffieniertem Luxus der Toiletten ausgestattet und diesen führt sie des Nachmittags, wenn sie in Begleitung von Freundinnen oder der Mutter auf der Hauptstraße auf und nieder promeniert, kokett paradieren. In Leipzig oder Berlin knüpfte sich an solche Promenaden ein Flirt oder eine ernsthafte Liebschaft an, die — besten Falls — mit der Verlobung endet, in Brasiliens „Großstädten" ist keine Annäherung junger oder älterer abenteuerlustiger Herren zu befürchten. Niemand wagte es, eine ihm gefallende unbekannte Dame anzusprechen, denn er könnte einer energischen „Abfuhr", des allgemeinen Volkunwillens, der sich sehr drastisch äußert[1]), und des nächten Polizisten sicher sein. Und selbst mit einer ihm aus der Gesellschaft persönlich

[1]) In Porto Alegre wurde ein Bond, der den Karnevalumzug durchbrechen wollte, von der Menge kurzerhand zertrümmert und in Brand gesteckt.

bekannten jungen Dame wird niemand einen Spaziergang wagen, sowohl weil das als höchst unschicklich gilt, als auch weil es einer Verlobung gleichkäme. Diese Anschauungweise geht so weit, daß ein junger Mann, der mit einem hübschen, ihm aber unbekannten Backfisch vom Fenster aus beredte Augensprache führt oder bei einem Ball ein junges Mädchen durch 4 oder 5 Tänze auszeichnet, als „verlobt“ erklärt oder gar von einem Bruder oder Vetter der Umflirteten kurzerhand aufgesucht und gebeten wird, sich entweder mit ihr baldigst zu verloben oder die Dame nicht länger zu kompromittieren. Es ist hier eben gar zu leicht, ein Mädel zu — — kompromittieren! Auf diese Weise, namentlich auf den Hausbällen, wo die Jugend von 3 oder 4 verwandten oder befreundeten Familien mit einander tanzt, kommen viele Verlobungen zustande. Oder ein junger Mann verehrt die schöne Unbekannte durch stundenlanges tägliches Promenieren vor dem Fenster; ihre Mama erkundigt sich nach den Verhältnissen, der Herkunft und den Aussichten des jungen Mannes, und lautet diese Auskunft zufriedenstellend und gefällt er, so zeigt sich die Erkorene lächelnd und Huld verheißend am Fenster oder auf dem Balkon, bis der Standhafte durch einen Mittler eine Einladung in ihre Familie erhält und die Werbung ihren rein platonischen, oft sogar ohne Kuß, Fortgang nimmt. Die öffentlich annoncierten Brautleute haben ebenfalls nichts „Reelleres“, als vorher von einander, und die „Muß“-Heiraten Europa's gehören hier zu den Seltenheiten.

Wie leicht der Ruf eines jungen Mädchens in Brasilien untergraben ist, erhellt aus folgender, etwa ein Jahrzehnt zurückliegender Begebenheit. In Porto Alegre waren in der Familie eines ausgezeichneten Beamten 3 schöne Töchter, die, wie die Mehrzahl ihrer hiesigen Altergenossinnen, der Onanie sehr ergeben waren. Eines Tages schob sich die eine einen sehr dicken Gegenstand in die Scheide und keilte ihn dort so fest ein, daß ihn weder sie noch ihre Mutter herausbrachte und man einen Arzt rufen mußte. Der befreite zwar seine Patientin, hielt aber den Mund nicht und erzählte im Vertrautenkreise, daß „eine Tochter des Herrn X.“ — den Vornamen nannte er nicht — das und das getan habe. So kamen, da der Klatsch das Faktum weiterkolportierte, alle 3 Schwestern in Verruf; man sagte sich: wenn das Mädel schon jetzt so geil ist, wird es in der Ehe nichts taugen. Der Bräutigam der einen löste sein Wort, die zweite, die einen

jungen Mann liebte, der sich aber nun von ihr abwandte, nahm sich das Leben, und die dritte wurde gleich der andern alte Jungfer.

Daß das Mädchen, das körperlich rein in die Ehe tritt, dies auch in seelischer Hinsicht sei, ist eine wohl verstiegene, utopistische Ansicht, jenseits wie diesseits des Ozeans. Ich möchte die jungen Dinger in Brasilien seelisch sogar noch für „verderbter" werten d. h. für lüsterner, neugieriger, eigner Befriedigung zugetaner als ihre europäischen Schwestern. Der Realist wird daran keinen Anstoß nehmen, vielmehr gern den „Erlöser" spielen. Hinzu kommt die Tatsache der mangelnden, schwächeren Individualisierung der brasilischen Mädchenpsyche: es kommt ihr weniger auf den „wen" als auf das „was", d. h. mehr auf das Faktum, die Heirat mit der hierdurch gegebenen Revolution ihres Mädchendaseins und der Neuheit von Pflichten an. Sie zeichnet nicht selten zwei Bewerber gleichmäßig aus und gibt sich dem ersten, der den entscheidenden Schritt bei den Eltern tut, zu eigen, — wie sie es eben auch bei dem andern getan hätte, und wird A. die gleiche gute Hausfrau und Buhle, wie sie es B. geworden wäre — ein primitives psychisches Stadium, das man als „Kulturneuheit" bezeichnen könnte.[1])

Nicht vergessen darf man hierbei, daß die Koketterie durch den von den Eltern gewährten Toilettenluxus großgezogen und von der auf schöne Töchter stolzen Mutter auf jede Weise begünstigt wird; daß aber Koketterie leicht ihre Grenze findet in einem Lande, wo Kompromittierungfurcht zum legitimen Abschluß drängt. So kann ein Mit-jedem-Herrn-Kokettieren dem Backfisch leicht eine ungeahnte, doch nie abgewiesene Überraschung bringen (womit das Vorhandensein wahrer und treuer Liebeheiraten nicht geleugnet werden soll).

Ein Wunder will es dem Europäer scheinen, daß die auf solcher Basis abgeschlossenen Ehen (mit geringen Ausnahmen) einen sehr glücklichen Verlauf nehmen. In Deutschland würde eine solche „Dutzendehe" zweifellos ohne Betrug nicht möglich sein.[2]) Hier tritt das Undifferenzierte in der Psyche der Brasilierin rettend ein, verstärkt durch den Codex der Gesellschaftmoral. Die Frau ist durch das Herkommen ans Haus gebunden, sie verläßt es zu Einkäufen und Promenaden vormittags allein, nach-

---

[1]) In Deutschland schölte man dies die „Dirnennatur des Weibes" — hierzulande eine gröbliche Verkennung des kulturellen Entwicklungstadiums. — [2]) Die sogen. „unverstandene" Frau.

mittags in Begleitung einer Freundin, Verwandten oder eines Verwandten, abends — zu Theater- oder Cinema-Besuch — aber fast nur in Begleitung des Ehemanns, der Schwester oder der Kinder. Was abends nach 9 Uhr an weiblichen Wesen allein auf der Straße patrouilliert, ist „Freiwild". Ein Kind ist der Dame hinreichender Schutz.

Im Hause ist die Brasilierin die Königin, die die Dienstboten kommandiert, die Speisenfolge usw. bestimmt, und ihre Wünsche, die zumeist nie etwas Tyrannisches, sondern vielmehr die Vernunft eines größtmöglichen und doch mit Ökonomie verbundenen angenehmen und behaglichen Lebengenusses enthalten, werden gern und bereitwillig vom Gatten erfüllt, dessen Würde als Oberhauptes, Ernährers und Erhalters stets gewahrt bleibt, wie z. B. der Handkuß, mit dem selbst erwachsene Kinder Vater und Mutter begrüßen, noch in vielen, auf die Erhaltung ererbten Gewohnheitrechtes bedachten Familien gebräuchlich ist. Die Despotie eines so entzückenden, von jähen Stimmungwechseln verschonten Geschöpfes, wie die der Brasilierin ist leichtlich zu ertragen, schon deshalb, weil — wie oben ausgeführt — die gute Hausmutter elegante Dame bleibt, mit der sich öffentlich zu zeigen dem Gatten den Neid anderer und damit sich selber stolzes Amüsement schafft.

Verständnislose Durchreisende und befangene Ausländer haben oft gerügt, daß die brasilische Damenwelt lange Stunden, oft schon am Vormittag, aus dem Fenster lehne. Bekanntlich darf man eine Fremderscheinung aber nicht moralisch und von der eigenen ethischen Erziehung aus werten, sondern man muß sie kausal d. h. aus den Bedingungen des andersartigen Milieus, aus Klima, Rasse usw. begreifen. Die Tropennatur bringt es mit sich, daß man der peinlichen Sorgfalt des europäischen Haushalts (Spötter sprechen sogar vom „Reinlichkeitkoller") hier nicht das gleiche Gewicht beilegen kann. Allerlei Schädlinge und Parasiten sind einfach unvertreibbar: die Ameisen dringen bis in Vorratschränke und schleppen in langen Zügen, die sich nach jeder Vertilgung erneuern, die leckere Beute weg; ohne Schwaben („Russen") ist kaum ein Haus denkbar, und Millionen von Fliegen beklexen in wenigen Stunden die frisch geputzten Fenster. Aus den Gärten laufen — selbst in der Großstadt — Schlangen in die Häuser, dies Land ist die gesegnete Heimat aller Arten von Spinnen. Man sieht: schon die Natur schafft hier einer „rein" deutschen Hausfrau die mannigfaltigsten Schwierigkeiten. Hierzu kommt

der Umstand, daß sich das Leben im Süden viel mehr auf der Straße als im „home-castle“ abspielt. Der Straße gilt das Hauptinteresse, sie ist die Verkehr-, Besuch- und Unterhaltungquelle. Das Intime der deutschen Häuslichkeit fehlt dem Tropenhause — es ist auch sehr oft (sofern es echte „Luso“-Familien sind) nicht von Gardinen verhangen, sondern bietet dem Passanten freien Einblick und stellt so gewissermaßen eine Fortsetzung der Straße [1]) dar. Auf eine geschmackvolle und stilisierte Inneneinrichtung legt man deshalb nicht so viel Wert als in Europa's Städten. Damit sind auch die häuslichen Pflichten der Brasilierin wesentlich erleichtert und eingeschränkt. Ist es schließlich nicht auch ein Zeichen häuslichen Sinnes, daß sie — statt herumzuflanieren — die viele ihr verbleibende Zeit an den Fenstern ihres Hauses verbringt? Natürlich dürfen wir nicht verkennen, daß sowohl die echt südländische Neugierde als auch die Neigung, die eigene Schönheit und den eigenen Luxus der Öffentlichkeit zu zeigen, mitspricht; denn unfrisiert und nicht in „Gala“ wird keine Dame aus dem Fenster lehnen.

Den Toilettenluxus der Dame begünstigen mehrere Umstände. Zunächst: der einheimische Herr, sofern er sich der herrschenden Partei angeschlossen hat, verdient leicht und gut. Ferner: seine gewisse feministische Richtung, die mit dem Weibe einen Kult treibt (ich spreche von den oberen und mittleren Bevölkerungschichten), läßt ihn von selbst den Käfig, in den das Gewohnheitrecht sein Täubchen sperrt, vergolden und schmücken; eine gewisse Indolenz, die ein Produkt des Südens ist, erlaubt ihm oft nicht, einen von der „bessern“ Hälfte geäußerten Wunsch abzuschlagen. Und schließlich ist die Ernährung mit den billigen, aber vorzüglich schmeckenden schwarzen Bohnen und Reis keine kostspielige Sache; eine deutsche Handwerkerfamilie lebt im Vergleich zu hiesigen Verhältnissen oft geradezu luxuriös. So erklärt sich, daß unsere hauptstädtischen Arbeiterinnen der Tabak- u. a. Fabriken in eleganten Miedern und auf Lackstöckelschuh'chen zur Arbeit gehen — in der Toilette verrät sich ihre Armut gewiß nicht.

Das brasilische Gewohnheitrecht zielt auf eine möglichst umfassende Trennung der Geschlechter ab. Deshalb bilden die Begriffe „geral“ und „para familias“ die Gegenpole. Beispielweise

[1]) Trotzdem für jeden Fremden ein tabu! Mögen die Fenster und die Türe weit geöffnet sein und mag der Lampenschein jede Ecke verraten, — niemand wird wagen einzutreten, ohne bekannt oder im Auftrag zu sein.

ist in dem portoalegrer Café Colombo das „allgemeine“ Café das Souterrain, der zu ebener Erde gelegene Erfrischungraum (vollständig offen, ohne Türen), in den nie eine Familie, nie etwa zwei Damen gingen. Diese suchen vielmehr, weil nur das eben schicklich, die 1. Etage auf, von dessen Balkonen man herab auf die unten sitzenden Scharen junger Männer blickt, die natürlich auch das Recht haben, an den Tischen der 1. Etage Platz zu nehmen, aber — das ist das Bezeichnende! — es wird niemand wagen, sich an einen von zwei Damen oder von einer „familia“ besetzten Tisch zu setzen, selbst wenn noch 3 oder 4 Plätze daran leer stehen und alle obigen Tische voll besetzt sind. Eine Achtung der Heiligkeit der Familie, die wohl einzig in der Welt dasteht und bewunderungwürdig ist. Wir erwähnten schon, daß das Promenieren und Begleiten auch bekannter junger Mädchen fortfällt, und so geschieht es, daß die Verlobten nicht selten einander innerlich wenig bekannt in die Ehe treten, deren — wie wir schon sahen — in der Regel glückliches Verlaufen der undifferenzierten brasilischen Weibpsyche zu danken ist.

Freilich ist auch hierzulande keine Regel ohne Ausnahme, und der Gewohnheit-Rechte Schranken werden vom individuellen Temperament durchbrochen. Nur daß diese Ausnahmen einen bei weitem geringeren Prozentsatz als in Europa, zur Skandalchronik liefern: die schöne, üppige Witwe mit ausgedehntem Besitz, die der Freiheit und der heranwachsenden Töchter halber nicht wieder zur legitimen Fesselung schreiten will, dafür sich an einem Liebhaber nach dem anderen schadlos hält (die aber ihren Ruf schädigen), die zärtlich veranlagte Gattin des Agenten, der viel auf Reisen ist, die hübsche Ehefrau eines kleinen Beamten, die ihren Luxus von dem Gelde eines Liebhabers bestreitet, das junge Mädchen, das der Leidenschaft ihres Verlobten nachgibt, sind bekannte Vorkommnisse. Aber eben dies Bekanntsein der Namen verbürgt zugleich die relative Seltenheit.

Hinsichtlich des letzterwähnten „Falles“ (der Verlobten) lohnt sich ein kurzer Blick auf das brasilische Gesetzbuch. Es zieht die Grenze des Schutzes für die Jungfrau bis zum Mündigkeitalter d. h. bis zum 21. Lebenjahre, ist also bedeutend strenger als z. B. das Deutsche. Wer eine Jungfrau unter 21 Jahren verführt, hat die Wahl, entweder in die cadêa (Gefängnis) zu wandern oder sie zu heiraten. So mancher, der die Ehefessel scheut, flüchtet (bei dem Mangel jeglichen polizeilichen Anmeldezwanges ein leichtes);

mancher aber, der in guter Position steht, zieht doch die Heirat vor. Man kann sich denken, daß die Aussicht dieses Dilemmas, worin die Behörden mit (sonst seltener!) Strenge vorgehen, der allerbeste Schutz der Jungfräulichkeit ist, selbst wenn sich diese noch so naiv oder bewußt entgegenkommend zeigt.

Von dem Gewohnheitrecht der oberen weißen Kaste ist auf die farbigen Mädchen und Frauen so manches „abgefärbt". Im Laufe der Jahre. Aus der ehemaligen Sklavin, die den Lüsten des Herrn oder seiner Söhne preisgegeben war und auf Befehl mit einem beliebigen kräftigen Kerl gepaart wurde, ist eine Frau und selbstbewußte Bürgerin geworden, die auch ihr Lieben nach eigener Wahl gestaltet. Hinsichtlich dieses möchte ich zwei Kategorien unterscheiden. Die eine sind die farbigen „creadas" (Dienstmädchen), die im Anschluß an ihre lusitanische Herrschaft deren Sitten angenommen haben. Sie lassen den Schatz nicht „zur Kammer ein", sondern unterhalten mit ihm ein Liebegeflüster hinter dem vergitterten Fenster stehend oder im Torweg, ohne daß es dabei zu anderem als eben zu Worten käme, bleiben Jungfrau bis zur Ehe, in die sie sich musterhaft einpassen. Die andere Kategorie, mehr ungebundenen Temperaments oder in der Sittenstrenge verunglückte Existenzen, huldigen zwar nicht der „wilden", aber der freien Liebe. Sie leben mit dem Erwählten frei, als Weib und Mann, ohne den Segen des Staates[1]) zusammen: „amisada" (Freundschaft) und müssen nur zu oft die betrübliche Erfahrung machen, daß der „Freund" ein flatterhafter Gesell ist, der zwar von den Einkünften der fleißigen costureira (Näherin) mitgenießt, sie aber mit andern pardas (braunen Schönen) betrügt. Die Verratene unternimmt dann fast regelmäßig den üblichen Selbstmordversuch mit kerozene (Petroleum) oder irgend einer Essenz, von denen die landsprachliche Presse fast täglich Beispiele meldet. Wird sie — wie in der Mehrzahl der Fälle — gerettet, so findet sich bald ein amigo, der von einem dritten, vierten abgelöst wird, bis — die Enttäuschte reif zur Prostitution ist. Genau der gleiche Werdegang wie der des deutschen „Verhältnisses!"

Immerhin herrscht in den schlichten Bretterbuden, in denen die braunen Plätterinnen, Wäscherinnen, Näherinnen usw. — die Miete beträgt mais ou menos 20—25 Milreis mit ihrem abends

---

[1]) Oft mit kirchlicher Trauung, die allein juristisch ungültig ist, dem schlichten Mädchen des Volkes aber, das vom zivilen Recht keine Ahnung hat, genügt, um die Sanktion „lebendiger Stunden" zu erhalten.

von der Arbeit kommenden carosseiro oder Taglöhner hausen, verhältnismäßig viel Zufriedenheit. „Glück im Winkel“. Die Farbige ist von Natur zärtlich veranlagt, sie betreut und bemuttert ihren Schatz, opfert sich nur zu gern seinen Begierden, und zwar mit einer neckischen, doch nie unzüchtigen Hingabe, und feuert ihn zu weiteren Liebetaten mit dem nationalen Schnaps-Eiertrank[1]) an. Des Sonntags, schön bleich oder rosenrot gepudert (gleich den weißen Damen), fahren sie mit dem Geliebten in einen Vorort oder Sonnabend abends zu einem der „Bälle“ (darüber weiter unten).

Zwei Spezialitäten muß ich hierbei erwähnen. Die eine sind farbige oder helle Mädchen, die mit einem Ausländer — nicht selten einem Deutschen — „befreundet“ zusammenleben. Ihre Freunde sind oft brüchige Existenzen, die jedoch nicht selten leidlich verdienen und von diesem Verdienst $^{3}/_{4}$ ihrer Geliebten für Putz und Luxus opfern, das andere Viertel vertrinken (in Schnaps, da das Bier — per Flasche etwa 75 Pfg. — zu teuer und nicht schnell genug berauschend ist). Die andere Kategorie, bedauernswerter, sei durch folgendes Beispiel illustriert: Den Keller eines Hauses der Rua Senhor dos Passos zu Porto Alegre hatte 1912 ein Portugiese gemietet. Hier hauste der Sohn Portugals mit zwei farbigen Mädchen (Schwestern) und deren einem Kindchen. Die Mädchen hatten freies Logis und täglich eine Portion weißer und schwarzer Bohnen, ab und zu auch einen wenig frisch „duftenden“ Fisch. Dafür mußten die Schwestern ihrem „Wohltäter“ nachts beide dienen, bis sie dieses Sklavenleben eines Tages überdrüssig wurden und davonliefen. Es ist sehr häufig, daß sich der Einwanderer aus Portugal in Brasilien eine Farbige zur „Freundin“ anschafft, mit ihr lebt und schließlich mit dem gemeinsam ersparten Gelde plötzlich zu den heimischen Penaten zurückkehrt. Die „pedechumbo's“ (Bleifüße), wie die Portugiesen genannt werden, sind denn auch hierzulande wenig beliebt.

4. Ein sehr dunkles, doch sozial überaus wichtiges Kapitel ist die Prostitution in Brasilien. Sie ist durch die oben geschilderte Abgeschlossenheit der Familie, die Exklusivität der „anständigen“ Mädchen, für das männliche Jungvolk eine sexualhygienische, leider eine ebenso ästhetisch unschöne wie auch gefahrvolle Notwendigkeit, da eine gesunde Dirne zu den Seltenheiten gehört, schon weil die Mädchen die Gonorrhoe hinhängen lassen und

[1]) Gemmada.

sich geheilt glauben, sobald der hauptsächlichste Ausfluß nachgelassen hat. Aus diesem Umstande können zwei Männer am gleichen Tage die gleiche mit veraltetem Tripper behaftete Dirne besuchen und dabei doch der eine gesund bleiben, je nachdem sich das Mädchen im Reizzustande befunden hat. Die „tripperfesten“ Mädchen, die vor immerwährenden Gonorrhoen garnicht wissen, daß sie krank sind, und, von einem Infizierten zur Rede gestellt, die beleidigte Unschuld sind, reden im besten Glauben. Sie sehen vielmehr als Ursache einer männlichen Tripperkrankung an, wenn der Mann, nach dem coitus aus dem Bett steigend, auf den Erdboden tritt (statt in die Pantoffeln oder auf den Bettvorleger) — gewissermaßen also eine sexuale „Erkältung“. (Porto Alegre, 1911). Ich erlebte die ungeheure Aufregung, die hier entstand, als Ehrlich-Hata's „606“ eingeführt und von den Ärzten (nicht zu billig!) injiziert ward. Denn die Syphilis mit ihren das Gesicht mit Narben entstellenden Folgen ist ja in ganz Südamerika etwas ungemein Gewöhnliches. Die angesehensten Männer der Stadt, vom schier allmächtigen Zeitungverleger bis zum Empregado eines Armazems, holten sich bei dem Ehrlich'schen Mittel Hilfe, „606“ wurde eine Zigarettensorte benannt, ein Witzblatt, das sich auftat und noch heute floriert, nennt sich „606“. Es ist also die Prostitution für den jungen Mann, sofern er noch nicht ehereif oder ehefeindlich oder unentschlossen ist, eine gefahrvolle Notwendigkeit. Hier heißt die Alternative: Ehe oder — Prostitution. So mancher Vater, der einen nicht ehe- aber geschlechtfähigen Sohn besitzt, sorgt daher für den 14jährigen, indem er ihm eine Dame auf deren Gesundheit ausprobiert, sie oft sogar aushält. Minder sorgfältige Väter drücken dem 14jährigen einen 10 Milschein in die Hand und raten ihm, mal eine puta zu besuchen. Die Jugend ist hier ja so frühzeitig geschlechtreif.

Der Prostitution der mittleren und großen Städte darf man eine Zusammensetzung aus etwa 30 % Lusobrasilierinnen, 50 % Farbigen (von der Negerin bis zur morena), 15 % Italienerinnen, Spanierinnen, Portugiesinnen, und Argentinerinnen und 5 % Deutschen zuschreiben. Gerade die letzteren sind (leider!) zumeist das ethisch niederste Element. Die deutschbrasilische Hure verdient ihren Besuchern gegenüber offen, sie zeigt, daß sie auf Verdienst aus ist, fragt vorher, was der Besucher zahlt usw., während die Lusobrasilierin auch als Hure Dame bleibt: den Besucher mit vollendeter Höflichkeit einlädt, näher zu treten, ihm

liebenswürdig Platz anbietet, mit ihm Konversation macht und wenn er — als ängstlicher Ausländer etwa — vor dem Akt nach dem Preise fragt, ihn lächelnd bedeutet: „wie der Herr geben will.“ Durch solche Zartheit der Behandlung eines im Grunde häßlichen und beschämenden Handels erzielt sie natürlich (aber absichtlos!) die doppelte Einnahme, wie das deutsche Wollustgeschöpf. Nichts ist widerwärtiger als eine Landsmännin auf so tiefer Stufe zu sehen, zu der eine Eingeborene nie herabsinken wird. Zwei Typen: eine deutsche Blondine, hübsch, aber verwüstet, teils mit Madonnenlächeln, teils mit Medusenantlitz, in den Klauen einer brasilischen Kuppelmutter. Sie mag nicht die Landsprache sprechen, trotzdem sie von Brasiliern viel Zulauf hat; verlangt 5 Milreis Bettmiete, 10—20 Milreis für den Akt und dann ein Trinkgeld — im voraus; nach höchstens 5 Jahren abgewirtschaftet. Was dann? Die zweite, Candida Pf. . . . . ., aus São Leopoldo, in einer bekannten Puffstraße zu Porto Alegre wohnhaft, ihrem Mann entlaufen, geschieden, Mutter einer schönen (von ihr getrennten) Tochter, zur Zeit von X. Y. Z. schwanger (erträgt des Unbekannten Frucht mit Gleichmut), spart tüchtig und hat sich von ihrem Gewerbe bereits 5 Häuser kaufen und Geld auf die caixa (Sparkasse) tragen können. Sie kennt den „germanischen“ Durst (und seine Folgen) und hat Bier im Hause, was bei einer lusobrasilischen Puta nie der Fall, wodurch der Akt an Unbefangenheit des Zweckes nur gewinnt. Die Herrschaften aus São Leopoldo, einem nahen Städchen, frequentieren sie, so oft sie zur capital reisen. Der Urtyp einer deutschen Kuppelmutter ist Ida in Porto Alegre, ein gemütlicher Drache, der in seinen wahrhaft elegant eingerichteten Salons Huren aller Art, darunter stets einige Deutsche, beherbergt. Die Preise sind hier hoch: 1 Flasche Bier 1 Milreis, die Nacht nie unter 20—30 Milreis. Auch junges Blut, farbige Fabrikarbeiterinnen und dergl., wird hier verschachert. Wer aus der Kolonie nach Porto Alegre kommt, wird Frau Ida nie übergehen. Daß die Verhältnisse im Norden wenige oder fast keine Deutsche, dafür desto mehr Negerinnen oder dunkle Mulattinnen beherbergt, wird jedem ein Besuch in Pernambuco und anderswo in den Nordstaaten klarmachen. Schon in Rio Grande beschränkt sich das deutsche Element in der Prostitution auf etwa 2 %.

Unter den Prostituierten lusobrasilischer Abkunft finden sich nicht selten Gestalten von wahrhaft berückendem Zauber, der

unwiderstehlich würde, trügen die schönen Gesichter nicht den Stempel der Verwüstung (auf manche Männer jedoch übt das sadistische Gefühl, einen schönen Garten vollends zu zerstören, einen besonderen Reiz aus). Zwei Typen auch hier: der eine: Augusta, 2 Häuser entfernt von gen. Candida, mit noch einer anderen Volkgenossin zusammenwohnend, sehr groß und sehr üppig, kohlschwarze Augen und Haare, lange, leicht an der Spitze gebogene Nase, die Brauen an der Wurzel fast zusammenstoßend, lebhaft und temperamentvoll (sie greift gern nach dem membrum des Besuchers, was die Indianerabkömmlingin nie tut), animiert den Gast nie zum Bleiben, doch stets von liebenwerter Freundlichkeit, fast burschikos übermütig. Der andere, vornehmere Typ, ist ebenso groß und ebenso üppig, rassig in jeder Bewegung, mit pikant raubtierartig vorgeschobenen Kinnbacken, diskret nach Parfüm duftend und „interessant" gepudert, nimmt den Besucher nur nach bestelltem Rendezvous in ihrer an der Hauptstraße gelegenen und mit Balkon und hübschem Schlafgemach versehenen Wohnung an, — ganz grande dame. Daß die reichen Ausländer und heimischen capitalistas diesen Typ bevorzugen, ist ihnen nicht zu verdenken.

Die farbigen Prostituierten variieren in ihren Typen unendlich. Man findet ebenso die gut konservierte mulatta, die, im „gefährlichen" (nicht für jeden!) Alter, an übermäßiger Korpulenz nicht Mangel leidet, doch Füßchen zeigt, die zu dem fettgepolsterten Leib in zierlichem Gegensatz stehen, die in behaglichem Schlafgemach immer noch die farbige dona repräsentiert, wie die völlig verkommene, durch Krankheiten zerrüttete und sich für einige Groschen (oder in der Trunkenheit kostenlos) hingebende Farbige. Ebenso die ebenmäßig gebaute Schlanke in den 20er Jahren, die mit einer Genossin das Bretterhäuschen bewohnt und hier nach einander ihre Besucher empfängt, denen sie sich, Scherzlieder des eigentümlich temperamentvoll-melancholischen Tonfalls singend, schäkernd auf den Schoß setzt, sich ihnen im dürftigen Bett — trotz der Käuflichkeit ihrer Liebe — mit echter Wollust preisgibt[1]) wie das Abbild aus Hamburger u. a. Seemannbordellen (Rua General Paranhos, Porto Alegre — die berüchtigten Häuser, eine gleich verrufene Straße in Rio Grande usw.).

Daß die sozialen Verhältnisse, unter denen die brasilische Prostitution lebt, bedeutend leichter und besser sind als die der

[1]) Diese von keiner Heuchelei umkleidete, vielmehr natürliche Erregbarkeit der Mulattin macht sie selbst für blasierte Europäer begehrenwert.

europäischen, ließ schon das oben angeführte Beispiel jener Candida Pf. erkennen. In Deutschland z. B. wird es selbst einer besseren Demimondaine nur selten gelingen, zu Vermögen zu gelangen. Natürlich — gegen Altern und Kranksein ist auch für die brasilische Prostituierte kein Kraut gewachsen. Der Verfall der sexuellen Anziehungkraft ist in der ganzen Welt gleichbedeutend mit sozialem Niedergang. Doch in der Zeit, die diesem vorangeht, in der Blütezeit wird der brasilischen Prostituierten fast nie jenes Sklavenlos beschieden sein, jene entwürdigende Viehkäuferanschauung, jenes Gefangenenschicksal der deutschen Hure, das ich in meinen „Deutsche Bordellgassen"[1]) schilderte. Schon das Prinzip des Einfamilienhauses, das in Brasilien fast durchgängig besteht, erleichtert der „puta" eine menschenwürdige Existenz. Entweder hat sie das Haus oder die Hütte allein für sich oder sie teilt sich mit einer „Kollegin" in Logis und Miete. Sie ist nicht wie in Mitteleuropa auf das möblierte Zimmer und damit auf eine launische, boshafte Wirtin oder einen Sklavinnenhalter angewiesen — ein großer Vorteil. So lange sie die Miete zahlt — meist besorgt dies „Ehrenamt" ein besonders Bevorzugter nur zu gern für sie — hat der Hausbesitzer kein Recht, seine Mieterin an die Luft zu setzen. Hinzu kommt die südländische Indifferenz der Polizei, die die Moral erst dann für gefährdet ansieht, wenn sich etwa zwei rabiate Nebenbuhler mit den Messern bearbeiten, kurz: sobald Blut fließt, ein Hilferuf erschallt oder eine Liebekranke kerozene verschluckt hat. Das russische „gelbe Billet" oder das deutsche Kontrollbüchlein existieren in Brasilien — man kann nur sagen: gottlob! — nicht. Schließlich sei auch der Leichtigkeit des hiesigen Umgangtones gedacht, der selbst Zoten in das Gewand anmutigen Scherzes kleidet und direkte Gemeinheiten — ihr Fehlen ist dem Folkloristen schwerlich verhaßt — vermeidet, vielmehr nicht kennt. Das Stundenliebchen wird nicht zur Hure, ausgenommen dem unbeliebten reichgewordenen deutschen Plebejer oder dem niederen Hafenarbeiter.

5. In den Momenten der sexuellen Anlockung spielt hierzulande der Geruchsinn eine große Rolle. In den oberen Schichten strömt die Dame Wolken von Parfüm aus (nicht selten Patchouli), die farbigen (Negerabkömmling-) Mädchen den Negergeruch („catinga"). Letzterer ist ein eigentümlich ranzig-süßlicher Geruch,

[1]) Beiwerke znm Studium der Anthropophyteia, 4. Bd. (Leipzig 1911), p. 266 ff.

der der China, der Bugertochter, fehlt und sich auf die Töchter Afrikas beschränkt, doch hinauf bis zur eleganten Mondaine, in deren Familie sich, vielleicht vor vielen Jahrzehnten, einmal Negerblut verirrte. Eigentümlicherweise nahm ich diesen catinga, trotzdem ich viel davon hatte reden gehört, erst wahr, als ich schon $^3/_4$ Jahre im Lande war. Ich saß im Bond, eine Bank vor mir eine junge Negerin, und der Wind wehte dem fahrenden Wagen entgegen; da traf mich die Duftwelle, die ich mit Befremden einsog, doch ohne besonders unangenehmes Empfinden; seitdem bin ich für catinga förmlich sensibel geworden. Ob es anderen Europäern gleichermaßen ergangen, weiß ich nicht, denn es wäre nicht unmöglich, daß sich im Tropenklima das Geruchvermögen verfeinert. Verschiedene leidenschaftliche Passionen zwischen Europäern und farbigen Frauen, über die die Gesellschaft die Köpfe schüttelt, mögen ihren Urgrund in der Geruchsphäre haben.

Im strikten Gegensatz zu dem eleganten Geschmack der vornehmen Lusobrasilierin, die z. B. im Hochsommer von der Hutfeder bis zu den Strümpfen und Schuhchen in blendendes Weiß gekleidet geht, steht die Farbenfreudigkeit des farbigen Mädchens, die den Europäer oft mit Befremden erfüllt, sicherlich aber ebenfalls als Anlockungmittel fungiert. So sah ich z. B. dieser Tage ein junges hübsches Mulattenmädel, das in folgender Farbenkomposition tänzelnd ging: weiß die Hutfeder, der Bluseneinsatz und die Schuhe, schwarz der Hut und der breite Rocksaum aus Samt, gelbbraun die Haut des Gesichts und der Arme, grün die Bluse, ziegelrot der Rock. Mir kamen diese farbigen Disharmonien schließlich garnicht so undelikat vor, und dem Farbigen sind sie der Gipfel der Aesthetik. Andere Länder — andere Farben.

Der Tanz hat sein Charakteristicum als sexueller Stachel in Brasilien sehr getreu bewahrt, sofern man von den schematisierten Tänzen der mondainen Gesellschaft absieht und die Nationaltänze, vor allem den Matchiche („maxixe"), betrachtet. Die Gelegenheit dazu ist, wenigstens in den größeren Städten, nicht so häufig, wie sie der Folklorist wünschen möchte. Eines Teils findet dieser Nonplusultra-Tanz partikular (privat) statt, sodaß man ohne persönliche Beziehungen keinen Eintritt zu dieser „Familia"-Sache findet, anderen Teils erfährt man von den verborgenen Amüsements der Ehemänner — sie laden ein Dutzend Dirnen ein und veranstalten gemeinsam das geheime Arrangement — nichts. Ich sah den „maxixe" das erste Mal 1911 in Porto Alegre's nicht gerade sehr

angesehenem Vergnügunglokal „Eldorado". Die Tanzenden bestanden aus hochelegant frisierten und recht chick gekleideten Dirnen und ihren Zuhältern. Jeder Hans hatte seine Grete also, und mein unvorsichtiges Annähern hätte mir beinahe einen Schnitt mit der navalha, dem Rasiermesser, das diese Gentlemen stets bei sich tragen, eingebracht. Die Entrada für Zuschauer und Tänzer betrug 5 Milr., die Damen — frei. In ihren buntfarbigen, seidenen oder kattunenen Roben hingen da die Dirnen ihren Tänzern an der Brust und schwebten in wilder Grazie jene tollen Pas, die zurückgeneigten Nacken, die Fülle der Brüste, dann wieder vorgeneigte Brust, die Üppigkeit der Arme zeigen lassen. Dazu diese Musik, die eine Wollust in Tönen ist, dieser Tanz, der die Orgie symbolisiert. Auf den abendlich-nächtlichen Sonnabendbällen der Farbigen, die nach Einladung in einem Familienhause stattfinden, pflegt dem Symbol die Wirklichkeit zu folgen, doch selten regellos, sodaß man Anklänge an einstige Promiskuität nur in Ausnahmefällen konstatieren könnte.

6. Eine Geschlechtnot ist, bei der beschriebenen Fülle von städtischer Prostitution, für die Männer nur auf dem Lande erstanden, auf jenen unendlich weiten Campos (Steppen), wo der nächste Nachbar stundenweit entfernt wohnt. Sie erklärt die allgemein verbreitete Bestialität auf der Kolonie. Dem deutschen Folkloristen wird es wie ein Märchen klingen — meinem verehrten väterlichen Freunde Krauss zwar nicht, denn der hat im südslavischen Leben die geeignete Parallele — daß der Verkehr mit weiblichen Tieren hier, auf der südbrasilischen Kolonie, die Regel, nicht die Ausnahme, bildet. Stuten zu reiten, gilt geradezu als wider die Konvenienz, denn an ihr vollbringt der einsame Gaucho gewohnheitgemäß den Beischlaf. Dem Musterreiter (unserem deutschen „Reisenden" entsprechend), der eine mula (Maultier) reitet — und die meisten sind auf diesen unübertrefflichen Pfadfinder angewiesen — wird viel Spott und Ulk bereitet. Ebenso dient die Ziege, das Kalb, das Huhn und die Ente allgemein der männlichen Geschlechtnot, und es hieße, den Sand am Meere zählen, wollte ich alle die von durchaus ernsthaften Männern verbürgten Beispiele einzeln berichten. Nur das eine kuriose Faktum sei erzählt: der Musterreiter eines bekannten portoalegrer Hauses wollte sich den Kollegen einmal so recht als „Held" zeigen, drum ließ er sich zwei Mal photographieren: das eine Mal, da er mit erhobener Rute in die Scheide seiner mula einschob und das zweite

Mal, da er den erschlafften Penis herauszog. Diese „Liebe zum tatsächlichen“ kostete ihm seine Stellung, noch ehe er, von der Reise zurück, in Porto Alegre eintraf.

Weibliche Geschlechtnot kann ich in Brasilien nur in denjenigen Kreisen finden, die der Frau und der Tochter ein abgeschlossenes Dasein auferlegen, d. h. in den besseren Schichten. Wie der Brasilier für alles Französische eine unerklärliche Vorliebe hegt, so auch seine Damenwelt für — französische Gummiartikel. Beispielweise wurde erst jüngst von Maurern, die Reparaturarbeiten besorgten, auf dem Dache eines Hauses, in dem eine töchterreiche Familie wohnt, ein starkes männliches Glied aus Gummi gefunden — und kurzerhand auf die Straße geworfen, wodurch die indiskrete Aufklärung erfolgt ist.

Als analoges Gegenbeispiel muß die mir von verschiedenen Hebammen bezeugte Tatsache gelten, daß zur Verhütung der Empfängnis der Gebrauch von Pessaren, die die Gebärmutter umschließen, bis 80 $^0/_0$ der brasilischen Damen, auch Deutschbrasilierinnen Usus ist. Ebenso sind künstlich erfolgte Aborte, da nicht straffällig, außerordentlich häufig, — das Gegenstück zur Geschlechtnot.

7. Ein Wunder wäre es, wenn das südländisch feurige Temperament der tropischen Frau nicht auch von Zeit zu Zeit das Netz der Gewohnheitrechte zu sprengen wüßte — müßte, sodaß sich (wenn auch, wie oben dargelegt, relativ selten) Skandalaffären ereignen, die gute psychologische Einblicke gewähren. Ich führe nur die auffallendsten an, die im Sommer 1911/12 die landsprachliche Presse erregten.

a) Oktober 1911, Rio de Janeiro. Am 14. Oktober wurde der Korvetten-Kapitän Lopes da Cruz vor dem Gebäude des „Club Naval“ von dem im Automobil daherkommenden Stadtrat und Arzt Dr. Mendes Tavares plötzlich mit Revolverschüssen angefallen und tot zu Boden gestreckt. Als der Ermordete schon leblos dalag, kamen mehrere Capangas des Dr. Mendes Tavares herbeigerannt und feuerten ebenfalls ihre Revolver noch gegen die Leiche ab. Lopes da Cruz war seit 1894 mit Elisa Alves Portella verheiratet und lebte bis vor einiger Zeit in friedlicher Ehe, bis er anfangs dieses Jahres bei der Rückkehr von einer zweijährigen Europareise gegen seine Frau Verdacht schöpfte. Sie hatte nämlich beständig Ausgänge zu machen, für die sie eine annehmbare Erklärung nicht zu geben wußte. Indessen vermochte der Mann ihr

nichts Gravierendes nachzuweisen und so begab er sich im März auf ein Kommando, das ihn an Bord des Kreuzers „Tirandentes" nach Paraguay führte. Während seiner Abwesenheit hatte nun seine Frau die Schamlosigkeit, ihren Liebhaber, eben den Dr. Mendes Tavares, in ihrem Hause einzuquartieren. Als der Korvettenkapitän von seiner Dienstreise zurückkehrte, fand er seine Wohnung verschlossen; namens seiner Frau wurde ihm ein Brief übergeben, worin sie ihm eröffnete, daß sie sich in einer Pension eingemietet habe und entschlossen sei, sich von ihrem Gatten zu trennen. Bald kam der betrogene Mann auch hinter den wahren Grund dieses Begehrens, und er beschloß, gegen die Frau die Scheidungklage wegen Ehebruchs anhängig zu machen. Die Einleitung des Prozesses kam dem Dr. Mendes Tavares jedenfalls sehr ungelegen, da dabei sein Name in höchst unliebsamer Weise in die Debatte gezogen werden mußte, und so scheint er den Entschluß gefaßt zu haben, den Mann aus dem Wege zu räumen. Er dang sich dazu einige Meuchelmörder, hat ihrer Geschicklichkeit aber offenbar nicht völtig vertraut, so daß er es für sicherer hielt, selber die Mordwaffe gegen den Marineoffizier zu richten. Der Mörder hat übrigens noch mehr auf dem Kerbholze. Ehe er sich der Frau Lopes näherte, hatte er mit einem jungen Mädchen zusammengelebt, die er am Abend ihrer Hochzeit ihrem Bräutigam entführt hatte. Es war dies in der Stadt Lorena in São Paulo. Ende vorigen Jahres verließ ihn dieses Mädchen, um zu einem Freunde des Dr. Mendes Tavares zu ziehen. Daraufhin machte sich der Ehrenmann an die Frau des Korvettenkapitäns. Der Mörder ist ein Arzt von angeblich ausgebreitetem Rufe und auch Direktor des Lazarus-Spitals.

b) São Paulo. („Neue Deutsche Zeitung", 1911, Nr. 260). Im Mittelpunkte der Tragödie steht eine schöne Frau Silvana Camargo, Gattin eines reichen und angesehenen Paulistaner Kaufmanns. Ihre übergroße Weibschwäche, die sie der Verführung und Verlockung allzuschnell erliegen ließ und die das ganze Unheil angerichtet hat, scheint ererbt zu sein, denn schon ihre Schwester, Gattin des Lehrers Silva Pinto, hatte sich Ehebruch zuschulden kommen lassen und war von dem erbitterten Ehemann deshalb ermordet worden. Die Vermutung liegt nahe, daß diese beiden exzentrisch veranlagten Töchter von den Eltern her eine erotische Widerstandunfähigkeit als schlechtes Erbeil überkommen hatten. Frau Silvana nun wußte ihre Leidenschaften so

wenig zu zügeln, daß sie neben ihrem Manne gar zwei Liebhaber hatte, mit denen sie gleichermaßen Verbotenes genoß: der eine war der Kaufmann Joaquim Massa, der andere der — Bruder ihres Mannes. Dreifach also in festen Händen, scheint ihr die moralische Ungeheuerlichkeit solchen Verhältnisses garnicht zu Bewußtsein gekommen zu sein: sie verschwieg dem Ehemann die Liebhaber, und dem einen Galan den zweiten. Gerade aber das sollte ihr zum Verhängnis werden. Und das ereignete sich — ein echtes Zeichen der Zeit — in einem Cinema, in das sie sich von dem Schwager hatte begleiten lassen. Zufällig war dort auch Massa, der zweite Liebhaber, anwesend, und diesem gab die Skrupellose (in Gegenwart des ersten!) Winke und Zeichen für ein neues Stelldichein. Als der Schwager das bemerkte, und ihr darob eine Eifersuchtszene machte, gestand sie weinend alles ein, und dann kam, was der Leser schon weiß: der Rasende erdolchte den Nebenbuhler und erschoß die Geliebte.

c) Rio de Janeiro, Anfang März 1912. Das Taglatt „Paiz" schreibt: Das „Instituto de Saude", gelegen Rua Sete de Setembro Nr. 155, war ein Sammelplatz für allen möglichen Schwindel: Dummköpfe wurden dort ausgebeutet, Herzen vereint und geschieden, zusammengeführt alles, was sich ersehnte. Entehrte verheiratete Damen, verführte junge Mädchen sind die Opfer dieses „Instituts". Als die Polizei auf eine eingegangene Anzeige hin Nachforschungen anstellte, fand sie 2 junge Männer, die folgende Angaben machten. Juão Bandeira Filho sei Anfang 1910 aus Pernambuco nach der Bundhauptstadt gekommen und habe dort in der Rua do Livramento ein Pensionhaus eröffnet. Hier verführte er mehrere der Pensionärinnen, darunter ein junges, jungfräuliches Ding. Daraufhin habe er das in Frage stehende „Gesundheitinstitut" gegründet und dafür 2 Ärzte angestellt, um nach außen den Anschein der Ehrbarkeit zu erwecken, während er in Wirklichkeit nur Gelegenheit zu verbotenem Stelldichein bot, und allerlei Schwindel und Humbug trieb. Ein unerfahrenes Mädchen beispielweise, das bei dem Direktor eine baldige Heirat mit dem Bräutigam betreiben will, muß sich in dem mit Totenschädeln, Tierbälgen usw. ausgestatteten Geheimkabinet einer schamlosen Untersuchung unterziehen; verheiratete Damen ließen sich durch die Heuchelei und das Mundwerk des Bandeira nur zu leicht verführen, und so lebte dieser Ehrenmann in einem Harem von 30 Frauen und Mädchen, unter welchen 5 entehrte Jungfrauen waren.

d) In Rio de Janeiro wurde einige Wochen früher ein gewisser Ary Kerner de Assis verhaftet, der bereits zweimal verheiratet, das Töchterchen eines Polizeioffiziers in der Narkose als sein letztes Opfer kaltblütig verführt hatte. Die Zeitungen erzählen die skandalösesten Geschichten von dem Wüstling.

e) In Porto Alegre trug sich Mitte März 1912 ein aufsehenerregendes Liebedrama zu. Rua Ramiro Barcello 246 wohnt die angesehene Familie Soncini, deren 18jährige Tochter Adelina von der jungen Herrenwelt viel umschwärmt ward, da sie eine hübsche und graziöse Erscheinung, dazu von koketter Anmut war. Bereits mit 14 Jahren stand sie in einer Schar von Verehrern, unter denen der damalige Offizieraspirant Louiz Delmont bald die meisten Chancen hatte. Nach etwa 1jähriger Belagerung wurde er in die Familie Soncini eingeführt und nun eroberte er das Herzchen der Angebeteten so im Sturmschritt, daß die öffentliche Verlobung folgte. Hiernach wurde Delmont brieflich zu seinen Eltern nach São Paulo gerufen und reiste vom Bräutchen und dessen Eltern zum Trapiche geleitet, ab. Zwei Jahre verflossen seitdem, Delmont ließ nur durch sehr wenige Lebenzeichen von sich hören, und dann waren diese ganz verstummt. Adelina sah darum schnell keine Zukunft mit Delmont in Aussicht, tröstete sich im Kokettieren mit jungen Herren in Porto Alegre und hatte bereits einen Ersatz für den „verflossenen" Luiz in petto, als dieser unerwartet hier erschien und im Hotel Central Wohnung nahm. Er war inzwischen zum Sekondeleutnant avanciert. Ein guter Freund hinterbrachte ihm das (gesellschaftlich natürlich völlig tadellose) Verhältnis Adelina's und noch am selben Nachmittag ging er in die Wohnung ihrer Eltern, wo ihn der Vater zunächst abwies, dann aber Delmont's Entschuldigungen (wegen angeblichen Zeitmangels usw.) annahm unter der Bedingung, daß er seine Tochter baldigst heiraten werde. Delmont verpflichtete sich hierzu und auch Adelina, die — nebenbei bemerkt — in der Herrenwelt den Kosenamen „Miluosa" genoß, fand sich bereit, ihm die früheren Galanterien und Rechte wieder einzuräumen. Vielleicht daß sie glaubt, dadurch doppelte Ehechancen zu haben? Das Verhältnis ist aber anscheinend doch nicht das alte geworden, die Verlobten kamen überein, sich die Briefe zurückzugeben, und an diesem Tage — er schickte Frau Soncini hinaus, ihm ein Glas Wasser zu holen, erschoß der Offizier seine Braut, die von 4 Revolverkugeln ins Herz getroffen, auf dem Sopha blutüberströmt verschied, und

jagte sich selber eine Kugel in den Kopf, befindet sich aber auf dem Wege der Besserung.

f) In der Belletristik spielt das erotische Genre eine große Rolle. Die Novellen und Romane Zolas und Maupassants sind oft ins Portugiesische übersetzt und die brasilischen Schriftsteller und Lyriker behandeln nicht selten Stoffe, die in dem mit Sittlichkeitwächtern so überreich gesegneten Deutschland einfach unmöglich wären. Als zahmstes Beispiel führe ich ein (in 3füßigen Jamben) von Mello Moraes Filho verfaßtes und im „Almanaque Brasileiro Garnier 1911" veröffentlichtes Gedicht an, das in Prosa übertragen also lautet:

Die Monatrosen.

Jede Frau besitzt einen Garten mit gerechtem Stolze,
Aber in diesem Garten öffnen sich die Rosen nur von Monat zu Monat.

Die Sonne hat keine Gewalt über ihre roten Blüten.
Im Gegenteil: sie öffnen sich nur dem Einfluß des Mondes.

Einen breiten Kanal hat sehr weise die Natur dem Garten gegeben,
auf dem die Rosen mit dem Strome treiben.

Wenn aber die Rosen dieses Gartens auf andere Wege gelangen,
sind sie ein Hindernis den Liebenden und bestreuen das Tor mit Dornen.

Deshalb gibt es niemand, der sagt: daß er zur Rosenzeit
in Cupido's Garten gegangen sei, ohne daß er verwundet worden wäre.

So kommt es, daß die Frauen, in Lüsten brennend,
wünschen, daß die Rosen verblühen mögen, um die Rosenstöcke zu begießen.

Eine graziösere poetische Verherrlichung der Menstruation ist mir aus der Weltliteratur nicht bekannt!

Sehr beliebt sind die Revistas, operettenhafte Schwänke, die von den gastierenden Ensemble's zum Zwecke der Waden- und Toilettenausstellung gespielt werden und in ihren „Witzen" an Zweideutigkeit das Tollste leisten. Hier sitzen im Theater weniger Familien als junge Männer, die sich blindwütig für schlanke oder feiste Choristinnen begeistern.

---

## Die Bedeutung der Sinne im Liebeleben des Menschen.

Von Dr. W. Leonhardt, Dresden.

Die Bedeutung der Sinne im Liebeleben des Menschen ist nicht gleichwertig; die größte kommt entschieden dem Gesichtsinn zu. Nächstdem folgt als der zweitwichtigste Sinn das Gefühl, dann der Geruch und der Geschmack und schließlich das Gehör. Natürlich kann bei dem einen oder dem anderen Menschen der eine Sinn stärker ausgeprägt sein als der andere.

Der Gesichtsinn ist derjenige Sinn, durch den die Liebe empfangen wird. Ohne ihn kennten wir überhaupt die Liebe gar nicht. Er vermittelt die Schönheit unserem Bewußtsein; durch ihre geistige Wahrnehmung entspringt in uns die Liebe. Denn Liebe ist in ihrem Ursprunge nichts anderes als zur Wahrnehmung gelangte Schönheit. Darum habe ich auch für dieses erste Stadium, das jede Liebe zu durchschreiten hat, die Bezeichnung „ästhetische Liebe“ vorgeschlagen.[1]) Die ästhetische Liebe ist die Liebe, deren Hauptinhalt das Gefallenfinden an der Schönheit bildet. Sie braucht sich nicht jedesmal zur psychischen, beziehungweise physischen Liebe auszureifen, sondern kann als besonderes Gefühl für sich bestehen und wieder vergehen.

Der Gesichtsinn ist auch der Sinn, dem von allen übrigen Sinnen der größte Teil an der Erregung des Geschlechttriebes zuzusprechen ist. Der bei weitem größte Teil der sexuellen Lock- und Reizmittel, wie Form und Farbe, Gang und Haltung, Kleidung und Schmuck usw., ist nur für das Auge berechnet. Der Gesichtsinn dient also nicht nur der Erweckung der Liebe, sondern begünstigt auch wie kein zweiter Sinn ihre Realisierung.

Dem Gesichtsinn kommt aber auch eine außerordentlich große ätiologische Bedeutung für die Genesis der anormalen Betätigungen des Geschlechttriebes zu. Bei der großen Mehrzahl der sexuellen Perversionen ist der Gesichtsinn in erster Linie beteiligt, so vor allem bei den auf sadistischer und masochistischer Grundlage beruhenden Anomalien. Als eine besondere Form der sexuellen Erregung durch den Gesichtsinn hat Moll[2]) die Mixoskopie (von μίξις = die geschlechtliche Vereinigung und σκεπτειν = zuschauen) aufgestellt. Man versteht darunter das Zuschauen bei den

---

[1]) W. Leonhardt, Ästhetik der Liebe, „Die Schönheit“ hrg. v. K. Vanselow, Berlin, 8. Bd. 1910, H. 1 u. 2. — [2]) A. Moll, Die konträre Sexualempfindung, 2. Aufl. Berlin 1893, S. 185ff.

Geschlechtakten anderer Personen zwecks Erregung des eigenen Geschlechttriebes. Die Bezeichnung bringt die Vermittlung durch den Gesichtsinn sehr gut zum Ausdruck. Das Gleiche ist der Fall bei dem französischen Namen „voyeurs“ bezw. „voyeuses“ und „trous-voyeurs“ bezw. „trous-voyeuses“. Die ersteren sind die männlichen oder weiblichen Individuen, die in Gegenwart des koitierenden Paares, die letzteren die, die versteckt, besonders durch Schlüssellöcher und Türritzen, diesem zuschauen. Eine Abart der Mixoskopisten bilden die sogenannten „stercoraires platoniques“, das sind Personen, die im Anblick der Defäkation und Miktion anderer einen sexuellen Genuß empfinden.

Nächst dem Gesicht spielt der Tastsinn die zweitwichtigste Rolle im Liebeleben des Menschen. Er ist das ausgedehnteste, daher auch quantitativ am meisten erregbare Sinnorgan; sein Organ ist die Haut. Der Gesichtsinn überwiegt bei der ästhetischen und psychischen Liebe, der von Bölsche sogenannten „Distanzliebe“, der Tastsinn bei der physischen Liebe, der von ihm sogenannten „Mischliebe“. Der Gesichtsinn dient der Erweckung der Liebe und der psychisch sexuellen Erregung, der Tastsinn der physisch sexuellen Erregung und der Realisierung der Liebe. Alle Berührungen mit der Hand, alles Streicheln, alle Liebkosungen durch Kitzeln und Reiben, besonders an den sogenannten „erogenen“ Hautstellen (Mund, Brust, Sexualorgane, Anus), dienen nur dem einen Ziele: der geschlechtlichen Vereinigung. Bei dieser feiert der Tastsinn seinen höchsten Triumph. Mantegazza nennt deshalb die geschlechtliche Liebe eine höhere Form des Gefühlsinns. „Die Haut“, sagt Bölsche, „wurde der große Kuppler, der allherrschende Liebevermittler und Liebeträger für die vielzelligen Tiere, die nicht mehr auf echte Ganzvermischung hin lieben durften, sondern nur mehr Distanzliebe, Berührungliebe pflegten. Und so ist denn die Haut auch die ursprünglichste Wolluststätte geworden, der Schauplatz für den höchsten körperlichen Lusttriumph dieser Distanzliebe“.

Eine gleich große Rolle wie im normalen spielt der Tastsinn auch im anormalen Geschlechtleben. Er ist fast bei allen geschlechtlichen Verirrungen beteiligt, da er quantitativ am meisten erregbar ist Die Mehrzahl der sadistischen Akte beruht auf der Erregung des Tastsinns. Bei der Onanie, sowie bei der besonders unter Homosexuellen vorkommenden Pädikation (coitus in anum) ist der Tastsinn allein beteiligt.

Neben dem Gesicht- und dem Tastsinn fällt den übrigen Sinnen eine verhältnismäßig nur untergeordnete Rolle zu. Sie dienen in der Hauptsache nur der Unterstützung des Gesichts und des Gefühls.

Der Geruchsinn hat für das Liebeleben des heutigen Kulturmenschen im Gegensatz zu dem des Urmenschen sehr an Bedeutung verloren. Für das Liebeleben des Urmenschen war der Geruch, wie wir dies noch heute bei den Naturvölkern und den Tieren beobachten können, der hauptbeteiligte Sinn. Aber auch heute noch lassen sich unmittelbare Beziehungen zwischen dem Geruchsinn und dem Liebeleben nachweisen. So ist dem natürlichen Geruch der Haut und der Haare, sowie den künstlichen Gerüchen der Parfüme eine stärkere erotische Wirksamkeit nicht abzusprechen. Bei manchen Männern ruft der spezifische Geruch des Weibes, dieses sogenannte „Parfum de la femme" oder, wie die Italiener sagen, „Odor di femina", eine starke sexuelle Erregung hervor, die sich bis zum Orgasmus steigern kann. Zwaardemaker[1]) hat die in der Natur verbreiteten geschlechtlichen Gerüche „Kaprylgerüche" genannt. Sie spielen schon bei den Pflanzen eine sexuelle Rolle und sind bei den Tieren und beim Menschen an oder in der Nähe der Genitalorgane lokalisiert, so z. B. die Parfümdrüsen von Moschustier und Biber, ferner Vaginalsekret, Smegma, Schweiß u. a. m. Fließ[2]) hat den Nachweis erbracht, daß unmittelbare anatomische und physiologische Beziehungen zwischen der Nase und den Genitalien bestehen. Es finden sich an der unteren Nasenmuschel sogenannte „Genitalstellen", die bei sexuellen Erregungen, wie beim Koitus, bei der Menstruation usw., Schwellungen erleiden.

Weit bedeutsamer als im normalen ist der Geruchsinn im anormalen Geschlechtleben des Menschen. Der Geruch ist der ausschließlich beteiligte Sinn bei den meisten Akten der Kopro- und Urolagnie, sowie bei den Praktiken der „Renifleurs" und der „Epongeurs". Eingehende Untersuchungen hierüber finden sich bei Albert Hagen, Die sexuelle Osphresiologie, die Beziehungen des Geruchsinnes und der Gerüche zur menschlichen Geschlechttätigkeit. (2. Auflage, Charlottenburg 1901).[3])

---

[1]) H. Zwaardemaker, Die Physiologie des Geruchs, Leipzig 1895. — [2]) W. Fliesz, Über den ursächlichen Zusammenhang von Nase und Geschlechtorgan Halle a. S. 1902. — [3]) Ausgiebiger belehrt darüber Bourkes, von Krauss und Ihm neubearbeitetes Werk: Der Unrat in Sitte, Brauch, Glauben und Gewohnheitrecht der Völker. B. VI der Beiwerke z. Studium d. Anthropophyteia. Leipzig 1913.

Dem Geruchsinn gleichwertig ist der Geschmacksinn. Diese Tatsache ist bisher wissenschaftlich noch nicht genügend gewürdigt worden. Von verschiedenen Forschern, wie Mantegazza, Havelock Ellis und Otto Stoll, wird überhaupt jede Beziehung zwischen Geschmack und Liebe geleugnet. Andere wieder, wie Moll und Magnus Hirschfeld, erkennen zwar einen Zusammenhang zwischen Geschmacksinn und Liebeleben an, erachten ihn aber als viel zu lose, daß ihm irgendwelche größere Bedeutung zuzusprechen sei, oder sprechen ihm, wie Krafft-Ebing und Eulenburg, nur in einzelnen wenigen Fällen eine solche zu. Am entschiedensten sind bisher englische und französische Sexualforscher für die Beteiligung des Geschmacksinns im Liebeleben des Menschen eingetreten. Ich selbst werde noch in einer größeren Arbeit die mannigfachen Beziehungen zwischen Geschmacksinn und Liebeleben des näheren behandeln.

Im Gegensatz zu den übrigen Sinnen dient der Geschmack der Annäherung der beiden Geschlechter, der von Bölsche sogenannten „Distanzliebe", überhaupt nicht. Seine hauptsächlichste Bedeutung für das Liebeleben liegt auf der Grenze zwischen „Distanz"- und „Mischliebe". Diese Grenze bildet der Kuß. Beim Kuß tritt der Geschmacksinn zum ersten Male in Tätigkeit. Der Kuß setzt sich, wie seine Entwicklunggeschichte zeigt,[1]) aus den drei Grundelementen des Leckens, des Saugens und des Beißens zusammen, sämtlich Muskelbewegungen des Mundes, die vom Geschmacksinn unmittelbar bedingt werden. Vielfach ist sogar beim Kuß ein wirkliches „Schmeckenwollen" der geliebten Person beabsichtigt. Besonders gibt sich dies bei den Küssen auf andere Körperteile als den Mund, wie vor allem auf Brust und Genitalien, kund. Diese Küsse führen aber bereits zu der Betätigung des Geschmacksinns im anormalen Geschlechtleben hinüber.

Im anormalen Geschlechtleben ist der Geschmacksinn vor allem beteiligt bei der Irrumatio, dem Cunnilingus, der Fellatio und dem Anilingus, dem Küssen der weiblichen Brust, der weiblichen wie der männlichen Sexualorgane und des Afters. Noch stärker ist er aber bei den Akten der Koprophagie und Uropotie, des Kotessens und Harntrinkens, beteiligt, jenen sonderbaren Neigungen, die mit der Vorliebe für Hautgoût-Delikatessen in engem Zusammenhang stehen. Schließlich spielt der Geschmacksinn

---

[1]) Havelock Ellis, Die Gattenwahl beim Menschen. Deutsch von H. Kurella, Würzburg 1906, S. 261 ff.

eine große Rolle auch bei den priapischen Genußmitteln und bei den aphrodisischen Arzneimitteln. Unter den ersteren versteht man Speisen und Getränke, die mit den Ausscheidungen des Körpers der geliebten Person, besonders aus der Genitalregion, vermischt und dann gleichsam als Surrogat der geliebten Person verzehrt werden, unter den letzteren Heilmittel, die aus jenen Ausscheidungen hergestellt und zwecks Erregung der Liebe eingegeben werden.[1])

Ebenso wie zwischen Nase und Geschlechtteilen, bestehen auch zwischen Mund und Geschlechtteilen unmittelbare anatomische und physiologische Beziehungen. Es sei hier nur an die sogenannten vikariierenden Menstruationblutungen im Munde, namentlich aus dem Zahnfleisch und der Lippenschleimhaut, erinnert, die an die Stelle der regelmäßigen Blutungen aus dem Uterus treten. Auch der sogenannte Picacismus oder die Parorexi, auch Malacia genannt, d. h. jene sonderbaren Neigungen des Appetits, wie sie bei Schwangerschaft, Hysterie und Bleichsucht vorkommen, gehören — wenn auch in entfernterem Zusammenhange — hierher.

Als letzter Sinn bleibt noch der Gehörsinn zu erwähnen übrig. Für viele ist der Klang der Stimme der geliebten Person dasselbe, wie für andere der Anblick. Beim Weibe ist der Gehörsinn sexuell empfänglicher als beim Manne; es sei hierbei nur an den mächtigen Zauber erinnert, den Sänger und Schauspieler auf das Weib ausüben. Aber auch der Mann unterliegt nicht selten dem Zauber einer schönen Frauenstimme. „Die Verführung durch die Stimme“, sagt Mantegazza, „hat etwas von dem Charakter alter Zauberkunst; der Ton der Stimme hat etwas Magisch-Rätselhaftes für uns. — — Das Gehör wirft seine Anker in die tiefsten Fluten unserer Neigung, und mehr als einmal ist die Liebe wunderbar wieder aus der erkalteten Asche auferstanden beim Ton einer lieben Stimme, deren Klang wir vielleicht schon längst vergessen hatten.“ Wie die Tiere in der Brunstzeit die Stimme als geschlechtliches Lockmittel benutzen, so suchten, wie Darwin annimmt, auch schon die Urmenschen durch musikalische Töne und Rhythmen die Liebe ineinander zu erregen: Gesang und Musik sind durchaus erotischen Ursprungs.[2])

---

[1]) Zahlreiche Belege dafür bei Bourke. — [2]) W. Leonhardt, Liebe und Erotik in den Uranfängen der deutschen Dichtkunst, Dresden 1910, S. 17 ff.

Eine besondere Bedeutung gewinnt der Gehörsinn für das Liebeleben der Blinden. Für diese kommt er für die Erweckung der Liebe und für die Erregung des Geschlechttriebes in erster Linie in Betracht, weil die ersten bewußten Wahrnehmungen dem blinden Kinde das Gehör vermittelt.[1])

Im anormalen Geschlechtleben ist der Gehörsinn im Vergleich zu allen übrigen Sinnen untergeordnet. Eine gewisse Bedeutung kommt ihm nur beim Wort-Sadismus und Wort-Masochismus, sowie in der Ätiologie des Kleiderfetischismus zu. Beim Wort-Sadismus beziehungweise-Masochismus löst das schlüpfrige Wort, beim Kleiderfetischismus das rauschende Kleid wollüstige Empfindungen aus. —

So sehen wir denn, daß sämtliche Sinnorgane, wenn auch in verschiedenem Maße, im Liebe- und Geschlechtleben des Menschen beteiligt sind; wenn auch bei dem einen oder dem anderen Menschen der eine Sinn stärker als der andere beteiligt ist, so ist doch zur Vollkommenheit der Liebe die Beteiligung aller Sinne notwendig.

---

## Jus primae noctis.

### Ein alter Bestreiter des Brauches.

Von H. Ihm.

In dem Buch de uxore theodisca, von der teutschen Frau, des hannöverischen Rechtgelehrten Christian Ulrich Grupen[2]) findet man im ersten Kapitel eine Auseinandersetzung über alle damals bekannten Nachrichten vom jus primae noctis, die man in einer juristischen Abhandlung „über die teutsche Frau" eigentlich nicht erwartet. Es ist aber eine äußerst gründliche Zusammenstellung des Stoffes, die von der staunenswerten Belesenheit Grupens Zeugnis ablegt.

Er geht von der Angabe des Lactantius[3]) aus, daß der Kaiser Maximin zu allen Heiraten seine Einwilligung geben mußte, damit er bei allen Hochzeiten der praegustator, der Vorkoster, sein konnte. Es handelte sich anscheinend um die nähere Umgebung

---

[1]) R. Müller, Sexualbiologie, Berlin 1907, S. 36. — A. Moll, Untersuchungen über die Libido sexualis, 1. Bd., Berlin 1898, S. 137 ff. — M. Hirschfeld, Naturgesetze der Liebe, Berlin 1912, S. 78 ff. — [2]) Göttingen 1748, S. 1–35: De virginum praegustatoribus, jure deflorationis, jure primae noctis, maiden-rents, marcheta. — [3]) De morte persecutorum, cap. 38.

des Kaisers und seine Leibwache. Wenn der Kaiser sein Recht nicht ausüben konnte, mußte man sich die Töchter zu Lehen geben lassen und der Kaiser bestimmte dann aus den Barbaren der Leibwache einen Schwiegersohn. Dies scheint die älteste Nachricht von dem Brauche eines Rechtes der ersten Nacht zu sein. Andere Angaben von solchen Rechten der Hochzeitgäste oder der Defloration durch andere haben damit nichts zu tun; sie beruhen entweder auf Erinnerung an die Weibergemeinschaft früherer Zeiten oder Glauben inbezug auf die Gefährlichkeit des ersten Beischlafs. Und das sogenannte „Recht" des Kaisers Maximin beruhte auf keinem Herkommen oder geschriebenen Gesetz, sondern lediglich auf der Macht dieses Gewaltmenschen.

Hektor Boetius führte ein solches Recht auf den schottischen König Evenus zurück, der im ersten Jahrhundert vor u. Z. gelebt und verordnet habe, daß Edelleute und Herren die Töchter ihrer Bauern gebrauchen und vor der Ehe entjungfern könnten. Diese Angabe ist vielfach gedankenlos nachgeschrieben worden, obwohl es nicht einmal nachzuweisen ist, daß ein solcher König gelebt habe und sich auch sonst keine Spur eines jus deflorationis bei den Schotten vorfindet.

Die Maiden-rents, Amobr oder Amachir bei den Cambrern, Marchetta bei den Schotten und Engländern, cullage bei den Franzosen, Cazzogio in Piemont, Klauengeld oder Frauengeld, sind Abgaben, die von Vasallen, Hörigen oder Leibeigenen bei Verheiratung der Töchter zu zahlen waren. Mit diesen Maidenrents hat das bischöfliche Jus primae noctis nichts zu schaffen, denn der Conger de coucher ist die Dispensation von den kanonischen Vorschriften, daß die Jungvermählten die drei ersten Nächte sich des Beischlafs zu enthalten hatten.

Die Entstehung des Amobr bei den Cambrern ist unbekannt. Davis vermutete, daß in vorchristlicher Zeit die Jungfrauschaft gewissermaßen zum Besitztum des Herrn gerechnet wurde, dem dafür ein Entgeld zu bezahlen war. Zunächst kam der leibliche Vater dafür in Betracht und erst nach dessen Tod der König. Hieraus hat Boetius[1]) seine Erzählung vom König Evenus abgeleitet und dann hinzugefügt, daß das wirkliche Jus deflorationis im Jahre 1080 von Malcolm III. auf Veranlassung seiner Gemahlin in die Zahlung von einer halben Mark Lösegeld umgewandelt worden

---

[1]) Historia Scotiae, Buch 3 und Buch 12.

sei und dieses Lösegeld heiße Marchetta. Das haben andere dann dem Boetius nacherzählt. Nun war aber die Marchetta nach den schottischen Gesetzen[1]) für alle Töchter zu bezahlen, sowohl des Edelmannes, als auch des Freigeborenen und des Leibeigenen und ging je nach dem Stande bis zu zwölf Kühen. Nur besonders privilegierte Barone waren davon befreit.

Was das Wort Marchetta eigentlich besagen will, darüber haben die Gelehrten, wie Grupen sagt, „allerhand Grübeleien gemacht.“ Viele[2]) erklären es als ein „Bereiten der Jungfrau“, da das Pferd im Altschottischen March (unser deutsches Mähre) heißt. In einigen Teilen Englands hat sich auch das Wort Merkin als Bezeichnung für die weiblichen Geschlechtteile erhalten, das auch damit in Zusammenhang stehen könnte. Alle Erklärer betrachten aber die Marchetta als Ablösung des Jus primae noctis und geben Einzelheiten, wie z. B. Giles Jakob,[3]) nach dem das Recht in einigen Teilen von England und Wales, in Schottland und auf der Insel Guernsey bestanden hat. Namentlich aufgeführt wird das Herrenhaus von Dinevor in der Grafschaft Carmartheu, wohin jeder Lehenmann 10 Solidi Gwabr Merched, d. h. Jungfrauengeld, bei Verheiratung seiner Tochter bezahlen mußte. Und bei allen taucht auch Malcolm III. als Erfinder der Ablösung auf. Cragius[4]) allein hat die Angabe, daß das Marchetum auch bei der Verheiratung eines Sohnes zu entrichten war.

Das Wort Marches kommt auch im Anglo-Normannischen vor und bedeutet nach den Erklärungen der von Grupen beigebrachten Stellen die Abgabe für den Heiratkonsens. Wahrscheinlich ist es sogar normannischen Ursprungs, aber was es bedeutet, ist nicht klar. Aus den Urkunden geht hervor, daß leibeigene Bauern die Abgabe de jure, von Rechtswegen, bezahlen mußten, während sie bei den freigeborenen Bauern freiwillig, ex libera conventione, für das Grundrecht des Herrn bezahlt wurde. Jedenfalls kann bei Marchetum in dieser Beziehung von einer Ablösung der Defloration keine Rede sein und in einer Urkunde von 1330 wird Marchet und maritagium als gleichbedeutend nacheinander gebraucht. Die Ableitung von March, Pferd, wäre demnach falsch; das Stammwort würde vielmehr merch, Tochter, sein.

---

[1]) In Regiam Majestatem, Buch 4, Titel 31. — [2]) Sknaeus, de verborum significatione; Selden, Additions of the Tidles of Honours, S. 996; Spelman h. o.; Kennet, glossar usw. — [3]) A Law Dictionary, s. v. (London 1729). — [4]) Im Glossar am Schlusse seines Jus feudal.

In Frankreich kommt die Marchetta als Culagium, Cullag oder Culliage vor und wird auch als Abgabe für den Heiratkonsens bezeichnet. Allein das Dictionnaire de Trevoux sagt klar und deutlich: Unzüchtiges und ungerechtes Recht, das sich die Herren angemaßt haben und das durch einen sonderbaren Brauch Geltung hatte, der ihnen die erste Nacht der neuvermählten Frau gab. Delibatio pudicitiae, violatio, defloratio virginitatis. Über diese Stelle geht Grupen hinweg, weil er bewiesen hat, daß Marchetta nur maritagium sei.

Lehrreich sind die Angaben über das bischöfliche Jus primae noctis. Die Canones Conciliorum verlangten die Keuschheit der Neuvermählten für die erste Nacht[1]) und zwar anscheinend zur Ehre der kirchlichen Einsegnung, woraus man wohl den Rückschluß ziehen kann, daß diese durch die fleischliche Vermischung nicht entweiht werden sollte! Nach diesen Canones soll ein Bischof von Abbeville ein Dispensationgeld eingeführt haben, wenn den Neuvermählten die Erlaubnis gegeben wurde, die die drei ersten Nächte bei einander schlafen wollten. Die Dispensation wurde aber durch Parlamentbeschluß vom Jahre 1409 aufgehoben.[2]) Damit steht fest, daß ein jus deflorationis hier nicht in Betracht kommt.

Aus Grupen's Schrift lassen sich auch einige Ergänzungen zu Dulaure[3]) entnehmen, namentlich Quellenangaben, die bei Dulaure fehlen. Die Angaben über die Herren von Prelli und Parsanni in Piemont, deren Vasallen eine Umwandlung des Rechtes, hier Cazzagio genannt,[4]) nicht erreichen konnten und sich deshalb dem Grafen Amadeus VI. von Piemont[5]) anschlossen, gehen auf die Historia Sabaudiae zurück, wie Laurière angibt.[6]) Laurière berichtet auch über die Herrn von Souloire (bei Dulaure nicht erwähnt), die das Recht der ersten Nacht besaßen, aber durch eine Urkunde vom 15. Dezember 1607 darauf verzichteten.

In den Niederlanden ist gleichfalls das „imaginaire“ Jus deflorationis novarum nuptarum bekannt gewesen. Der Humanist Tollius erzählt,[7]) daß er ein öffentliches Proclama zu Utrecht angeschlagen gelesen habe, in welchem eine adlige Herrschaft

[1]) Z. B. Concilium Carthag. IV, cap. 13 bei Hardouin, Bd. 1, S. 980. — [2]) Et fut dit, que ung chascun desdits habitans pourroit coucher cum uxoribus suis la premier nuyt de leur nopces. — [3]) Beiwerke zum Studium der Anthropophyteia, Band I: Die Zeugung in Glauben, Sitten und Bräuchen der Völker, Leipzig 1909, S. 116ff. — [4]) Von cazza, der männliche Geschlechtteil (italienisch). — [5]) Dulaure: Amadeus IV; die Bezeichnung des Grafen schwankt in der Geschichte. — [6]) Dictionnaire s. v. Cullage. — [7]) Ad Lactantium de mortibus persec., cap. 38.

mit Recht und Gerechtigkeiten verkauft werden sollte. Unter den Privilegien befand sich auch das jus deflorationis novarum nuptarum, das aber mit Geld dem Besitzer des Gutes abgekauft werden konnte. Der Jurist Voltius[1]) bezeugt gleichfalls, daß in Holland an vielen Orten, besonders in den Provinzen Geldern und Zütphen eine solche Gewohnheit vorhanden sei, daß der Herr von Eigenbehörigen Geld empfange in redemtionem primi concubitus. Fernere Hinweise auf die Niederlande finden sich bei Boxhorn[2]) und Potgiesser.[3]) Aber nach Grupen sieht man aus den Dokumenten[4]) lediglich, daß pro licentia matrimonii etwas zu entrichten war; diese Abgabe als eine Ablösung des jus primi concubitus zu bezeichnen, sei eine Mißdeutung. Er bringt den Nachweis, daß schon zu den Zeiten der Karolinger Hörige und Knechte, später auch Vasallen und Bedienstete der Adligen und Fürsten um den Heiratkonsens nachsuchen mußten. Bei Vasallen und Bediensteten, zu denen auch die Kriegleute gerechnet werden, sei es aber ganz ausgeschlossen gewesen, daß sie ihre Frauen den Fürsten ad praegustum überlassen hätten. Bei „Mädgers knechtischen Standes" sei das allerdings anders gewesen; bei diesen hätten die Viri nobiles et militares, „wenn und so offt es ihnen gelüstet", die praegustatores abgegeben, aber nicht ex jure deflorationis, „als wovon man in Teutschland nichts gewußt, sondern facto ipso, . . . ehe noch an die Heyrath und an die erste Nacht gedacht worden . . . . Denn was diesen Articul anlanget, klingen die Urkunden mittlerer Zeit gar schlecht." Wie unter diesen Umständen noch ein Recht der ersten Nacht, „zumalen in der Christenheit", hätte zustande kommen sollen, kann Grupen nicht einsehen. Er vertritt schließlich die Ansicht, daß zu dem Wahn, als ob der Herr bei seinen Vasallen und eigenhörigen Brauttöchtern den ersten Beischlaf gehabt habe, es mit den Anlaß gegeben haben könnte, daß aufgrund des Mundium die parentes desponsationis das pretium virginitatis oder nuptiale erhoben hätten. Über Waisen, wie über seiner Vasallen Kinder, war der König der Tutor, der das Jus Gardiae hatte. Aus diesem Grunde war das pretium nuptiale, pudicitiae, virginitatis oder wie es sonst noch genannt worden sein mag, dem König zu entrichten. Daher der Name

---

[1]) Commentar. ad. ff. § 3 de statu homin. Beide Fälle sind bei Dulaure nicht erwähnt. — [2]) Ad Suet. Caligula, cap. 41. — [3]) De statu serv., Buch 2, cap. 11, § 28, Anm. e. — [4]) Er erwähnt aus Laurière eine Charta Florentii comitis vom Jahre 1269 und die Charta Hugonis Castellani Gandao vom Jahre 1251.

dieser Abgabe, Marchet, soviel bedeutet als merch—sceat, d. h. virginis (merch) pretium (sceat), womit die Bedeutung von Maiden-Rents, Jungfern-Rente, übereinstimmt. Wenn aber dieses pretium nuptiale, pretium pudicitiae, das aus dem Mundium folgte, hin und wieder zu einem spurcissime aufgefaßten Jus deflorationis einen Deckmantel mit abgeben mußte, so ist es nach Grupens Meinung dennoch nie an dem gewesen, daß ein Vormund, aus der Befugnis das pretium nuptiale oder pudicitiae zu erheben, von der pudicitia virginis, primo nefario concubitu, den gottlosesten Gebrauch zu machen, berechtigt gewesen.[1])

Wir haben bei Grupen die merkwürdige Erscheinung, wie sich ein offenbar frommer Jurist dreht und wendet, wie er einen alten Brauch, den er für eine Schande des Christentums hält, als nicht vorhanden gewesen nachweisen will. Er arbeitet dem klaren Zeugnis der von ihm selbst angeführten Quellen mit dem Mißverständnis der Berichterstatter entgegen und sucht auf die meisten Fälle seine Annahme von der Ablösung eines Heiratkonsenses aufzupfropfen, während er den zu bestimmt lautenden Angaben aus dem Wege geht. Er muß aber doch zugeben, daß ein solches Recht, wenn es auch nicht bestanden hat, doch behauptet worden sei. Und so zwingt ihn namentlich der von Boerius angezogene Fall,[2]) der auch einem späteren Kampfgenossen Grupens, Dr. Karl Schmidt,[3]) soviel Kopfzerbrechen gemacht hat zu dem Eingeständnis, daß:

„1. hie und dar dergleichen jus deflorationis praetendiret werden wollen;

2. auch die Heyraths-Gelder, Maritagia, Bumeden, an verschiedenen Orten als eine redemtion der dem Herrn zukommenden defloration angesehen und ausgeleget;

3. solchen praestationibus Maritagii vom Pöbel und Zotenreißern pudende Benennung gegeben: Davon finden sich Spuren“. Was Grupen Spuren nennt, sind aber von anderen Gelehrten als recht deutliche Beweise angesehen worden und schließlich können wir doch auch den Berichterstattern, die näher an den Zeiten gelebt haben, mehr glauben, als den Kritikern, die viele Jahre später

[1]) Schlußsatz der Abhandlung Grupens, S. 35. — [2]) Grupen, § 13, S. 24. — [3]) Dr. Karl Schmidt, Jus primae noctis, Freiburg (Breisgau), 1881. Vergl. Dulaure, S. 117, wo sich die Angaben des Boerius finden, ferner S. 127, Anm. 13 (lateinischer Urtext) und S. 314 (meine Bemerkungen zu Schmidt).

diese Berichte zu zerpflücken suchen. Persönlich hat doch heute niemand ein Interesse daran, ob das Jus primae noctis bestanden hat oder nicht!

---

## Ein älterer Sittenprediger.

Von H. Ihm.

In dem seltenen Buche: „Collectanea curiosa theologica et historica“[1]) findet sich als achtes „Tractätlein“ von bloßen Brüsten ein Auszug aus einem älteren Werk, das den Titel hatte: „Die zu jetziger Zeit liederlich und leichtsinnig entblößeten Brüste dess Frauenzimmers“. Ob dieses Werk, das mir nicht zu ermitteln gelang, mit dem französischen Buche: De l'Abus des Nudités de Gorge, Paris 1677,[2]) als dessen Verfasser der Abbé J. Boileau gilt, etwas zu tun hat, konnte ich nicht feststellen. Jedenfalls ist aus den einleitenden Worten zum Traktätlein nicht zu ersehen, daß es sich um eine Übersetzung aus dem Französischen handelt. Der Verfasser oder Herausgeber der Collectanea scheint sich jedoch eingehend mit dem Stoffe beschäftigt zu haben, denn er verweist noch auf die Schriften: M. S. Z. Alamode-Teuffel, Anno 79 (1679) zu Dresden gedruckt und: Die sogenannte auff- und zugedeckte Brust von N. N. in einem Gedicht erbildet.

Wir haben in der Entblößung der Brüste ein sonderbares Stück Entwickelunggeschichte der geschlechtlichen Moral vor uns Immer wieder wettern alle möglichen Leute gegen diese „Unsitte“, die bald verschwindet, bald wieder auftaucht, um schließlich in den fast nackten Pariserinnen der Revolutionzeit ihren Höhepunkt zu erreichen. Von da an verschwindet die „Unsitte“ allmählich aus der bürgerlichen Gesellschaft vollständig, um in der guten und besten Gesellschaft als „Sitte“ bis heute weiterzuleben. Und für sämtliche Hoffestlichkeiten ist der Kleiderausschnitt vorgeschrieben, d. h. nach oben zu angeordnet, während nach unten die Grenze frei bleibt, gewöhnlich aber durch das Vermeiden des Sichtbarwerdens der Brustwarzen eingeschränkt wird. Doch hat sich die

---

[1]) Oder Eine nützliche Sammlung satyrischer Straff-Schrifften, von vortreflichen Männern, ehemahls eintzeln herausgegeben, nun aber wegen ihrer großen Nutzbarkeit, abermahls von neuem aufgeleget, und zusammengedruckt. Leipzig und Frankfurth, 1735. (Der Herausgeber hieß Daniel Hartnack). —
[2]) Neudruck Paris 1858, Adolphe Delahays. —

„jungfräuliche“ Königin Elisabeth von England dieses ihr allein am Hofe zustehende Recht auch nicht nehmen lassen, während die jetzige Königin darin viel bürgerlicher denkt und sich überhaupt durch ihre Einfachheit in der Kleidung auszeichnet. Am auffallendsten ist aber der Umstand, daß man Kreise, in denen das Entblößen der Brüste nicht üblich ist, geradezu dazu zwingt, wenn sie bei Hofe erscheinen oder Festlichkeiten bzw. Theatervorstellungen mitmachen wollen. In solchen Fällen enthält der Theaterzettel einen Vermerk, daß Damen in Gesellschafttoilette zu erscheinen haben, wenn sie in das Theater zugelassen werden wollen. Ich habe in einem solchen Falle einmal nach der Vorstellung am Biertische der Unterhaltung mit zugehört, die von Spießbürgern, die der Vorstellung beigewohnt hatten, geführt wurde. Von der Oper, die gegeben worden war, kein Wort! Die Kritik dieser künstlerisch fühlenden Menschen drehte sich ausschließlich um das, was ihnen die Gesellschafttoilette der hohen und höchsten Herrschaften sonst Verborgenes gezeigt hatte. Da wurden Vergleiche angestellt, gelobt, getadelt, bis einer die Frage aufwarf: Weshalb ist die Entblößung der Brust bei besonderen Gelegenheiten eigentlich vorgeschrieben? Keiner wußte eine vernünftige Antwort, — einer meinte nur, das sei doch ganz schön so, worauf ein anderer meinte, es sei auch zum Teil nicht schön gewesen, was man zu sehen bekommen hätte. Ich wiederhole deshalb die Frage vor den Anthropophyteia-Lesern!

Für den Verfasser der anonymen Schrift: „Von bloßen Brüsten“ gab es keine Daseinberechtigung der Sitte: er donnert eine Philippika daher, reichlich mit Zitaten aus der Bibel, aus weltlichen und geistlichen Schriftstellern gespickt. In seinem Eifer kann er gar nicht zum Schlusse kommen, sodaß es selbst seinem zweiten Herausgeber zu viel war und er sich zu einer Darstellung in „Summarischer Weise“ gezwungen sah. Aber auch dieser Auszug ist für uns, denen es lediglich darauf ankommt, die betreffenden Anschauungen der Zeit um 1730 kennen zu lernen, noch etwas zu lang (er umfaßt 51 Seiten kl. 8$^{0}$), sodaß ich im folgenden nur die Quintessenz biete.

Daß die bloße Brüste — seye ein groß Gerüste — viel böser Lüste; — wird dem züchtigen Frauenzimmer zu Ehren, und den unverschämten Weibsstücken zur Schande erwiesen. Unter den teuflischen Abgöttern der blinden Egypter ist auch die mit vielen Brüsten abgebildete Isis gewesen. Nach dem Muster dieser Göttin

wird jetzt die Fleischeslust bei den Christen gleichsam auf einem erhabenen Gerüst vorgestellt mit den nackten und bloßen Weiberbrüsten, welches eine sonderbare Zierde, Ehre und Schmuck des sowohl fürstlichen und adligen, als unadligen und geringen Frauenzimmers heißen muß. Aber besser möchte man diese Tracht einen verfluchten Abgott und Götzenbild des Unzuchtteufels nennen, da er die vielen bloßen Brüste des Weibervolkes gleichsam als auf einem Gerüste oder Theatro aufstellt. Jetzo soll mein Amt sein, Ihr Hoffahrtschwestern, daß ich meine Hand und Schreibfeder in Euren Busen stecke und Euch daselbst Euren Aufsatz und Sündengrind, Euren Greuel und Scheuel, Euren Kot und Unflat weise!

Anfangs sollt Ihr wissen, daß Eure Hoffahrttracht mit den bloßen Brüsten ein in Gottes Wort hochverbotenes Laster sei, denn der nackte Hals, Arme und Brüste erwecken mehr Lust und garstige Liebe, als Haupt oder Angesicht. Denn die Brüste sind ja nicht anderes, als der rechte Hauptsitz der Liebe, (daher auch bei den Hebräern die Brüste und die Liebe fast einerlei Namen führen). Deshalb hat sogar der verfluchte Mahomet die Entblößung verboten. Die Weibertracht mit den bloßen Brüsten ist aber auch ein wider die Natur und alle Ehrbarkeit laufendes Laster, was selbst aus Beispielen der Heiden erhellt. Sie ist aber auch ein schändliches Laster, denn vor dem kläglichen Sündenfall war die Blöße für Adam und Eva keine Schande. Darnach machte ihnen aber der Herrgott Kleider aus Fellen zum Schanddeckel. Hieraus sollten die nackten Schandbilder unter unserem Frauenvolke lernen, daß heutigen Tags keinem Menschen mehr die Blöße eine Ehre und Zierde sei. Weiter ist aber die nackte Weibertracht ein recht unverschämtes Laster. Das hat schon der alte Heide Seneca gesagt und doch laufen heute wieder die Frauen mit bloßem Halse, Schultern und Brüsten auf die Straße hinaus und lassen sich so von Fremden und Bekannten betrachten. Deshalb nennt er auch die nackten Brüste ein Hurenlaster und Hurentracht, denn diese pflegen mit bloßen Brüsten zu gehen und sich aus Geilheit zu entblößen. Solche Weiber aus Rom, Venedig und anderen Orten hat er im Kupferstich gesehen, aber die unterscheiden sich gerade durch diese Hurentracht von den ehrbaren Frauen, wie im § 37 der Venediger Kleiderordnung zu lesen ist. Er will aber nicht mutmaßen, daß alle Weiber, die mit nackten Brüsten herumlaufen, Huren sind; sie haben aber den Schein gegen sich und sollen es besser unterlassen. Denn die Tracht mit den bloßen Brüsten ist auch ein ärger-

liches Laster, weil sie so gern von andern Frauen nachgeahmt wird und dann können züchtige und fromme Herzen auch zu Huren werden. Deshalb wehe den nackten Weibsbildern, die andere verführen. Am schlimmsten ist aber, was der Verfasser in Wittenberg sah, wo eine adlige Dame ein paar garstige gelbe Zitzen offen trug, die sie lieber hätte zudecken sollen, daß man das gelbe Leder nicht zu sehen bekommen hätte.[1]) Schöne weiße Brüste sind aber sehr gefährlich, da kann es keine Entschuldigung geben: Wer hat nach uns zu sehen? Wir kleiden uns keinem zu gefallen. Dann deckt lieber die Grube zu, denn wenn jemand hineingefallen ist, hat der Besitzer doch die Schande davon. Ihr liederliche Hoffahrtteufel und geile Schwestern, die ihr Euch mit Fleiß ausputzet, die Brüste aufmutzet, ihr seht ja doch die Mannsbilder an, ob sie nach Eurem Plunder sehen. Ihr stellt eben ein Theatrum vor: Der Komödiant ist der Unzuchtteufel, die Komödienkleider die nackte Weibertracht, die vorwitzigen Zuschauer dieses unzüchtigen Spieles das narrische Männervolk. Andere sagen, wenn der Teufel ein Hurenwerk schmieden wolle, so brauche er die durchs Atemholen aufschwellenden und niederfallenden bloßen Weiberbrüste als höllische Blasebälge dazu. Und die Fleischer legen das, was sie los sein wollen, vorne auf die Fleischbank und bieten es jedermann zum Kauf an. Man kann aber auch die Weiber mit bloßen Brüsten mit den Sirenen vergleichen, den schönen Jungfrauen mit goldgelben Haaren, wohlgestalteten runden Brüsten, mit schneeweißem Hals und Armen, aber unterwärts sind sie ein häßlicher Fisch. Wer ihrem süßen Singen zuhört, wird dadurch eingeschläfert, hernach springen sie zu und fressen ihn. Ich nenne ferner Eure nackte Tracht ein recht närrisches Laster, denn ein Narr ist der, der etwas tut, wofür er nicht sattsame und giltige Ursachen anzeigen kann. Ihr nackte, unverschämte Weibsbilder, wem kleidet Ihr Euch so nackt zu Gefallen? Euren Männern? Das ist Torheit und Narrheit; die wissen doch wohl, was Eurer Vorrat ist und können ihre Augenweide und Herzenslust dran haben, wann sie wollen. So tut Ihr es Fremden zu Gefallen? Ei, so hole Euch der Teufel! Höret noch mehr: Eure nackte Tracht ist ein übermenschliches, barbarisches Laster! Was ist das für eine Leibspflege bei den Weibsbildern, welche in dem härtesten Winter den Hals, Arme und Brüste, also die zartesten Gliedmaßen, bloßtragen und

[1]) Hier streckt der Verfasser doch etwas den Pferdefuß heraus, wie man gleich sehen wird.

darüber frieren? Was soll ich noch mehr sagen? Eure nackte Kleidertracht ist ein unchristliches Laster! Viele haben ein Kreuzlein zwischen den nackten Brüsten hängen; heißt das nicht Christum noch heutigen Tages zwischen zwei Mörder hängen? So nenne ich endlich Eure Hoffahrttracht ein höchst schändliches Laster, wider das viele Geistliche geschrieben haben. Und woher kommen Krebs und Fisteln an den Weiberbrüsten? Warum hört man so oft von vielem Aufbrechen und Löchern in den Weiberbrüsten? Gott züchtigt das Glied, womit man Hoffahrt getrieben hat. Dafür werden nun mehrere Beispiele aus Schriftstellern angeführt. Ehebrecherische Huren und Kindermörderinnen pflegen die Henkerknechte also am Halse, Schultern und Brüsten zu entblößen, wenn ihnen der Kopf abgeschlagen werden soll und Ihr geht auf dem Markte nicht anders daher. Und wahrlich diese Strafe hättet Ihr auch verdient. Und schließlich zieht er über die „Weltpfaffen" her, die ihren Frauen und Töchtern eine solche Tracht erlauben. Die römisch-katholischen Priester sind da viel eifriger, sie schließen Weiber mit bloßen Brüsten von Nachtmahl und Beichte aus. Schließlich wendet er sich an die Obrigkeit unter Hinweis auf die venediger Kleiderordnung, die nur den Huren diese Tracht gestatte, die andern Weiber aber mit Geld strafe.

Wie man sieht, hat der alte Sittenprediger seine Sache nicht schlecht gemacht; er zieht alle Register von der Hölle bis zur Hygiene. Aber was würde er sagen, wenn er heute in die feine Gesellschaft käme? Er würde ebenso still sein, wie das Auge des Gesetzes, wenn eine Dame im Gesellschaftkleide über die Straße ginge, etwa in Bekleidung eines höheren Offiziers. Wenn aber eine Dirne es wagen wollte, dann würde sie sofort von der Straße entfernt werden. Und wie verhielte sich das liebe Publikum in beiden Fällen? Das sind Fragen nach der Entwickelung einer geschlechtlichen Moral, deren vorläufiges Ende wir vor uns sehen, deren Anfänge und Begründung aber noch aufzuklären ist.



## Fazetie und Kleriker.

Von Karl Amrain.

Wer die reichhaltigen Bände dieser Jahrbücher forschend durchblättert und den Quellenschriften zum Studium der Anthropophyteia sowie den einschlägigen Beiwerken einige Aufmerksamkeit widmet, dem fällt unwillkürlich auf, wie häufig Kleriker als Fazetienverbreiter auftreten. Nicht wunderbar ist, daß so viele volkmäßige Neck- und Spotterzählungen Geistliche zum Mittelpunkt haben. Nichts vermag Necklust und Spott mehr herausfordern, als menschliche Schwächen, Unvollkommenheiten, Fehltritte jener, die beruflich Führer, Seelsorger, Wächter und Hüter der Ethik, Moral usw. sein sollten. Eigenartig vielmehr ist, daß Kleriker so oft die wirksamsten Fazetienverbreiter sind.

Wie ist diese Erscheinung zu erklären? Spricht sie für einen ungebildeten Priesterstand? Ja, sagt der Voreingenommene und der an der Oberfläche der Erscheinungen Haftende. Nein, sagen wir! Die Frage läßt sich so leichthin gar nicht abtun, denn sie liegt weit tiefer als man prima facie vermutet. Wenn z. B. die Geheimsekretäre des Papstes in ihren Freistunden Fazetien unterhaltungweise zum Besten gaben, die später Poggio Bracciolini sammelte, so können wir doch unmöglich von ungebildeten Leuten sprechen.[1]) Vielmehr haben wir uns unter den Geheimsekretären wohlerzogene, gutgebildete klerikale Bureaukraten — um uns etwa modern zu verständigen — zu verstehen.

Und wenn wir uns die Apologe des Bernardino Ochino näher ansehen, so findet man darin gar manche Fazetie.[2]) Ochino aber als ungebildeten Menschen anzusehen, geht doch sicherlich nicht an.

Wir haben, wie hier bemerkt sei, Ochino angeführt, weil er im Gegensatz zu den päpstlichen Geheimsekretären seine Fazetien nicht der geselligen Unterhaltung widmet, sondern weit darüber hinaus die Fazetie als Kampfmittel benutzt.

Namen endlich wie Dr. Thomas Murner, Geiler v. Kaysersberg, Abraham a Santa Clara veranschaulichen uns den Typus der Kanzelfazetisten und Kanzelsatiriker. Auch hier handelt es sich nicht um Ungebildete. Die drei Letztgenannten treten viel-

---

[1]) S. Romanische Meistererzähler, Band IV. — [2]) Volkmund: Bände VII u. VIII.

mehr für möglichst umfassende Bildung und freiere Geistbildung ein. Gleich Hutten eifert Murner im Reuchlinschen Streite gegen die Finsterlinge. Man hat die Fazetien der päpstlichen Geheimsekretäre, die Apologe des Exkapuziners Ochino als Frivolitäten ausgeben wollen. Den derbsinnlichen Murner nannte man gar den „Aretino seiner Zeit“,[1]) der in der erniedrigenden Stelle eines Trossbuben und Pasquillanten erscheine. Derartige Phrasen haben vielen Literaturhistorikern und kindischen Folkloristen bis in das XIX. Jahrhundert hinein als Evangelium gegolten. Und dabei haben erwiesenermaßen die meisten Literaturhistoriker die wichtigsten d. h. besten poetischen Schriften eines Murner gar nicht gekannt![2]) Das war denn freilich eine frivole Urteilfindung! Auch hier zeigt sich, daß Literaturhistoriker, namentlich aber gewisse Folkloristen, stets nur Halbheiten, Trugbilder zu Tage fördern, wenn sie literarische oder gar menschliche Verhältnisse nicht allseitig beleuchten und würdigen. Auf solche Art kommt man freilich zu dem Schluß, daß Geschichte une fable convenue sei. Nicht nachdrücklich genug kann man betonen, daß es eine Oberflächlichkeit sondergleichen ist, daß es absolut kein tieferes Sachverständnis verrät, will man derbe Fazetien an und für sich als Frivolitäten bezeichnen! Eine Fazetie ist nur dann frivol, wenn sie auf Erregung der Lüsternheit bezw. geschlechtlicher Sinnlichkeit berechnet ist.

Derbe Fazetien erzählten Kleriker auf der Kanzel, nicht um die Geschlechtlust rege zu machen, sondern zur erbaulichen Unterhaltung. Und der Klerus mußte „gemein“ sprechen d. h. mußte zur Gedankenwelt, Anschauungweise des Volkes hinabsteigen. Indem man Beispiele und Gleichnisse von den gewöhnlichsten Vorkommnissen des Lebens in Haus und Familie, auf Markt und Gasse, in Handel und Wandel hernahm, ergab sich mancher Anhalt zum Scherze. Dem einfachen Volke konnte man nicht überall akademische Exkurse über die höchsten Religionideale darbieten. Das war nur möglich in den Brennpunkten des wissenschaftlichen Lebens und Strebens. Ein hochgebildeter Priesterstand enthält zudem immer größere Bruchteile von Witzköpfen, Humoristen und Satirikern. Und diese wissen am besten, daß, wer dem Volke predigen will, den Aufflug in die höheren Regionen menschlicher Ideale vom Niveau des alltäglichen Lebens, der trivialsten Wirklichkeit versuchen muß. Ein Kanzelredner, der bei einfachen Volkschichten mit geringer

---

[1]) Deutsches Museum I. (1779), S. 527 ff. — [2]) Vergl. Dr. Theodor von Liebenau: Der Franziskaner Dr. Thomas Murner 1913, S. 114.

Bildung zündende Wirkung erzielen, der seinen Zuhörern ein Thema eindringlich machen will, wird nicht davor zurückschrecken, selbst die im allgemeinen als heikel, ja vielleicht als abstoßend geltenden Beziehungen und Verrichtungen des menschlichen Daseins auf die Kanzel zu bringen.

Die Leute gewinnen die Kirche um so lieber, wenn der Klerus menschlich auftritt, gemein-volkmäßig, vulgär predigt. Das Grau des Alltages muß durch Schnurrenberichte ein helleres Licht gewinnen. Grobe und derbe Geschichtchen müssen eine gewisse Herzerleichterung bringen. Mit gelehrten Vorträgen allein ist es nicht getan. Es genügt, meinte schon Murner, wenn in einer Stadt ein gelehrter Prediger sei. Der Volkprediger müsse viel Abwechselung bringen, er müsse belehren, unterhalten und namentlich auf Besserung dringen; den verdorbenen Ohren müsse man mit gesalzenen Predigten begegnen.

Die Berechtigung scherzhaft, derb zu predigen, Farcen und Späße zu bringen, die wir Menschen des XX. Jahrhundert als abgeschmackt, vielleicht gar gemein, zotig finden, entnahm man der Tatsache, daß in dem auf den Ostertag fallenden Evangelium ebenfalls die Rede sei von scherzhaften Erzählungen. Dort heißt es Lc. 24,15 „Et factum est, dum fabularentur".

Daß diese „Ostermärlein" in Süddeutschland, Österreich, Frankreich, Italien derber, saftiger waren als im Norden, liegt im Charakter und Wesen dieser Volkstämme. Noch heute hat sich bekanntlich der Süddeutsche (von Wien über Bayern in den elsässischen Weltwinkel) eine Derbheit des Ausdrucks, eine Plastik und Drastik der Sprache bewahrt, die dem Norddeutschen verloren gingen, fremd, ja unanständig erscheinen.[1])

Man darf sich darum auch gar nicht wundern, wenn wir vom „Ostergelächter" hören, bei dem einzelne Prediger Gänse, Hähne, den Palmesel, das Knurren von Hunden, Miauen der Katzen, Affengelächter nachahmten. Daß diese Ausbrüche kindisch-fröhlichen Mutwillens sogar an heiliger Stätte lange durchaus unverfänglich erschienen, ja vom Volke gefordert wurden, lag im Charakter jener Zeit kindlich fromm einfältigen Glaubens.[2])

Das Volk sah in den Kanzelhumoristen Köpfe mit überlegenem Witze. Dies ging soweit, daß humorlose Prediger ohne Satire über-

[1]) Siehe dazu auch Scheube: Deutscher Geist und deutsche Art im Elsaß, Berlin 1872, S. 128. — [2]) Vergl. von Liebenau: Der Franziskaner Dr. Thomas Murner, 1913, S. 89. Das im allgemeinen vorzüglich geschriebene Werk zeigt, wie tief Murner's Wesen allzeit im Volke wurzelte.

haupt nicht „abkanzeln“ konnten, also als unfähige Prediger galten.

Nescit praedicare, qui nescit barlettare, sagte ein geflügeltes Wort, das an die Predigtweise eines der beliebtesten komischen Volkredner zu Ende des 15. Jahrhunderts, nämlich des Neapolitaners Gabriel Barletta, eines Dominikaners anknüpfte. Daß ein Dominikaner 1457 über den Facetus predigte, kann danach gar nicht weiter verwunderlich erscheinen.[1]) Mit der Mehrung der Ordenniederlassungen wuchs das Bedürfnis, diese Niederlassungen wirtschaftlich zu untermauern. Das geschah auf Kosten verwandter Orden, indem man durch witzige Prediger möglichst viel Zuhörer anlockte, die bei den Kollekten dann reichlich spendeten. Die Predigten selber werden damit rasch zum Handelgeschäft, die Fazetie als Spekulation immer massiver, immer grobkörniger, üppiger, ausgelassener.

Die isolierten Weltpriester kamen gegen die zentralisierten Ordengeistlichen gar nicht auf. Höchstens konnten sie sich in Nachahmungen versuchen und gefallen.

Gleichzeitig mit der Pfründehäufung, dem zunehmenden Luxus wuchs die Weltlust, die Lässigkeit des Klerus im Dienste des Herren. Große Bruchteile des Klerus schänden ihren heiligen Beruf durch Geldgier, Habsucht, Schlemmerei und Unzucht. Der niedere Weltklerus gerät bei dem System der Pfründehäufung in den Händen der vornehmen Geistlichkeit in eine erbärmlich wirtschaftliche Lage. Er ist auf Bettel und Trinkgelder angewiesen, die man durch Possenwerk mancherlei Art ergiebig zu machen sucht. Aberglaube vermählt sich dabei der Unwissenheit oder dem Dünkel.

Die Kanzel wird zum Zankplatz, auf dem sich Mönche und Weltpriester herumzanken. Die Predigten strotzen zum gaudium der untersten Volkschichten von Invektiven zügellosester Art. Geiler von Kaysersberg hält den faulenzenden Mönchen die Emsigkeit der Ameise vor.

Murner, dieser Hitzkopf und Witzkopf, dem Schonung des sittlichen Zartgefühls fast unbekannt ist, der, wie Heinrich Laube bemerkt,[2]) die fleischige Seite der alten Welt nicht verloren gab und doch eine Reform der alten Welt billigen wollte, sprach von diesen Kanzelschändern in der „Schelmenzunft“:

---

[1]) Einzelheiten bei Dr. v. Liebenau: Murner 1913, S. 88. — [2]) Geschichte der deutschen Literatur I.

Er solt das evangeli leren,
So muß ich disen trippel hören,
Wie sy einander richtent uß
Als Hippenbuben vor dem huß.
Geschäch nur eins, das wär mein bitt,
Daß man sy auch mit Dreck beschitt,
So sy einander haissen liegen
Und auf der cantzel also kriegen.
Ain solche predigt hindert mee
Dann hundert, die er that vor ee.
Damit er uns gar schwerlich schedigt
So er von blawen Enten predigt". —

Und da der Klerus sich herausnahm, die Kirche zur Stätte unschicklicher Kurzweil zu machen, wie mußte es mit dem allgemeinen Gottesdienst aussehen?

In Straßburg z. B. gingen die Junker in die Messe, als zögen sie zur Jagd aus; mit großen Hunden und Jagdfalken besuchte man die Gotteshäuser. Hier ließ man Vögel zur Ergötzlichkeit des Publikums in die Höhe fliegen. Zur Karnevalzeit diente das Münster als Maskensaal, wo sich Geistliche und Nichtgeistliche an tollem, meist obszönen Mummenschanz erlustrieren. Während der 12 Nächte ziehen die Priester in grotesken Masken von Schule zu Schule und ergehen sich mit Knaben und Mädchen in unschicklicher Kurzweil.[1]) Diese Zeit vermag der Fazetie gar nicht zu entbehren.

Vergeblich hält Geiler von Kaysersberg dem Orden- und Weltklerus Fleischlust und Habsucht vor. „Mord, Blutvergießen, Blutschand und Laster gehen bei den Priestern vor", klagt er. „Wie ist nicht ein Lauffen von den Prälaten und München in die Nunnenklöster! Hingegen die Nunnen lauffen öffentlich in die Münchklöster und zu den Prälaten. Wie viele Kinder werden verdruckt", rief zornentflammt der gewaltige Prediger.

Diesem liederlichen Treiben entsprach es durchaus, wenn in den Briefen der Dunkelmänner[2]) Wendelin Tuchscherer Magister Ortuin Gratius schrieb: Zu Straßburg im Predigerkloster seien Mönche gewesen, welche Weibpersonen durch den an ihrem Kloster vorbeifließenden Fluß in ihre Zellen geführt und ihnen die Haare abgeschnitten hätten.

Lange passierten jene Weibpersonen für Mönche, gingen auf den Markt und kauften Fische von ihren Männern, die Fischer

[1]) H. Scheube: Deutscher Geist und deutsche Art im Elsaß 1872, S. 124. — [2]) Briefe von Dunkelmännern, übersetzt von Dr. W. Binder, 1904, S. 108 ff.

waren, nachher aber wurden sie verraten; und eine gleiche Liederlichkeit begingen die Prediger einmal bei fahrenden Schülern. Und als einmal ein Mönch mit einer Mönchin spazieren ging, kamen sie zu den Schulen; die Schüler zogen jene zwei Mönche in die Schule hinein und prügelten sie niedlich durch. Während sie nun die Mönchin prügelten, sahen sie deren weibliches Glied: da lachten alle und ließen sie in Frieden weiterziehen, die ganze Stadt aber wurde voll von diesen Ereignissen.

Daß derartige Zügellosigkeiten Massenerscheinungen wurden, bestätigen uns die Chroniken und Fazetisten jener Zeit. Vor allem sind hier die Angaben der Zimmernischen Chronik bedeutsam, auf die verwiesen sei.[1])

Die Verderbnis in weiten Kreisen des Klerus fand in den breiten Volkschichten Widerhall. Ein Murner mußte 1502 in Straßburg wieder gegen den Unfug, Hunde, Katzen, Vögel in die Kirche mitzunehmen auftreten, ebenso gegen die von Ehefrauen veranstalteten Wallfahrten, um den Tod ihrer Ehegatten zu erbitten.[2])

Das Treiben des Klerus, vor allem auch der Kornwucher der Klöster und Stifte, der zu klosterfeindlichen lokalen Kornkrawallen führte, mußte den Spott und Hohn großer Volkkreise unmittelbar herausfordern. Die Sphäre der Kleriker lieferte den Stoff zu Satiren und Possen denkbar schärfster Art.

Luthers Auftreten bringt der Fazetie und Satire neue Entwickelungmöglichkeiten. Neben der Satire wird die Fazetie als Kampfmittel benutzt. Der Gegner soll unter allen Umständen durch Lächerlichmachung gedemütigt werden. Luther wie Ochino[3]) verschmähen die derbsten Angriffe nicht. In dieser Hinsicht sind sie noch völlig im Bannkreis ihrer ehemaligen klerikalen Erziehung.

Soweit es sich um Mißbräuche kirchlicher und weltlicher Gewalt handelte, sekundierte Murner Luthers erste Reformanschläge. Schneidender, giftiger, aber auch witziger und derber als Luther griff Murner zu. Er war durchaus frei von Zimperlichkeit. Schonunglos ging er vor. Kein Gebiet war ihm zu heilig, keines zu gemein!

Er gab die äußere Werkheiligkeit ohne ernsten sittlichen Halt rücksichtlos vor aller Welt dem Spotte preis. In volkmäßiger Derbheit spottete Murner über geistlose Zeremonien, handwerkmäßiges Wallfahren, über die wie Pilze aus dem Boden schießenden

---

[1]) Siehe Historische Quellenschriften zum Studium der Anthropophyteia, Band III, 1907. — [2]) Th. v. Liebenau, l. c., S. 89 u. 90. — [3]) Siehe: Die Apologe des Bernardino Ochino, Band VII u. VIII des Volkmunds.

Wallfahrtorte, über das liederliche Leben der Beginen, über schandbare Kirchenlieder in der Melodie „von Pfawenschwanz“, „Ach liebe Dirn und werder Mund“, „Us Herzens Grund, ob aller schönst“, die besser zu einem Bauerntanz paßten als in die Kirche.[1]) Gleicherweise bekämpfte er die vielen Fastengebote, die für die Verhältnisse nördlich der Alpen gar nicht paßten. Ebenso eiferte er gegen die Habsucht und Leichtfertigkeit des Klerus, der das Heilige aus Geldgier mißbrauche. Scharf geißelt er die „Heiltumfahrer“, zumal jene, die gefälschte Heiligtümer umherführten, um sich zu bereichern.

Der Kirchenbann sei zum allgemeinen Gespött geworden, meint Murner, weil man die geistlichen Strafen mißbrauche, oft „um drei Haselnuß und zwei Daubendreck“ also „mit der Axt ermorde man Flöhe“. — All das wird in einer kecken Sprache vorgetragen und wirkte in seiner frischen Natürlichkeit nur um so nachhaltiger. Der Jagdlust vieler Bischöfe widmet der witzige Franziskaner folgende Verse:

„Geistlich Prelaten ja wellen
Blasen, heulen, Hochwildfellen,
Unsinniglich rennen, beitzen
Den armen Leuten durch den Weitzen
Mit zwanzig, dreißig, vierzig Pferden.
Seind das geistlich prelatisch Berden,
Wann die Bischöf Jeger werden
Und die Hund die Metten singen,
Mit Heulen den Gotsdienst vollbringen?“

Und trotzdem bot Murner, dieses stärkste literarische Talent jener Zeit, dieser schärfste Witzkopf, Luther ein Paroli. Murner „wollte die farbige, blühende, fleischige Verlassenschaft nicht mit vernichtet sehen, weil es not tat, an Gedanken der alten Zeit eine Reform vorzunehmen“. Kurz er wurde, wie H. Laube urteilt, die farbenstrotzende Opposition der protestantischen Geistlichkeit. Voller Feuer und beißendem Witz schrieb Murner den „großen lutherischen Narren“, jene wie mit Keulenschlägen auftreffende und zündendste Satire, die nach Scheube jemals wider die Reformation zu Tage gefördert wurde.[2])

In der Auffassung Luthers, daß das Volk über den Glauben zu disputieren und zu entscheiden habe, also nicht die Leiter der

---

[1]) v. Liebenau: l. c., S. 138, 140. — [2]) H. Scheube: Deutscher Geist und deutsche Art im Elsaß, 1872, S. 112.

lehrenden Kirche, das Konzil, erblickte Murner mit Scharfblick sofort, daß derartige Lehren über eine Reform hinaus zur Revolution, zum Massenkampf führen mußten. Schärfer als Luther sah Murner, daß mit der Linderung der geistigen Not dem Volke noch keineswegs geholfen sei. Luthers Blick für die leibliche Not der niederen Schichten war getrübt. Zwar entbehrte er nicht einer dunklen Ahnung von den Forderungen der Zeit, wenn er davon redet, man solle „Ackerwerk mehren und Kaufmannschaft mindern“, aber für die praktischen Maßregeln fehlte ihm das tiefere Verständnis. Er erblickte das wirkliche Heil nur in Glauben und Leiden. Mit dieser Lehre wendete er sich leider aber vornehmlich nur an die Armen statt an die Besitzenden. Der wirtschaftliche Druck lehrte die seit Generationen Mühseligen und Beladenen jedoch, daß die ihnen zur unterwürfigen Demut gereichten heiligen Schriften auch anderes enthielten als lediglich Pflichtgebote. Freiheitgedanken schossen empor, Gedanken vom Rechte der Armen, von Gleichheit der Menschen!

Solchen Gedanken hatte Murner vorgearbeitet als er darauf hinwies, wie der Bauernstand mit Abgaben aller Art, Todfall, Bet, Heiratgeld, Zinsen, Gülten, Steuern, Brücken- und Straßenzöllen, Wachdiensten, Kriegdiensten bedrückt und überlastet sei.

Murner kannte die Nöte der Armen und zumal der Bauern genauer aus eigener Anschauung als Luther, weil er kein weltfremder Geistlicher blieb, nicht mit den Blicken des Stubengelehrten die Dinge der realen Umwelt sichtete, sondern keck immer wieder in das Volkleben hinabtauchte und selbst anstößig erscheinende Gebiete als scharfer Beobachter zu betreten wagte. Weil er im steten Umgang mit dem Volke dessen Sitten genau kannte, auch Volklieder, Schwänke und Sprichwörter sammelte, die er bei Gelegenheit wieder wolkenbruchartig unter die Volkmassen ergoß,[1]) wußte er besser wohl als andere, wie es tatsächlich um das Volk bestellt war.

Vielfach hat man Murner diese Vorliebe für das urwüchsig volkmäßige verdacht. Daß er es wagte, sprichwörtliche Redearten von derbsinnigster Kraft, fleischlich üppige Geschichtchen, grobkörnige Einfälle in Wort und Schrift zu bringen, hat man dem Franziskaner bekanntlich als Frivolität ausgelegt oder als gemeine Denkart, als von Unlauterkeit vergiftete Gesinnung.[2]) Man lese

[1]) v. Liebenau, l. c., S. 15. — [2]) Z. B. Grüneisen.

diese abfälligen Urteile in der Murnerbiographie des Freiherrn von Liebenau selber nach. Jeder Anthropophyteiakenner wird herzlich lachen über das Geschimpf, mit dem man Murner brandmarken wollte. Man vergaß immer und immer wieder, und dabei oft bewußt böswillig, daß der Franziskaner ein Kind des Volkes war und blieb, daß er nicht für die höheren Kreise schrieb, sondern Volkdichter und Volkschriftsteller sein wollte.

„Was wäre es, daß ich Doctor wäre
Und gäb dem armen Mann kein Lehre
Und fräß den Bettel gar umsunst
So ich verhehlet meine Kunst
So ich von ihnen han das Leben“,

schrieb er gleichsam als Erläuterung seiner im volkmässigen Ton gehaltenen Schriftstellerei in der „geistlichen Badenfahrt“.

Das Gebell und Gekläff, Gepolter und Geböller seiner Neider und Widersacher ließ ihn kalt und er tröstete sich:

„so ich ein breiten Rucken hab,
erschreck ich desto minder drab.“

Daß er zeitweise im Index librorum prohibitorum zu den Haeretikern zählte, zeigt, wie schwankend das Urteil der Menschen sein kann.

Diese „Indizierung“ war der prächtigste Witz, da gerade der Franziskaner Murner durch sein Witz- und Spott-Talent, durch kecke Bonmots der wirkungkräftigste Gegner der Reformation war. Hunderte von Klerikern, Tausende aus dem christlichen Volke wurden nur durch den populären Murner dem alten Glauben erhalten. —

Wir verweilten solange bei Murner, weil er der markanteste Kleriker der Reformationzeit ist, der die Naturwüchsigkeit des 16. Jahrhundert am wahrheitgetreuesten schildert.

Weit hinter ihm folgten Luther, Eck, Reuchlin, Paracelsus, Ochino usw. Kaum bedarf es weiterer Betonung, daß Murner viele Nachahmer gefunden hat. Im 17. Jahrhundert hat man namentlich Abraham a Santa Clara als neuen Murner angesehen. Die neuere Zeit zog direkt Parallelen zwischen beiden Kanzelhumoristen und Satirikern. Indessen ist die Zeit eines Abraham a Santa Clara schon nicht mehr die ungehobelten und urwüchsigen Derbheiten von ehedem gewohnt. Freilich bleibt an Witz und Burleskerei noch genug übrig, was heute bei einem

Kanzelprediger einfach undenkbar wäre, so wenn er z. B. von den ungeistlichen Geistlichen berichtet, die sich öfter der Caeciliae als des Cilicii bedienen.

Zweck all dieser Kanzelhumoristen, die zumal im niederen Klerus häufig vertreten waren, blieb: durch lustigderbe Geschichtlein die Aufmerksamkeit der Leute zu erregen. Man wollte die Sünde lächerlich machen, um lachend über alle Versuchungen hinwegzuhelfen. Durch drastische Scherz- und Witzworte, lustige Märlein, Fazetien aller Art, suchte man letzten Endes Erhebung des Gemütes in höhere Regionen.

Beliebt war beim Volke, wer als Kanzelprediger famose Schelmenstreiche, Modetorheiten, menschliche Schwächen in drolliger Art erzählen konnte.

In Teuerungzeiten und Hungerjahren, nach Mißernten oder bei sonstigen schlechten Zeiten konnten die Prediger nicht immer vom Zorne Gottes, vom strafenden Arm des Herrn reden. Mit solchen Lamentationen reißt man ein schwer bedrängtes, hart gedrücktes Volk, das in materieller Beziehung die letzten Grenzen menschlichen Elendes und Jammers erreicht hat, nicht aus Stumpfsinn, Lethargie oder Verzweiflung. Vielmehr ahmte man bei allgemeinem Elend das Verhalten der staatlichen Polizeiorgane nach. Dieses bestand z. B. in Frankreich darin, daß man öffentliche Lustbarkeiten veranstaltete und den Wirten und Freudendirnen volle Freiheit gab.

Marie Sophie Laroche schreibt in ihrem „Journal einer Reise durch Frankreich“ (erschienen Altenburg 1787): „Im Winter 1784 starben viele Tausend Arme vor Kälte und Hunger, da bezahlte die Polizeiverwaltung Jungen, welche maskiert die Straßen hin und her liefen, sangen und tanzten. Man begünstigte alle kleinen Heckenwirte und lustige Häuser, damit darin recht gelärmt würde, um das Erzählen und Andenken an die armen Unglücklichen zu verbergen“.[1]

Der Klerus konnte nicht gleichartige Mittel ergreifen, wohl aber bemühte er sich durch scherzgewürzte Predigten die Unglücklichen über das Leid der Zeit hinwegzutrösten.

So ist es denn auch ganz verständlich, wenn wir in den Etrennes de santé lesen: Les curés de campagne, dans les tems de famine, doivent par toutes sortes de voies rappeller la gaîté et la joie parmi leurs Paroissiens; la joie augmente les forces de l’estomac

[1]) l. c., S. 66.

souvent trop foible dans le cas dont nous parlons pour digérer une nourriture grossière.[1]) Hier haben wir sozialpolitische, hygienische Motive für die Schnurrenverbreitung.

Die Fazetie blüht also keineswegs etwa in der rauchgeschwängerten Alkoholsphäre der Winkelkneipen. Ihr Boden verlangt vielmehr ganz andere Voraussetzungen. Daß sie am Klerus einen fördernden Faktor fand, glauben wir mit vorstehenden Auseinandersetzungen dargetan zu haben. Unsere Jahrbücher konnten darum zur allseitigen Wertung der Fazetie auch dieses Kapitel etwas näher beleuchten.

---

## Von den Falaschas in Äthiopien.

Von Friedrich J. Bieber.

Es ist eine in der Geschichte der Religionen immer wiederkehrende Erscheinung, daß die Verkünder der bei einem Volke oder in einem Lande zur Vorherrschaft als Staatreligion gelangten und zumeist volkfremden Religion die Anhänger des verdrängten bodenständigen Volkglaubens beschuldigen, einen satanischen oder unzüchtigen Kult zu treiben. Es sei hier nur an den Hexenglauben und die Beschuldigung der Teufelbuhlschaft erinnert, mit der das christliche Mittelalter alles verfolgte, in dem es Überlebsel des alten Glaubens sah.

Dieser Art sind wohl auch die Erzählungen von einem angeblich adamitischen Kulte in Äthiopien zuzuzählen, dessen die christlichen Amhara die sich zum Judentum bekennenden Agau in Habesch beschuldigen, von denen sie erzählen, daß sie den Beischlaf als Kulthandlung üben.

Die Falascha oder mosaischen Agau, die von den Amhara „Falascha“, d. h. „Vertriebene“ oder „Auswanderer“ genannt werden, sich selber aber „Bieta Israel“, d. h. „Haus Israels“ nennen, die sogenannten abessinischen Juden, sind ein Teil der von den semitischen Amhara verdrängten und in durch Jahrhunderte andauernden Kämpfen überwundenen ursprünglichen Bevölkerung des Hochlandes von Habesch, sie sind, wie die Gonga oder Kaffitscho und andere kleinere Völker in Äthiopien Kuschiten. Sie erhielten

---

[1]) S. 49 des Ende XVIII. Jahrhunderts bei Cailleau in Paris erschienenen Buches.

ihr Bekenntnis von krieggefangenen jemenitischen Juden, die im vierten und sechsten nachchristlichen Jahrhundert, im Verlaufe der Kriegzüge der Habeschi im Jemen zwangweise im Hochlande von Habesch angesiedelt worden sind, sich mit Agau-Frauen vermischten und unter den Agau, bei welchen schon im dritten vorchristlichen Jahrhundert ägyptische Judenemissäre tätig waren, als Reaktion gegen das siegreich vordringende Christentum freudige Bekenner ihres Glaubens fanden. Im neunten Jahrhundert gelang es sogar den mosaischen Agau oder Falascha sich der Herrschaft über ganz Habesch zu bemächtigen, die sie durch dreihundert Jahre inne hatten. Seither hatten sie viel unter den Verfolgungen der Kaiser von Äthiopien zu leiden und noch in neuester Zeit sind viele tausende Falascha zwangweise getauft worden. Auch die vom „Institutum Judaicum" in Berlin zur Bekehrung der Falascha in den sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts nach Habesch entsandten protestantischen Missionäre, Rev. Henry Aron Stern, Martin Flad, Mayer und Hall, erzielten einige Erfolge. Im Jahre 1867 unternahm der berühmte Orientalist J. Halevy eine Reise zu den Falascha.

Unter der Herrschaft des weisen Kaisers Menilek erfreuten sich die Falascha der freien Ausübung ihres Bekenntnisses und in den Jahren 1904/1905 und 1909 besuchte sie Jacques Faitlovitsch, um durch die Entfaltung einer regen Propaganda die Falascha in ihrer mehr als tausendjährigen Treue zum Judentum zu stärken und ihren Anschluß an die europäische Judenheit anzubahnen.

Die Falascha leben nur in ihren alten Stammsitzen, im Hochgebirge von Semien und im Lande am Tsana-See, in größeren Siedlungen geschlossen für sich, sonst aber in ganz Habesch zerstreut unter den Amhara, von denen sie sich dann weder in der Tracht, noch sprachlich unterscheiden. Sie sind ein tüchtiges und gewerbefleißiges Volk, das in manchen Belangen hoch über seinen amharischen Oberherren steht.

Aus dem tausendjährigen Widerstreit des semitisch-christlichen Amharatums gegen das ihm mehr oder weniger überlegene kuschitische Volktum der Falascha ist wohl auch die Erzählung meiner amharischen Gewährmänner, als deren vornehmsten ich den Amhara Negatu nenne, über die Sabbatfeier der Falascha erwachsen: „Alle Samstage, am Sabbathabend, gehen die Falascha zum Gebet in ihre „Kirche". Das Innere dieser Kirche ist ein großer Raum, der nur

durch die Eingangtüre Licht erhält. Wenn die Eingangtüre geschlossen wird, ist das Innere vollständig dunkel. In der Mitte des Raumes brennt statt der Kerzen ein großes Feuer. An der Wand des runden Raumes befindet sich eine breite, rundum, von der Tür bis wieder zur Tür reichende Sitzbank.

Hier versammeln sich am Sabbathabende die Falascha, Männer und Frauen zusammen zum Gebete. Die Tür wird geschlossen. Sobald das Gebet zu Ende ist, löschen die in der Kirche versammelten Falascha das Feuer mit Wasser aus, so daß nun der Raum ganz dunkel ist. Mit den Worten: „Bis tu hawas hu miloe om el no le midr“ („Ihr seid viele, macht noch mehr, um die Erde zu beherrschen“) nimmt nun jeder Mann ein Weib. Im Dunkeln sucht jeder der an dem Gottesdienste teilnehmenden Männer eine der anwesenden Frauen mit der Hand zu ergreifen und nimmt sie zu sich auf die Sitzbank, sei es auch seine Mutter oder seine Schwester. Mit der so ergriffenen Frau legt sich jeder Mann auf die Sitzbank und beschläft sie. Dieser gemeinsame Beischlaf dauert bis gegen Taganbruch. Ehe es tagt, gehen aber die Teilnehmer alle auseinander. Sie verlassen einzeln die Kirche. Sie trennen sich ehe die Sonne aufgeht, damit keiner und keine sehe und erkenne, mit wem man in der Dunkelheit der Nacht den Beischlaf geübt habe. Jedes geht für sich fort und wieder an seine Arbeit.

Einmal alle Jahre versammeln sich am Abend des Sabbath die Männer mit den jungfräulichen Mädchen der Gemeinde in der verschlossenen Kirche. Nach dem Gebet verlöschen sie das Feuer und jeder der anwesenden Männer ergreift eine Jungfrau, um sie zu sich auf die Sitzbank zu nehmen und zu entjungfern und sich mit ihr unerkannt im Beischlaf zu vereinigen. Durch diesen Beischlaf mit einem jungfräulichen Mädchen wird aus einer Jungfrau der messih (Messias) gezeugt, der aus dem Leibe einer Falascha kommen soll und wird.

Die Mädchen, die sich nach jener Sabbathnacht-Vereinigung schwanger fühlen, sind froher Hoffnung, den Messias zu gebären, voll. Bis jetzt sind in dieser Sabbathnacht viele Jungfrauen geschwängert worden, aber kein Messias ist noch geboren worden“.

Physiologische Tatsachen lassen diese Erzählung der christlichen Amhara von der Sabbathfeier der Falascha als das erscheinen, was der Hexenglaube der europäischen Ketzerriecher des Mittelalters war, als die Verächtlichmachung des verdrängten alten Volkglaubens. Wohl befriedigt der Mann seinen Geschlechttrieb

wo und wann immer. Aber eine unerläßliche Vorbedingung dazu ist das Entstehen und Bestehen der Libido. Auf Befehl kann wohl der geschlechtkräftigste Mann den Beischlaf nicht ausführen. Wenn auch dem Tastsinn ein gewisser Einfluß auf das Entstehen der Libido und deren Wachsen zukommt, wenn er auch zuweilen an die Stelle des Auges tritt, so will der Mann denn doch in erster Linie das Weib, das seine Geschlechtlust zur Befriedigung bringen soll, sehen. Stets ging und geht beim Astartedienst, beim Lingamkult, wie bei den erotischen Tänzen der Südslaven, der Kaffitscho und Ometo und anderer Völker der Vermischung im Beischlaf jeweilig eine mehr oder weniger verhüllte Werbung voran, eine gegenseitige Wahl der zwei zum Beischlaf bereiten Teilnehmer. Eine wahllose Promiskuität im Dunklen erscheint so als eine physische Unmöglichkeit, wenigstens für den Mann als den angreifenden Teil, wenn dem Beischlaf selber nicht Liebkosungen und Liebespiele der Frau vorangehen, die dann die Libido des Mannes hervorrufen und so steigern, daß sie nach Entladung drängt. Was außerdem noch gegen die Wahrheit dieses Berichtes sprechen könnte, ist der Umstand, daß selbst der rohe Mensch selten im Stande ist, den Beischlaf bewußt vor Zeugen auszuüben. Wenn auch bei erotischen Tänzen und Reigen das Vorspiel öffentlich und gemeinsam ist, so verbergen sich stets die Paare zu dem eigentlichen Geschlechtakt.

Tatsächlich handelt es sich aber bei der Sabbathfeier der Falascha um den Kult der Sanbat oder Sabbath-Göttin, von der eine der heiligen Schriften der Falascha berichtet, die Halévy veröffentlicht und übersetzt hat.[1])

Der deutsche Missionar Flad, der zwölf Jahre in Habesch und unter den Falascha lebte, erkennt[2]) in der Sanbat die „Melechet des Himmels" oder Ostharoth (Richter 2, 13, — 1. Samuel 12, 10, — 1. Könige 11, 5, 33 usw.). Die Falascha beten nach Flad nicht nur die „Sanbat" an, sie bringen ihr ein Speisopfer und Trankopfer

---

[1]) Te'ezâza Sanbat (Commandements du Sabbat) accompagné de six autres écrits pseudo-épigraphiques admis par les Falaschas ou Juifs d'Abyssinie, Texte éthiopien, Publié et traduit, par J. Halevy (Bibliotheque de l'École des Hautes Études etc., 137. fascicule), Paris 1902. — [2]) Kurze Schilderung der bisher fast unbekannten Abessinischen Juden (Falascha), ihr Ursprung, Wohnort, Körperbau, Nahrung und Gewerbe, Gottesdienst, Opfer, Mönche, Nonnen, Priester, Propheten, Schwarzkünstler, Feste, Reinigunggesetze, Bücher, Verlobung, Hochzeit, Ehe, Tod und Begräbnis etc. Von Martin Flad, Kornthal 1869, S. 7.

dar, das in Brotkuchen und Bier besteht. Auch räuchern sie ihr Weihrauch.

Über diesen Kult berichtet Flad[1]): „Der Gottesdienst der Falascha besteht in auswendig gelernten Gebeten und Absingen von Psalmen und Liedern, was in Begleitung von Musik und Tanz geschieht. Die Gebete und Lieder sind meistens Auszüge aus den Schriften des alten Testaments und sind ein Gemisch von Aethiopisch und ihrer eigenen Sprache. Die Falascha-Sprache hat nichts gemein mit der hebräischen, die sie gar nicht kennen und in der sie auch keine Bücher besitzen. Die Priester begeben sich gewöhnlich Freitagabend in die Mesgîd (Bethaus), nach Sonnenuntergang, schlafen daselbst und beginnen mit dem ersten Hahnenschrei ihren Gottesdienst, der gewöhnlich mit oder bald nach Sonnenaufgang beendigt ist."

„Das Bethaus der Falascha besteht aus dem kedusa kedusān (Allerheiligsten) und dem makdas (Heiligen). Durch das südliche Tor gehen die Frauen ein und aus, sie haben auf der Südseite des Heiligen ihren Platz. Im Westen stehen die Schriftgelehrten und im Norden die Männer, Jünglinge und Knaben. In das Allerheiligste dürfen nur die Priester eintreten. Der Opferaltar befindet sich außerhalb des Bethauses rechts vom östlichen Tore."

„Nachdem die gottesdienstlichen Zeremonien beendigt sind, wird von allen Häusern der Bemittelten Brot und Pfeffersuppe mit saurer Milch in die Mesgîd gebracht. Da die Falascha vom Sonnenuntergang vom Freitag bis nach Sonnenuntergang am Samstag weder Licht noch Feuer in ihren Häusern anzünden, werden alle ihre Speisen für den Sabbath am Freitag Vormittag bereitet. Das in der Mesgîd zusammengetragene Essen segnet der Kāhen, bricht in der Mitte der Brotkuchen ein rundes Stück für sich heraus und wählt sich dazu eine beliebige Suppe aus, welche er vorerst genießt. Das Übrige wird unter die Anwesenden, reich oder arm gleich verteilt. Dieses Essen nennen sie „Makfalt" oder „Ja-endschera-Maswaét" (Brotopfer). Ist das Essen vorüber, so trinkt man auch Bier und je nachdem solches reichlich vorhanden ist, kann es auch hie und da vorkommen, daß sich manche der Anwesenden ein bischen zu gütlich tun und berauscht werden."

---

[1]) Kurze Schilderung usw., S. 47.

Eine Vorlesung aus dem Gesetz und ein Gebet bilden den Schluß des „Brodopfers“, das auf Flad „meist einen angenehmen Eindruck gemacht“ hat. Und so stellt sich die Lieborgie der Falascha, von der die Amhara erzählen, in dem Berichte dieses besten Kenners der Falascha und ihrer Sitte als ein einfaches Liebemahl dar.

---

## Geschichte der erotischen Literatur Griechenlands und Roms.

Von Dr. Paul Englisch in Stuttgart.

### A. Griechenland.

Zwei Dinge bestimmen das Leben der Griechen und haben ihm ihr besonderes Gepräge gegeben: Politik und Literatur und in Literatur die Erotik.[1]) Wenn erstere ein Reservatrecht des Mannes bildet, so war das Recht auf Erotik an kein Geschlecht gebunden. Die ganze Mythologie war von ihr durchtränkt. Zeus mit seinen vielen Liebschaften, die Seitensprünge der Venus etc., alles Ausgeburten einer liebenswürdigen durch künstlerischen Geschmack veredelten Sinnlichkeit. Ausgestattet mit feinem Empfinden, kritischem Urteilvermögen und rechter Genußfreudigkeit, sah der Grieche zu leicht die komische Seite der Erotik, das Lächerliche an seinen Göttern, die ihm in ihren Liebeabenteuern soviel Menschliches, Allzumenschliches boten. Ein wenig karikiert, die Farben etwas stark aufgetragen und man hatte reichlichen Stoff zu heiterer Ausgelassenheit, die sich nun in Worten und Liedern mit erotischem Einschlag äußerten. Derartige schalkhafte Gesänge lebten im Volkmund und wurden mündlich von Geschlecht zu Geschlecht überliefert, obwohl sie zunächst, aus dem Augenblick geboren, als Improvisationen keinen Anspruch auf künstlerischen Wert erhoben. So waren die Adonislieder sehr verbreitet, zunächst harmlos oder derb gesund, mit zunehmender Kultur durch Weichlichkeit und Laszivität verrufen. Ferner gehörte zu diesen Volkliedern wohl jenes nicht eben zarte Schaukellied (ἀλῆτις ᾠδή), das die attischen Frauen am Schau-

---

[1]) Vergl. Ant. Panormitanae Hermaphroditus lat. nach der Ausgabe von C. Fr. Forberg (Coburg 1824) nebst einer deutschen metrischen Übersetzung und der deutschen Übersetzung der Apophoreta von C. Fr. Forberg besorgt und herausg. von Fr. Wolff-Untereichen, mit einem sexualwissenschaftlichen Kommentar von Dr. Alfred Kind, Leipzig 1911.

kelfest (*αἰώρα*) zu Ehren der Erigone, der Tochter des Ikarios, anstimmten. Die Komposition führt Aristoteles auf Theodoros, einen jonischen Dichter aus Kolophon zurück. Dann wurden auch bei den Kybele- und Dionysosfesten derartige Verse von den Phallosträgern gesungen.[1]) Nun hat aber dieser Dionysiosdienst seine Heimat nicht in Griechenland, sondern in Thrakien, und wahrscheinlich drangen auch von dort mit der Ausbreitung der Kultur die Phalluslieder über die benachbarten Inseln und Böotien in das Herz Griechenlands. Vor Ende des 6. oder Anfang des 5. Jahrhunderts lassen sich jedenfalls noch keine Spuren nachweisen, Diese Lieder wurden im kleinsten trochäischen Versmaß gesungen, das Archilochus übernahm (Tripodie oder Ithyphallikus). Es scheint auch, daß der etwas an Hetärengesellschaft streifende Ton in einzelnen Skolien seine Heimat bei den Lydern gehabt hat.[2]) Daß man die Gastmähler mit erotischen Liedern würzte, bestätigt Plutarch (quaest. conviv. 7, 8, 4, 4): *οἱ δὲ πολλοὶ, καὶ γυναικῶν συγκατακειμένων καὶ παίδων ἀνήβων, ἐπιδείκνυνται μιμήματα πραγμάτων καὶ λόγων, ἃ πάσης μέθης ταραχωδέστερον τὰς ψυχὰς διατέθησιν.*

Aus solchen Liedern nun, die man bei Festzügen sang, entstand das Satyrspiel, entstand die Komödie.[3]) Im Rausche bacchischer Festlichkeit empfangen und ursprünglich bestimmt, den unschuldigen Mutwillen zu entfesseln, dessen Befreiung eines der Bedürfnisse der Menschheit ist, wurde schließlich der Sinnlichkeit ein Hauptplatz in der Komödie eingeräumt. Das war bereits bei der alten Komödie so und verschlimmerte sich in der mittleren noch mehr. Hauptgegenstand waren natürlich Ehebruchgeschichten, die selbstverständlich die Rolle des verliebten jungen Mannes und obszöne Reden erforderten. Das wirkte um so pikanter, als die Frauenrollen in der Folgezeit schließlich von weiblichen Personen gegeben wurden. Erforderlich war, daß immer etwas Neues zum Lachen gebracht wurde, und wo der Stoff nicht hinreichen wollte, nahmen die Komödiendichter unbedenklich ihre Zuflucht zu den verschiedensten Allotria, besonders aber zu den unfehlbar einschlagenden Zoten. Endlich zu der Zeit Justinians waren es nicht mehr liederliche Couplets allein, die auf die sinnliche Leidenschaft auf-

---

[1]) Suidas v. *ἰθύφαλλον*; Hesychius ebenda; De Jong, Das antike Mysterienwesen in religiongeschichtlicher, ethnologischer und psychologischer Beleuchtung. Leiden 1909; G. Hermann, Bacchanalien und Eleusinien, Erfahrungeu und Erforschungen über Sexualkultus, Leipzig 1899. — [2]) Vergl. Der Barbier und die Dirne, das Schwein und die Eichel, bei Bergk, Poetae lyrici, 1294. — [3]) Aristoteles Poetik, c. 4.

stachelnd wirkten, man setzte die Situationen in Wirklichkeit um. Nur einige Beispiele für viele: In Antiochia sah man Schauspielerinnen nackt in einem in der Ochestra hergestellten Teiche. Das Geheimnis des Ehebetts wurde profaniert. Theodora, die spätere Gemahlin Justinians, entkleidete sich nackt auf der Bühne bis auf einen Schurz um die Lenden. Sie legte sich dann auf den Rücken, Sklaven streuten ihr in ihre heimlichste Stelle Körner, die dann von Gänsen herausgepickt wurden. So berichtet Prokop in seiner Geschichte. Bernard de la Monnaye hat im 3. Bande seiner „Menagiana" p. 255 diese Stelle nach einer Handschrift aus dem Vatikan griechisch und lateinisch abdrucken lassen. Sie ist auch enthalten in der Prokopusausgabe von 1623, fehlt aber in dem Pariser Druck von 1663. Apulejus (Metamorph. I, 29) berichtet von einem prachtvollen, das Parisurteil darstellenden Ballet, in dem die 3 Göttinnen von 3 leichtgekleideten Frauen gespielt wurden. Die Texte standen natürlich auf gleicher Höhe, denn die Dichter mußten sich dem Geschmacke des Publikums, das solche Zötlein liebte, möglichst anbequemen, um Erfolge zu erzielen. Keiner kann sich dem entziehen, auch Aristophanes nicht. Er muß mit seinem derben Schimpfen und dem noch ärgeren Zotenreißen dem Publikum Konzessionen machen.[1]) Und doch wirkt seine von Witz trunkene Muse noch keusch, in der Umgebung der Unkeuschheit noch züchtig, denn wie in den bildenden Künsten die Nacktheit, so ist in der Komödie sinnliche Derbheit nicht unsittlich, wenn sie der Stoff eines wahrhaft begeisterten und künstlerischen Spieles ist. Das nur ist unsittlich, was den tierischen Trieb so beschäftigt, daß er den Geist unfrei und gebunden in die Tiefe des Triebes versenkt, nicht aber, was ihn von solchen Banden befreit. Allerdings ist die Entschleierung des Geschlechtlebens in den Komödien des Aristophanes für moderne Augen, die nicht leicht den Stoff über der Form vergessen, zu roh. Ihm war sie vielleicht unentbehrlich. Nie hat er es auf Erregung der Lüsternheit angelegt. Nun sind aber nicht die Dinge an sich schädlich, sondern der Gebrauch, den wir davon machen.[2]) Und Aristophanes macht immer nur den denkbar besten. Er will geißeln und dadurch bessern. Drei

---

[1]) Vergl. Aristophanes Werke, übersetzt von Ludwig Seeger. Neue Auflage mit Einleitung von Herm. Fischer und Wilh. Schmid. 3 Bände bei Cotta. — [2]) Friedr. Jacobs, Vermischte Schriften, 3. Teil, Leipzig 1829, S. 44.

seiner 11 erhaltenen Komödien kommen hier in Betracht: Lysistrata (411), Thesmophoriazusen (411) und Ekklesiazusen (391). In der Lysistrata entziehen sich die Frauen der ehelichen Gemeinschaft, bis die Männer Frieden geschlossen und ein Versöhnungfest gefeiert haben. An komischen und erotischen Szenen fehlt es nicht.[1]) Sehr frei ist die Szene, in der Kinesias seine Frau zum Beischlaf bewegen will. Höher als Lysistrata stehen die Thesmophoriazusen, benannt nach dem ein Frauenfest, die Thesmophorien, feiernden Chore, der dem Euripides Rache für seinen Weiberhaß geschworen hat. Sein Schwager Mnesilochus begibt sich verkleidet in die Versammlung und wird seiner Männlichkeit überführt, schließlich jedoch von Euripides befreit. Euripides sowohl wie die Weiber werden in drastischen Szenen ziemlich derb mitgenommen. Die Ekklesiazusen endlich zeigen uns die Weiber in der Volkversammlung gebietend und einen sozialistischen Staat mit Güter- und Weibergemeinschaft einrichtend. Proxagora, eine Bürgerin, aus Athen, ist zur Einsicht gekommen, daß das Regiment der Männer und alle bisherigen Einrichtungen nichts taugen, beruft ein Weiberparlament, auf denen die Frauen von Athen mit künstlichen Schnurrbärten und den gestohlenen Anzügen ihrer Männer erscheinen, und proklamiert allgemeine Güter- und Weibergemeinschaft. Es geht aber alles schief.

Von einem andern Dichter dieser Zeit, Eupolis, wissen wir, daß er 415 an den städtischen Dionysien die Baptai aufführte. Es war ein übermütiges Stück, in welchem das Privatleben des Alkibiades durchgehechelt wurde. Unter diesen Baptai (Täufern) sind Kameraden des A. zu verstehen, die der Kotytto, jener dämonischen Göttin der Unzucht mit nächtlichen Orgien dienten, wobei sie weibliche Tänze nachahmten und erotische Lieder sangen. Daß dieses Stück keinesfalls harmlos war, geht aus Lucian, adv. indoct. 27 hervor: „Und bist du nicht rot geworden, dieses Stück zu lesen?" — Die Knabenliebe verherrlichte das Schauspiel φίλοι (Freunde), das im Jahre 423 aufgeführt wurde. Der Demos selbst war dargestellt, wie er sich prostituierte und seine Klage: „Beim Poseidon, nimmer will die Türe ruhn", spricht deutlich genug. In dem gleichen Genre war auch Platon tätig. Eine von seinen 28 Komödien hieß Laios. Ueber den Inhalt kann

---

[1]) 1905 erschien mit den Zeichnungen von Beardsley eine gute deutsche Übersetzung als Privatdruck in 400 Exemplaren.

kein Zweifel sein, wenn man bedenkt, daß den Griechen Laios als Begründer der Knabenliebe galt.[1])

Gerade die mittlere attische Komödie zeigt uns in einem treuen Spiegelbilde, wie lebhaft in aller Not der wüsten Zeiten Liebintriguen und Liebangelegenheiten den Sinn der eleganten Jugend beschäftigten. Doch nur die männliche, denn es ist mehr als wahrscheinlich, daß die griechischen Frauen im Gegensatz zu den römischen die Komödie nicht besuchten und sehr wenig wahrscheinlich, daß sie auch bei der Tragödie zugegen waren. Aber auf keinen Fall bot sich — das dürfen wir aus dem völligen Mangel jeder Andeutung schließen — im Theater irgend eine Gelegenheit zu irgend welcher Annäherung der Geschlechter, wie sie bei römischen Verhältnissen Ovid so lockend beschreibt.[2]) In der alexandrinischen Periode erwähnt Chrysostomus freilich, daß zu seiner Zeit auch γύναια zugegen waren. Ob damit aber ehrbare Frauen gemeint sind, ist zweifelhaft. Hetären freilich scheinen auch in Athen den Festen beigewohnt zu haben.

Dieser intim erotische Einschlag der Komödie darf nicht Wunder nehmen, wenn man bedenkt, mit welcher Hingabe sogar die Philosophen derartige pikante Themata auffaßten und leidenschaftlich behandelten. Der älteste war vielleicht Kritias mit seiner Schrift περὶ φύσεως ἔρωτος. Zeno machte in seinen Gesetzen auch Verordnungen über die Kennzeichen der Beflecktheit oder Unbeflecktheit der Jungfrauen. Straton schrieb ein Buch „Über das fleischliche Beisammensein“ und Theophrastus benannte 2 seiner Schriften „Über die Liebe“ und „Der Verliebte“. Aristippus handelte in dem seinigen „Von den Liebefreuden der alten Zeiten“. Auch Plato plaudert sehr intim von den Liebangelegenheiten seiner Zeit. Demetrius Phalereus schrieb „Von dem Verliebten“. — „Clinias oder der gezwungene Liebhaber“ stammte von Heraclides Ponticus. — Antisthenes gab Ratschläge für die „Hochzeitnacht oder die Kunst, Vater zu werden.“ Ein Buch „Von dem Gebieter oder dem Liebhaber“ stammt auch von ihm. Aristo schrieb „Von den Liebübungen“, Cleanthes „Über die Liebe“ und „Die Kunst zu lieben“, desgl. Klearch von Soli, und sogar Aristoteles folgte dem Zuge der Zeit.[3]) Keine

---

[1]) Vergl. Hans Licht, Der παίδων ἔρως in der griechischen Dichtung. Die attische Komödie, Anthropophyteia VII, S. 128 bis 179. — [2]) Vergl. auch Juven. S. 11, 202. — [3]) Vergl. noch Burton, Anatomy of Melancholy, ed. Bell, Band 2, S. 20.

philosophische Richtung machte eine Ausnahme davon. Plato hatte den Eros noch in einem überschwänglichen Sinne gefeiert, besonders in seiner schönsten Schrift „Das Gastmahl“, die vom wahren Wesen der Liebe handelnd, deren Beleuchtung von verschiedenen Standpunkten aus enthält, dann schließlich die Liebe zur Tugend als die einzige und wahre Schönheit hinstellt. So hoch sich Plato hier auch über die gemeine Vorstellung von der Liebe erhebt, so wenig kann er sich frei machen von der laxen Moral des griechischen Wesens. Er gedenkt der verschiedenen Arten geschlechtlicher Verirrungen mehr als gangbarer Tatsachen, denn als zu vermeidender Abirrungen vom Wege der Natur. Trotzdem bleibt die Wahrheit bestehen, daß kein griechischer Schriftsteller an seine hohe Auffassung von der Liebe heranreicht. — Dem mehr sinnlichen und irdischen Wesen der Liebe und ihren Wirkungen wurden die andern Philosophenschulen gerecht. Voran gingen die Peripatetiker. Doch auch die andern Schulen bezeugen durch den unermüdlichen Wettstreit der Untersuchung das unerschöpfliche Erstaunen, mit dem diese Zeit das Problem der Liebeleidenschaft betrachtete. Sokratiker, Stoiker, Epikuräer, ja auch Cyniker handelten von der Natur der Liebe. Die Stoiker zogen die Leute mit dem Unterschied der Wörter auf und verspotteten die Prüderie, indem sie sagten: Jedes Ding hat seinen Namen. Wenn die eheliche Pflicht nichts unanständiges enthält, gibt es davon auch keinen unanständigen Ausdruck. Demnach redeten und schrieben sie in ungeniertester Weise (Cic., ad famil. 9,22). Einzig die peripatetischen Schriften dieser Art sind uns ihrer Anlage nach einigermaßen bekannt. Die Überreste, wie sie uns hauptsächlich Athenäus überliefert, z. T. auch Plutarch in seinem ἐρωτικός, einem späteren Nachklang dieser ganzen Gattung der Schriftstellerei eingewebt hat, lassen uns erkennen, daß jene Philosophen auch diese Untersuchungen vorzugweise im Dienste ihrer weit ausgedehnten charakterologischen Studien unternommen haben. Sieht man genauer zu, so wendet sich ihr Interesse weniger dem innersten Wesen der psychologischen Erscheinungen als deren charakteristischen Äußerungen in einzelnen Ausbrüchen der Leidenschaft zu.

Befremdlich würde es jedoch wirken, wenn sich dieses Interesse an erotischen Vorgängen nur unter dem Deckmantel der Wissenschaftlichkeit äußerte. So finden wir denn auch mehrere Laien unter den Schriftstellern vertreten, die über die Liebe und

die figurae Veneris mit viel Behagen schrieben. Nach Suidas[1]) soll eine Frau, Astyanassa, die Magd der Helena, die erste Verfasserin solcher Werke gewesen sein. Auch der Philaenis von Samos wird ein Buch περὶ ποικίλων σχημάτων zugeteilt,[2]) das aber nach Aeschrion[3]) den athenäischen Sophisten Polykrates zum Verfasser haben soll. Der 3. weibliche Autor über dieses verfängliche Thema ist die Römerin Elephantis. Ihre üppigen Darstellungen bildeten das Ergötzen des Kaisers Tiberius[4]), der sein Schlafzimmer mit solchen stimulierenden, lasziven Bildern schmücken ließ. Auch im 4. Gedicht der Priapeia finden sich derartige Zeichnungen erwähnt, die Lalage dem Priapos weiht. Er soll prüfen, ob sie diese Stellungen in Wirklichkeiten umsetzen könne.[5]) Suidas erwähnt noch einen gewissen Paxamos, der ein δωδεκάτεχνον περὶ τῶν αἰσχρῶν σχημάτων verfaßte. Die Bezeichnung ist eine Anspielung auf die Hetäre Kyrene, die den Beischlaf auf 12 Arten vollzog.[6])

Als Hauptvertreter der nach ihm benannten sotadischen Literatur gilt jedoch Sotades. Athenäus (XIV, 620E), der seine Angaben aus den Biographen des Dichters, Karystios und Apollonios, dem Sohne des Dichters, schöpft, berichtet über ihn, daß er aus Maroneia in Thrakien stammte und unter Ptolemäus Philadelphus um die Mitte des 3. Jahrhunderts lebte. Auf Geheiß des Königs, dessen Ehe mit seiner leiblichen Schwester er verspottet hatte, wurde er ins Gefängnis geworfen und schließlich im Meere ertränkt. Als Titel einzelner seiner Gedichte werden von Suidas erwähnt εἰς Ἅιδου κατάβασις, Πρίηπος, εἰς Βελεστίχην (Geliebte des Königs Ptolemäus), Ἀμάζων. Es waren nicht nur schlechte Witze und laszive Poesien, sondern eine Fülle ganz hübscher Sentenzen.[7]) Als seine Nachfolger werden erwähnt: Alexander Aetolus, Pyrrhos aus Milet, Theodoros, Timocharidas und Xenarchos. Alle 5 sind ganz unbekannt. Ob unter Theodoros der Epigrammendichter zu verstehen ist, bleibt zweifelhaft. Zu Vertretern dieser Kynädologie, die in Sotades ihren Stammvater hat, gehört noch der Faustkämpfer Kleomachos, der als Urheber eines μέτρον Κλεομάχειον erwähnt wird. Selbst Timon hatte vermutlich in jungen Jahren Κίναιδοι gedichtet. Da die Kynäden ihrem Beruf nach Ballett-

[1]) Bei Ant. Panorm. Hermaphr. ed. Forberg, 1824, S. 207. — [2]) Priap. LXIII, 17; Lukian, pseudolog. c. 24. — [3]) Athenäus VIII, 335c. — [4]) Sueton, Tib., c. 43. — [5]) Mart. XII, 43; Ovid, de arte am. II, 680. — [6]) Vergl. Aristoph. Frösche, 1326—28, Thesm. 98. — [7]) Die Fragmente sind gesammelt von G. Hermann, Elementa doctrinae metricae, Leipzig, 1816.

tänzer waren und öffentlich als Virtuosen dieser Kunst auftraten, so muß man glauben, daß die Dichter jener jonischen Kynädenpoesie dazu die Textbücher lieferten nach Art der in Rom tätigen Mimographen und daß ferner ihre Lieder von Chören oder bestellten Sängern vorgetragen wurden. Doch heißt es, daß die früheren, wie Sotades, nur für die Lesung oder Rezitation sorgten, Simus aus Magnesia dagegen [1]) und andere hätten ihre Poesie kinädischer Abenteuer mit Musik und Künsten der Orchestrik begleitet. Denn ein Anflug von Aktion und Melodie war diesen griechischen Gassenliedern nötig. [2]) Nach Christ [3]) geht diese Kinädenpoesie zurück auf die Trinklieder des Joniers Pythermos und die unzüchtigen Tänze der alten Jonier (κόρδαξ, motus jonici), die man noch zur Zeit Petrons (c. 23; Horaz, od. III, 6, 21) von zotigen Possenreißern öffentlich bei Gelagen zur Belustigung der Gäste aufführte.

Von dieser Poesie hat sich ebensowenig erhalten wie von der Hetärenliteratur, deren Vertreter Athenäus aufführt. Cynulcus sagt dort zu einem Sophisten: „Du liegst in den Kneipen, nicht in Gesellschaft von Freunden, sondern von Huren, hast eine Menge von Kupplern um dich und trägst stets die Schriften des Aristophanes, Apollodor, Ammonius, Antiphanes und des Atheners Gorgias, die alle über die athenischen Hetären geschrieben haben, bei dir. Man kann dich füglich einen Pornographen nennen, wie die Maler Aristides, Pausanias und Nikophanes. [4]) Cynulcus spricht hier von Hetären und Kupplern, und der Verdacht liegt nahe, daß in diesen Schriften nähere Angaben über die Reize und Besonderheiten bekannter Hetären enthalten waren. Daß vielleicht saftige Poesien unter die Angaben mit verflochten waren, läßt sich nach dem Scheltwort „Pornograph“ wohl mit Sicherheit schließen. — Hervorragend wegen seiner Wahrheitliebe war das Werk des Kallistratos περὶ ἑταιρῶν (Athenäus XIII, 591). Machon (Athen. XIII, 578—83) gab ein rein anekdotisches Werk über die bekanntesten Hetären heraus. Als „Hetärendramen“ kommen (nach Athen. XIII, 567c) in Betracht: die Thalatta des Diokles, die Korianno des Pherekrates, die Anteia des Eumikos oder die Thais des Phillyllios, die Phanion des Menander, die Opora des Alexis und die Klepsydra des Eubulos.

---

[1]) Athen. XIV, 620D. — [2]) Bernhardy, Grundriß der griech. Literatur, 3. A. II, 2, 1872, S. 553. — [3]) Geschichte der griechischen Literatur bis auf die Zeit Justinians. München 1897, S. 466. — [4]) XIII, 21; vergl. auch Martial, XII, 43.

Aber auch die besser gekannten Dichter versuchten sich im hocherotischen Genre. Archilochus wurde dafür feierlich aus Sparta verbannt, was um so mehr Wunder nimmt, als sonst auch die freiesten Poesien gefahrlos passierten (Valer. Max. XVI, 3; Tac. Ann. IV, c. 35). Und auch die Gedichte Anakreons zeigen zuweilen dieselbe Frivolität und Obszönität des Ausdrucks, die man zuerst bei Archilochus findet. Auch Hipponax scheut sich nicht, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Am schlechtesten kommen die Weiber bei ihm weg. Das Hetärenwesen der Jonier, das schon bei Archilochus seine bedenklichsten Seiten zeigte und bei Anakreon offen hervortrat, findet seinen Nachhall bei dem boshaften Dichter. Er nennt ein Mädchen „Mistloch", „Schamzeigerin", „Gliedschüttlerin" etc. Solon, Mimneros, Theognis, Simonides und Stesichoros waren Prediger der unzüchtigen Liebe.[1]) Sappho, Ibykus, Alkäus, Alkman steuerten ihren Teil bei. Das wenigste davon blieb erhalten.

Auf uns gekommen sind unter Aelians Namen (Claudius Aelianus) 20 Bauernbriefe ἀγροικικαὶ ἐπιστολαί. Sie sind erotischen Inhalts, der idyllischen Poesie verwandt, und von eleganter Form, voll feinen Witzes.[2]) Suidas erwähnt solche Bauernbriefe noch von dem Sophisten Zonaios und Melesermos. Erhalten sind uns solche im 3. Buche des Alkiphron, Lesbonax, Philostratos, Aristainetos und Sphaereus schrieben ἐρωτικαὶ ἐπιστολαί, desgl. verfaßte Chrysippus 50 Episteln voller Zoten und eine berüchtigte Fabel von Jupiter und der Juno.

Am bekanntesten aber sind wohl die Hetärengespräche des Lukian und Alkiphron. Lukian von Samosata, ca. 130 n. Chr. geb., lebte lange Zeit in Athen, unternahm weite Kunstreisen und starb um 200. Unter seinen Namen sind mehr als 80 Schriften auf uns gekommen, von denen hier nur die Liebegespräche (ἔρωτες), die Hetärengespräche (ἑταιρικοὶ διάλογοι) und „Der verzauberte Esel" interessiert.[3]) Von Suidas an bis auf unsere Tage macht man Lukian den Vorwurf der Immoralität, nennt ihn den griechischen Casanova und hält die Lektüre seiner Schriften für gefahrdrohend. Man verweist dabei auf die „frivolen" Stellen in den Liebegesprächen, den 5. Dialog und auf den berüchtigten Passus im verzauber-

[1]) Floegel, Geschichte der kom. Literatur. Liegnitz und Leipzig 1784, I. 199. — [2]) 8 davon finden sich übersetzt im Amethyst, S. 131—134. — [3]) Von den Hetärengesprächen gibt es eine gute deutsche Übersetzuug von Franz Blei mit 15 Illustrationen von Gustav Klimt.

ten Esel 8—10. Allein Lukian lebte in einer korrumpierten Zeit, die sich ohnmächtig und kraftlos allen Ausschweifungen überließ und in ihrem moralischen Fundamente bis ins Innerste erschüttert war. Seine geistige Intelligenz bäumt sich gegen diese Fäulnis auf. Er ist der Typus derer, die nach Verlust des Glaubens an der Erbärmlichkeit und Tollheit des Lebens verzweifelnd vergeblich danach ringen, Besseres und Reineres an die Stelle des Entarteten und Zerfallenen zu setzen. Aber der Bequemlichkeit seiner von weltmännischer Leichtigkeit und Eleganz bestimmten Moral den Stempel der Unzucht aufzudrücken, oder die Lauterkeit seiner Gesinnung zu bezweifeln, dazu ist kein genügender Grund vorhanden. Das mitunter ein kräftiges Zötlein zu Tage tritt, wer wollte dem Sohne einer freien Zeit dies verwehren? Wer liest nicht seine „Göttergespräche" trotz ihres bisweilen sehr pikanten Anhauchs mit stets gleich bleibendem Vergnügen? Seine „Hetärengespräche" aber lassen uns erst die Künste und Schliche der damaligen Buhlerinnen im rechten Licht erscheinen. Sein „verzauberter Esel" dagegen ist von entzückender Natürlichkeit. In der Schlußpointe bietet er freilich einen der frechsten, aber auch besten Spässe der erotischen Literatur dar. Ob die Erzählung aber in der uns vorliegenden Gestalt von Lukian stammt, bleibt unaufgeklärt. Es fehlt an vielen Teilen der charakteristische Witz des geistvollen Plauderers, die Lukianische Fülle lustiger und nachdenklicher Einzelheiten. Trotzdem lugt zuweilen und nicht zu selten der fidele Schalk hervor. Hineingearbeitet in den Roman sind die sehr freien *μεταμορφώσεων λόγοι διάφοροι* eines gewissen mythischen Lucius aus Patrae. — Sehr erotisch sind freilich die Liebegespräche, in denen der Knabenliebe ein Preislied gesungen wird. Eine Probe daraus möge hier folgen. Nachdem die dem Akte vorangehenden Liebkosungen eingehend geschildert sind, heißt es: „Denn die offenen Liebkosungen in den Kleidern bereiten das Vergnügen vor, und sehnsüchtig greift die Rechte verstohlen in den Busen hinein und drückt die Brustwarzen, welche in der Erregung bald übermäßig anschwellen, und während der Leib von Begierde strotzt, greift er herum mit den Fingern und geht langsam vor bis zur Blüte mit den ersten Milchhaaren. Und doch, was soll ich unnennbares aussprechen? Hat man erst diese Erlaubnis bekommen, dann macht sich die Liebe an ein noch heißeres Beginnen: nach einem Vorspiel bei den Schenkeln stößt sie, wie der Komiker sagt, mitten hinein". . . . . Lukians Nachfolger bezw. Nachahmer ist Alkiphron, der Redner,

der ziemlich gleichzeitig mit ihm lebte. Er hat eine Sammlung von 118 Briefen hinterlassen, die in feiner Weise die heitere Genußfreudigkeit jener Zeit wiedergeben und eine warme Liebe für Athen und attisches Wesen bekunden.[1])

Einen wirklichen Dichter haben uns 1890 ägyptische Papyrosfunde wiedergeschenkt: Herondas von Kos (ca. 200), der einzelne Szenen des täglichen Lebens in seinen „Mimiamben" zu kleinen Kabinetstückchen gestaltete. Neun sind uns erhalten.[2]) Vier davon sehr frei: Frauen unter sich, der Bordellwirt, der Schuster, der Eifersüchtige.[3]) Gewisse Schattenseiten des sittlichen Lebens werden mit unerhörter Breite und Offenheit zur Sprache gebracht. Und doch wirkt der Stoff keineswegs lüstern, denn Herondas geht mit solch ruhiger Gegenständlichkeit zu Werke, daß ein derartiger Verdacht nicht aufkommen kann.

Von den späteren Schriftstellern, die in die christliche Zeit hineinragen, sind wenige zu nennen. Als Vorläufer des süßlichen griechischen Romans mit seinen Liebabenteuern und Räubergeschichten können die milesischen Märchen (*Μιλησιακά*) des Aristides von Milet gelten, die sich großer Beliebtheit erfreuten, leider aber verloren gegangen sind. Die auffallendste Charakterähnlichkeit mit altfranzösischen Fabliaux, mit italienischen Novellen und ganz vorzüglich mit denen Boccaccios zeigen diese griechische Erzählungen, die ihrerseits orientalische Einflüsse nicht verleugnen können. Apulejus übernahm einzelne Geschichten, die Boccaccio wieder für seinen Decamerone passend fand. So z. B. der Buhle im Fasse (Boccaccio VII, 2), die Geschichte von der Bäckerin, ihrem Mann und ihrem Buhlen (Bocc. V, 10) u. dgl.

Erwähnenswert sind noch folgende: Eustathius von Parembale schrieb *τὸ καδ "Υσμίνην καϑ 'Υσμινίαν δρᾶμα* in 11 Büchern. Das Werk ist das Schlechteste, was auf uns gekommen ist, und hat nur Interesse wegen der Neigung des Verfassers zur Ausmalung der obszönsten Vorgänge. Achilles Tatius aus Alexandria schrieb die Geschichte von Leukippe und Klitophon (*τὰ κατὰ Λευκίππην καὶ Κλιτωφῶντα βίβλη*) in 8 Büchern. Neben Heliodor war er der gelesenste Schriftsteller. Er trat dann zum Christentum über. Seinem Roman merkt man jedoch nichts von christlicher Moral an. Die Diskussion des Themas, ob die Mädchen-

---

[1]) Gute Proben bietet Dr. O. Kiefer im Amethyst, S. 229—236. — [2]) Herausg. von O. Crusius, Göttingen 1893. — [3]) Die 3 ersten im Amethyst, S. 102—109.

oder die Knabenliebe den Vorzug verdiene, (II, 35—38) gehört zu den gewagtesten Stellen der alten Literatur. Dann wäre noch Longus zu nennen als Verfasser des Hirtenromans von Daphnis und Chloe in 4 Büchern.[1]) Die Unschuld des Hirtenlebens wird nur arg gestört durch die lüsternen Schilderungen nacktester Sinnlichkeit, wie von der schamlosen Verführerin Lykainion und dem lockeren Päderasten Gnathon.

Daß sich jedoch poetischer Geist, künstlerischer Geschmack und literarisches Interesse, wenn nicht in großem Stil, wohl aber in kleinen Leistungen trotz kirchlichen Druckes bis tief ins Mittelalter hinein erhielten, bezeugen am besten die Anthologien oder Blütenlesen von Epigrammen, die von verschiedenen Männern zu verschiedenen Zeiten gesammelt und herausgegeben wurden. Ihr frühestes Muster war jene des Meleagros v. Gadara (60 n. Chr.). Es folgte dann jene des Philippos von Thessalonike (40 n. Chr.). Die 2 reichhaltigsten Sammlungen, in welchen diese Zeugnisse zusammenströmten, sind die sog. Anthologia Palatina von Konstantin Kephalas, im Anfang des 10. Jrh. angelegt und nur in einem einzigen Exemplar (Nr. 23) der Bibliotheca Palatina zu Heidelberg erhalten, und die Anthologia Planudea, von dem Mönch Maximos Planudes gegen Ende des 13. Jhrh. veranstaltet. Aus der ersteren findet sich eine Menge Zitate bei Suidas. Planudes, der auf die sittliche Reinheit mehr Rücksicht nahm als auf die bloß ästhetische Form, ließ die erotischen Epigramme, die sich in ersterer reichlich finden, meist weg. In Betracht kommen bei dieser zumeist das 5. Buch, in dem 309 Epigramme der verschiedensten Dichter vereinigt sind. Die meisten von ihnen sind der weiblichen Liebe gewidmet, in allen Nuancen, von der zartesten Werbung an bis zu den ausgelassensten Bordellpoesien. Doch nimmt auch in diesem Teile des Werkes die Jünglingliebe, für die das ganze 12. Buch reserviert ist, einen großen Raum ein.[2]) Es würde auch Wunder nehmen, wenn ein Moment, das im hellenischen Leben einen Hauptfaktor bildete, in der Literatur nicht seinen

[1]) Die Liebegeschichte von Daphnis und Chloe, deutsch von L. Wolde, Leipzig, Inselverlag 1910 in 300 Exempl. — Vergl. A. Keller, die Liebe im alten Griechenland nach Longus, Plato, Theokrit etc. Deutsch von Morizeau, Prag 1904. — [2]) Vergl. P. Stephanus, Der παίδων ἔρως in der griechischen Dichtung, im Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen IX, 213—312; Hössli, H. Eros. Die Männerliebe der Griechen, ihre Beziehungen zur Geschichte, Literatur und Gesetzgebung aller Zeiten. Oder Forschungen über platonische Liebe, ihre Würdigung und Entwürdigung für Sitten, Natur und Völkerkunde. 2. Aufl. Münster o. J.

Niederschlag gefunden hätte. Schon bei Sotades und der Komödie fanden wir deutliche Hinweise. Da aber die Komödie Bühnentechnik, Sprachgewandtheit und überlegenen Geist forderte, demgemäß nur von einigen wenigen poetisch begabten Männern eindruckfähig gehandhabt werden konnte, das Epigramm dagegen, ohne das schwere Rüstzeug des geschulten Dichters der Meinung und dem Gefühl jedes witzigen Kopfes Ausdruck zu geben vermochte, ist es natürlich, daß dieses mehr beliebt war, öfter gehandhabt wurde und infolgedessen in reichlicher Zahl auf uns kommen konnte. Dabei kann man die Beobachtung machen, daß sich, je älter die Zeit, um so reiner und keuscher die ideale Seite der Erotik, speziell der Jünglingliebe, in der griechischen Dichtung widerspiegelt, daß aber, je weiter wir fortschreiten, um so mehr das sinnliche Moment hervortritt. Wir haben Kenntnis von den melancholischen *ἔρωτες ἢ καλοί* des Phanokles und den lüsternen Epigrammen des Rhianos und Philetas, wir erfahren durch Athenäus (XIII, 601a), daß Stesichoros aus Himera (ca. 640–555) ein nicht geringer Erotiker war, der auch Knabenlieder *παίδεια καὶ παιδικά* gedichtet hat. Erhalten hat sich jedoch nichts davon. (Man behandelte auch vorzugweise erotische Sagen und führte das erotische Element, sofern es noch nicht vorhanden war, aus eigener Machtvollkommenheit ein. So dient z. B. nach der älteren Überlieferung Apoll dem Admetos, um eine Blutschuld zu sühnen. Nach Kallimachos und Rhianos dagegen unterzog sich der Gott aus Liebe dieser Fron). Manche bekannte Namen kehren in der griechischen Anthologie wieder. Straton von Sardes, der zur Zeit des Hadrian lebte, ist mit vielen Stücken vertreten, ebenso der schon genannte Rhianos, dann Alkaios, Meleagros und Skythinus. Dr. Knapp hat zum ersten Male einige Verse übertragen.[1]) Ich lasse einige Proben folgen. Straton klassifiziert die Vorzüge der Knabenliebe folgendermaßen: „An der Blüte eines 12jährigen Knaben erfreue ich mich, viel begehrenswerter als dieser ist der 13jährige. Wer 2 mal 7 hinter sich hat, ist eine süßere Blüte der Eroten. Ergötzlicher aber ist, wer die 15 beginnt; 16 aber ist der Götter Alter; einen 17jährigen zu begehren ist nicht meine Sache, sondern des Zeus, wenn aber jemand noch ältere begehrt, spielt er nicht mehr, sondern sucht schon das: Diesem erwiderte“ (*τὸν δ'ἀπαμειβόμενος*, d. h. er strebt nach wechselseitigem Genuß.)

---

[1]) Die Homosexuellen nach hellenischen Quellenschriften in Anthrop. III, 254–60. Urtext in Anthologia Graeca, ed. Hübner, Paris 1872.

In XII, 7 ist der Grund angemerkt, warum die Knabenliebe vorgezogen wird: „Den Schließmuskel am After besitzt das Weib nicht, auch nicht den einfachen Kuß, noch jenes süße Zotengespräch, noch den unverfälschten Blick. Ist es aber unterrichtet, dann ist es noch schlimmer. So sind aber alle kalt von hinten; noch bedeutender aber ist der Umstand, es ist nichts da, wo du die irrende Hand legen könntest". Ähnliche Stellen finden sich bei Achilles Tatios, Leukippe, Klitophon II, 35—38 und bei Lukian.

Klagen über das plötzliche Unvermögen im entscheidenden Augenblicke enthalten XII, 11 und 216. „Gestern hatte ich bei Nacht den Philostratos bei mir und konnte nicht, obwohl jener, wie soll ich sagen — alles darbot. Behandelt mich nicht mehr als Freund, meine Freunde, sondern werft mich von einem Turm herab, da ich zu sehr ein Astyanax (von *ἀστύειν*) geworden bin". — „Jetzt bist du aufgerichtet, Verfluchter, und steif, jetzt, wo nichts da ist; gestern aber, als etwas da war, rührtest du dich nicht von der Stelle". Derselbe Stoßseufzer findet sich in derselben Sammlung (XII, 232) von Skythinus, dann von Tibull in Priap. 83; Ovid, amores III, 7, 67ff; Petron, c. 132; Casti, *Novelli galanti*; Ariost, *Rasender Roland VIII, Strophe 49—50*; Stendhal-Beyle, Über die Liebe; Goethe, Das Tagebuch; A. Schnitzler, *Reigen*; Rochester, The Disappointement in The Works of the Rochester, Roscommon, Dorset etc. London 1714, S. 114ff) usw.

XII, 211 enthält ein leicht zu erratendes Rätsel, dessen Lösung auch sofort gegeben wird: „Du siehst drei in dem Bette, zwei davon sind aktiv, 2 passiv. Ich scheine dir ein Wunder zu berichten, und doch ist es so, denn der mittlere bedient die beiden andern, hinten erfreuend, vorn sich erfreuend". Dies Epigramm ist von Ausonius, Epigr. 119, wörtlich übersetzt.

Alkaios (XII, 30) ist mit folgendem Epigramm vertreten: „Dein Schenkel, Nikandros, beginnt von Haaren zu starren. Doch jetzt noch kümmere dich um deine unwiederbringliche Jugend".

Meleagros grollt in folgendem Poem (XII, 41): „Nicht mehr besinge ich den Theron als schön, nicht den Apollodoros, einst ein glänzendes Feuer, jetzt nur noch eine Fackel. Ich ziehe die Liebe zum Weibe vor. Das Zusammendrücken der Päderasten mit behaarten Hintern mag den ziegenspringenden Hirten am Herzen liegen".—

Schließlich hat man auch die drohende Gebärde des Gartengottes Priap als dankbares Motiv für Epigramme benutzt, wobei

die Zornäußerungen des Hüters, der mit den Besuchern einen lustigen Krieg führt, witzigen Ausdruck fand. Eine Sammlung solcher Epigramme veranstaltete zur Diadochenzeit der Cherronesit Euphronios. —

Damit mag die Aufzählung beschlossen sein. Was uns von der wirklich erotischen Poesie der Griechen erhalten blieb, ist wenig genug. Wenn auch meist nur Namen und Büchertitel überliefert sind, wenn das Vorhandene nicht ausreicht, um eine gerechte und eingehende Würdigung jedes einzelnen Schriftstellers zu ermöglichen, die Gesamtwirkung bleibt und läßt sich nicht verwischen. Das eine steht jedenfalls fest: Jede Auffassung vom Wesen der Liebe geht Hand in Hand mit der Wertschätzung der Frau. Je geachteter deren Stellung, je größer die Verehrung, die man ihr entgegenbringt, je bedeutsamer ihr Einfluß, um so höher die charakteristischen Äußerungmöglichkeiten, um so zarter und inniger die Liebepoesie. Die Griechen betrachteten die Frau nur als angenehmes Spielzeug, als süßes Gefäß der Lust, deren der Staat aus Existenzgründen nicht entraten konnte. Nichts von verhimmelnder Seligpreisung der Geliebten, von toggenburgerischem Schmachten, von Wald-, Wiesen- und Mondscheinlyrik nervös angehauchter Lyriker. Die Achtung vor den geistigen und seelischen Fähigkeiten des Weibes verursachte den sinnlich Trunkenen wenig Kopfzerbrechen. Im Vordergrunde stand ihnen der Körper der Geliebten als erstrebenswertester Besitz. Nicht zögern, nicht träumen, nicht schmachten, sondern gerade auf das gewünschte Ziel lossteuern, bot ihnen die beste Aussicht auf Verwirklichung ihres Begehrens. Und die war immer nur das eine: Erschöpfen der Lust in die Tiefe mit dem höchsten Raffinement. Allein auch diese Gourmandise, diese Kunst, den Becher der Lust bis auf die Neige mit der größten Genußmöglichkeit auszukosten, will gelehrt sein. Wenn aber Studium und Erfahrung zusammengehen, wird der Meister den Schüler unterweisen. Denn von der Seligkeit, die ich koste, will ich freudig Zeugnis ablegen. Daher die Zahl der Lehrbücher der Liebe. Und wenn schon die anständige Frau ein brodelnder Vulkan des sinnlichen Genusses war, um wie viel mehr die in allen Künsten bewanderte Hetäre, die Liebe zu ihrem Lebenberuf machte! Aber den Snobs, den Neunmalweisen genügte auch sie noch nicht. Als einzig der Liebe würdig erschien ihnen nur das eigene Geschlecht, der effeminierte Jüngling, der bartlose Knabe. Beweist doch sogar Plato, daß diese Liebe allein edel und göttlich sei. Wo eine

solche Auffassung herrschte, war für eine Frauenverehrung im mittelalterlichen Sinne kein Raum. Hinter dem Körperlichen trat das Seelische zurück. War der Minne Sold im Sturm erobert, dann feierte der Geliebte „die leibliche Herrlichkeit seiner Holden, den fröhlichen Sinnengenuß in ihren Armen. Verweigerte sie sich ihm oder entzog ihm ihre Gunst, dann fand er sich schließlich damit ab. Alle Sentimentalität lag ihm auch im Schmerze fern. So ist es auch kein besonderer Reichtum von Melodien, der uns aus antiken Liebgedichten und -Geschichten entgegenhallt. Was jedoch an Abtönung und Zahl der Farben fehlt, das ersetzt vollauf ihre brennende Pracht. Berauschend, hinreißend, ein verzehrender Glutstrom, dabei von nicht wieder erreichtem Adel und Reiz der Form, wogen die Rythmen dahin. Die prunkvolle Anmut des Frauenleibes, die wilde Seligkeit der Liebfreude hat niemand mehr mit so ungekünstelter Kunst gefeiert.“ [1])

## B. Rom.

Jede einfachere Poesie entwickelte sich an der Festfreude. Fröhlichkeit duldet kein Stillesein. Der Lustige fühlt sich herausgehoben aus dem Gleichmaß, aus der Enge, er betrachtet sich als Sieger über feindliche Gewalten, über die Natur, über die Menschen. Liegt der Feind zerschmettert am Boden, hat der Nebenbuhler das Feld räumen müssen, gleichviel: der das Innere erfüllende Jubel sucht sich ein Ventil in stammelnden Ausdrücken des Entzückens, in Spott und Hohn über den Unterlegenen. Mitfreude aber gibt der eigenen Glückseligkeit erst die rechte Resonanz. Die Zeugung steht auch hier wieder im Mittelpunkt. Saftstrotzendes Frohgefühl macht sich in erotischen Liedern Luft. Das elektrische Fluidum, die Anziehung und Abstoßung der Geschlechter, wie kann sie besser gepriesen und — verwünscht werden als durch deutlichste Akzentuierung des Punktes, um den sich das Denken der Menschen seit Olims Zeiten dreht. Und bei welch andern Gelegenheit wird der Fantasie reichlichere Nahrung zugeführt als bei dem Fest, das für eine Generation den Ursprung bedeutet, dem Hochzeitfest? Die Braut versammelt sich im Kreise ihrer Gespielinnen, wird mit den Brautgewändern und dem flammigen Kopftuch geschmückt. Unter Hymenrufen wird der Bräutigam eingeladen, unter freudigen Zurufen die Braut von der Menge, die

---

[1]) Richard Nordhausen in „Ars amandi“ o. J. (1905).

vor ihrem Hause harrt, herausgeklopft, und dann bewegt sich der Festzug unter fröhlichen Liedern über die Straße. Der Bräutigam ist dabei der Zielpunkt lustiger Necklieder seiner Kameraden und der jungen Mädchen. Endlich ist die Wohnung des Bräutigams erreicht, die Braut wird von 2 edlen Knaben über die Schwelle gehoben, und mit deutlichen Anspielungen auf das zu vollendende Werk und den besten Wünschen für ein gutes Gelingen, zerstreut sich die Schar.

Neben diesen privaten Äußerungen einer frohen Stimmung, die doch immerhin nur auf einen kleinen Kreis beschränkt bleiben, hatte Rom wie Griechenland seine allgemeinen Feste der Freude, seine Floralien, Compitalien, Saturnalien und Lupercalien, bei denen die Ausgelassenheit ihren Höhepunkt erreichte. Auch bei ländlichen Hirtenfesten, wo sich die Fescennina licentia (Hor. Ep., II, 1, 139) äußerte, bot sich Raum und Gelegenheit zu Scherz und Spott, der in noch unbeholfenen Versen seinen Niederschlag fand. Hier lagen schon die Anfänge der dramatischen Poesie verborgen. Die Erntelieder wie die Hochzeitgesänge führten beide den Namen Fescennini (sie heißen auch Falisca, Ruralia, Lupercalia). Die Entstehung dieser Bezeichnung ist nicht ganz aufgeklärt. Man führt sie auf Fescennium, eine Stadt in Etrurien zurück, so daß man annehmen könnte, dort seien die Verse mit Vorliebe gepflegt worden. Allein viel wahrscheinlicher ist der Zusammenhang des Wortes mit fascinum, einem Symbol der Zeugungkraft. Daß diese Lieder den Grundstock bilden für die römische Komödie, dafür bietet Livius (VII, 2) einen Beweis dar. Hier werden diese Gebilde schon mit saturae bezeichnet, und Naevius ist der erste, der solche saturae dichtete.

Allein Rom mit seinen Herrschgelüsten, mit seiner angeborenen Grausamkeit, der Zwillingschwester der Wollust, Rom lernte die feine Kunst des Lebengenusses erst von den Griechen. Ursprünglich, brutal roh, mit ungezügelter Freude an wilden Ausschweifungen und ungezähmten Lastern behaftet, verstand man es nicht, die geradsinnige Einfalt, die den Deutlichkeiten der Griechen zumeist das Beleidigende nimmt, mit in den fremden Boden zu verpflanzen. Man übernahm wohl die Lockerheit der Sitten und überbot sich in lüsternem Raffinement der Genüsse und, wie das nicht weiter verwunderlich ist, der Schüler überragte bald den Meister. —

Die Bühne blieb zu allen Zeiten stets der beste Spiegel der Sitten. Und nun betrachte man die Lustspiele des Plautus und

Terenz, die Atellana (oskische Poesie), den Mimus und Pantomimus. Die leichtgeschürzte Posse verdrängt das ernste Drama. — In des Plautus Stücken wimmelt es von berufmäßigen Dirnen, entführten und verführten Mädchen, geldsüchtigen Wucherern, verschmitzten Gelegenheitmachern, jungen Wüstlingen, alten Lüstlingen, leichtsinnigen Ehebrechern, die nur von und in dem Laster leben und sich gegenseitig um den Hurenlohn zu prellen suchen. Dabei muß man jedoch zugestehen, daß Plautus seine Stoffe nicht pornographisch ausgebeutet hat. Ihn interessiert nur die komische Verwicklung. Von einigen hanebüchenen Zoten und lüsternen Szenen abgesehen, sind seine Stücke inhaltlich nicht so schlimm. In demselben Milieu bewegt sich auch Terentius Afer, wenn man auch seiner Darstellung griechische Bildungeinflüsse anmerkt.

Grundverschieden nach jeder Richtung hin von diesen Lustspielen ist das derbe Volkstück, die Atellana, so genannt nach der oskischen Stadt Atella in Etrurien, auch oscum ludicrum (Tac. Ann., IV, 14) und oscus ludus (Cic. ep. 7, I, 3).[1]) — Sie kam nach Rom zunächst als Dilettantenposse ohne Text. Am Anfang war für die Spieler keinerlei Makel mit dem Spiel verbunden. Die besonderen Merkmale der Atellana waren, daß man Masken trug und mit feststehenden Rollen spielte, den sog. personae oscae. Pappus hieß der Alte, Maccus der Dummkopf, Bucco der Schwätzer, Dosennus der Pfiffikus, der gleichzeitig Schmarotzer war. Die wenigen noch erhaltenen Fragmente bergen eine Fülle von Obszönitäten (vgl. Quintil., 6, 3, 47: illa obscoena, quae Atellana more captant). Von den natürlichen Bedürfnissen unterhält man sich ungeniert, und Äußerungen auf das Sexualleben bezüglich finden sich in reichlicher Menge.

Von der Atellana fabula war der Mimus[2]) dadurch unterschieden, daß der Schauspieler keine Masken trug und daß die Frauenrollen von Frauen gespielt wurden. Endlich fehlten auch die Personae oscae. Man verlangte vom Mimus, daß er durch Vorführung komischer Szenen den Lachkitzel der Zuschauer befriedigte (Hor. Sat. 1, 10, 7). Einem solchen Bedürfnisse war

---

[1]) Den Oskern wurde die schändlichste Unzucht vorgeworfen, und das Wort „obszön“ soll von ihrem Namen abgeleitet sein „quia frequentissimus erat usus Oscis libidinum spurcarum“. Festus, de sign. verb. XIV. Nach Varro, de lingua lat. VI, stammt es von dem Theater, scaena, her, weil hier der Sitz unzüchtiger Worte und Handlungen war. — [2]) Vergl. Grysar, Der römische Mimus in Sitzungberichte der Wiener akad. phil.-histor. Klasse 12, 237ff; Mommsen, Römische Geschichte, 6. A. III, 590ff.

natürlich mit einer strafferen Komposition der Handlung wenig gedient, die man denn auch sehr vernachlässigte. Als Stoff benutzte man mit Vorliebe komische Ehebruchgeschichten, bei denen ja mit Obszönitäten nicht gespart zu werden brauchte. Dazu wurde auf der Bühne ein äußerst lasziver Tanz, ähnlich dem griechischen Kordax aufgeführt, bei dem die Tänzerinnen ihr Obergewand abzuwerfen und in mehr oder minder völliger Nacktheit zu erscheinen pflegten (Valer. Max. II, 108). Die frechsten Szenen wurden am lautesten beklatscht und vom Prätor am besten bezahlt. Kaiser, Senat, Frauen, Jungfrauen, Kinder sahen mit Begeisterung zu, und sogar bei den nächtlichen Vorstellungen erschien das römische Mädchen ohne Begleitung zu den sittenverderblichen Schaustücken. Von der ausgelassenen Erotik des Mimus kann man sich ungefähr einen Begriff machen, wenn man Aelians Bemerkung liest, der, um die Schamlosigkeit einer Buhlerin ins rechte Licht zu setzen, sie „zügelloser als die in den Mimen Auftretenden" nennt. Ursprünglich, in den Zeiten der Republik, war eine derartige Ausgelassenheit durch den Charakter des Florafestes entschuldigt worden, später dachte man an keine Verteidigung mehr. Jedenfalls war eine solche ziemlich nichtssagend. Unter Justinian verfaßte der Redner Choricius eine Schutzrede für die Mimen. Daraus geht aber nur hervor, daß zu seiner Zeit die Verhältnisse im Osten noch ebenso lagen, wie früher in Rom. Ehebruchszenen waren auch damals in den Mimen stehend und unsittliche Verhältnisse zwischen Männern kamen häufig vor.

Dem Mimus reichte der Pantomimus die Hand. Man muß jedoch unterscheiden zwischen dem tragischen und burlesken Pantomimus. Ersterer, auf Pylades zurückgeführt, war schwerfällig, ernst. Der von Bathyllus begründete, bevorzugte das heitere Genre und war mit einem, der alten griechischen Komödie eigenen Tanz verbunden. Die Stoffe waren laszive Behandlungen von Göttermythen und direkte Parodien von Tragödien. Schlüpfrige Szenen waren natürlich der Hauptbestandteil dieser Possen. Verführerische Anmut war mit einer Üppigkeit und Schamlosigkeit gepaart, sodaß auch für die verwöhntesten Lebemänner nichts mehr zu wünschen übrig blieb. Juvenal (VI, 63—66) sagt, daß sich, wenn der schöne Bathyllus die Leda tanzte, selbst die frechste Mimenspielerin gegen solche Meisterschaft in der Kunst des raffiniertesten Sinnenkitzels als Novize und Schülerin fühlte. Auch die eifrigsten Verteidiger des Pantomimus vermochten den Vorwurf der Unsittlichkeit nicht zu

entkräften. Ehemals blieb der Schauspieler stumm und deutete nur durch Gebärden den Gang der Handlung an. Dann legte man Chorlieder ein. Die Texte für diese Lieder wurden meist neu gedichtet. Sie waren den Darstellungen entsprechend, äußerst obszön und fanden vielen Beifall, sodaß man sie wie unsere Gassenhauer auf den Straßen und in den Häusern sang. Man entschuldigte sich gegen jeden direkten Vorwurf, es komme auf den Text gar nicht an, er diene nur dazu, den Rhythmus anzugeben. Die Kirchenväter sind voll von Klagen über die freche Unsittlichkeit des Pantomimus. Die Synoden, z. B. die trullanische von 691, erließen strenge Vorschriften dagegen.[1]) Allein trotz alledem erhält er sich im Westreich bis zur Völkerwanderung, im Osten, wo er in den Zirkus verlegt wurde, blühte er weiter. Selbst der talentvolle Lucanus schrieb 14 Textbücher zu Pantomimen (salticae fabulae) und nebenbei frivole Epigramme, von denen Martial einen schmutzigen Vers anführt (X, 64).

Wenn demnach das Publikum, vom servus angefangen, bis zum Cäsar hinauf seine größte Wonne darin fand, sich an der Erotik zu erheitern, so wäre es seltsam, wenn sich nicht auch Dichter gefunden hätten, die ihren Stolz darein setzten, dem Geschmacke der Leser in jeder Beziehung entgegen zu kommen. Viel wurde geschrieben, das wenigste aber blieb erhalten. Meist ist der Name allein die ganze Herrlichkeit von entschwundener Pracht. Gellius (noct. attic. XIX, 9, 7; 9, 10), Plinius (Ep. V. 3), und Ovid (Trist. II, 413ff und Ep. ex Ponto IV, 16) haben uns das Namenverzeichnis hinterlassen: M. Tullius, C. Calvus, Asinius Pollio, M. Messala, Qu. Hortensius, M. Brutus, L. Sulla, Qu. Scaevola, Servius Sulpicius, Varro, Torquatus, Lentulicus, Gaetulicus, Annaeus Seneca, Virginius Rufus werden aufgezählt. L. Attius (Gell., noct. att. VII, 9), ferner Ennius verfaßten Verse im Stile des Sotades, betitelt Asotus oder Sotadicus (Asotus bedeutet einen liederlichen, ganz verkommenen Menschen). Lucilius erlaubt sich in persönlicher Satire manche Unflätereien und grobe Scherze. Qu. Catulus war berühmt als Redner und wegen seiner lasziven Verse (Plin. V, 20), Laevius schrieb ein Werk „Erotopaegnion libri VI“. Sein Zeitgenosse C. Memmius wird von Ovid (Trist. II, 433) und Plinius (Ep. V. 3) als lasziv getadelt. Wahrscheinlich ist er der Freund des Lucretius, der ihm sein Lehrgedicht

---

[1]) Vergl. Baumgartner, Geschichte der Weltliteratur IV, 546.

weihte. Ovid nennt an der gleichen Stelle den Ticidas als Verfasser von Versen erotischen Inhalts. Beide besangen zusammen die Perilla (eigentlich Metella). Von Ticidas hat sich nur ein kleines Fragment erhalten. Nur die Namen sind geblieben von Anser, Cornificius und Cato. Als Repräsentanten der erotischen Atellana fabula können gelten Novius und Lucius Pomponius, deren Stücke, wie einzelne Szenen des Plautus z. T. im Bordell und bei Kupplern spielen und viel Obszönitäten enthalten. Ovid erwähnt (Trist. II, 417) die obszönen Bücher des Sybariten Hemitheon, und Martial warnt vor Musaeus folgendermaßen:

> Was Musaeus Verbuhltes hat geschrieben,
> Bücher, die sich mit sybaritschen messen,
> Und mit reizendem Salz getränkte Blätter,
> Lies, Instantius Rufus; doch ein Mädchen
> Sei bei dir, daß du nicht Talassus Werke
> Deinen lüsternen Händen übertragest
> Und Ehegatte du würdest ohne Gattin. (Berg).

Musaeus scheint demnach ebenso wie Sabellus ein Lehrbuch der Liebe geschrieben zu haben, worin die figurae Veneris ausführlich behandelt wurden (Mart. XII, 43). . . . Als Übersetzer der milesischen Märchen des Aristides von Milet kommt der Pornograph Sisenna in Betracht (Ovid, Trist. II, 443).

Die eigentliche Blüteperiode aber erreichte die erotische Literatur der Römer zur augusteischen Zeit. Die Kaiser Augustus (Mart. 11, 20), Titus (Plinius, ep. V, 3), Tiberius (ebd.), Nerva (ebd.) und Hadrian (Apul. Apol. 11) gingen mit aufmunterndem Beispiel voran.[1]) Unter ihrer Leitung und unter ihrem Schutze trieben die großen und kleinen Dichter ihr Handwerk, denn bei den wenigsten führte die Lust zur Poesie die Feder, die meisten hatten es auf Gewinn abgesehen. Beliebt und gern gelesen war Euphorion von Chalcis, ein Dichterling, der bereits zur Zeit Ciceros in der Mode war, später Liebling des Tiberius wurde, was schon vom Charakter seiner Poesie genug besagt. — Zu dieser Zeit, wie später im Rokoko, war es Sitte und Anstandpflicht des beschäftigunglosen Kavaliers, sich in poetischen Spielereien zu versuchen, galante Verschen und erotische Geständnisse zu machen

---

[1]) Vergl. a. P. F. Hugues d'Hancarville, Bilder aus dem Privatleben der römischen Cäsaren. Auf Capri bei Sabellus, gedruckt für Heinr. Conradt und seine Freunde 1908 und dazu J. A. Dulaure, Die Zeugung in Glauben, Sitten und Bräuchen der Völker, verdeutscht und ergänzt von Krauss, Reiskel und Ihm, Leipzig 1909, S. 210.

zum Preise der Geliebten und zur Belustigung der Zuhörer. Sogar der ernste Cornelius Nepos huldigte dieser Mode (Plin. V, 3). Aus diesen Kreisen ging ein Dichter hervor, den man damals gern las und der seine Frische bis auf unsere Zeit bewahrt hat: Valerius Catullus (84 ca. — 54). Nicht alles hat sich erhalten. Zitate der Grammatiker bezeugen, daß ganze Stücke fehlen. So ist verloren gegangen ein Carmen auf Priap in Priapeen, von dem wir nur die vier Anfangzeilen besitzen:

> Hunc lucum tibi dedico consecroque, Priape,
> Qua domus tua Lampsaci est quaque lege Priape
> Nam te praecipue in suis urbibus colit ora
> Hellespontia ceteris ostriosior oris.[1])

Erhalten blieb uns sein „Buch der Lieder", das im Mittelalter nur 2 Bischöfen bekannt war, dem gelehrten Mönch Isidor von Sevilla und dem Franzosen Rather, der 931 bis 957 Bischof in Verona war.[2]) Die erste Stelle unter diesen Gedichten gebührt den Liebeliedern an Lesbia. So nannte Catullus seine Geliebte, in Erinnerung an Sappho von der Insel Lesbos. Man vermutet, daß ihr richtiger Name Clodia und sie die Gemahlin des Metellus Celer, eine der zügellosesten Frauen Roms war. Dieses Verhältnis steht im Mittelpunkt von Catulls Leben und Dichten. Trotzdem sie ihn betrog, hing er an ihr. Erst, als sie zur gemeinen Dirne herabsank, sagte er sich von ihr los. Neben zarten Liebeklagen gehen die schärfsten und witzigsten Epigramme einher. Einige richten sich gegen Cäsar und dessen Günstling, den Ritter Mamurra, die er zusammen als die liederlichsten Wollüstlinge hinstellt in Ausdrücken, die sich parlamentarisch nicht wiedergeben lassen. Cäsar verzieh ihm jedoch, als Catull auf Anraten seines Vaters die Versöhnung suchte. Auch seine Liebepoesie ist durchaus nicht frei von Dichtungen, die vom Lüsternen und Wollüstigen bis herab ins Schmutzige und Unflätige hinüberspielen (vgl. besonders Epist. 67). Seine Frivolität entschuldigte er mit dem bekannten Wort, daß nur das Leben, nicht die Poesie des Dichters keusch zu sein brauche (Ep. 16: Nam castum decet esse pium poetam ipsum, versiculos nihil necesse est.) Propertius (III, 32, 87) nennt ihn „lascivus Catullus". Sein Zeitgenosse war Decimus Laberius (105—43), ein Mimendichter, dessen Sprachmeisterschaft

---

[1]) Birt, Das antike Buchwesen in seinem Verhältnisse zur Literatur 1883, S. 402. — [2]) Vergl. die gute Übersetzung von Theodor Heyse, 2. Aufl. von A. Herzog, Berlin 1889.

wir aus den erhaltenen Fragmenten, die mit Obszönitäten vermischt sind, erraten können. Horaz (65—8), der auf dem freien Meere der Erotik herumsegelte, vermied noch glücklich die Klippe der Laszivität (vgl. Lessings Rettungen des Horaz). Und doch erzählt er ganz naiv, ohne jede Entschuldigung, die Geschichte einer Pollution, die ihm auf einer Reise passierte (Sat. I, 5, 85). Hadrian, der sich selber, wie oben erwähnt, in Behandlung erotischer Themata versuchte, bevorzugte den Voconius Victor und bezeugte ihm seine Hochachtung durch Setzung folgender Grabschrift nach Catulls Vers: Lascivus versu, mente pudicus erat (Plin. ep. II, 13). Auch eine Frau fehlt nicht in dem Reigen. Sulpicia besang ihre und des Gatten Galenus Liebe, welche Lieder Martial als keusch und doch üppig rühmt (X, 35). Paldamus (Römische Erotik, Greifswald 1833, S. 81) sagt von ihr: „Wie die Reden des Volkes und der Aerzte über Geschlechtverhältnisse bei aller Freiheit von Frivolität, indem nur die physische Seite derselben aufgeführt wird, reichlichen Stoff für eine unkeusche Poesie enthalten, so scheinen in den Gedichten der Sulpicia Dinge, welche man mit einem Schleier bedeckt und nur ahnen läßt, mit der Naivetät roher Menschen erzählt und so unwillkürlich reichliche Nahrung zum Kitzel lüsterner Fantasie gegeben zu sein."

In ungestümer, brünstiger Leidenschaft, die sich oft überhitzt in Lieberaserei zeigt, die grelle Schlaglichter wirft auf die verborgensten Geheimnisse, hat Properz die Fülle seines Talents ausgegossen. Glühendste Sinnlichkeit herrscht in seinen Cynthialiedern. Der Dichter will aufpeitschen, will wirken um jeden Preis, auch auf Kosten des guten Geschmacks. Aber gerade dieses Gewollte, diese zugroße Sinnlichkeit im Verein mit der allzu reichlich angebrachten Gelehrsamkeit, schaden ihm und beeinträchtigen zuweilen die Wirkung seiner stark und kraftvoll gehaltenen Elegien. — Zarter wirkt Tibull in seinen bekannten Gedichten. Ihm werden 2 oder 3 sehr freie Poesien zugeschrieben, die sich in den unten zu besprechenden Priapeia finden: ein sehr vertrauliches Tagebuchbekenntnis in reinen jambischen Trimetern und ein elegantes Distichon, in welchem ein ehemaliger Schatz-, jetzt Gutverwalter dem Priapos ein Heiligtum weiht. Die Beglaubigung seiner Autorschaft ruht jedoch auf schwachen Füßen.

Den Höhepunkt erreichte die erotische Poesie der Römer mit Ovid (43 v. 17 n.)[1]) Seine Liebelieder (Amores), denen die innere

---

[1]) Ausg. sämtl. Werke mit Übersetzung von Lindemann, Leipz. 1853—67.

Anteilnahme und Beseelung fehlt, richtete er an seine Geliebte Corinna. Die erste Sammlung, die nicht vor d. J. 15 abgeschlossen sein kann, bestand aus 5 Büchern. In der 2. auf 3 Bücher zusammengedrängten Ausgabe ist eine Anzahl der verfänglichsten Gedichte ausgemerzt. Sie allein kam auf die Nachwelt. Überfliegt man die Verse, so hat man den Eindruck, als ob alle erotischen Gemeinplätze hier gesammelt seien, doch hat künstlerisches Studium, Witz und Fantasie mehr Anteil daran als das Gemüt. Seine Poesien sind von packendem, rücksichtlosem Realismus, berückender Anmut, höchst unterhaltend und geistreich. Nach einem kurzen Lehrgedicht über weibliche Schönheitmittel folgt sein Hauptwerk, die Ars amandi. Ovid nennt sie selber ein Handbüchlein der Laszivität: Nil nisi lascivi per me discuntur amores. In leichter, anmutiger Form und Sprache und deshalb in verführerischem Gewande bietet er nur einen Leitfaden der Buhlerei und Hetärenpoesie, wie er sich ja selber in dem Anhang, den Remedia amoris, entschuldigt, er habe nur für lockere Mädchen, nicht für Matronen geschrieben. Mit den Obszönitäten hält der Dichter ziemlich zurück, „nur am Schlusse des 2. und 3. Buches brennt er ein Feuerwerk ab, das durch den Gestank über den Ort, wo wir uns befinden, uns nicht in Zweifel läßt.[1]) Ovid konnte sich freilich entschuldigen (Trist. II, 497):

> Quid, si scripsissem mimos obscoena jocantes,
> Qui semper ficti crimen amoris habent?
> In quibus assidue cultus procedit adulter,
> Verbaque dat stulto callida nupta viro.

Seine Verse kamen, wenn man so sagen will, einem wirklichen Bedürfnisse entgegen. Man sang die leichtgeschürzten Gebilde ebenso wie die Eklogen Vergils mit begleitendem Tanze auf dem Theater, und Augustus selber wohnte der Vorführung bei (Trist. II, 529; vgl. a. II, 7, 25). Es ist deshalb eine Fabel, wenn man behauptet der bloßen Unsittlichkeit seiner Gedichte habe Ovid seine Verbannung zu verdanken, wenn er auch klagt, die drei Bücher der, Ars amandi hätten ihren Vater umgebracht (Trist. I, 1, 111ff) und man ihn beschuldigte, Lehrer der Buhlerei geworden zu sein (Trist. II, 211ff. Ep. ex. Ponto III, 3, 57). Der eigentliche Grund liegt in Familienverhältnissen des Augustus.[2]) Ovids Gedichte wurden nun aus den kaiserlichen Bibliotheken entfernt (Trist. III, 1, 65ff; Ep. ex Ponto I, 1, 5ff), selbst der Privatbesitz der „Liebekunst“

[1]) M. Schanz, Geschichte der römischen Literatur II, 147. — [2]) Vergl. O. Ribbeck, Gesch. der röm. Dichtung, 1900, II, 314f.

scheint verboten gewesen zu sein (Trist. III, 14, 5ff; Ep. ex. Ponto I, 1, 12). Uns erscheint heute Ovids Verschulden in einem milderen Lichte, wenn wir die öffentlichen Zustände ins Auge fassen, die sich in seinen Gedichten wiederspiegeln. Man beachte nur die lange Reihe von Erotikern, die ihm vorausgingen, man schaue, welche Rolle die Erotik in der alten Tragödie und Komödie, im Epos und in der Mythologie selbst spielt, und man wird von ihm milder denken. Wo Catull, Tibull und Properz mit ihrer Halbweltpoesie unbehelligt geblieben waren, gedachte er mit noch lüsternerer Erotik den Rekord zu schlagen, und wie richtig er den Geschmack seiner Leser einschätzte, haben wir ja gesehen.

Eine solche Zeit aber, die alles in den Strudel des Genusses zieht, verlangt auch Männer, die einer verderbten Gesellschaft im Spiegel ihre Laster zeigen und sie durch das Mittel der satirischen Schilderung und Geißelung zur Besinnung mahnen sollen. An T. Petronius Arbiter fand diese Epoche einen genialen Satiriker. Tacitus gibt in seinen Annalen (XVI, 17 und 18) eine Skizze seines Lebens. „Jener“, erzählt er, „verbrachte die Nacht mit den Pflichten und Zerstreuungen des Lebens und den Tag mit Schlafen. Und wie andere Arbeit, so hatte ihn Untätigkeit zu Ansehn gebracht. Doch hielt man ihn nicht für einen Schlemmer und Prasser, wie die meisten, die ihre Habe durchbringen, sondern für einen Mann von feinem Luxus, und je lockerer sein Reden und Tun war, je mehr alles eine gewisse Nonchalance zur Schau trug, desto bereitwilliger ließ man es sich als vermeintliche Naivetät gefallen.“ Nero zog ihn deshalb in seinen Kreis und ernannte ihn zum Schiedrichter des guten Geschmacks. Das erregte den Neid Tigellins, der endlich bei Nero die Verhaftung des Rivalen erwirkte. Tacitus fährt dann fort: „Da ertrug er nicht länger das Schwanken zwischen Hoffnung und Furcht. Indessen, nicht auf einmal endete er sein Leben, sondern schnitt sich die Adern auf, verband sie nach Belieben, öffnete sie wieder und unterhielt sich mit seinen Freunden. Er setzte sich zu Tisch, überließ sich dem Schlaf, sodaß, obwohl unfreiwillig, sein Tod dem natürlichen gleich war. Auch schmeichelte er nicht im Testament, wie die meisten Hingerichteten taten, dem Kaiser oder Tigellinus oder einem der Machthaber, vielmehr verzeichnete er die unerhörten Schandtaten Neros nach den einzelnen Personen rubriziert und schickte die Schrift versiegelt an den Kaiser.“ Soweit Tacitus. Manche wollen in diesem Nero übersandten Schriftstück den Satiricon Petrons erblicken. Allein das ist sehr

unwahrscheinlich. — Dieser Satiricon (richtiger Satirae) umfaßte ursprünglich 20 Bücher. Erhalten haben sich jedoch nur einige größere Fragmente des 15. und 16. Buches. Es ist gleichsam eine Travestie auf die Odyssee. Wie Odysseus vom Zorn des Poseidon, so werden diese Romanhelden vom Zorn des Priapos verfolgt. Die kulturgeschichtlichen Bilder der römischen Kaiserzeit, die sich hier vor unsern Augen entrollen, sind einzig in ihrer Art. Alle Personen sind mit packender Realistik gezeichnet, sie leben, Staffagen gibt es nicht. Ein Meister der Menschenkenntnis führt uns hier in staunenswerter Geschicklichkeit charakteristische Typen der einzelnen Gesellschaftschichten in ihrer Eigenart vor, mit ihrem engen Gesichtkreis, ihrem beschränkten Sinn, ihren einfältigen Unterhaltungen. Jeder Stand erhält seine treffende Charakterisierung. So achtenswert Petrons Meisterschaft hier auch sein mag, wir schaudern zurück vor der moralischen Versumpfung, die sich als Durchschnitt der mittleren und niederen italienischen Bevölkerung offenbart. Petron hat allerdings in der Ausmalung des Wollüstigen mit den Farben nicht gespart. Mit Raffinement versteht er es, den Sinnenkitzel als wirksames Mittel, Beifall zu erringen, bei seinen Schilderungen zu verwenden. Er malt den Teufel, aber die Wollust dazu.[1])

Eine weitergehende Bedeutung kommt M. Valerius Martialis zu.[2]) Mit genialer Leichtigkeit weiß er die Kunstmittel der hellenischen Poesie zu handhaben. Immer geistreich, originell, witzig fantasievoll, weiß er zu blenden und zur Unterhaltung geselliger Kreise beizutragen, für die seine Epigramme größtenteils auf Bestellung gefertigt sind. Und da den lustigen Gästen und der Mehrzahl seiner Leser mit Obszönitäten am meisten gedient war,[3]) kam er in dieser Beziehung dem Verlangen seiner Leser auf halbem Wege entgegen. Pikanterie, Laszivität bis zur Schamlosigkeit: so liebten sie es. Nur im 8. Buche hat er sich die „mimische Ausgelassenheit der Sprache“ nicht gestatten dürfen, weil es dem Kaiser gewidmet war. Er selber freut sich der Verbreitung seiner Werke und beruft sich gegen die Tadler auf seine Vorgänger:

---

[1]) Die beste deutsche Übersetzung lieferte W. Heinse, der sie später verleugnete. Sie erschien zuerst „Rom 1773“, vermutlich aber in Schwabach, in 2 Drucken, die nur durch die veränderte Datierung unterschieden sind. — [2]) Die beste und vollständigste Übersetzung von Berg 1863. — [3]) Quintilian, inst. or. I, 2, 8: omne convivium obscoenis canticis strepit, pudenda dictu spectantur; vergl. auch Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms, 5. A. I, 436.

Domitius Marsus, Pedo und Gaetulicus, auf deren „lasciva verborum veritas“ er hinweist (praef. ad lib. I). Kaleidoskopartig zieht in seinen Gedichten die damalige römische Welt an uns vorüber. Ausschweifungen in allen erdenklichen Erscheinungen, die fürchsterlichste Verderbnis grinst uns entgegen. Zwischen Männern und Frauen besteht in dieser Hinsicht kein Unterschied. Ja, die Frauen übertrumpfen noch die Männer an Schamlosigkeit und sind die größten Liebhaber obszöner Lektüre (III, 68; vgl. a. XII, 95; II, 86), „Ich frage schon lange in der ganzen Stadt, ob keine Frau nein sagt. Keine sagt nein, als ob es unerlaubt oder schimpflich wäre, nein zu sagen: Keine sagt nein. Also ist keine keusch? Tausend sind es. Was tun denn nun die Keuschen? Sie sagen nicht ja, sie sagen aber auch nicht nein“ (IV, 71). Dazu paßt, was Ovid sagt: „Keusch sind nur die Frauen, um die niemand geworben, — und gar zu ländlich — und mit den Sitten Roms unbekannt ist der Mann, der über seine untreue Gattin zürnt.“ (Am. I, 8, 43; III, 4, 37.)

In diesen Wirbel von Lust und Verbrechen dröhnte wie Donnergeroll die Stimme eines Predigers in der Wüste: Juvenal hält Abrechnung mit seiner verderbten Zeit. Am schärfsten geht er mit den geschlechtlichen Sünden, die das Mark der Nation angreifen, ins Gericht. Er geißelt das Muckertum, das unter dem Schein des strengen Stoizismus schändliche Laster birgt (Sat. II). Männer wie Weiber trifft sein Bannstrahl. Verachtenswert sind die Männer, die den natürlichen Brauch verkehrt haben in den unnatürlichen. Verächtlicher jedoch sind die Frauen. Juvenal schildert sie in ihrer ganzen erbärmlichen Nacktheit, ihrer Verruchtheit, ihrer Bestialität, ihren Bakchanalien und geheimen Orgien (VI, 300ff.) Die grellsten Lichter setzt er auf, um rechten Abscheu vor dem in die tiefste Erniedrigung herabgesunkenen Geschlecht einzuflößen. Man lese nur seine berühmte 6. Satire.[1]) Und gerade diese Offenheit, mit der er schlechtes als schlecht darstellt, und Laster brandmarkt, hat ihm den Vorwurf eingetragen, als ob er die Schattenseiten, die er vor den Augen aller Welt enthüllt, mehr lehre als verbiete und darum hätte er die 3., 6. und 9. Satire gar nicht bekannt machen sollen, um den Ruhm eines Tugendlehrers in Anspruch nehmen zu können. Allein diese Ansicht gerät in waschechter Prüderie auf falsche Wege und scheint selber ein Ab-

[1]) E. C. J. Siebold, Juvenal, Die 6. Satire, lat. mit Einleitung und Übersetzung, Braunschweig 1854.

leger des von Juvenal bekämpften Muckertums zu sein: Der Bauer, der Dünger ladet, zieht dazu keine Handschuhe an.[1])

Der jüngere Plinius sei nur nebenbei erwähnt. Wegen freier Stellen und seiner „Hendekasyllaben“ entschuldigte er sich bei seinem Freunde Paternus deswegen, und als ein paar Gedichte von ihm als unzüchtig getadelt wurden, verteidigte er sich mit einer Menge von Beispielen, indem er dabei auch auf Nero verwies (Ep. V, 3), der gleichfalls laszive Tändelverse verfaßte, die in ihrer Art deswegen noch nicht schlecht seien, weil sie ein schlechter Mensch verfaßt habe.

Lucian fand einen Bearbeiter in Apulejus, dessen Roman „Der goldene Esel“ sich allzusehr an sein Vorbild anlehnt. Daß auch dieses Produkt an scharf gewürzter Erotik sehr oft über die Grenze des uns Erlaubten hinausgeht, nimmt nicht Wunder bei der Gedankenfreiheit des römischen Publikums zur Zeit der Antonine. Apulejus weiß genau, was er seinen Lesern darbieten muß. Breit auftragen und scharf unterstreichen war sein Motto. Daher finden sich neben derben, verwegenen Liebepisoden, tolle Spuk- und Räubergeschichten in reichlicher Fülle. Seine Darstellung ist verschnörkelt und mit Bildern überladen. Heute kennt und liest man nur das darin eingeflochtene Märchen von Amor und Psyche.[2])

Aus der späteren Zeit wären nur noch D. Magnus Ausonius im 4. Jhrh. und Maximianus (Paldamus a. a. O. S. 88ff. zu erwähnen. Ersterer, angeregt vom Kaiser Valentinian I. hatte aus lauter vergilischen Versen und Versteilchen seinen Cento nuptialis

---

[1]) „Juvenal ist ein Typus eines schwer belasteten Neurotikers, der da ausnahmweise ein sehr gewandter Darsteller und Verseschmied ist. Die Sittenbilder, die er entwirft, bestanden wesentlich in seiner krankhaften Fantasie. Aus dem Zerrspiegel seiner Zeit, die er schildert, grinst uns sein leidbeladenes, zerrissenes Gemütleben an. Wie schreit er sein Weh in die Welt hinaus, und es gab noch keinen Seelenarzt, der ihn davon hätte befreien können. An seiner pathologischen Erscheinung allein das römische Volktum zu messen, wäre ein arger Mißgriff. Eingesponnen in seine sexuellen Wahnvorstellungen von der Allmacht des Bordells, das ihm selber übel mitgespielt hatte und gefangen vom Tratsch und Klatsch römischer Halbweltlerinnensalons bemerkte er nicht im geringsten die sehr bedeutenden Männer und Frauen, die von Palästina her eine neue, die alte Gesellschaft und Herrschaft zermalmende Weltanschauung im Volke verbreiteten. An seiner Sexualität ging weder das Rom der Cäsaren, noch das der Nachfolger Petri zugrunde. Den Naturtrieb hat all der Mauldrusch der Entrüstungmeier und Moralhuber während neunzehnhundert Jahren nicht zu ändern vermocht. Das geht unwiderleglich aus Dr. Corsos Geschlechtleben des italienischen Volkes (VII. B. der Beiwerke zum Studium der Anthropophyteia) klar hervor“. Krauss. —
[2]) Vergl. Sturmfall, das Märchen von Amor und Psyche in seinem Fortleben in der französischen, italienischen und spanischen Literatur bis zum 18. Jahrhundert, 1907.

verfaßt, dessen consummatio matrimonii an sinnlicher Derbheit keinem Produkte neuerer Zeit von gleicher Art nachsteht.[1]) Lasciva est nobis pagina, vita proba“ schrieb er in Anlehnung an Catull seinem Schüler Paulinus, dem Bischof von Nolae, dem er seine Epigramme schickte, eine merkwürdige Sammlung christlich frommer und ganz unfrommer heidnischer Disticha, die zum ersten Male 1472 in Venedig gedruckt wurden, zuletzt 1886 bei Teubner in Leipzig.

Indessen nicht jedem ist es gegeben, seinem Liebverlangen und erotischem Witz in längeren wohlgeformten Gedichten Ausdruck zu geben. Zu kleinen, abgerundeten Versen reicht es jedoch. Die Römer fanden besonderes Behagen an derartigen prickelnden Versuchen und gefielen sich in einer Art Wettspiel auf diesem Felde. Nun wäre es aber eine Grausamkeit zu verlangen, ein Dichter solle seine Geistprodukte geheim halten. Keiner dachte auch daran, es zu tun. Nein, sondern was ihm als besonders gelungen erschien, davon trachtete er der Mit- und Nachwelt Kunde zu geben. Und so kritzelte oder malte er seine Elaborate an leicht zugänglichen Orten (Mart. XII, 61: carmina, quae legunt cacantes). Einige von den Wänden Pompejis gesammelt, finden sich bei Garucci[2]) z. B.

Hic ego nunc futui formosam forma puellam,
Laudatam a multis, sed lutus intus erat,

oder

Mulier ferebat filium similem sui
Nec meus est nec mi similat sed
Vellem esset meus
Et ego: volebas, ut meus esset.

Die meisten aber, aus den Gärten des Maecenas, Messala und andern Römern herrührend, wurden schon früh (um 10 n. Chr.) zusammengestellt in den bekannten Priapeia.[3]) In diesen eleganten Zoten, die wohl zuerst von Catull und seinen Freunden gepflegt wurden, überwiegen catullische und ovidische Tonarten. Ja, manche Gedichte scheinen parodistische Wendungen bekannter Motive beider Dichter zu sein (2, 12, 32, 44, 46, 52, 57, 61). Nach Seneca (controvers. 1, 2, 23) soll Priap. 3 von Ovid und 80, 82, 83 von

---

[1]) Vergl. dazu die Parallelen bei Krauss, Das Geschlechtleben in Sitte, Brauch, Glauben und Gewohnheitrecht der Japaner, 2. Auflage, Leipzig, S. 207 ff. — [2]) Inscriptions gravées au trait sur les murs de Pompéi. Brüssel 1854. — [3]) Die beste Ausgabe von Bücheler in Poetae latini minores. Eine getreue deutsche Nachdichtung von Alexander v. Bernus mit einer kritischen Einführung von Adolf Danegger. Leipzig und Berlin 1905. —

Tibull stammen (Plin. V, 3, 6). Im Mittelalter wurde sogar die ganze Sammlung Vergil zugeschrieben, welche falsche Annahme wohl auf Plinius zurückzuführen ist. Wie geläufig die Erfindung solcher kurzen Verse den Gebildeten der damaligen Zeit war, sieht man aus der fehlerlosen Technik, mit der sie gehandhabt werden. Ribbeck[1]) charakterisiert sie so: „In der Erfindung mannigfaltiger Motive und in immer neuen Einfällen zeigt sich Laune, Witz und Bosheit. Die grobe Bedrohung genäschiger oder diebischer Gartenbesucher kommt natürlich am häufigsten vor. . . In Wortspiele und Charaden, ja in Bilderrätsel kleidet der Gott seine begehrlichen Wünsche und Gelüste (5, 7, 54, 67). . . . Er ladet sie zu unbedenklichem Eintritt in seine unheilige Kapelle (14), fordert unter verächtlichen Verwünschungen als Tribut der Besucher laszive Verse (41, 47) . . Der dämonische Lümmel rühmt sich seiner Waffe, die ihn ebenso gefürchtet mache und die er mit demselben Recht offen trage, wie andere Götter die ihrige (9, 20), schön wie andere Götter sei er nicht, dennoch mache er Eroberungen bei dem schönen Geschlecht (39) . . . Die Unverschämten, die sich durch keine Drohung Schrecken lassen, hat er im Verdacht, daß sie die von ihm angedrohte Strafe suchen (51, 64). . . Darin nehme er es mit andern Göttern auf, daß ihm die Natur in einem seiner Teile körperlicher Bildung einen Vorzug vor allen verliehen habe (36). . . Ein nagelneuer sehnt sich nach dem Besuch von Nymphen und Dryaden (33). Von Damenbesuchen, auch von Liebepaaren, weiß er viel zu erzählen, ja ein guter Teil dieser Verse ergeht sich in Bosheiten auf die Weiber, junge und alte, die bisweilen eine ganz persönliche Spitze annehmen (63, 4, 19, 78). Vergebens werden ehrbare Matronen aufgefordert, sich fern zu halten, sie scheinen an der grotesken Figur Gefallen zu finden (8).“

Alle diese Verse wollen nicht mehr sein, als sie vorgeben: keine gedrechselten Buchverse für das große Publikum, sondern groteske Auslassungen einer komischen erotischen Laune für den Augenblickbedarf. Ein zünftiger Poet sammelte sie dann und überarbeitete sie für seinen Zweck. Keineswegs aber sind alle überliefert worden.

Die Gegensätze liegen jedoch beieinander. So ausschweifend die Römer auch in ihren Handlungen und Schriftwerken waren, so wenig vertrugen sie in konsequenter Prüderie im täglichen Leben

[1]) Geschichte der römischen Dichtung II, Stuttgart 1900, S. 366ff.

eine ungeschminkte Erzählung. Gebrauchte jemand ein freies Wort, so entschuldigte er sich durch eine einleitende Formel: sit venia verbo, honos auribus sit. Quintilian nennt solche Ausdrücke praefanda (griech. κακέμφατον V, 3, 44). Daß Plautus, Martial, Catull und Horaz obszöne Worte frei gebrauchen, läßt sich wohl darauf zurückführen, daß sie griechische Bildung genossen haben. Juvenal jedoch will durch laszive Redearten auffallen, um dadurch gegen die bezeichneten Dinge Abscheu und Ekel zu erregen. Dieser angebliche Widerspruch zwischen Schein und Wirklichkeit läßt sich jedoch leicht lösen. Jedes Volk, das noch in den Uranfängen seiner Bildung steckt, die noch nicht von Hyperkultur angekränkelt ist, spricht unbefangen, ohne Scheu, natürlich von allen Dingen, die mit der Menschwerdung und körperlichen Bedürfnissen in nahem Zusammenhange stehen. Mit zunehmender Kultur, Verfeinerung, Überbildung und Üppigkeit verläßt man den geraden Weg und bevorzugt eine gewundene Ausdruckweise, die im Grunde genommen dasselbe sagt, nur nicht in der früheren brutalen Offenheit. Da nun aber dem Beobachter ein feineres Empfinden eignet und die Aufmerksamkeit einmal geweckt ist, verfallen auch diejenigen Redewendungen und Worte, die durch den Lautklang von fern ein Zusammenhang mit den verpönten und ausgemerzten Dingen ahnen lassen, derselben Ächtung; Natürliches aber läßt sich nicht verleugnen, und da man sich der Notwendigkeit der verheimlichten Bedürfnisse bewußt bleibt, jedoch ihr Recht beschneiden will, gelangt man zu bewußter Lüge, zur Prüderie, mit der man den Schein des Anstandes noch festhalten will, wenn dieser selbst sich schon längst geflüchtet hat. Da man aber gewöhnt ist, in lüsternen Vorstellungen zu schwelgen, dies jedoch gleichzeitig vor den Augen der Welt verbergen will, bevorzugt man die Umschreibung, die Verhüllung, die verdeckt und doch viel ahnen läßt. So wird das öffentliche Leben gemodelt, für das Privatleben in den vier Wänden, will sagen unter vier Augen, aber herrscht nach wie vor Rede- und Handlungfreiheit.[1])

---

[1]) Vergl. Fr. Ritter, im Rheinischen Museum für Philologie III, 1835, S. 568ff.

## Französische Bauernerzählungen.

Ein geschichtlicher Rückblick von Karl Amrain.

Das Studium neuzeitiger Unterhaltungart des französischen Landvolkes und der kleinbürgerlichen Kreise haben wir mit einer Reihe von Erzählungen in den Anthropophyteia bereits zu fördern versucht.[1])

Um der wissenschaftlichen Verwertung oder Verarbeitung weiter entgegenzukommen, mögen gelegentlich einmal späterhin Erzählungen folgen, für deren Mehrzahl sich eine frühe literarische Fassung nachweisen ließ. Nur einen geringen Bruchteil hielten wir belegfrei; dies aus dem Grunde, weil wir eine möglichst frühzeitige Fassung suchen, an die die neuzeitige Darstellung anknüpfen kann. Auszuscheiden sind alle Stückchen, die sich prima facie als städtischen Ursprungs erweisen, ferner alle, die sich gegen die höchsten Ideale der verschiedenen Konfessionen richten, weil sie mit geringfügigen Ausnahmen eine Verletzung der religiösen Gefühle involvieren könnten. Was lediglich vom infernalen Haß gegen alles Hehre, Heilige, Hohe getragen ist, gehört nicht in unser Arbeitgebiet. Wir nehmen als Volkforscher zwar individuelle Kenntnis davon, prüfen, ob nicht doch eine Seite unseren Forschungen entspricht und verweisen im übrigen das Material an die Psychiater. Unserer Forschung bleiben zur Genüge Volkansichten, Äußerungen, Bräuche, die das Kirchenregiment usw. betreffen. Gerade die Gegenwart mit ihrem streitbaren Trennunggeist von Staat nnd Kirche, gibt dem Volkforscher für die französischen Verhältnisse reiche Ausbeute. Ihre Verwertung bleibt indessen späterer Zeit vorbehalten.

Können wir diese Volkerzählungen französische Bauerngeschichtchen nennen? Mit Fug und Recht. Zwar nicht so sehr, weil die Erzählungen in einem vorwiegend ländlichen Milieu erhoben wurden, als aus dem Grunde, weil in keinem zweiten Gebiet auf der weiten Erde der Zusammenhang zwischen Stadt und Land so innig wechselseitig war und ist als gerade in Frankreich.

---

[1]) Zur weiterer Orientierung über die Erzählungkunst des französischen Bauernvolkes verweisen wir auf Band X der Sammlung „Romanischer Meistererzähler“, der 1906 unter dem Titel: Schwänke und Märchen des französischen Bauernvolkes übersetzt von E. K. Blümml in Leipzig (Ethnologischer Verlag) erschien.

Alle Reminiszenzen städtischer Kleinbürger weisen auf das Land zurück. Ein Häuschen oder einen Obstgarten in und bei einem Dorfe zu haben, oder gar Weinberge zu besitzen, das ist der Traum oder Wunsch eines jeden normalen bourgeois.

Ein weiterer Beweis des Zusammenhanges von Stadt und Land ist das seit Louis XV. übliche System, Neugeborene einer Säugamme auf das Land hinauszugeben. Ob die Amme verheiratet war oder nicht, kam im Allgemeinen nicht sonderlich in Betracht. — Tausend Fäden verknüpfen die städtische Bevölkerung mit der ländlichen. Ist denn aber nicht die Stadt der Sitz aller Intelligenz und dementsprechend die Volkschnurre von da zu den Landleuten gelangt?

Der Einwand dürfte in dieser Fomulierung kaum stichhaltig sein! Er ist viel zu rationell und überträgt neuzeitige Fluktuationerscheinungen auf vergangene Zeiten, die eine ganz andere soziale und wirtschaftliche Struktur aufweisen. Vor allem war die Stadt als solche nicht eo ipso Sitz der Intelligenz. Letztere ist nicht Monopol der „Bürger" d. h. der Städter. Vom Lande stammen ja ursprünglich diese Bürger. Ohne ländliche Quelle wäre das Bürger-, das Stadtgebilde nie lebenfähig gewesen. Die Stadt ist vielmehr in ihrer ersten Gestaltung als Aggregat ländlicher Intelligenzen anzusehen. Erst spät wird sie Sitz der Massenintelligenz. Die Wiege der derben Volkerzählung ist in einem Lande von so ausgesprochen agrarischem Charakter primo loco bei der ländlichen Bevölkerung zu suchen.

Wie kommt es aber, daß in so vielen Fazetiensammlungen Kleriker als Gewährmänner angeführt sind?[1]) Wir erinnern z. B. an Poggio Bracciolinis zierliche Wiedergabe der derbsaftigen Geschichtchen, mit denen sich die päpstlichen Sekretäre zu unterhalten pflegten, oder an die Schwänke Bebels, die vorwiegend bei und für Ordenleute gesammelt wurden! Ist das natürlich oder nur zufällig oder handelt es sich um besonders sinnlich veranlagte frivole Geistliche? Wer objektiv die Bände der Anthropophyteia durchstudiert und insbesondere die südslavischen Beiträge von Dr. Krauss würdigt, kommt wohl zu folgendem Ergebnis.

In den Scherzreden, Witzworten, derben Abfertigungen steht nicht der Kleriker obenan, sondern der vornehmlich aus bäueri-

---

[1]) Wenn in so vielen Fazetien Geistliche hergenommen werden, so geschieht dies meist aus Necklust. Graf Chévigné sagt in dieser Beziehung im Epilogue seiner Contes rémois: Pour leur vin nos curés de Champagne sont indulgents, et, loin d'être fachés, ils riront tous en lisant leurs péchés.

schen Kreisen stammende Geist. Das bäuerische offene, natürliche, derbe Geblüt drängt sich durch die klerikale Erziehung. Die gibt dem rustikalen Geistprodukt nur den besonderen Schliff. Wir erklären nachdrücklich, um Mißverständnissen vorzubeugen, daß wir rustikale Geistprodukte mit gemein, roh, unverschämt nicht identifizieren.[1])

Das bäuerische Geblüt drängt sich in Frankreich durch die Kreise der Grundbesitzer in die Schicht der Hofleute d. h. der Edlen um König und Königin. Die ganze Monarchie war seigneurialen Charakters und wandelte sich de facto erst mit dem Ende des XVI. Jahrhunderts. Erst von da ab können wir von tatsächlich königlicher Monarchie sprechen.

Die Zeit vordem erhält ihr Gepräge durch die Lebenbedürfnisse und Anschauungen der seigneurs. Diese Grundherren sind Landleute. Am Könighof pflegten diese Kreise die von Hause aus gewöhnte derbe Unterhaltung weiter. Anfänglich ganz unbewußt, späterhin quasi systematisch. Und zwar nachdem König Ludwig XI. als Freund derben Unterhaltungstoffes erstmals in Frankreich die Fazetie hoffähig gemacht hatte.[1])

Sowie derbe Scherze und Unterhaltungen beim königlichen Hofe geneigt Gehör und Anerkennung fanden, mußte sich ein Eifer entwickeln, derlei Witzworte und Schnurren zu sammeln. Mit der Zeit begnügte man sich am Hofe nicht mehr, die Schnurren in ihrer ursprünglich natürlich groben Form zu erzählen, sondern man trug sie z. B. an Winterabenden als Lektüre in einer äußerlich immer schöner werdenden Form vor. Die äußere Gestalt mag den Literaturfreund und Ästheten interessieren, den Psychofolkloristen zieht der Geist, die Offenbarung der Volkseele einer bestimmten Zeit an. — Der Kreis der Erzählungen wuchs mit der Entfaltung des Staatlebens und der Entwicklung von Handel und Verkehr. Söldner und Kaufleute trugen ländliche Scherze von Ort zu Ort. Nicht minder förderten die Clerks, besonders jene in den Etüden der Notare als Volkforscher die Verbreitung ländlicher Naivetät, Derbheit und ähn-

---

[1]) Wir glauben die Bemerkung nicht unterdrücken zu sollen, daß wir prinzipiell die Sphäre des „Freudenhauses“ zu meiden haben. Wir sagen uns immer und immer wieder, an diesen Orten aufgepeitschter wüster Sinnlust kann die Volkschnurre nicht gedeihen. Soweit bäuerische Kreise mit diesen Pflanzstätten städtischer Unzucht und Sinnenplattheit in Berührung kommen, handelt es sich nach Aussage von Kriminalisten und Anthropologen durchweg um geistig minderwertig, meist schwachsinnig veranlagte Mädchen. Der Bauer im Bordell will sich nicht geistig anstrengen, sondern körperlich austoben.

liches mehr. Apotheker, Mediziner, vor allen nicht die „Estudiants" zu vergessen, wußten das Landvolk und das sich aus diesem rekrutierende Kleinbürgertum in ein die Lachlust erregendes Milieu zu bringen. Wallfahrende Landleute brachten unterwegs gehörte Schelmenstreiche als neues Erzählunggut heim. Die literarische Fassung der meisten dieser Schnurren blieb höfischer bezw. akademisch gebildeter Intelligenz vorbehalten. Frauen von Adel und Bildung scheuten sich nicht „Jocosa" mancherlei Art zu sammeln. Margarete von Navarra, die wir als eine der vornehmsten Sammlerinnen und Weiterverarbeiterinnen solcher Jocosa ansprechen, ließ sich Beiträge von Boaistuau, Denisot, Pelletier, vernehmlich aber durch ihren Hofschreiber Des Périers, vorlegen. (Note b).

An die Fazetiensammlung des Letzteren (Note c) knüpfen wohl eine Reihe unserer neuzeitigen Bauernerzählungen an. Wir wollen damit dartun, wie lebfrisch und bodenständig bäuerische Unterhaltungart geblieben ist. Wir von der Anthropophyteia wollen keine Beiträge zur Literaturgeschichte geben, sondern wir wollen untersuchen, wie die Volkpsyche z. B. im XVI. Jahrhundert war und damit die neuzeitige Geartung in Parallele stellen.

Dabei kommt uns gar nicht entfernt in den Sinn, etwa die gesamte Volkpsyche restlos sezieren und interpretieren zu wollen. In der Überschrift gelangt zum Ausdruck, daß wir primo loco das bäuerliche Element betrachten. Warum? Weil hier der wurzelechteste Teil eines Volkes zu suchen ist, weil der Bauernstand der unerschütterliche Hort uralten Unterhaltungstoffes ist. Last not least, weil in diesem Milieu der Forscher am ehesten Grund und Boden findet, um zu sicheren Resultaten zu gelangen.

Das aus der Schollenanhänglichkeit entspringende Mißtrauen der Bauern gegen Fremde, besonders gegen solche mit städtischen Allüren ist verhältnismäßig bald überwunden, wenn man das Gebiet der Staat- und Kommunalpolilik meidet, wenn man — und das möchten wir vor allem jungen Forschern für französische Verhältnisse anempfehlen — Einträge in das Notizbuch coram publico unterläßt. Fort mit dem Tintenstift, denn der erregt beim Landvolk stets Mißtrauen. Der Forscher käme in Verdacht, Zeitungschreiber zu sein, der bäuerische schwache Seiten der Öffentlichkeit preisgibt und damit die Dorfbewohner lächerlich macht. Ebenso kann der Forscher in Verdacht kommen, mouchard zu sein.

In der Rolle eines Antiquitätenfreundes hört der Folklorist mancherlei. Bauer und Bäuerin gehen indessen auch in diesem

Falle nicht stark aus sich heraus. Die Leute ahnen etwas von Kauf und Verkauf und fürchten, übers Ohr gehauen zu werden oder gar im Dorfe als in Geldnot steckend angesehen zu werden. Wir selber haben auf unseren Wanderungen mancherlei erlebt. Öfters bekamen wir auf die Frage, ob Antiquitäten im Hause seien, die Antwort: „Wir verkaufen nichts, denn wir benötigen kein Geld." Und offen gestanden, solche Reden haben uns stets erfreut, nie erzürnt. Sie gaben das beste Zeugnis für Familiensinn und Heimatliebe.

Als Naturfreund, Maler, Stein-, Schmetterling-, Pflanzensammler kann der Forscher am ehesten seinen Studienzwecken obliegen.

Wer Sonntags die rauchgeschwängerte, meist primitive Dorfkneipe nicht scheut, erlauscht an den Tischen, die die unverheirateten Burschen besetzen, folkloristisch wertvolles Material in Hülle und Fülle. Wer die Bauern, Burschen, Knechte und Mägde bei einer dörflichen oder kantonalörtlichen Jahrmarktfeier beobachtet, wer mit den Landleuten vom Wochenmarkt aus der nächsten Stadt heimfährt oder wer an Samstagabenden sich dem Schabeisen des vielgesuchten Dorfbarbiers anvertraut, hört viele Scherze und bäuerliche Unterhaltungart. Auch nach kommunalen Holzversteigerungen, wenn sich die Leute in ein nahes Wirthaus begeben, öffnen sich die Schleusen bäuerischer Beredsamkeit. Irrig wäre aber die Annahme, daß nur in rauchgeschwängerten Kneipen oder in alkoholischer Stimmung tolldreiste Geschichten aufgetischt würden. Nein, auch zur Steigerung der Arbeitleistungen gibt man Schelmenstreiche, Fazetien zum Besten. So erzählt bei Anzeichen erlahmenden Arbeiteifers in der Heu- oder Getreideernte vielleicht ein Vormäher ein Schelmenstücklein und verspricht dem aufhorchenden lachenden Volke ein zweites, wenn die und die bestimmte Arbeitmenge geleistet wird. Wird das Stücklein erzählt und findet der Erzähler Lacher aus ganzem Herzen, dann rutscht oder „marschiert" die Arbeit glatt weiter. Guter Erzähler erfreuen sich die Arbeitleute besonders gerne, wenn sie nach regenschweren nebelfeuchten Tagen in die Weinernte sollen, ebenso bei der Hopfenlese.

Um den Schlaf zu vertreiben und einen klaren Kopf bei der Aufmerksamkeit heischenden Arbeit des Schnapsbrennens aus Beeren, Steinobst usw. zu haben, erzählen sich die Kleinbrenner beim „Brand" über Nacht in der Brennhütte derbe Geschichtchen. — Wer sich bei diesen Gelegenheiten mit den Leuten hält, auch einmal selber bei der Arbeit Hand anlegt, wer die Dorfschönen nicht

unehrbar belästigt und im übrigen die Augen offen hält, kehrt mit reichem Studienmaterial heimwärts.

Unsere Sammlungen entstanden wenigstens auf die eben geschilderte Weise; freilich nicht in wenigen Wochen, sondern innerhalb mehrerer Jahre. Wertvolles Material trug uns außerdem ein weitgereister garde chasse mit Namen Charles Glotz zu.

Etliche hochbetagte ehemalige Soldaten Napoléon III., die bei Kindern oder Kindeskindern oder Verwandten lebten, haben aus dem Schatz ihrer Jugenderinnerungen manch wertvolles Stücklein in zwangloser Unterhaltung erzählt. Alle Wetter, was waren darunter für prächtige Weißköpfe! Kerngesunde Alte, die Mexiko, China gesehen hatten, aber geistig frisch waren, frischer oft als die jungen Leute, die nur großstädtischen Blödsinn, Großstadtferkeleien aus ihrer jüngstverflossenen Militärzeit heimbringen. Eine detaillierte Fundangabe der einzelnen Erzählungen halten wir bei einem verkehrentwickelten Lande heutzutage für wenig bedeutungvoll. Dies zumal im Zeitalter der allgemeinen Heerpflicht, die die Bauernsöhne in alle Gegenden des herrlichen und gesegneten französischen Staates bringt. Zur Orientierung bemerken wir, daß die Erhebungen in den Departementen Vosges, Meurthe et Moselle und den Grenzbezirken erfolgten. Hier waren Erzähler, die ihre Schnurren einst z. B. im Midi gehört hatten oder in der Normandie Gehörtes wiedererzählten. In einzelnen Fällen haben Dorfschöne die Erzählungen heimgebracht. Eine detaillierte Angabe über die Fundstelle scheint uns darum wie erwähnt belanglos. Transeundo vermerken wir, daß der Anteil der Frau als Verbreiterin von Fazetien in Frankreich besonders groß ist. Wir selber verdanken einer ehrbaren demoiselle rémoise, die heute glückliche Gattin eines Kaufmanns ist, manch gemüterheiternd Stücklein, das sie bei Verwandten zu Besuch mit einem gewissen Stolz auf den esprit der Reimser Bevölkerung zum Besten gab.

Woher kommt dieser Anteil der Frau als Fazetienverbreiterin? Teilweise, weil die Spinnstube zur Winterzeit die Fazetie pflegte, zum größten Teile aber, unserer Ansicht nach, aus dem Grunde, weil der Bauer seit Ludwig des XIV. Zeiten aus seinen Töchtern gerne Kammerjungfern werden ließ. Warum? Hier müssen wir auf die eigengeartete Struktur des sozialen Lebens in Frankreich während der Zeit des ancien régime zur Erklärung der Verhältnisse eingehen.

Nach Umwandlung der seigneurialen zu einer royalen Monarchie drängen sich die Grundherren anfänglich vereinzelt, dann immer stärker an den Könighof. Und seit Ludwig XIV. geht alles Streben der Grundherrn danach, am Hofe in Geltung zu kommen. Ludwig XIV. verstand es seinerseits meisterhaft, diese Grundherrn durch Ämterschaffung aller Art für die Interessen des Königs zu gewinnen.

Das Erblühen Frankreichs als Kolonialmacht kam dem Luxusbedürfnis und der Prachtentfaltung Ludwig des XIV. nur zu statten. Prunk und Pracht konnten die Großkaufleute bei dem prosperierenden Überseehandel mit einer gewissen Leichtigkeit entfalten. Und man tat dies um so lieber, als Luxusentfaltung königliche Wertschätzung eintrug. Auch die Grundherrn suchten den Glanz und die Pracht, um sich nicht durch die Handelwelt, die Vertreter des mobilen Kapitals, aus der bisherigen Stellung verdrängen zu lassen.

Hier führten alle Mittel und Wege zu dem Endergebnis: der Bauer wurde mit neuen Abgaben belastet. Entweder wurden erhöhte Steuern ausgeschrieben bezw. durch die Generalpächter eingetrieben oder der Grundherr drückte seine Bauern durch Mehrung der Abgaben. Und meist wurde der Bauer gleichzeitig von der königl. Verwaltung wie von seinem Grundherrn belastet.

Die zu einer kirchlichen Stiftung, einem Kloster gehörenden Bauern hatten es dabei noch verhältnismäßig glücklich getroffen. Denn unter dem Krummstab lebte es sich, wirtschaftlich gesprochen, nicht schlecht.

Sonst aber ging mit dem glanzvollen Regime Ludwig XIV. das Elend des französischen Bauers los. In gedrückter Lage wurde der Bauer gleichgiltig, dann finster, verworren in sich und knechtisch.

Hatte der Grundherr ehedem selber mit seinen Bauern verkehrt, so trat nachdem der Seigneur ständiger Hofmann geworden, ein besonderer Verwalter als Zwischeninstanz zwischen Herrn und Bauern. Der Bauer bekommt also einen weiteren Gebieter, der ihn bedrückt. Wird dem Bauer, diesem oft nur halbmenschlichen Wesen, das Dasein zu drückend schwer, so greift er zu Dreschflegel, Sense und Karst und schlägt seine Bedrücker tot. Und was bäuerlicher Zorn und Haß bedeutete, das erwies jede neue Jacquerie.[1]) Die

---

[1]) Jacques war der Spitzname für den Bauer in Frankreich, etwa wie Cuonz in Deutschland. Man erinnere sich an den „armen Konrad". Während der französischen Religionwirren und -kriege flohen die Bauern von der Scholle und wurden Straßenräuber, die man bald „gautiers", bald „croquants", bald „châteauverds" nannte.

Jacqueries im 13. und 14. Jahrhundert richteten sich vornehmlich gegen die Kriegleute. Seit Ludwig XIV. wüten die Kämpfe gegen den Grundherrn. Unter Richelieu, sogar unter Colbert brechen derartige Bauernkriege aus. Eine der furchtbarsten Jacquerien ist jene vom Jahre 1675 in der Bretagne.

Als die allgemeine Geldnot die Seigneurs seit 1780 veranlaßte, ihre Rechte gegen den Bauern wieder schärfer und nachdrücklicher geltend zu machen, begann die bäuerliche Seele in Wallung zu geraten. Eine allgemeine Jacquerie leitete in furchtbarer Art und Weise die große französische Revolution ein. Der 4. August 1789 brachte die Beseitigung der Feudalrechte und gab dem Bauer volles freies Eigentum.

Auch als freier Mensch und Bürger hielt der Bauer an dem altgewohnten Verfahren fest, seine Töchter möglichst als Kammerjungfern unterzubringen, weil der Bauer damit Geld in das Haus bekam. Das war während des ancien régime verhältnismäßig nicht schwer, denn die Lebenführung der Seigneurs in der Stadt bezw. am Hofe, die sumptuose königliche Hofhaltung, die Maîtressenwirtschaft, all diese Faktoren bedingten ein großes Heer von dienenden Geistern. Die luxuriöse Lebenart der Großkaufleute, der Generalpächter steigerte die Nachfrage nach Dienerinnen.

Kammerjungfer in diesen Kreisen zu werden, bedeutete in jener Zeit einen ganz ausnehmend hohen wirtschaftlichen und sozialen Aufstieg. Aus dem „Bauernmensch“ wurde eine Aufwärterin, vielleicht ein Kammerzöfchen d. h. die Vertraute der Herrin oder gar die Geliebte des Herren oder eines Hausfreundes. Als gutes Werk galt in der Frauenwelt jener Kreise, nach gewisser Zeit die chambrière zu verheiraten und auszustatten. Diese Aufgabe war um so dringlicher, wenn Monsieur oder ein Bruder von Madame, vielleicht sogar deren eigener Sohn die chambrière verführt hatten. Die elternliebende chambrière sorgte gleichzeitig für ihre darbenden Leute daheim. Neben ihrem unehelichen Kinde säugte sie als Mutter daheim im Vaterhause gegen gute Bezahlung auch ein Kind vornehmer Herkunft.

Bei der leichten und leichtsinnigen Lebenauffassung, die in der tonangebenden französischen Gesellschaft herrschte, und zwar vornehmlich nach dem Tode Ludwig XIV., verloren die aus einer chaumière stammenden Dienerinnen nur zu rasch Tugend und Ehre. Über Witzworte, Schelmenstückchen, galante Geschichtchen in Vers oder Prosa zu verfügen und diese bei Gelegenheit keck vortragen

zu können, war für Dienerinnen wirtschaftlich eine gewinnbringende Sache. Geschenke und Zuwendungen regnete es namentlich dann, wenn die chambrière hübsch von Gestalt war und bei guter Gelegenheit die Spröde zu spielen verstand. Von dem Süßholz, das der Galan der Hausdame oder deren Tochter raspelte, bekam auch die chambrière ihren Teil ab und zwar meist mit einer Geldgabe. Denn die Gunst der chambrière als Tugendwächterin war umsonst selten zu haben. Klatsch und Tratsch, Liebreden, Derb-, Scherz- und Scheltworte der sensuellen, raisonneusen Herrschaftschichten kolportierte das allzeit plapperfrohe Geschlecht der Dienerinnen. Aus diesen Reservoirs strömte das Erzählunggut in alle Volkschichten. Das Bauernvolk suchte sich aus den Schnurren und kecken Witzen die heraus, die ihm am besten lagen und schmückte alte Schelmenstücklein mit neugehörten Witzen oder Albernheiten aus. Der konservative Bauer verarbeitete also neue Ingredienzien

den Zeilen mehrfach auftauchen „Le fond des Contes rémois se trouve dans les fabliaux du moyen âge, dans Boccace, dans les Cent Nouvelles nouvelles, dans Rabelais, dans les Contes de la reine de Navarre. Mais ce qui appartient légitimement à M. de Chévigné, c'est le tour facile et rapide, l'expression élégante et claire." Wir lassen zum Beweise dafür, daß Graf Chévigné wie soviele seiner Vorgänger nur als Veredler d. h. Dichter vorhandener Fazetien anzusehen ist, die Worte von Jules Lecomte folgen, der am 6. Jänner 1859 in der Chronique parisienne schrieb „l'auteur (d. h. Chévigné) a rassemblé dans ce précieux volume les traditions comiques et les histoires grasses, les bons contes et les bons mots de nos aieux". Und Ch. Martin bestätigte im Courrier de la Champagne vom 13. Juni 1858 die Bodenständigkeit der Fazetien in den Worten: „C'est du sol de la Champagne qu'il les a tirés. Ce sont nos contes d'hier, ceux d'aujourdhui . ." Das ist zutreffender als was Vitu oben anführt, denn aus der Tradition schöpfte Chévigné. Sollen wir weitere Beweise anführen für die Wurzelechtheit des Volkerzählungschatzes? Wir glauben, dessen bedarf es nach den angeführten Belegen kaum mehr. Uns kommt es darauf an darzutun, daß die Fazetiensammler aus dem Volke Erzählungen herausholen, wie auch die Mitarbeiter der Anthropophyteia aus dem Volkleben und -treiben schöpfen. Was im Volke, vornehmlich im konservativen Landvolk steckt, holen die Fazetiensammler heraus, gewöhnlich zur Unterhaltung für höhere Schichten. So hat auch Chévigné die Fazetien in eine modern gesellschaftfähige Form gebracht; darin besteht die Stoffveredelung. Esprit & goût, poésie, verve, gaieté vraie sind nötig meint Dronsard im Journal „Le Nord" (10. November 1858) „quand on veut, comme Boccace, être reçu dans la société des belles élégantes, des précieuses distinguées qui aiment à rire comme tout le monde, mais avec une nuance délicate que M. de Chévigné a merveilleusement saisie". Manchen Auswuchs und Wildtrieb an Fazetien muß der für Unterhaltungzwecke Sammelnde ausmerzen. Wir führen die Stelle an, um gleichzeitig darauf nachdrücklich hinzuweisen, wie Dichter und Unterhalter z. B. Lafontaine und Chévigné die Volkerzählungen umformen, aufmutzen und aufputzen zur Unterhaltung der gebildeten Oberschicht. Insofern haben Literaturprofessoren und literarische Ästhetiker das Wort.

Für die Anthropophyteia, die ja — was immer und immer wieder für Außenstehende von neuem nachdrücklich unterstrichen

werden muß — nicht der Unterhaltung, sondern wissenschaftlichen Studien dienen, kommt das literarische Moment nur in untergeordneter Weise in Betracht.

Die Anthropophyteia sehen nicht auf die für lose Schalknaturen oder Schöngeister oder hochgebildete Gesellschaftkreise berechnete Aufmachung von derben, komischen, pikanten Geschichtlein, sondern auf die Seelenregungen, die Gemütverfassung, Volkäußerungen, die aus diesen Geschichtlein festzustellen sind.

Warum benutzen bezw. zitieren wir aber zurechtgemachte literarische Formen oder Kunstformen, wie z. B. die gereimten Contes rémois oder Fazetiensammlungen, die erwiesenermaßen nur Unterhaltungzwecken dienten? Hier lautet die Antwort verblüffend einfach: weil unsere Forschung mangels anderer Dokumente vorhandene Hilfmittel nicht verschmähen kann, wenn damit ein weiteres Vordringen möglich oder wahrscheinlich gemacht wird.

Das gilt vornehmlich auch für Frankreich. Hier liebt das gesamte Volk — nicht etwa nur eine Schöngeistergemeinde oder literarische Feinschmeckerpartei — die Contes badins, légers, un peu lestes.

Die gaillardise gauloise, die Deutsche und Engländer häufig als zuchtlose Frivolität ansehen, weil sie zu den Charaktereigentümlichkeiten des Franzosen kein rechtes Verhältnis finden können, ist als Ausdruck einer gaieté franche et naturelle anzusehen. Diese gaieté ist nicht zu verwechseln mit der gaieté brutale. Letztere schleicht sich in viele Fazetien ein. Auch in diesem Falle darf es der Fazetie an Salz nicht fehlen — wenn es auch nur gros sel Grobsalz ist. —

Schwierig gestaltet sich oft die Übertragung der gehörten Stücklein in die schriftdeutsche Sprache. Damit sagen wir dem Forscher fast eine Selbstverständlichkeit. Manche Ausführung ist als sinngemäße Erläuterung eines Gedankens anzusehen, den die Erzähler mit einem Zungenschnalzen, begleitenden Fingerschnellen, besonderen Gebärden oder Bewegungen produzieren.

Man müßte jedesmal gleichzeitig mit Phonograph und Kinematograph arbeiten, um die Erhebungen möglichst naturgetreu, ohne geringste Retouche dem Forscher vorzuführen.

Wir sind so große Optimisten zu glauben, daß sich auch diese Desideraten im wissenschaftlichen Interesse werden erfüllen lassen, sollten entsprechende Geldmittel verfügbar sein.

Man stelle sich nur einmal vor, daß heimlich — ohne Vorwissen der Beteiligten — Spinnstubengespräche auf die Schallplatte gebannt würden. Was wären das für wertvolle Documents humains!

Ehe wir unsere Abhandlung schließen, sei noch die Bemerkung verstattet, daß neu in den Arbeitkreis der Anthropophyteia eingetretene Forscher es nicht als Mangel ansehen wollen, wenn sie nicht jede Erzählung mit einem Literaturverzeichnis vermerkt finden.

Das ist eine cura posterior. Vorerst gilt es in emsiger Kleinarbeit Forschungmaterial zu sammeln und zu sichten.

Die Anthropophyteia als selbständiger Ast folkloristischer Wissenschaft verfolgen und erstreben höhere, umfassendere Ziele als die Herstellung von Zettelkatalogen.

* * *

Note a. Wir subsumieren darunter auch die „barons". Sie waren für ihren Bereich fast omnipotent. Ein „Etablissement" König Ludwigs des Heiligen sagt z. B. von diesen Baronen: „Bers (= baron) si a toute joutises (justices) en sa terre ne li rois ne püet mectre ban en la terre au baron sans son assantement.

Note b. Des Periers, mit Vornamen Jehan Bonaventura, kam in Arnay-le-Duc unfern des weinfrohen Beaune zur Welt. Sein in den Beginn des XVI. Jahrhundert fallendes Geburtjahr ist genauer nicht fixierbar. Gleiches trifft für seinen Tod zu. Periers starb zu Lyon etwa 1544. Sein Tod war freiwillig. Nach allen zuverlässigen Quellen trieben Nahrungsorgen (also nicht Fieberwahn) diesen Mann zu dem verzweifelten Schritte. Nach 1535 war Des Periers in Dienste der Königin Margareta von Navarra getreten und zwar als valet de chambre. Als solcher hatte er die Manuskripte seiner geistig regen und strebsamen Herrin in Reinschrift fein säuberlich festzulegen. Diese Tätigkeit verlangte damals künstlerisches Empfinden und einen gewissen Bildunggrad. Tatsächlich sehen wir am Hofe Franz I. vielseitig gebildete Männer, kunstgewerblich erzogene Leute als valets de chambre. Das Amt war so begehrt, daß Magistratpersonen ihre Söhne oder sonstige männliche Nachkommen als valets de chambre unterzubringen suchten. Diese Valets genossen, weil sie täglich mit dem König bezw. der königl. Familie zusammen kamen, bei der Bevölkerung großes Ansehen.

Weit unter den valets de chambre standen die valets de garde-robe d. h. Schneider, Schuhmacher, Musiker, Maler.

Zwischen der Königin und ihren valets de chambre standen als Vermittlerinnen in bestimmt geregelter Anordnung besondere Hofdamen.

Des Periers wurde den Hofdamen Madame de Saint Pater und Madame Louise de Daillon zugewiesen. Letztere war mit dem sénéchal von Poitou, André de Vivonne, dem Seigneur de la Chasteigneraye, verehelicht. Die zweite Tochter Anne de Vivonne heiratete François de Bourdelle. Dieser wurde, wie in Erinnerung gebracht sei, Vater des weitbekannten Brantôme.

Des Periers war seiner Herrin ein treuer Diener. Karten- und Würfelspiel, Wetten um Geld und Gut verabscheute er. Um so lieber hatte er ein Krüglein guten Weines, scherzfrohe Gespräche, Erzählungen, kurz contes gaillards. Ihm gefiel das Leben entres les brocs et les pots und der Wahlspruch: bene vivere et laetari.

Die Schriftstellerei brach Des Periers das Genick. Wie kam das? Des Periers war zwar Katholik, doch stand er anfänglich der neuen Lehre wie seine Königin sympathisch gegenüber. Gleich vielen anderen Geistern stießen ihn der Rom weit übertreffende Autoritätzwang eines herrschsüch-

tigen Calvin, sowie die endlosen Religiondisputationen, die auf ein immer niedrigeres Niveau hinabgewürdigt wurden, von der antipäpstlichen Richtung ab. Ohne Orientierung entwickelte sich Des Periers zum Freidenker. Als solcher ließ er 1537 in Dialogform ein Schriftchen erscheinen: „Cymbalum mundi", das ungeheueres Aufsehen und Skandal erregte. Der I. Dialog handelt vom Beginn der Reformation, von den Angriffen der Reformatoren auf die heilige Schrift und die Kirche. Im II. Dialog werden geistvoll, aber in beißender Weise die Streitigkeiten der Reformatoren und die Sektenbildungen verhöhnt. III. und IV. Dialog schildern die emanzipierten Klassen und die feudalen Gesellschaftschichten. Der letzte Dialog endlich spielt auf die Bestrebungen Calvins und die Religionkämpfe in Frankreich an. — Mit dieser Schrift zog sich Des Periers allgemeinen Haß zu. Selbst die Königin wagte nicht, ihren geschätzten valet öffentlich in Schutz zu nehmen. Das traurige Ende des hochbegabten Mannes haben wir schon erwähnt. Des Periers darf man sofort nach Rabelais, mit dem er manches gemeinsam hat, nennen.

Neben seinem die Gefühle der Christen ungemein verletzenden Cymbalum ist Des Periers, wenn auch verhältnismäßig spät, als Fazetiensammler zu Ruf und Ehren gelangt. Lange hat man ihm die Autorschaft der „Nouvelles récréations et joyeux devis" bestritten und erst die Bemühungen Nodiers haben den Erfolg einer Ehrenrettung Des Periers' gehabt.

Wir begnügen uns mit diesen Feststellungen und verweisen im übrigen auf die Notice sur Des Periers im I. Band der Nouvelles Récréations et joyeux devis de B. Des Periers von Louis Lacour, sowie auf die von Félix Frank kommentierte Ausgabe des Cymbalum mundi, erschienen 1873 in Paris.

Note c. Die Nouvelles Récréations erschienen erstmals 1558 zu Lyon und zwar mit königl. Privileg, wie nachdrücklich bemerkt sei, denn wir schöpfen daraus Anhaltpunkte für die Anschauungen, die in jener Zeit von den Fazetiensammlungen herrschten.

Der unsterbliche Lafontaine hat durch Formveredelung manche Schnurre, die er aus der Sammlung des Des Periers holte, für alle Zeit lebenfähig und gesellschaftfähig erhalten.

Note d. Bereits 1858 wies Ch. Martin im Courrier de la Champagne darauf hin, daß die Contes rémois im Zusammenhang ständen mit dem Heptameron bezw. den Contes des Des Periers. Cfr. IV. Auflage der Contes rémois, erschienen 1861. Pag. 295.

---

## Keuschheitprobe bei den Wazinzja (W.-O.-A.).

Von Walter von Schauenstein.

In einem Buch über die Zigeuner Europas, von Areco meine ich, las ich einmal, daß bei diesem rätselhaften Volk, welches bekanntlich über der halben Welt zerstreut ist, allgemein bei der Hochzeit eine Art Jungfräulichkeit- bezw. Keuschheitprobe stattfindet. Eines Tags in einem Dorf des Wazinzja-Negerstammes (südlich vom Njansasee, W.-O.-A.) lagernd, wo man zufällig eine Hochzeit feierte, erfuhr ich gelegentlich von meinen alten „Njampara" (Karawanenaufseher) eine Menge Einzelheiten über Heiratgebräuche der Neger überhaupt und der Wazinzjas insbesondere. Nun war ich nicht wenig erfreut zu hören, daß hier im innersten

Afrikas eine ganz ähnliche Sitte wie diese oben erwähnte der Zigeuner herrschte. — Nicht nur bei diesen Wazinzjas, aber auch, wie man mir sagte, soll sich diese Sitte, wenigstens in dieser Weise bei dem großen süd-westlich wohnenden Wahhastamm finden, und selbst vereinzelt, wohl durch Nachahmung bei einigen Nachbarstämmen.

Es entgeht meiner Kenntnis, ob dieser Zigeunermodus der Keuschheitprobe auch noch bei anderen Negerstämmen, speziell Deutsch-Ostafrikas vorkommt. Es ist möglich, selbst wahrscheinlich. Eine Jungfräulichkeitprobe oder einen Beweis in anderer Form (siehe unten) gibt es u. a. auch in Ruanda, Urundi, und höchst wahrscheinlich auch bei anderen Stämmen.

Fach-Ethnologen sind überhaupt nicht überrascht, uralte Sitten und Gebräuche in absolut simulakrer Form bei zwei oder mehr ganz verschiedenen Völkern an den zwei Enden der Welt zu begegnen. Aber der gewöhnliche Reisende kann darüber staunen.

Nun achte man auf den Namen „Wazinzja". Die heutige Wissenschaft nimmt fast allgemein an, daß die Zigeuner aus Indien stammen, und im Mittelalter (1200—1300) anfangen, Kleinasien und Europa zu überschwemmen. Früher aber meinte man, sie kämen aus Afrika (Egypten) oder gar aus Mittelafrika, aus der Gegend der Nilquellen! Nun ist das Wazinzja-Volk hier ein sehr altes, fast uraltes Negervolk; dagegen sind andere Stämme viel später eingewandert, z. B. die Waganda, aus W.-, S.-W.-Südafrika (Zulus?) — Die ältesten arabischen Schriftsteller, z. B. Hasondi (956 n. Chr.) über die Bantu-Neger schreibend, erwähnen immer einen großen Stamm „Zindj" genannt, nach ihren Angaben an den Nilquellen (also auch Süd-Njansa!) wohnend. Bekanntlich werden den Zigeunern eine Menge Namen beigelegt u. a. „Egyptier", „Gypsis" usw., aber auch „Sinte". Dieses Wort ist aber verwandt mit Zendj, sindj. Die Zigeuner selber aber nennen sich rom = Menschen, genau so wie die Neger sich „bantu" = Menschen nennen, in Gegenstellung zu den „Watwa" (Pygmäen, Autochthonen!), die nach ersterer Anschauung keine Menschen, sondern Affen oder Tiere sind.

Aber gleich kommen wir zu unserem Wazinzja- oder afrikanischen Zigeunerbrauch. Also am Hochzeittag, wenn alle Formalitäten erledigt sind: die zwei Familien einverstanden und zur Hochzeit einberufen, die üblichen Opfer an die Ahnengeister gebracht und eine Menge Hokuspokus gemacht, die Ziegen geschlachtet,

das „Pombe“-Negerbier (aus Sorgho) bereitet, vor allem aber die Morgengabe (Brautpreis = vintu vej ukukwa) möglichst vollständig bezahlt (in Wzinzja 30 bis 60 Rupien, 1 Rupie = 1.44 Mk.) usw., wird die Braut im feierlichen langsamen Zug durch ihre Genossinnen, junge Mädchen, aber auch ältere Weiber, junge und ältere Männer, Freunde usw. unter Trommelschlag, Gesang und Lärm und Tänzen dem Dorf des Bräutigams zugeführt („traditio sponsae“, „kufira mwenga“; „Ndoa“, „Bwenga“ = Hochzeit, Ehe). Sobald nun der Zug an der gewöhnlich neugebauten Hütte des Bräutigams angelangt ist, wird die Braut durch die Mädchenschar und die Weiber rapid hineingeführt, dort entkleidet (alle ihre alten Kleider gehen zurück an ihre Familie und ihr Mann muß ihr neue Kleider geben) und nackend auf das Bett („kitandea“, „wuriri“) gesetzt. Nun ziehen sich alle zurück, die Tür wird verschlossen und die Braut mit ihrem Manne allein gelassen. Stille tritt ein, der Lärm hört auf, denn ein feierlicher Moment kommt, nl. das „kupima, kugera mwenga“ litt. Messen, u. a. w. den materiellen Beweis erlangen, daß die Braut noch Jungfrau ist, keusch und unberührt.

Diese Operation wird, wie man mir sagte, so vorgenommen: Der Mann zerreißt oder durchbohrt mit einem Finger das Hymen, Jungfernfließ („kamugisa“, „umudsi“, „mushipa“). Wenn Blut fließt und die Braut also intakt war, verläßt er eiligst die Hütte und zeigt seinen mit Blut befleckten Finger der außenstehenden Menge, besonders aber dem Vater oder der Mutter der Braut. Nun gibt es große Freude bei der ganzen Versammlung; die zwei Familien, besonders aber der Vater und die Mutter freuen sich und sagen: „Wahrhaft, unser Kind war gesund, heil und brav!“ Der Lärm geht aufs neue los: trommeln, tanzen und singen. Nun erst fängt man auch mit dem „Pombe“-(Bier)-trinken an. Wenn aber der Bräutigam enttäuscht ist, er seine Braut defloriert vorfand und kein Blut zeigen konnte, so gibt es eine große Mißstimmung, die Festfreude ist sehr abgekühlt und besonders der Vater läßt sein Haupt vor Scham sinken („nsoni“). Man tanzt doch und besonders das Bier wird nicht vergessen, aber es fehlt etwas an der Freude.

Diese gewaltsame, rauhe und schmerzhafte Operation ist dem eigenen Manne reserviert. Nur wenn dieser damit nicht fertig wird („kushindwa“), aus Schüchternheit zum Beispiel, wird „kupima“ durch einen älteren Bruder des Bräutigams ausgeführt.

Auch kommt es vor, daß er nicht das Blut bezw. seine Finger nach aussen zeigt, aber nur sagt und bestätigt, daß alles im Reinen ist. Ja, nicht immer kommt der Mann aus der Hütte heraus. Es gibt Orte, wo ein Weib oder größeres Mädchen gegen die Außenwand der Hütte, gerade wo das Bett steht, kriecht, das Ohr spitzt, und nach den „ébats“ der jungen Eheleute lauscht. Hört sie, daß die Braut vor Schmerz schreit und weint, so ist dieses ein gemeinsames Zeichen, und die beauftragte Person meldet es der Versammlung. Es scheint, daß an diesem ersten Tag der Beischlaf („kuranana“, „kwipamya“, „kuswera“) nicht vollzogen wird. (?)

Wie vorher gesagt, besteht dieser rauhe Modus nur (?) bei den Wazinzja und Wahha. In Ruanda Wundi, Unjamnesi (u. a. Ussumbwa) gibt es auch einen Jungfräulichkeitbeweis. Dort aber wird die mit Blut befleckte Schlafmatte („kirago“) — denn dort wird die Begattung am Hochzeittage ausgeübt und zwar reichlich — am nächsten Tage an die Familie der Braut, bezw. der Mutter zugesandt mit einem Geschenk, gewöhnlich einer eisernen Feldhacke („gembe“, „isukka“) als Zeichen der beiderseitigen Freude.

Dieser Usus (Keuschheitprobe) scheint uralt zu sein und bestand u. a. auch bei den alten Egyptern und Juden (Siehe Leviticus). Er ist ein unzweifelhafter Beweis, daß auch jetzt bei den Negern Wert gelegt wird auf Keuschheit, selbst bei Stämmen, wo die Sitten sehr locker sind z. B. bei den Wanjamwesi.

Ein zweiter Beweis hierfür, also für die Wertschätzung der Jungfräulichkeit, ist, daß wenn ein Mädchen außerehelich auf diese Weise defloriert wird auch ohne Beischlaf (Manustupratio), die Familie es sehr übel nimmt. Der Familienrat kommt zusammen und der Schuldige muß zahlen („kulipa“). Wenn aber die Maid einverstanden war und zustimmte, gibt es keinen Anlaß zu zahlen. Das Mädchen verbirgt das Geschehene. Wenn aber die Mutter es merkt — soll es sehen können an dem Gang des Kindes — so kriegt die Schuldige Prügel und die Mama (z. B. in Ruanda) bearbeitet ihr tüchtig den Hintern („matako“, „amanjo“) mit Brennesseln („visuru“). Auch muß die Tochter ihr den Namen des Jungen nennen.

Dieses Spiel („kutoba“, „kuduba nukuboko“) bei unverheirateten Mädchen wird also allgemein als Laster angesehen. Etwas anderes ist es mit jungen Sklavinnen, selbst sehr jungen. Da diese Personen durch den Besitzer nur als ein Ding, eine Ware betrachtet werden, glaubt dieser alle Rechte auf sein Eigentum zu haben. Und so werden die armen Geschöpfe oft mißbraucht und

auf alle mögliche Weise besudelt. Ausnahmen gibt es zwar, und auch mancher Sklavenbesitzer wird sagen, wie das Volk überhaupt: „ni mbaja, nekubi" = es ist schlecht, so etwas zu tun. Leider, wie überall praxis differt a speculatione! Wie gesagt, sind die Sitten bei den Negern locker. Besonders in den Sultandörfern („ikurus") geht es toll zu. Dort sind solche und andere Ausschweifungen, (vor allem in Mond-Nächten bei und nach den Tänzen, oder bei Versammlungen der Geheimbünde z. B. der Wawandwa, der Watschwasi u. a.) wie eigene oder mutuelle Onanie, manustupratio auch der Weiber, Anilingus und andere Exzesse nicht selten.

Die Tatsache bleibt aber, daß der fast allgemeinen Neger-Anschauung nach die außereheliche Defloration auch nur in genannter Weise („manu") der Mädchen verpönt ist, ein Laster und strafbar. In Ruanda wird aus der Sache selbst ein Ehe-Hindernis. Wenn zum Beispiel ein Junge die Schwester A heiraten will, aber mit der eigenen Schwester B fornikiert oder sie auch nur violiert auf die mehrfach genannte Weise, so kann er nicht die Erste heiraten, muß die Zweite zur Frau nehmen oder zahlen. Das ist um so mehr zu verwundern, da doch der Mann nach und in der Ehe ein gewisses Recht auf die Schwester seiner — auch wenn verheiratet — Frau bekommt, sodaß fleischlicher Umgang mit ihr nicht arg eingeschätzt wird.

Zum Schluß möchte ich noch einmal betonen, daß durch diese eigentümliche Keuschheitprobe bewiesen ist, daß die Leute Wert auf die Keuschheit der Mädchen legen. Da aber die Bräute wie eine Handelware sind, so ist es nicht unmöglich, daß auch deswegen, nl. eine verdorbene minderwertige Ware gekauft bezw. geliefert zu haben, am Hochzeittage die Freude weniger groß ist, wenn es sich herausstellt, daß die Braut nicht mehr „safi" = rein war.

---

## Warum ist den Moslimen der Wein Tabu?

Ein Beitrag zur Anschauung des Islams
von Austin Collins.

In dem grandiosen und gelehrten Werke Bourkes: Scatologic Rites of all nations, das nun endlich durch die Bemühungen Dr. Krauss' und Ihm's weiteren Kreisen von Gelehrten zugänglich gemacht wurde, sind allenthalben Hinweise enthalten, wie bedeutsam körperliche Sekrete in das Gebiet der Religionanschauungen bei den verschiedensten Völkergruppen hineinspielen.

Menschenurin und Kuhharn haben in den Kulthandlungen ihre Bedeutung gefunden.

Im Nachgang zu der gewaltigen und noch tiefer als Bourke schürfenden Neuarbeit von Dr. Krauss und Ihm, wie sie das Beiwerk Band VI darstellt,[1]) sei verstattet darauf hinzuweisen, daß der Harn des Teufels im religiösen Empfinden der Moslimen eine grundlegende Bedeutung erlangt hat. Bekanntlich beruht die moslimische Religion als Praxis auf fünf Ferāis = Hauptgeboten:

I. *Herstellung der Reinheit in levitischem Sinne durch Waschung vor dem Gebet und nach exkrementellen und sexuellen Funktionen u. a. m.*
II. Einhaltung der fünf täglichen Gebete.
III. Almosengeben.
IV. Fasten.
V. Wallfahrten. Zentralpunkt derselben ist die Kaaba. Sie war bis Mohammed der Sitz des Götzendienstes. Ihre Heiligkeit behielt Mohammed nach Zertrümmerung der Götzenbilder in der Kaaba bei, um seine Religion zu nationalisieren. Gegen die Sitte der Gläubigen, nackt um die Kaaba zu gehen, kämpfte Mohammed vergeblich an. Cfr. Sure VII.

Neben diesen Geboten besteht eine große Zahl von Verboten, wie das Verbot des Genusses von Schweinefleisch, von ersticktem Vieh, des Wuchers, der Wahrsagerei, der Anwendung von Zauberformeln. Von größter Wichtigkeit ist die Sure V, Vers 92 im Koran

[1]) VI. Band: John Gregory Bourke: Der Unrat in Sitte, Brauch, Glauben und Gewohnheitrecht der Völker, übersetzt und neubearbeitet von Fr. S. Krauss und H. Ihm, eingeleitet von Prof. Dr. S. Freud.

geworden. Hier heißt es: „Wein, Spiel,[1]) Götzendienst sind Allah ein Gräuel, sie sind unrein und Werke des Teufels“.

Wie konnte aber der Saft der Traube ein „Werk des Teufels“ sein, da doch Allah den Weinstock, die Rebe, die Traube, den Traubensaft geschaffen hat?

Entsprang es willkürlicher Laune Mohammeds, das Weintrinken zu verbieten? Wie kam der Prophet Allahs dazu, den Genuß von Wein als schwerste Sünde zu erklären? Als Sünde so schwer wie Mord an einem Gläubigen, d. h. an einem Mohammedaner!

Hier hat man zu berücksichtigen, daß Mohammed ein Religionstifter war und zur Durchsetzung seiner neuen wenig *spekulativen* Lehre darum vorhandene Religionlehren verächtlich *machen mußte.*

Aufgewachsen in einem beinahe in Fetischismus zurückgesunkenen götzendienerischen Milieu[2]) hatte der zum Prophet Gewordene immer und immer wieder von neuem versucht, sich den Juden zu nähern. Die scharfe Absage der jüdischen Gemeinde zu Medina machte Mohammed zum erbitterten *Feinde* des Judentumes. Der Ernst der jüdischen Lehre, das strenge Festhalten am Gesetze brachte den Propheten Allahs wider die Juden auf. Als Beglaubigung seiner *Gottsendung sollen die Juden von Mohammed* verlangt haben, er *möge himmlisches Feuer herabbeschwören.* Cfr. Sure III.

Das Christentum faßte Mohammed als eine Ausrankung der jüdischen Lehre auf, in welche sich Götzendienst und Abgötterei hineingeschlichen habe. Als vernunftwidrig und abgöttisch verwarf der Prophet die Trinität und Christologie. Die Gottessohnschaft und den Kreuztod Jesu wies Mohammed als Lügengewebe zurück. Jesus war ein großer Prophet und zwar der letzte der Propheten vor Mohammed.

Jesus ist nicht gekreuzigt worden, sondern nach Mohammed haben die Juden einen anderen, der Christus ähnlich war, ans Kreuz genagelt und zwar war das Judas. Also warf Mohammed hier sowohl den Juden als den Christen Lug und Trug vor. (Cfr. Sure V, Sure IX).

---

[1]) Gemeint sind Glückspiele außer Schachspiel! In ursprünglich engstem Sinne scheint nur das „Loswerfen“ dem Propheten ein Dorn gewesen zu sein, weil dieses Loswerfen als Frage an das Schicksal aufgefaßt wurde und Hilfe des Teufels involvierte. — [2]) Der Koran erwähnt als Götzen der Araber in Sure 71 den Wad, den Sowa, Taguth, Jauk, Neser. Tagut = Götzenbild überhaupt, auf den Bergen Merwa und Sapha bei Mekka standen Götzenbilder.

In den Augen der Moslim sind Christen, namenttich die christlichen Missionare, gleichgiltig ob katholischen oder evangelischen Bekenntnisses, die größten Gottlästerer, weil sie von Jesus als dem Sohn Gottes sprechen. Sie sind „Ungläubige", denen Gott flucht und die er dem Höllenfeuer als Nahrung zuweist. (Sure III).

Die christlichen Missionare kommen unter dem Islam auch weiter nicht vorwärts, weil nach der Theologie des Islams Christus gar nicht gekreuzigt worden ist, gar nicht gestorben ist, also auch gar nicht auferstehen konnte. Christus ist nach der Auffassung des Moslimen vielmehr in den Himmel gefahren, ohne den Kreuztod erlitten zu haben. Cfr. Sure III und IV.

Wie war und ist es denn aber dann möglich, daß bei so tiefgreifendem Unterschied der Islam nicht mit Stumpf und Stil das Judentum und Christentum ausrottete?

Die Antwort hierauf lautet, der Islam kam zur Toleranz, weil er sich zur Auffassung durchrang, Juden und Christen seien nicht des Haßes wert, da sie zu tief unter den Moslimen stünden.

Verachtung der Andersgläubigen ist somit die letzte Wurzel der Toleranz.

*Womit wird diese Verachtung begründet?* Einmal mit der *schon erwähnten angeblichen Abgötterei.*[1]) Der Christ ist dem wahren Moslim ein Götzendiener, weil er an die Trinität glaubt (Cfr. Sure IV), weil er an Jesu Kreuztod und Auferstehung glaubt. Weiter sind Christen und Juden dem Mohammedaner verabscheuenswerte Leute, weil sie Wein trinken.[2])

Dieses Weintrinken ist dem Anhänger des Islams geradewegs ein götzendienerischer Akt, dem das Moment des Ekelhaften, ja Unzüchtigen anhaftet. Und dies aus den folgenden Erwägungen.

Wein spielt im rituellen Leben des Judentums eine wichtige Rolle. Wein kam namentlich am Passahfest zur Verwendung. Das Passahfest erhielt im Christentum sogar eine fundamentale Bedeutung. Denn Jesus feierte mit seinen Jüngern das Passahfest. Und am letzten Abendmahle seines Erdenwallens nahm Jesus seinen

[1]) Wer nicht an die Schrift und an Mohammeds Sendung glaubt, dem wird das Antlitz zerstört und dem Hinterteile gleich gemacht (Cfr. Sure IV). Die jüdischen Rabbiner und christlichen Priester gelten im Koran als Teufel. Siehe II. Sure. — [2]) Nicht gegen die Trunkenheit schlechthin wandte sich Mohammed. In der IV. Sure mahnt der Prophet nur: „O ihr Gläubigen, betet nicht in trunkenem Zustand, bis ihr wieder wisset, was ihr redet; auch nicht, wenn ihr durch Samenverlust befleckt seid, es sei denn auf der Reise, bis ihr euch gewaschen habet".

Kelch mit Wein gefüllt, den er seinen Jüngern gab mit den Worten: „Trinket, das ist mein Blut.“[1])

Das Weintrinken der Juden am Passah war durch Jesu Wirken beim letzten Abendmahle zu einem religiösen Akt von übernatürlicher Bedeutung gemacht worden. Mohammed sah als Mittelpunkt des Christenglaubens an: den Glauben an Jesus als den gekreuzigten und auferstandenen Sohn Gottes.

Den eigentlichen Kernpunkt der christlichen Lehre meinte er im heiligen Abendmahle erblicken zu müssen. Dieses war der letzte menschlich freiwillige Akt des Propheten Jesu. Und in diesem Akte, der sich an jüdische Gewohnheiten eng anlehnte, spielte der Wein eine Rolle.

Mohammed rechnete jetzt folgendermaßen: Wein spielt im rituellen Leben der Juden eine große Rolle und im Christentum im Hinblick auf das Abendmahl Jesu die allerwichtigste Rolle. Hier kann also am leichtesten die Trennung von Christen und Juden eingreifen, wenn Antipathie hinsichtlich des Weines erweckt wird.

Es galt also Ekelgefühle als Basis für religiöse Motive zu wecken, um die nötige Kluft zwischen der neuen von Mohammed vorgetragenen Lehre und jener, welche Judentum und Christentum vertraten, zu schaffen.

Das Ekelgefühl sicherte, wie Mohammed klug geschlossen haben mag, den Gegensatz der Lehren weit besser als eine einfache Bindung des Gewissens, mochte dies auch noch so scharf sein. —

Der Nachdruck liegt darum, wie die Sure V Vers 92 zeigt, auf dem Weinverbot. Also nicht die Trunkenheit, nicht die Trunksucht kommen in Frage. Den Alkohol an und für sich, Rauschtränke hat Mohammed keineswegs verboten. Auch der Koran fordert keine absolute, völlige Abstinenz! Mohammed wendet sich nicht gegen die Trunksucht, sondern einzig nur gegen den gegorenen Saft der Rebe, gegen den Traubenwein. Er ist unrein, macht unrein und (man merke wohl dieses und) ist ein Werk des Scheitan. Also der Teufel wird mit dem Wein in Verbindung gebracht. Und zwar besteht nach der Tradition der Ausleger des Korans das Teufelwerk darin, daß der Teufel in den Traubensaft uriniert. Dadurch wird der Traubensaft, das Werk Allahs,

---

[1]) Daß sich im Weine das Blut verkörpern sollte, war einer der Trennungmomente des Christentums vom Judentum, das wie der Islam vom Blutgenuß nichts wissen wollte.

verdorben, denn der Urin bringt den Wein in Gärung. Auf diese Weise wird der Wein zum ekelhaftesten Getränk für die Moslim von Glauben. Juden und Christen trinken nach den Anschauungen des mohammedanischen Kindes wie des Greises Teufelpisse. Das ist aber ein solcher Unflat und Unrat, daß schon ein Tropfen Wein, der auf ein Kleidungstück fällt, dieses Kleidungstück für immer verunreint, sodaß man es wegwerfen muß.

Wie kann nun eine Religion, wie die jüdische, die den Passahwein kennt, oder gar den Wein bei den heiligsten Kulthandlungen gebrauchen lehrt, wie das Christentum, gottgefällig sein, schließt der Mohammedaner. Juden und Christen brauchen ja das abscheulichste, ekelhafteste, schmutzigste Getränk: die Teufelpisse! Nach Anschauung frommer Moslimen ist das Haus, in welchem ein Tropfen Weines auf den Boden fällt, für immer ungeeignet zum Gebet. Kein Gebet kann in diesem Hause zu Allahs Thron aufsteigen.[1])

Indem die Moslimen fest von der Überzeugung durchdrungen sind, daß sogar Unrat im Judentum, namentlich aber im Christentum bei den Religionhandlungen gebraucht werde, wird der Ekel und die Verachtung vor den Nichtmohammedanern immerfort neu genährt.[2])

Man ersieht daraus, wie bedeutsam das Studium der Unratverwendung in Sitte, Glaube und Brauch für die Religionwissenschaft ist, ganz abzusehen von den anderen Wissenzweigen.

---

[1]) Nach den Erzählungen soll Ali, der IV. Kalif, einmal gesagt haben: „Fällt ein Tropfen Wein in einen Brunnen, läßt man diesen Brunnen austrocknen und füllt man ihn mit Erde auf und pflanzt man in diese Erde einen Fruchtbaum, der nach vielen Jahren Früchte bringt — so ist es dennoch sehr bedenklich, von diesen Früchten zu essen“. — [2]) Für den Moslim ist es eine furchtbare Beleidigung, wenn z. B. trunkene Christen ein Glas Wein nach einem Mohammedaner werfen oder gar nach einer Mohammedanin. Man wirft ihnen nicht Wein, sondern Teufelpisse zu und verunreinigt sie. — Unglück soll es für das gläubige Weib bedeuten, wenn Wein = Teufelpisse irgendwie ihre Brüste oder die Rippen netzt. Der Unsegen schlägt leicht auf die Kinder, denn der Samenstoff, der sich aus den Lenden des Mannes entwickelt, entwickelt sich bei der Frau aus deren Brustbeinen. Cfr. 86. Sure.

## Six Tales from the Bougainville Strait, Western Solomon Islands.

By Gerald Camden Wheeler.

The six following tales were obtained, like those given in the last volume of "Anthropophyteia" (see Bd. IX, pp. 364 foll.) during a stay made by the writer in 1908/9 among the people of the Bougainville Strait in Alu and Mono. Of five the text is given in the Mono speech.

The tales numbered 5, 43, 51 belong to the island of Bougainville, where "Papuan" tongues are spoken nearly everywhere; the other three (39, 55, 05) may be called Mono-Alu-Fauru tales (though the place of 30 is not given). The five texts in Mono speech are from the Mono-born man Bitiai.

In 05 is found the motive of changing the skin and thereby acquiring a new appearance. The same idea is that which occurs in a Mono tale called Foifoiti, where an old woman puts off death so long as she changes her skin; but finally death comes into the world owing to her giving up the practice.

The personage called Arentesi in 5 would seem to be some kind of animal; the tale comes from the Banone area in West Bougainville; 43 and 51 are from the Telei-speaking area.

43 may especially be compared with the tale called Pauravisia among those given by the present writer in Band IX of „Anthropophyteia".

51 refers to a ceremony in connection with the chiefship; its analogue in Mono-Alu was the aia, but it has here died out; possibly the lauku was also performed in the latter places. In both cases certain persons of chief's rank stood on a platform raised from the ground; in the aia, the tree, on which was the platform, was set up with its roots uppermost; pigs were an essential part of each ceremony.

Kikoau becomes a nitu of a kind found only in Bougainville, where there is a 'great bush'; this kind of nitu changes its sex at will and if a living person of the opposite sex yield to it, he or she dies afterwards.

The word mamaifa (plural, mamamaifa) denotes a woman of chief's rank. Nitu (plural, nitu) denotes the ghost of a dead person, or any supernatural being.

## (30) DIKO TATARU.

Two Mamaifa carry on with a river-man, who has a big sore hidden: when they find out their father kills him.

*A* irigagana atelea. "maang fina[1])?" iindi 'nkaria. "Mani ukala[2]) amalapuma" iriua. irigagana. lalapu saria ukala. irisoku eleaang atele. "Maito, aria taralefe" iua ga kaina[3]). "Koe, enatapoi[4]) ga ukala ala taralefe" iua ga fama. irigagana, dreroroi ga tiong. manuana[5]) atele

*B* olovanaang. ifuni. "Koe, tiong rekona" reua ga mamamaifa. iritooi. "lauma maang" iua ga tiong. irigagana ga talaiva. iaitiri. iaiti ga fama. ipausi ga fama. iaiti male ga famuri. imekoaiti. isoma. imalava. manuana iaati iana. "ē diko[1]) tataru ĕ" iua. „Koē, tiong, maito sang areai feropeu" iriua ga talaiva. "soa, mafa peu[2]) atele" iua ga tiong. irilefe ga talaiva. ilale "'nkamang

*C* darami onafamako. pisu. amagalo atelea. soa amabelu amaang" reua. dregalo pisu. dregagana. resoku. au sana ga tiong irigagana. "lauma" iindi. irisoku. iridarami. iritele darami ga tiong. ipuu. iaiti ga fama. iaiti. imekoaiti. ipausi. iaiti male ga famuri. imekoaiti. ipausiri. imalasu. au saria. au saria. manuana

*D* atele olovanaang. ifuni. iaati iana. "ĕ diko tataru" iua. "e" iua. "Koe tiong, maito sang areai feropeu. mani abu aminonio" reua. "Koe mafa peu atele. sagu areai feropeu" iua ga tiong. ilafilafi. iriderega. "ăŭ[1]) ăŭ tia" reing. "gagana[1]) u tia" iua ga tiong. irigagana. iua ga famuri "maito aria tarakokope". "soa tararoroi ga tiong" reua. irikokope. tiong imunamuna. "hanategese" iua. i'nkoti ga ăŭ kaiiela.[2])

*E* manuana isumee tiga atele. talaiva "tararoro" reua. manua kanegana. "Koe kai eang tiong paitena[1]) ga" reua. retai. refotu[2]). iboi. resaling ga aparia "Koe apamang boiua enalale onasalindi ga fanua 'emiagagana ga tiong' reing ga aparia. "O. angafaua[3]?" iindi. "So, mani 'tiong rekona'[4]) amiua. aitiami[5]) sana tiong

*F* manuanaua" iriua. "O boiua enamate" iua ga aparia. resuele. ilale. isafili. isalindi ga fanua. irigagana. talaiva irimama. irisoku tiong[2]) angauiai sana. irifareai. "lauma lataugu"[3]) iindi. irigagana. au saria fanua irisoku murimuri. iribubutui. irisooti. irilapu. "tararoro" reua. manuana[4]) kanegana. "Oe mamamaifa tiong paitena aitiri[5]) sana" reing. inlapu[6]), imate. iua. isoma.

Somanana.

By Poi, wife of Kipau (chief of Gaumai) : she had it from her father Lasi. Retold by Bitiai.

(30)

*A* They went to a river. "Where are you going?" said their mother to them.

"We are going to catch ukala to bring home," they answered.

They went. They went on catching ukala. They came to a river.

"You, come on, let us go home," said one sister.

"Oh! when there are many ukala (we have caught many ukala), then we will go home" said the elder.

They went on. They saw a man: the sore on him (*B*) was under the water. He hid it.

"Hullo! a good-looking man," said the mamaifa (*plur.*).

They went up to him.

"Come here, you," quoth the man.

The women went. He tupped them. He tupped the elder: he left the elder one. He then tupped the younger one. He tupped on, till he was tired. He stopped. He was tired. A fish bit his sore.

"e, diko tataru, e," said he.

"Oh! man, your speech is a different one," quoth the women.

"Yes, I belong to the river," said the man.

The women went away.

When day came, "Mother, (*C*) cook food, pisu: we will take it to the river. If we are hungry, we will eat," said they.

They took pisu; they went off; they arrived there. The man was there, and they went.

"Come here," he said to them.

They went. They ate. They gave the man food. He ate his fill. He tupped the elder; he tupped her; he tupped till he was tired. He left her. Then he tupped the younger; he tupped, till he was tired. He left them. He rested. There they were; there they were.

(*D*) His sore was under the water; he hid it. A fish bit it.

"e, diko tataru," said he. "e," quoth he.

"Hullo! man, your speech is of another kind: we did not understand you," said they.

"Oh! I belong to the river; my speech is different," said the man.

It grew towards sundown; and they made ready.

"Goodbye" they said to him.

"Go, fare well," said the man.

They went away.

Quoth the younger "You, come on, let us hide."

"Yes, let us see the man," said they.

They hid. The man moved about.

"I will stand up," said he.

He took hold of his staff ($E$) he lifted his sore out of the water.

"Let us look," said the women.

It was a big sore.

"Oh! sister, that man is in ill condition," said they.

They wept. They went down to the village.

Night came on, and they told their father, saying "Oh! father, father, when day breaks to-morrow do thou say to the men 'Go ye: kill a man'," said they to their father.

"All right. What have you been about?" said he to them.

"Well; we said 'it is a handsome man'. A man with a sore has been tupping us" ($F$) said they.

"All right: to-morrow he shall die," said their father.

They slept. When day came he (the father) came forth; he spoke unto the men. They went off. The women went first. They came to where the man was. He spoke unto them.

"Come here, my friends," said he to them. They went.

As they were there the men arrived behind them. They fell on him. They speared him; they slew him.

"Let us look," said they. He had a great sore. "Ah! a diseased man has been tupping the mamaifa" (plur.) said they. They killed him. He died.

It has been said; it has ended.

(It is the end).

---

A [1]) fina: the adverb used alone = "to go where?"

[2]) ukala: freshwater crayfish.

[3]) kaina: no singular noun has been expressed to which to refer the -na; it is in the next sentence that the reference is seen to be to fama as the possessor.

[4]) enatapoi: ukala has a plural meaning: the ena- is therefore collective in meaning.

[5]) manuana: manua + na (3 pers. sing. possess.) This word may be the object of ifuni; I have taken manuana atele olovanaang as an independent clause. The sore was on his leg.

B [1]) diko tataru: either meaningless; or else from some foreign tongue. It would seem to be a poele ("curse"). tataru in Mono = "custom".

[2]) peu atele: of, from, belonging to, the fresh water.

D [1]) au au tia: the formula spoken in every-day life by one going away to those he leaves behind; the latter answer as here, gagana u tia. The first au is the verb = "to stay"; the second is perhaps the enclitic often found with imperatives; the tia is an adverb often found with imperatives and hardly translateable (= "well"). The u in the second formula is perhaps = au, the a coalescing with the final a in gagana.

[2]) au kaiiela (kaiela): here kaiela, generally used alone, is in apposition to au (a stick).

E [1]) paitena: here has the force of "in ill-condition," „sick,". It is opposed to rekona.

[2]) refotu: fotu = to go (down) from inland to the sea shore; opposed to sae = to go (up) into the bush.

[3]) angafaua: the interrog. here = "Why (do you wish this)?" or "What have you been doing?"

[4]) tiong rekona: these words are the object of amiua, which itself is in reported speech. rekona is seen to have the meaning of "healthy," "strong," added to that of "good looking."

[5]) aitiami sana: verb. substant.; ami is the objective of mani (pron. 1 pers. plur. exclus.)

F [1]) tiong manuanaua: -ua = "and," "with,"; the whole = "a man with a sore."

[2]) irisoku tiong angauiai sana: "they came to where the man was." In angauiai, ang . . . ai, is relative, = "there where,"; -ai the auffix being made a relative by ang prefixed; the antecedent adverb is not expressed. au sana is the verbal subst.; the i between au and ai is only euphonic. The phrase might have been expressed by irisoku tiong sana ăŭana: auana being auang + a; auang = "a place where a person is". a is the suffix of direction.

[3]) lataugu: this would only be used from a man to a woman if they were on intimate terms: = "my dears." tau-, plur. latau-, takes possessive suffix.

[4]) manuana kanegana: "his sore was big"; "he had a great sore".

[5]) aitiri sana: note the force here of the verbal substant: "has been tupping them."

[6]) inlapu: again we have the prefix in, which may be passive.

In this story two motives may be distinguished: (1) the dislike for a bodily affliction; (2) respect due to a mamaifa.

---

## (55) MUKUA MAGUILI.

Man swallowed by fish and cast up again.

*A* tiong kainaua gomera[1]) ga irigalo. irigagana pepelea. batafa kainaua[2]) irigagana saigaang. iriroroi ga niga. "anei, kai, egu niga" iua ga batafa. imalau. "koe, oimalauuta" iua. ianee ga batafa. iroroi ga kauna. ipekoi. itai.[3]) "Koe, oiafauaata? niga fanateleo.

*B* onasumei" iua. abu ipeko. "kaing ena[1]) beampeu oipeko-iita" iua ga batafa. "Soa" iua ga tiong. iaiti. iaiti. ikonati ga kauna. "oimoleiafaata kaing ena beampeu. onamamatani" iua. irifotuma. irisoku famataang. au saria isokuma ga sana kanega batafa. "faiao-

foota" iua. ieo sapea. sana kanega isokuma. "fotu. iana onagaloma" iing ga 'nkana.

*C* ifotu kenoa. "a, maito eng ga onagalo" iing. isae. ena ga igalo. "maito[1]) fotu. sang kanega enalauma enagalo ga iana" ino[2]) (? iing). ifotu ga batafa. isoku. "iana 'nto" iua. 'kiniu ipaunusaeng. "Koe mafa failologoloota"[3]) iua. "h-m, ofuma" iing. iofu. isiputa ga kauna. masinina itoala.

*D* "Oge, enaang ga fainoai.[1]) afana ino?"[2]) "au ipauafa" iua. "oikorinoota" "tumulu ipauafa" "h-m, tumulu apeai. hahatia[3]) sagu boi tapoina. apeai tumulu". „soa, kaiing ikonatiafa" "O, enaang ga faiing"[4]) iua. isaema numaang. iboi. irisuele. ilale. "Kai" iua "niunu anee (? anei)" iua. ianeei (? ianee).

*E* ipati. iriofu. iriena ga kiniu. irifose. irisoku ea olova.[1]) "'nai[2]) iua. "Oge, taginai. deapanaang gai. bilogeai tarasokui" iing. irifose male. irisoku male ea olova. inagati male. "O, 'nai" iua. "'nto patu. niunu fanaposai" iua. itele. iposai. iisang ugue.[3]) "Oge, kai, en niunu

*F* lufui'" iua. ilufui. ifose sana.[1]) "Koe, kai, oiisanafaata" iing. "soa kaiing angoikonati[2]) faiisanoota. Ŏ" iua. iusu. itegese pausapea. itegese. iioleri.[3]) irigaganama gai (? ga)[4]) iana. iteleri niunu. ifagafuli. maguili rigaganamalema.[5]) tiong iroroi. itai. i'nkoti. imuku. abu imate. igalo sealaang. tiong i'nkoti ga kasiato i'nkoti

*G* tiga pagolona.[1]) ipusaki. tiong isafili. igagana. isoku saigaang. 'nkana isae. "darami hanagaloma" iua. iroroi ga natuna. "Oge, egutaieng, oisokuma" iua. "soa, haisokuma". "abu oimate" iing. imera. irisoku hamataang. ifatai ga apana.[2]) irifuni. iboi irisuele. ilale igagana kalofoa. fanua

*H* isalindi. italai ga tuĭuma. "boiua emiagagana emiagaloma efu" iindi. ivoi irisuele. ilale irigagana efua.[1]) iriosi ga efu. ifua saria. ivoi irisuele. ilale isalindi. irigagana saigaang. irigaloma rarami. iritano rarami kanegana. iritano. iritolia. isafili ga fama. itolia. famuri au sana numaang. tiga numa isafili. ilapu ga kaina. ievai ga batafa angikonati.

Somanana.

By blind Bitiai. An Alu, Mono, and Fauru story. I have also a pidgin-English version of this tale as told by Binigi of Faleta.

(55)

(*A*) A man and his brother took a gomera-net; they went to fish. The (man's) wife and her brother-in-law went to the garden. The saw a betel-palm.

"Climb up, brother-in-law, for betel for me", said the woman. He would not. "Oh! you won't do it", said she.

The woman climbed up. He saw her cunnus; he wanted it; he wept.

"Hullo! what are you doing? I will give you betel; (*B*) put it on your shoulder", said she. He did not want that. "You want a thing of your brother's", said the woman.

"Yes", answered the man. He tupped her; he tupped her; he broke her cunnus.

„You have done wrong to me, your brother's property; you look out", said she.

They came back; they reached the village. After a time the woman's husband arrived. "I am ill", said she. She lay down on the bed. Her husband arrived.

"Go down to the shore, and fetch fish", said she to her mother.

(*C*) She (mother) went down to the sea. "Ah! do you take your own", said he to her. She went up from the sea; she took her own fish.

"Do thou go down to the shore; when your husband comes he will bring fish", said she (mother) to her (?).

The wife went down to the shore; she reached it.

"Give me fish", said she. He pulled out the canoe. "Oh! I feel cold", said she.

"Hum, come out here", said he to her.

She came out further into the water. Her cunnus got wet. The blood on it came up (to the top of the water?).

(*D*) „Oh' this — — —"

"What have you done to yourself?"

"A stick scratched me", said she.

"You lie."

"A tree-stump wounded me".

"Hum; there are no tree-stumps; I take them away always; there are no stumps."

"Well then, your brother broke me".

"Yes, I told him that", said he.

He went up to the house. Night came, they slept. Day came: "Brother", said he, "climb a coconut-tree", quoth he. He (the brother) went up it.

(*E*) He picked (coconuts). They skinned them. They lifted the canoe into the water; they paddled off. They came part of the way.

"(Let us stop) here" said he (the younger brother).

"Oh! it is too short a distance (gone); it is far (where we have to go); presently we shall get there (at a place to stop)," said he (the elder).

They paddled again; once more they came part of the way. Again he (younger brother) asked.

"Yes, here (we will stop)" answered the other.

"Give me a stone; I will break a coconut", said he (the elder).

He gave it him; he broke the nut; he threw it away.

"Oh! brother, dive for your coconut", said he (the elder).

(*F*) He dived for it; (the other) paddled on.

"Hullo! brother, you have left me", said (the younger).

"Yes, I have left you behind, who didst break thy sister-in-law; yes", quoth he.

He (the younger) swam; he stood upon a rock; he stood up. He shouted out to them. The fishes came up to him; he gave the coconut; he used it all up. A maguili came up to him after the others. It saw the man; he cried. It took hold of him; it swallowed him; he did not die. It took him into shallow water. The man took hold of a kasiato shell; he took it (*G*) from his arm. He slit up (the fish's belly); the man came out. He went; he came to the garden. His mother came up to the garden. "I will get food", she said. She saw her son.

"Oh! my dear, you have come back", quoth she.

"Yes, I have got here".

"Thou art not dead", said she. She took him with her.

They came to the village. He told his father all; they hid him. Night came and they slept. Day came; he went to the meeting house. He told the people (*H*). He beat the drum.

"To-morrow go and bring bamboos", said he to them.

Night came, and they slept. Day came and they went to get bamboos. They cut bamboo pipes. They played on the pipes. Night came and they slept. Day came and he gave them orders. They went to the garden; they brought back food; they made a great feast; they made it.

They danced. The elder brother came out of his house; he danced. The younger was in the house; he came out of the house. He slew his brother; he married the woman, whom he had broken.

It is the end.

---

Muku = to swallow. The a seems the same suffix which is found with the verbal substantive.

The maguili is a big man-eating fish; perhaps some kind of shark. It may be eaten; it is found both in deep water and on the reefs.

A [1]) gomera: one kind of fishing net. In the pigeon-English version (by Binigi) he takes a sorau net.

[2]) batafa kainaua: "the wife and her kai". In blood-kinship terms, a man and his brother's wife are each kai to the other; so that kai = sister-in-law or brother-in-law, according to the speaker. The woman was the eldest brother's wife; and there were three brothers, the youngest a tauii (child). It is not clear which of the two younger brothers was with the wife and husband respectively. Probably the youngest was with the wife.

[3]) itai: in the pigeon-English version, "he pretended" to cry: and then the woman asks him whether he is hungry or wants betel, and finally if he wants her.

B [1]) ena: "his"; note the possessive; so also in C, below (eng, ena).

C [1]) maito fotu . . . iana: it is not clear who is the speaker; I have assumed it is the woman's mother; perhaps enalauma enagalo are frequentative = "whenever he comes he always brings fish". But my notes say that these are the husband's orders to the wife through his mother. The identity of the various speakers in all these passages is not clear.

[2]) ino: should be perhaps iing. Or is it sang kanega "enalauma enägalo ga iana" inafa (= Your husband said so me: "She will come and take the fish")?

[3]) failologoloota: in the pigeon-English version she says she is cold when she and her brother-in-law come back from the garden; and lights a fire, for she feels the effect of her injuries. The husband is suspicious and testing her.

D [1]) fainoai: The meaning of this word is very doubtful.

[2]) ? did he do to you.

[3]) hahatia sagu: reduplicated verb subst. of hati, "to take away". The suffix a is the one often found with verbal substantives.

[4]) faiing: apparently, "I told him".

E [1]) olova: here seems to be an adverb = "between", that is, part of the way.

[2]) 'nai: elliptical = "here, this place will do for our fishing".

[3]) ugue: this word is not met with elsewhere: meaning is uncertain.

F [1]) ifose sana: note form = ifose.

[2]) angoikonati: I was told angoikokonati might have been used.

[3]) iioleri: "called out to them", probably to his friends in the village.

[4]) gai: the sound of the i in iana is also heard with ga.

[5]) igaganamalema: here -male- has the sense of "further", "afterwards".

[6]) kasiato (also kasiai): a small fresh-water shell found in Buim and the islands of the Bougainville Straits and Mono. Used for cutting purposes, and for scraping coconut and the skin of roasted taro. The man carried it stuck inside his pago (armlet).

G [1]) pagolona: pagolo, probably = the upper part of the arm above the elbow, where the pago is worn, though the notes say "the whole arm".

[2]) apana: The father was a lalaafa kanegana (great chief).

H [1]) efu: "to get bamboos", or "to get bamboo pan-pipes". The a denotes purpose, as in moia = to get firewood. In the pidgin-English version, the women then go and get taro from the gardens, and the men go and hunt pigs; the women cook the taro, and the men the pigs. All the food is then taken to the kalofo.

---

## (05) KURUPATE AND SINO.

From pidgin-English version.

Sino gives Kurupate his skin, and Kurupate becomes handsome and weds a mamaifa.

There was dancing and singing being held. Many men and unwedded women went into the bush in the night to sport. The mamaiha goes too and finds Kurupate. The mamaiha says to him: "Oh! you are not a goodly[1]) man. I have come to find Sino. You are no good. I shall go back again".

Says Kurupate: "All right, you do not want me. You want *Sino. I shall go to him.*" *He* went a long way up along the path *into the bush. He* came to another place. The people there say "Hullo! Kurupate, what are you doing here?" He answers: "I want to see Sino. I am always wanting the mamaiha, and she does not want me (or, whenever I want . . .) That is why I have come to see Sino," says Kurupate.

He goes on to another village. They ask "Hullo! whither are you going, Kurupate?" He answers: "Oh! I want to see Sino. I am always wanting the mamaiha and (or, whenever I want . . .) she does not want me. That is why I want to see Sino." They all tell him "Oh! don't you go to Sino's place. His mother is a man-killer," say they. Says Kurupate: "Oh! if Sino's mother kills me, all right."

He goes on his way and comes to another place. Its people all say "Hullo! What are you about? You have never (seldom?) come before, and now you are come," quoth they.

Said Kurupate: "All right: tell me Sino's place." He goes on again and comes near Sino's place. He came upon a big river where Sino used to wash. Seeing it, he climbed up a tree and waited on the look-out for Sino. Bye and bye Sino came to wash

and swam about in the deep water. Kurupate is there up the tree and close to the water. Sino comes along in the water underneath the tree. Kurupate saw him and said: "The mamaiha spoke true; this is a comely man." He wished to speak to Sino, and spat on his head.

"Hullo!" quoth Sino, "who is spitting on me?" He looks up and says "What are you doing?" Kurupate answers "I want to see you."

"All right," says Sino, "you come down."

Kurupate climbs down and the two talk together.

Says Kurupate, "I want to see you. You are a goodly man. I am always wanting the mamaiha, and she does not care for me."

Says Sino: "All right, you go and wash behind me."

Kurupate washes behind Sino. Sino's skin goes to Kurupate. Kurupate is now handsome like Sino.

Says Sino: "All right: you come to my house. My mother has gone for a walk in the bush. If you come quickly and stop in my house, my mother won't be able to see you. If she sees you, she will kill you. Now you are like me; you are a different man now. If my mother sees you, she will kill you," quoth Sino.

Kurupate went to Sino's house. Said the latter: "All right, you go back to your village." Sino gave him a hat (soso)[2]) and arm-rings (gorau), and Kurupate went home, and stayed there.

The mamaiha saw him and liked him.

Said she "All right, you take me and tup me." Kurupate answered "Ah! I do not want to; you did not care for me before."

"Oh!" quoth she, "now you are a goodly man; you are a different man. That is why I want you."

And they copulated (áiti) in the bush. Then they came home and married.

By Sefi, a man of Aleang. Paraphrased in pidgin-English by „Jack" of Faleta. An Alu story.

---

Sino, Kurupate, the mamaifa, and the chief were said to be nitu; which thus is given the sense of any unreal person.

The mamaifa was a single woman before marrying Kurupate.

[1]) apparently down-stream. — [2]) soso: either an eye-shade against the sun, or a kukutu. (See O2).

The motive of changing the skin of a human being is that which is found also in the tale of Foifoiti (The Origin of Death; 62).

## (5) ARENTESI.

Chief's two wives fornicate with Arentesi (? an animal) and are killed by the Chief.

*A* igagana lalaafa pepelea, ea[1]) sana mamagota lalaafa elua. aŭ saria irisaling ga teteria[2]) "Tetemang, mani amagagana. amababaró"[3]) reua. "O, gagana" iindi teteria. regagana rebabaro. resoku sana famataang Arentesi. ea Arentesi makomako[4]) sana. retooi isigaliri[5]) irisoma. irifotu. iriseloselo[6]) ukala. retele ga teteria. igolu. isokuma

*B* ga saria kanega. iboi. resuele. ilale. "Aria, taragagana pepelea" iua ga saria kanega. irigagana. ea talaiva, sana talaiva, dresalimalem[1]) ga teteria. "Tetemang, mani amagagana babaroa" reim male. irigagana. irisoku Arentesi sana famataang. dretooi. isigaliri. irifotu. iriseloselo. irifamako. iritele ga teteria. igolu ukala. isokuma ga saria kanega.

*C* retele, iaang. iboi. resuele. ilale. "Aria pepelea" iua ga saria kanega. irigagana sana talaua. ea talaiva, sana talaiva, regagaga male babaroa. resoku Arentesiaang[1]) famata. iritooi. isigaliri. irisoma sigala. irifotu. iriseloselo. iritele ga teteria ukala. igolu. isokuma ga saria kanega. retele. iaam. iboi. resuele. ilale. "Aria, pepelea" iua ga saria

*D* kanega. irigagana sana talaua. ea sana talaiva regagana babaroa. resoku Arentesi sana famataang. ea teteria "Koĕ, lafabiugu[1]) iafaua ga boi tapoina gagana saria babaroa? ivai fanatokari. fanakokope. fanadoroiri". iua ga teteria. itokari. igagana. ikokope. iroroiri. sisigala saria. "Koĕ, lafabiugu[1]) irimoleeta" iua. ilefe. irisokuma ga lafabiuna. iriseloselo ukala. drefamako. dretele ga teteria. imalau. isokuma ga natuna tiga pepele. ifatai, "Maito, san talaiva

*E* sisigala saria boi tapoina. Arentesi sisigaliri sana „iing ga natuna. ifatai. "Uătô[1]), 'nka, ea Arentesi boiua enamate" iua ga lalaafa, ilale. isafili. isalindi ga sana tala. iindi. "Aria, taralapu ga Arentesi" iindi. irigagana. irisoku. ea Arentesi makomako sana. iribubutui. ea Arentesi ilolofo sana babaang.[2]) irilefe. irisoku. "Koe, Arentesi abu failapu" iua ga lalaafa. ilolofo sana numaang. ilapulapuri[3]) ga sana talaiva. remate. iua isoma.

Somanana.

Was told to me by blind Bitiai who heard it the night before from Golili (a wife of Manggila), a Mono woman. It is a Banone story.

(5)

*A* The chief went to fish. This chief had two wives. Presently they spoke to their mother-in-law. "Mother-in-law, we are going out; and will catch ukala," quoth they.

"All right, go," said their mother-in-law.

They went; they caught ukala. They came to Arentesi's place. Arentesi was playing the makomako. They came upon him; and he fornicated with them. They finished; and came home again. They boiled the ukala; they gave to their mother-in-law. She ate.

Their husband (*B*) came back again. Night came; and they slept. Day came.

"Come on! let us go a-fishing," quoth their husband.

They went off.

Those women, his wives, again spoke to their tete.

"Tete, we are going to catch ukala" said they to her again. They went off. They came to Arentesi's village. They went to him; he fornicated with them. They came home. They boiled their ukala, they cooked them ready. They gave to their tete. She ate the ukala.

Their husband arrived back. (*C*)

They gave to him; he ate of them.

Night came; they slept. Day came.

"Come! to the fishing," said their husband.

He and his men went off.

The women, his wives, again went to catch ukala. They came to Arentesi's place. They went to him. He fornicated with them. They finished fornicating. They came home. They boiled them (the ukala). They gave ukala to their mother-in-law. She ate them.

Their husband came back. They gave him (some). He ate.

Night came; they slept. Day came.

"Come! to the fishing," said their (*D*) husband. He and his men went off.

His wives went to catch ukala. They reached Arentesi's place.

(Said) their mother-in-law: "Oh! why do my daughters-in-law go every day to catch ukala. To-day I will follow them; I will hide; and watch them," quoth their mother-in-law.

She followed them. She went; and hid. She watched them. They were fornicating.

"Oh! my daughters-in-law do wrong," quoth she. She went back.

Her daugthers-in-law arrived. They cooked the ukala. They cooked them ready. They gave of them to their mother-in-law. She refused them. Her son came back ($E$) from fishing. She told him.

"O you; your wives do adultery every day. Arentesi fornicates with them," said she to her son. She told him.

"Oh! mother, this Arentesi shall die to-morrow," said the chief.

Day came; he went forth from the house. She bade his men. He said to them: "Come on! we will kill Arentesi," said he to them. They went off. They reached him. Arentesi was playing the makomako. They fell on him. Arentesi went into his hole. They came away; they reached home.

„Oh! I haven't killed Arentesi," quoth the chief. He went into his house. He killed his wives. They died.

It has been said; it has ended.

It is the end.

---

A [1]) ea: belongs to lalaafa: note the construction ("This chief's wives were two").

[2]) teteria: tete is the name given by a woman to her mother-in-law; tete also = "grandmother" (mother's mother). The mother-in-law calls her son's wife fabiugu; fabiu also denotes "grandchild."

[3]) amababaro: babaro = "to catch ukala"; as afilu = "to hunt pigs"; gese = "to hunt opossums."
ukala is a fresh-water small crayfish, found also in Alu.

[4]) makomako sana: the makomako is a Jew's-harplike instrument of wood and string. Here we have the word as a verb, and in the form of a verbal substantive with an imperfect meaning.

[5]) isigaliri: sigali = "to commit adultery," as between a man and a married woman; used of either party. Here it is transitive.

[6]) iriseloselo: "boiled": reduplication with plural object (ukala). For ukala see above, A 3.

B [1]) dresalimalem: dresali + male + ng (m)

C [1]) Arentesiaang famata: "to Arentesi's place"; Arentesia- is a possessive; below we have Arentesi sana famataang as an equivalent.

D [1]) lafabiugu: fabiu here = "daughter-in-law"; it also denotes "grandchild."

E [1]) uato: an often-heard exclamation.

[2]) babaang: baba = "a small hole."

[3]) ilapulapuri: the reduplication is either due to the plural object; or is merely emphatic.
It was said that he would not have killed the wives, if he had killed Arentesi.

---

Arentesi was said to be a man not an animal; but his disappearing into a small hole suggests that it is really the name of some animal.

---

## (43) KINGKIRISU.

Kingkirisu comes to marry a mamaifa, and is killed by her father.

*A* boi tapoina eriafelafela[1]) boo Kingkirisu enaintele[2]) boo arona. enaua ga mamaifa[3]) "apa, boo arona ale isoa?" enaua. enasaling ga apana "soa, Kingkirisu isoa. a'nta[4]) mamalau sang.[5]) enaevai fanano.[6]) igalo ga boo ino[7]) sagu". ikafuru. "aisa, fanagagana ga tiong Kingkirisu"

*B* iua ga mamaifa. igagana. Kingkirisu 'nkana au sana numaang. isoku ga mamaifa. "Ba, oiafaua mamaifa?"[1]) iua. "Soa, Kingkirisu enaebaiafa" iua. "Ogē, soa Kingkirisu tiong?[2]) Kingkirisu nife" iua ga 'nkana Kingkirisu. "sọa, haipeko" iua ga mamaifa. Kingkirisu ilafilafi[3]) ifotuma. ilolofo[4]) numaang. ifonu ga numa. ifulau ga mamaifa. ilefe. isoku apanaang famata.[5]) "Koe,[6]) apa,

*C* mafa[1]) "tiong" ala faiua. boi tapoina emiafelafela boo arona emiatele fanaareai. 'boo ale igalo?' fanaua. 'soa, Kingkirisu igalo. a'nta enaevaio fanaino[2]) mamalau sang' ua sang. 'tiong' ala faiua ga[3]) faigagana nife faifulauma" iua ga mamaifa. ilale. Kingkirisu igaganama. isoku kalofoa. italai ga oko. isafilima ga lalaafa. "fanarorоi"

*D* iua. nife iiole "loa, batafa peu ga ena[2]) natung" iua ga Kingkirisu. "O, peu[2]) ga" iua ga lalaafa. "aisa, famanunu fanagaloma asu"[3]) iua ga lalaafa. igagana. igaloama ga pakusi. iiole. "lauma, loa, taraasu" iing. iorai. igaganama. ikoputi. ilapu ena pakusi. ikoputi. aabau iiana.[5]) aabau itoloo.[5]) iua. isoma. Kingkirisu imate. iua. isoma.

Somanana.

Told by blind Bitiai, who heard it at Aku in Buim, where he stayed. It is a Buim lagalagala.

(43)

*A* Every day when they cut up pigs, Kingkirisu is given the pig's back. When the mamaifa asks, "Father, who has taken the pig's back?" — when she asks this, her father tells her, "Yes, Kingkirisu has got it, whom you will not have, when I tell you he shall marry you. He has taken the pig, I say to you".

She got angry. "Well, I shall go and see the man Kingkirisu" (*B*) quoth the mamaifa. She went off.

Kingkirisu's mother was in her house. The mamaifa came to her.

"Well, what are you doing here, mamaifa?" said she.

"Kingkirisu shall marry me", answered she.

"Oh! is Kingkirisu indeed a man? Kingkirisu is a snake", said Kingkirisu's mother.

"Yes, I want him", said the mamaifa.

Kingkirisu when it grew late came back; he went into the house; the house was filled. The mamaifa was frightened; she came away; she came to her father's place.

"Oh! father (*C*) I said then it was a man. Every day when you cut up pigs and give it the back, I say 'Who has taken away the pig?' I say. 'Yes, Kingkirisu has taken it, whom if I say to you he shall marry you, you won't have' you (father) say. 'It is a man' I said (to myself), and so I went. I was afraid of the snake and came back here", said the mamaifa.

Day dawned. Kingkirisu came; he came to the meeting-house; he beat the drum. The chief came forth from his house.

"I will look" (*D*) quoth he. The snake hailed him: "Father -in-law, there is a wife there, your daughter", said Kingkirisu.

"Yes, she is here", answered the chief.

"I say, stop there. I will bring chewing-stuff", quoth the chief. He went. He brought a hatchet. He called out: "Come here! son-in-law, let us chew betel", quoth he. He (chief) was tricking him. He came to him; he cut him up; he slew him with a hatchet; he cut him in pieces. Some of them became fish; some became eels.

It has been said; it is ended. Kingkirisu died. It as been said; it is ended.

It is the end.

---

Notice the K sound in the name.

A [1]) eriafelafela: this and the following future prefixes denote habitual past action. felafela, reduplicated as having a plural object ("pigs").

[2]) enaintele: either a passive; or enain- = eria-, 3 pers. plur.

[3]) mamaifa: a chief's daughter.

[4]) a'nta: apparently another form of the relative prefix, an-, ang-, here in the objective case "whom".

[5]) mamalau sang: verb subst. of malau, be unwilling, refuse, not to want.

[6]) enaevai fanano: on being compared with the sentence in C, below, these words seem = "I say to you 'he shall marry you'": and should probably be enaevaio fanaino. fanano is probably a variant pronunciation, as is fanaiino. Apparently the apodosis is here in the unusual position of preceding the protasis ("whom you refuse when I say to you . . . .")

[7]) ino sagu: verb subst. of i (to say) + o, "to thee."

B [1]) oiafaua mamaifa: "What for?" "to what end? "why here?"
[2]) Kingkirisu tiong?: an idiomatically used question, meaning "He is not a man by any means."
[3]) ilafilafi: probably K. is not the subject, but the word is impersonal and infixed adverbially in the sentence, Kingkirisu . . . ifotuma.
[4]) ilolofo: lolofo is the proper word for going into a house.
[5]) apanaag hamata: "To her father's village." Note the position of -ang (= to).
[6]) The whole passage from Koe down to faifulauma is spoken by the mamaifa, and contains the sentences (1) boo ale igalo? (2) soa . . . . sang; (3) tiong: which are themselves in indirect discourse in this main passage. In the words a'nta enaevaio fanaino, enaevaio is discourse itself dependent on (2).

C [1]) mafa . . . faiua: the meaning seems to be "I once" (or "used to say") "said it was a man."
Cp. mafa tiong ala faiua. au gai = "I thought I saw (it was) a man, but it was a tree."
[2]) a'nta enaevaio fanaino: a'nta seems to be the relative, object to mamalau sang; enaevaio, indirect discourse after fanaino (I tell you).
[3]) ga: belongs here to faigagana: "and so."
[4]) faifulauma: -ma here gives the meaning "I was afraid and came back here."

D [1]) ena: here seems an adverb, "here," "there."
[2]) peu ga: an often-heard expression = "to be there," "to be," „to be in existence"; the word peu enters into several combinations (see Dictionary).
[3]) asu: denotes the whole of the betel-chewing outfit: niga (betel-nut) + korokoa (pepper-leaf) + puai (lime). The asu was to be offered as a token of hospitality: it was a trick on the father's part to get his hatchet.
[4]) ena: prepos. = "with".
[5]) iiana, itoloo: "became fishes (iana), eels (toloo)." The verbal prefixes before a substantive can mean "to become".
ilalaafa = he became chief.
aabau (some) is here followed by the singular prefix, i—.

---

## (51) KIKOAU.

Kikoau is away in bush during lauku ceremony; her younger sister goes up instead. Kikoau becomes a nitu and kills those who tup her.

*A* irigatugatu. iriefu. irigatugatu. iritano lauku.[1]). iritano darami iriilapa boo. irigalo salena aabau. "Makona" reua. "mamaiha ga soaina ulo[2]) (= soa enaulo) ga Kikoau. enaanee laukua" iriua. eang Kikoau igafulu ga sana fatei.[3]) igafulu. ielo. aitia[4]) (?) aiti ena. irimekasofa.[5]) iriulo

*B* ga famuri. "ea[1]) ga kaina gaimi elea[2]) mamaiha. ea ga taraulo" reua. iriulo. eaang Kikoau iue. "somai gai"[3]) reua. „eang ga enaanee" reua. igagana. ianee. (itetele teketekea.[4]) irifaio ga boo tete paunaang. irifaio boo salena. iseguli.[5]) ianee laukua. ianee. iilofo.

isokuma ga Kikoau, "Amimekasofano. ianee ga famuri. iulo" iring. ikafuru.

*C* itiapaite.[1]) "Koge, mafa ga mamaifa kanegana. enaang kairikina ga(i) ena"[2]) iua. ikafuru. itiapaite. itai. "aisa, mafa fanafata. soa ga enaang emiauuloa[3]) samia" iua. iue. „poreenta[4]) pautu (? pantu)" iua. „Kurarunoa[4]) ngungumem" iua. iue. initu. iolatu.[5]) fanua salena rearoroi reaaiti reamate. iua isoma.

Somanana.

By blind Bitiai. A Bougainville story; most probably from Aku, in the Telei-speaking area, where Bitiai had stayed.

(51)

*A* They held a dance; they played the pipes; they held a dance; they made a lauku; they made a feast. They killed pigs; some they brought alive.

"All is cooked," they said; "Let, then, the mamaifa Kikoau redden her hair; and mount on to the platform," said they.

The time fixed by this Kikoau had come about; it had come about. She went into the bush; she was tupping. They waited for her till they were tired. They reddened the hair (*B*) of her younger sister. "This sister of hers is a mamaifa; let us redden her hair," said they. They did her hair. Kikoau had gone off. "Never mind about her," they said. "Let this one go up," they said.

She went there; and climbed up. They put a pig at the foot of the ladder; they put a live pig. She stood on it. She went up on to the lauku. She went up. She came down. Kikoau came back.

"We waited for you till we could not any longer; your younger sister went up; she reddened her hair," they said to her.

She was wrath (*C*); she was upset.

"What! I am a mamaifa kanegana (great); that one is a little mamaifa, she is," quoth she. She was wrath; she was upset. She wept.

"Well then! I am going off; yes, do ye go on reddening that one's hair," said she. She went off.

"Poreenta pautu," quoth she: "Kurarunoa ngungumem," quoth she. She went away. She became a nitu; she became an object of awe. If live men see her and tup her, they die.

It has been said; it has ended.
It is the end.

A [1]) lauku: something akin to the aia, but not the same; and belonging to Alu and Buim. It was a wooden platform on top of a post or tree planted in the ground.
The lauku and aia are treated of in connection with the chiefship, in the Sociology.
[2]) soainaulo: note soa + ena- = soaina-.
[3]) fatei (fate?): a string with signs to show the passing of the time. Here it denotes the "interval" or „period" before an appointed time; in this case, the time arranged with a lover to meet him after his absence („her time of waiting").
[4]) aitia: probably either this or the next word is to be left out.
[5]) irimekasofa: the infix -meka- denotes "till one is tired."

B [1]) ea . . . . kaina: = "her (Kikoau's) sister"; gaimi = ga + emi, "this one," that is, Kikoau's sister. The name of this sister of Kikoau's is Maumau.
[2]) elea: is here simply equivalent to an indefinite article.
[3]) somai gai: the nature of the suffix i in somai is not clear; somaiaina was given as an equivalent. The general sense is, "Never mind Kikoau, we will ulo this one."
[4]) itetele teketekea: these words should be left out. tetele = to cross a bridge (teketeke); perhaps the mistake arose through Bitiai being blind.
[5]) iseguli: "stood on it"; part of a ceremony, to be treated elsewhere.

C [1]) itiapaite: tia = belly; here it is adverbial infix: paite = to be bad, sick. tiapaite is used of other emotions besides anger.
[2]) ga(i) ena: the i sound is due to the throwing back of the following e.
[3]) emiauuloa samia: = "go on reddening her hair," verbal substantive denoting duration or frequency.
[4]) poreenta pautu (pantu?): probably Buim (and Telei) words; the Alu equivalence was given by Mule as haisomaata ("I have done").
Kurarunoa ngungumem (for which see below) are also Buim (Telei) words.
[5]) iolatu: "became olatu"; olatu = "forbidden," and „sacred". Here we may render it by "an object of awe, dread, fear".

Kikoau is a nitu living in the bush in the Aku district and walks about at night. This nitu changes its sex (henuhenu); to a handsome (rekona) woman it is a man; to a rekona man, it is a woman. If a person of the opposite sex copulates with this nitu, it disappears after, and the person (presumably of either sex) dies within three days. Kikoau takes on the look of some woman known to the man (and presumably vice versâ). If a man (or woman?) see this nitu but do not copulate with it, he (she) does not die, but another one does. Kikoau may trick a man and ask him for fire and food, but the man will not die. Kikoau belongs to latu simea. No nitu is known in Alu who henuhenu.

The Bougainville word in the text, kurarunoa = korausi in Mono-Alu; perhaps ngungumem = "if he copulates with me." korausi is the term used when a living person sees a nitu that looks like a living man or woman; the living person will afterwards die, or one of his latu will do so. (See under Religion, § 69e, in the Sociology.)

## Theodora, Gemahlin Justinians.

In seiner „Geheimen Geschichte“ entwirft Prokop eine derartige Schilderung der Ausschweifungen der Kaiserin Theodora, daß man in den gedruckten Ausgaben diese Stellen vielfach weggelassen hat. Menage[1]) hat nach der Handschrift in der Bibliothek des Vatikans die betreffenden Angaben veröffentlicht und eine genaue lateinische Übersetzung hinzugefügt. Der griechische Text ist infolge der früher üblichen Zusammenfassung mehrer Buchstaben sehr schwer lesbar; ich gebe daher im folgenden nur den ausdrücklich als wortgetreu bezeichneten lateinischen Text. Für die Anthropophyteia ist diese Schilderung sofern besonders wichtig, als sie uns in das geschlechtliche Leben jener Zeit einen Blick tun läßt, wie er uns bei keinem Schriftsteller in einer derartigen Unverhülltheit wieder geboten wird. Dabei wirkt die Schilderung Prokops in ihrer nüchternen Geschichtlichkeit keineswegs unzüchtig; wir sehen im Hintergrunde lediglich den ernsten Forscher, der es im Interesse der Wahrheit für angebracht hält, die Tatsachen so wiederzugeben, wie sie zu seiner Kenntnis gelangt sind.

*Capitis noni Historiae arcanae Procopii loci duo e codice ms. Vaticano suppleti et Latine redditi.*

Tunc adhuc immatura Theodora, neque viro in matrimonium collocari, neque ut mulier copulari poterat; foedo tamen interim modo cum nefariis paediconibus miscebatur iisque servis, qui heros in theatrum secuti, obiter dum per tempus licebat, huic pesti operam dabant. Neque parum temporis in hoc praepostoro sui corporis ministerio apud lenones posuit. . . . Exutisque vestibus adversas aversasque corporis partes, quas viris ignotas et occultas esse decet, obviis quibusque nudas ostendebat. Cum amatoribus vero ludebat in delicias effusa novisque semper libidinum inventis intemperantium animos callebat perpetuo detinere. Quippe se ab invisentibus sollicitari non requirebat, quin prior arridens coxasque procaciter motans, advenientes omnes, praesertim adhuc imberbes aggrediebatur. Quae largius enim, quam illa, voluptatibus omnibus indulserit, mulier numquam fuit; siquidem interdum cum decem et amplius adolescentibus, robori corporis admodum florentibus et notae circa opus fortitudinis, ad coenam collatitiam veniens, cum singulis

[1]) Menagiana, 3. Auflage, Paris 1725, Band I, S. 347 ff.

convivis per totam noctem concumbebat et cum universi labori succumberent, ad eorum famulos, triginta plerumque numero, accedens, experiebatur unumquemque, nec ideo ipsam hujusmodi voluptatis satietas capiebat. Domum aliquando cujusdam e proceribus ingressa inter coenandum spectantibus eam, ut fertur, convivis omnibus, in spondam lecti se reclinans, ima tunica nullo pudore circumsubducta, libidinem suam prodere non dubitavit. Sed et triplici aditu venerem excipiens de natura querebatur, aegre ferens quod papillas ipsi laxius non aperuisset, ut et illac nimirum virum posset admittere. Ac saepius quidem concepit, verum fetus pene omnes continuo medicamentis abegit. Frequenter ipso in theatro, spectante coram universo populo, vestes exuit et nuda in medio apparuit, subligaculo tantum circa inguina pubemque praecincta: non quod et haec populo vereretur ostendere, sed quia nemini omnino illic prodire nudo liceat, qui subligaculum circa inguina non habeat. Hoc itaque habitu procumbens solo, jacebat resupina; tum quidam servi, quibus hoc negotium incumbebat, verendis ipsius hordei grana super injiciebat, quae anseres, ad id parati, rostris inde singulatim excerpentes comedebant. At illa, nedum erubescens exurgeret, affectare potius ex eo facinore gloriam videbatur, erat enim non impudens solum, sed et impudentiae artifex omnium maxima. Nonnumquam etiam nudata cum mimis in medio stetit curvata et pone quasi conto trajecta, quas familiaris sibi palaestrae artes, tam apud illos quibus aliquis cum ea usus, quam quibus nullus, ambitiose venditabat. Tanta denique licentia suo ipsius corpori illudebat, ut turpitudinem, non in propria naturae sede, sicut aliae mulieres, sed in ipso vultu habere videretur. Qui vero cum ea consueverant ex eo agnoscebantur, quod congressionum modos adhiberent naturae legibus non consentaneos.[1])

Ihm.

---

[1]) Theodora war mit Nymphomanie und mit Entblößungsucht belastet und zudem eine offenbar geistig minderwertige Neurotikerin. Daran ist für den erfahrenen Psychoanalytiker nichts besonderes. Das Besondere trat erst in den Vordergrund, als die Kranke auf den Kaiserthron gelangte und ihr Leiden öffentlich zur Schau stellte. Damit erzeugte sie bloß Skandale, ohne jedoch einen nachweislichen Schaden zu stiften. Es ist auch nicht im geringsten wahrscheinlich, daß sie mit ihrem Beispiel zur Verschlechterung der Sitten im Volke beigetragen habe. Aus gewichtigen Gründen bezweifle ich es, daß ihr Auftreten sonst etwas als den Niedergang höfischen Lebens bezeichne, genauer ausgedrückt, den kaiserlichen Gemahl als einen perversen Gesellen erkennen lasse. — Krauss.

## Erotik in der altchristlichen Literatur.

Von Dr. Paul Englisch in Stuttgart.

Zur Kaiserzeit war die römische Gesellschaft in einen Sumpf geraten, aus dem es kaum noch eine Rettung zu geben schien. Das Leben mußte ausgekostet werden, als wäre der Genuß das einzig Wahre und als ob er dem Leben seinen Inhalt gäbe. Es ist aber der Lauf der Welt, daß nur demjenigen die Annehmlichkeiten des Lebens in dem gewünschten Umfange zu Gebote stehen, der über die erforderliche Macht und die nötigen Mittel verfügt. Das entrechtete Proletariat mußte sich mit den Brosamen begnügen, die von den Tischen der Machthaber abfielen. Unzufriedenheit, Groll und Bitterkeit gegen die vom Schicksal Begünstigten setzten sich natürlicherweise sehr bald in den Herzen des vom Wohlleben ausgeschlossenen Volkes fest. Der Boden war geebnet für das Evangelium, das sich gerade der Armen annahm und ihnen für ihre Mühsal reichliche Entschädigung in einem besseren Leben in Aussicht stellte. Welch ein Trost für die Gedrückten und Verbitterten, wenn ihnen gepredigt wurde: „Eher geht ein Kamel durchs Nadelöhr, als daß ein Reicher ins Himmelreich kommt“. Natürlich mußte es nun das Bestreben der solchermaßen Bevorzugten sein, sich möglichst von den verhaßten Kindern der Erde zu unterscheiden, um der Gnade teilhaftig zu werden. Da aber jede Ausschweifung der Römer aus Wollust entsprang und in Wollust mündete, da Kunst und Leben mit Sexualität durchtränkt waren, ergab sich nun als Hauptforderung: möglichstes Fernhalten von dem geschlechtlichen Laster, von jeder sexuellen Betätigung. Und da die männlichen und weiblichen Prostituierten, denen begreiflicherweise ihr tagtäglich geübter Beruf ein Greuel geworden war, das Hauptkontingent zur neuen Religion stellten, fand diese Forderung in den Herzen der neuen Jünger lebhaften Widerhall. Die Keuschheit galt nun als das Heiligste, nicht nur bei Unverheirateten, sondern auch unter Eheleuten. Manche Jünglinge suchten um die Erlaubnis nach, sich entmannen zu dürfen, und Origines tat es sogar mit eigener Hand, um allen Anfechtungen zu entgehen. Wieviel Kasteiungen unterzogen sich die Asketen, um „der Sünde des Fleisches“ ledig zu werden! Das erforderte selbstverständlich ein beständiges auf der Lauer liegen, um nicht schwach zu werden. Natürliches aber läßt sich eben nicht aus der Welt schaffen. Die

Natur machte ihr Recht geltend und war darum der Feind, gegen den man sich zu wenden hatte. Man kann keinen christlichen Schriftsteller aufschlagen, ohne auf mehr oder minder üppiges Ausmalen der geschlechtlichen Vorgänge normaler und perverser Art zu stoßen. Diese geistige Erotik, die dem Trieb auf diese Weise ein Ventil öffnet, ist eine Folge der übermäßigen geschlechtlichen Enthaltsamkeit und der fortdauernden Beschäftigung mit sexuellen Dingen.[1]) So schrieb z. B. um 300 der Asket Arnobius seine 7 Bücher „Gegen die Heiden“ (adversus gentes) in denen er deren Unsittlichkeit in behaglicher Breite schildert. Lactantius (ca. 310) widmet seine Schrift „Divinae institutiones“ zum größten Teil dem Nachweise, daß die antike Götterlehre unzüchtig sei. Hieronymus beschäftigt sich in seinem Schreiben „ad Eustachium“ mit den Möglichkeiten, die Jungfräulichkeit zu bewahren. Die Epistel an Laeta „de institutione filiae“ handelt über die asketische Erziehung der gottgeweihten Mädchen. Auch Ambrosius gehört hierher. Wie sehr die Askese seinen Kopf verdrehte und sein ganzes Denken nur auf den einen Punkt hinlenkte, beweist die Zahl seiner Schriften, die sich mit der Ehelosigkeit der Mädchen und der Propagandierung des Christentums befassen. Er schrieb „De virginitate“, „De institutione virginis“, „De viduis“, „Exhortatio virginitatis“. Auch Cassianus gibt in seinen Schriften „De institutis coenobiorum“ und „Conlationes patrum“ systematische Anweisungen zur praktischen Durchführung der Askese und empfiehlt prophylaktische Maßnahmen gegen die sexuellen Begierden. Man kann ohne weiteres von einer Mönchbelletristik sprechen, die als Ersatz der antiken Erotik der alternden Welt das Raffinement der Entsagung predigte. Es ist ja klar: die christlichen Dichter, die in dem jetzigen Leben nur einen Übergang, eine Vorbereitung zum besseren Jenseits sahen, mußten natürlich alles verbannen, was zur Erheiterung und Annehmlichkeit dieses irdischen Jammertales dient. Wir sahen schon vorher, mit welchem Eifer die Mimen und Pantomimen in Acht und Bann getan wurden. Tertullian verurteilt sogar in Bausch und Bogen die ganze weltliche Literatur: doctrinam saecularis literaturae ac stultitiae apud deum deputatum aspernamur (de spectaculis c. 18) und Cl. Marius Victor führt in seiner epistola ad Salmonem abbatem de perversis suae aetatis moribus die herrschende

[1]) Bloch (die Prostitution 1912, I, S. 628ff.) und Otto Seeck (Geschichte des Untergangs der antiken Welt, Berlin 1909, Bd. 3, S. 478, Anm. 222) geben eine Zusammenstellung von derartigen Ausführungen aus den damaligen christlichen Schriftstellern.

Unsittlichkeit der Frauen auf die Lektüre von Vergil, Ovid, Horaz und Terenz zurück, wo sie nur dem Beispiele des Mannes folgen.

Demnach existiert aus dieser ersten christlichen Zeit so gut wie keine mit ausgesprochen erotischer Absicht verfaßte Schrift. Nur eine Ausnahme bildet Luxorius (vgl. Schubert, Quaestiones de anthologia codicis Salmasiani. Diss. Leipzig 1874). Er war unter den Vandalen im 1. Viertel des 6. Jahrhunderts ein bekannter Dichter, der seine Jugendgedichte, 89 Epigramme, in der Weise Martials verfaßte. Sie sind größtenteils satirischer Natur, doch ebenso arm an Witz wie an Obszönitäten reich. —

Daß das Christentum bei seinem Eindringen in Germanien mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, weil es der sinnenfrohen und gesunden Art der alten Deutschen ganz zuwider lief, ist ja hinreichend bekannt. Die Kirche ließ es denn auch nicht an Bemühungen fehlen, den mannhaften Trotz der Bevölkerung zu brechen und sie zu der knechtischen Gesinnung der römischen Christensklaven herabzuwürdigen. So waren ihr besonders die Liebe- und Tanzlieder (winileod), die in geschlechtlichen Schilderungen schwelgten, ein Greuel, und kein Konzil ging vorüber ohne ein bezügliches Verbot. Das älteste ist erhalten in einer Predigt des Caesarius von Arles († 542). Dann rügt das Mainzer Konzil die üppigen Lieder. Im August 829 wenden sich die Bischöfe in einer Eingabe an Ludwig den Frommen gegen die weltlichen Gesänge: „De obscoenis turpibusque canticis omnibus christianis intelligendum et observandum est, ut summopere ab his se caveant“. Insbesondere mußten solche Gesänge aus der Nähe der Kirchen verbannt werden. — In einer Synode unbestimmten Datums (ca. 1200) heißt es: „Ne choreae vel turpes et inhonesti ludi, qui ad lasciviam invitant, in cimiteriis vel ecclesiis agantur“. Bezüglich der Hochzeitfeiern erging folgendes kirchliche Verbot: „Presbyteri, diaconi, subdiaconi vel deinceps, quibus ducendi uxores licentia non est, etiam alienarum nuptiarum evitent convivia neque his cretibus admisceantur, ubi amatoria cantantur aut turpia aut obscoeni motus corporum choris et saltationibus efferuntur“. (Vgl. Johann Ilg, Gesänge und mimische Darstellungen nach den deutschen Konzilien des Mittelalters, Urfahr 1906).

Sogar Karl der Große, der durch seine Sammlung von Volkliedern ein gutes Verständnis für die Volkseele bekundete, stand dem winileod (Liebelied) ablehnend gegenüber. In einem Capitulare vom 23. März 789 heißt es: „Et ut nulla abbatissa foras

ministerio exire non praesumat sine nostra jussione nec sibi subditas facere permittat; et earum claustra sint bene firmata, et nullatenus ibi winileodos scribere vel mittere praesumant; et de pallore earum propter sanguinis minuationem". (C. Boretius, Cap. reg. Franc. I, S. 63). Daraus läßt sich schließen, erstens auf die weite Verbreitung dieser Dichtungen, zweitens auf ihren höchst erotischen Charakter, weil man diesen Schilderungen von Liebeszenen die Schuld gab an der Bleichsucht der Nonnen wegen Blutverminderung. Der Mönch Otfried aber gesteht ausdrücklich zu, daß er zur Abfassung der Evangelienharmonie veranlaßt worden sei, weil unanständiger Gesang der Laien die Ohren frommer Männer verletzt habe. Dieser Übelstand solle nun durch das Singen seiner Dichtung beseitigt werden.

Die Kirche blieb in diesem ungleichen Kampfe Sieger, einmal, weil ihr alle Machtmittel zu Gebote standen und dann zum größten Teil aus dem Grunde, weil die Klöster allein des Schreibens kundig waren. — Die Erotik selbst wurde indessen dadurch nicht im mindesten beschränkt.

---

## Verbreitung und Verfolgung der erotischen Literatur im Zeitalter des Rokoko.

Von Dr. Paul Englisch in Stuttgart.

Zu allen Zeiten hat es eine erotische Literatur gegeben. Keine aber erreicht an Fruchtbarkeit das Rokoko, das man mit Fug und Recht das klassische Zeitalter der erotischen Literatur nennen darf. Dieser ungeheuren Produktivität, die jedem Geschmack gerecht wurde, mußte aber natürlich eine dementsprechende Nachfrage gegenüberstehen, weil sich Angebot und Nachfrage gegenseitig regulieren. Wenn die Zahl schon in den sechziger Jahren (um 1760) eine für unsere Begriffe exorbitante Höhe erreicht hatte, so wuchs sie, je näher die Revolution herannahte und noch nach dieser politischen Explosion ins Ungemessene. Mercier berichtet darüber aus dem Jahre 1796 (A. Schmidt, Tableaux de la Révolution Française, Jena 1875, Bd. 2, S. 86ff.): „Man stellt nur noch obszöne Bücher aus, deren Titel und Kupferstiche in gleichem Maße der Scham und dem guten Geschmacke Hohn sprechen. Überall verkauft man diese Ungeheuerlichkeiten, auf Tischkörben, an den Seiten der

Brücken, an den Türen der Theater, auf den Boulevards. Das Gift ist nicht teuer, 10 Sous das Stück. Die ausgelassensten Erzeugnisse der Wollust überbieten einander und greifen ohne Zügel und ohne Scheu den öffentlichen Anstand an. Diese Broschürenverkäufer sind gewissermaßen privilegierte Zotenhändler, denn jeder Titel, der nicht ein unflätiger ist, wird ostentativ von ihrem Schaubrett ausgeschlossen. Die Jugend saugt hier ohne Hindernis und ohne Bedenken die Grundstoffe aller Laster ein". Es entsprach also durchaus der Wahrheit, wenn auf dem Titelblatt dieser Heftchen meist der Vermerk zu finden war: „et se trouve chez tous les marchands de nouveautés", und „se trouve plus qu' ailleurs dans la poche de ceux qui le condamnent". Die entsetzliche Justine et Juliette des Marquis De Sade mit ihren ebenso schlechten wie grauenhaften Kupfern lag aufgeschlagen in allen Schaufenstern. Für prüde Begriffe ist diese verbürgte Tatsache etwas Ungeheuerliches. Aber die Erotik machte sich in noch auffälligeren Ausgeburten der Fantasie geltend. Folgendes charakteristische Beispiel diene zur Illustrierung. Die Wagenschläge der Kutschen wurden mit pornographischen Zeichnungen verziert, und die „Damen" übertrafen die Herren darin noch an Ausgelassenheit. (Rousseau, Nouv. Héloise V, 2). Diese suchten dann wieder auf einem anderen Gebiet den Rekord zu schlagen, indem sie ihre Kleider selbst mit obszönen Bildern zierten, nämlich die vestes de petits soupers. Da nach der herrschenden Mode die Röcke zugeknöpft getragen wurden, konnte man den oberen Teil der Weste nicht sehen. Diese wurden von reichen Wüstlingen mit obszönen Stickereien ausgeschmückt, und bei gewissen Gelegenheiten knöpften sie ihre Röcke auf und ließen diese Bildchen bewundern.

Natürlich gab es neben den billigen Schriften für das gemeine Volk noch bibliophile Leckerbissen, die, von Künstlern der Zeit illustriert, nur den reichen Elegants vorbehalten blieben. Die Pompadour besaß eine ganze Bibliothek solcher Erotika und bekennt selbst in den Briefen an ihre Freunde, daß sie bei der Lektüre die stimulierende Wirkung solcher Schriften angenehm an sich erfahren habe.

Auch wenn de Sade in seinen Elaboraten von obszönen Büchern und Bibliotheken spricht, beruht dies ganz und gar auf Wahrheit. Bezeichnend ist die Stelle im 3. Buche der Juliette, wo diese und Clairmil in der Wohnung des Carmeliters Claude herumstöbern und auf eine ausgezeichnete pornographische Bibliothek

stoßen. Juliette sagt darüber: „Man macht sich keinen Begriff davon, was für obszöne Bücher und Bilder wir dort fanden“. Den Reigen eröffnet „Le Portier des Chartreux“, nach Juliettens Worten „ein mehr scherzhaftes als wollüstiges Werk“. Dann folgt die „Académie des Dames“ (die Gespräche der Aloysia Sigea), die gut geplant, aber schlecht gelungen sei. Die „Education de Laure“ (von Mirabeau) sei eine elende Schmiererei, denn sie enthalte zu wenig Wollust, grausame Spielereien und Mordtaten. Nur von der „Thérèse philosophe“ ist Juliette begeistert, denn hier findet sich Wollust in schönster Harmonie mit der Gottlosigkeit. Die „elenden kleinen Broschüren, die in den Cafés und Bordellen ausliegen“ werden mit einem verächtlichen Seitenblick gestreift.

Auch die Delibène kann in ihrer Bibliothek eine große Sammlung von Eroticis aufweisen. Juliette soll sie benützen und die Bücher bei der Messe lesen, um so den Zwang, einer „solchen abscheulichen Zeremonie beiwohnen zu müssen, nicht so schmerzlich zu empfinden.“

Zur Verführung hielt man solche Werke für sehr geeignet. Mrs. Manley berichtet in ihrer „Atlantis“ über einen solchen typischen Fall. Dort heißt es: „*In währender solcher Abwesenheit* brachte sie (die *Maitresse eines Herzogs) ihre Stunden bloß in* seiner Bibliothek zu und las *nicht allein* solche *Bücher* von der Liebe, welche nur zu einer honetten Gemüt-Ergötzung geschrieben waren, sondern auch sogar die allergarstigsten Schandschriften, welche die verschiedenen Arten entdeckten, die geile Brunst zu sättigen und die man ohne Abscheu nicht einmal nennen kann. Der Herzog hatte dies wohl vorausgesehen, und dies war eben sein Absehen, als er ihr seyne Bücher zu freyem Gebrauch übergab und die Aufseherin von ihr wegschaffte“.

Daß auch die Bordells mit solchen Stimulantien für *Impotente* ausgestattet waren, bedarf eigentlich keiner weiteren Erwähnung. So war z. B. in dem berühmten Freudenhause der Madame Gourdan ein kleines Gemach, die sog. „Infirmerie“. Das Licht fiel von oben herein. An den Wänden hingen wollüstige Bilder und Kupferstiche, in den Ecken standen ebensolche plastische Bildwerke, auf den Tischen lagen obszöne Bücher. (L ’espion anglais, London 1784, Bd. II., Brief 24, S. 386 ff). Auch Casanova gibt einen bezüglichen Bericht, als er von seinem Besuch bei der Nonne Maria Magdalena im Kloster Murano erzählt. „Als die Stunde nahte, ging ich in den Tempel der Liebe. Während ich auf meine Göttin

wartete, belustigte ich mich damit, mir die Bücher einer kleinen Bibliothek anzusehen, die sich im Boudoir befand. Sie waren nicht zahlreich, aber sorgsam ausgewählt und so recht des Ortes würdig. Man fand da alle Schriften gegen die Religion und alles, was wollüstige Federn über die Freuden der Liebe geschrieben haben — verführerische Bücher, deren Stil den Leser in Flammen setzt und ihn nötigt, die Wirklichkeit zu suchen, von der sie nur ein Abbild geben. Mehrere reich gebundene Foliobände enthielten nur laszive Kupferstiche. Ihr großes Verdienst bestand weit mehr in der Reinheit der Zeichnung als in der Geilheit der Stellungen. Es waren die englischen Stiche zum „Portier des Chartreux", die Bilder zur Aloysia Sigea und anderen, und alle waren von seltener Schönheit. Zahlreiche kleine Gemälde bedeckten außerdem die Wände des Kabinetts, lauter Meisterwerke in derselben Art wie die Kupferstiche." In der 1750 erschienenen Lebenbeschreibung der nach dem Ausspruche der Brüder Goncourt delikatesten Liebekünstlerin des 18. Jahrhunderts, Clairon, heißt es u. a.: „Um mich begehrter zu machen, bildete ich meinen Geist durch belehrende und pikante Lektüre. Brantôme und Aloysia entzückten mich durch tausend Schönheiten. Die reizenden Bilder, die ich in ihnen fand, waren ein köstlicher Augenschmaus und ich konnte nur mit Ungeduld die Zeit erwarten, um die Bilder in Wirklichkeit umzusetzen."

Die Bibliothek der Maréchale de Luxembourg bestand nur aus den 36 Positionen des Aretino, der „Thérèse philosophe" und der „Académie des Dames". Sie schildert kurz und treffend die Wirkung der obszönen Lektüre, wenn sie von einem livre polisson des Grafen Besenval behauptet: „Man kann es nur mit einer Hand lesen."

Das größte Kontingent der Leser stellten die Frauen, die in ihrer Heuchelei so weit gingen, obszöne Bücher als Gebetbücher einzubinden, um sich die Langeweile während der Messe zu vertreiben und doch als fromm zu gelten. So berichten z. B. die „Memoiren des Herzogs von Choiseul" folgendes artige Geschichtchen: „Nicht um die Welt hätten die Schloßherrschaften von Hautefontaine und ihre Gäste am Sonntag die Messe versäumt. Andächtig ging alles in die Kirche. Aber man wundere sich nicht, wenn man hier und da ein Lächeln die Lippen der Betenden umspielen sieht. Jeder hat ein Buch in der Hand, aus dem er eifrig liest. Dem Einband nach ist das Buch ein Gebetbuch, sein Inhalt aber besteht aus einer Sammlung schlüpfriger, skandalöser Geschichten. Daraus

macht kein Mensch ein Geheimnis. Alle diese Bücher bleiben die Woche hindurch in der Kapelle zur Verfügung der Bedienten und der Wächter, die sich nach Belieben daran ergötzen konnten.“ In der „Voyage dans le boudoir de Pauline“ aus dem Jahre 1800 von La Libordière, in welchem Buche der Verfasser Schilderungen von der Lebeweise der Mädchen seiner Zeit gibt, rühmt er von seiner Geliebten: „Sie werden bei ihr vergeblich nach diesen obszönen Gravüren suchen, die man heute ebenso ungeniert ausstellt wie früher fromme Gemälde, und dementsprechend auch keine wollüstigen Schilderungen, keine üppigen Gemälde, die zur Verführung bestimmt sind . . . ich gebe Ihnen aber den Rat, gewisse literarische Kabinets zu besuchen. Dort werden Sie die auserlesenste Sammlung der schönsten Romane finden, die Frankreich seit 4 Jahren geschaffen hat“. Man trug auch kein Bedenken, derartige Skandalosa Damen zum Geschenk zu machen und fand dies ganz in der Ordnung. Die Bücher waren schon im Taschenformat gehalten, um sie überall mitführen zu können, und eigens zu ihrer Aufnahme bestimmte Taschen fanden sich in jedem Kleide. Bezeichnend genug für die weibliche Lüsternheit ist auch folgendes Gespräch aus den „Rivalen des Sheridan“ (1751 ca.)

Lydia Languist auf einem Sofa.
Lucia, ihre Dienerin.

Lucia: Ja, Madame, ich bin durch die halbe Stadt gelaufen, um das Buch zu holen. Ich glaube nicht, daß es eine Bibliothek gibt, wo ich nicht war.

Lydia: Und du hast den „Preis der Standhaftigkeit“ nicht finden können?

Lucia: Wirklich, nein.

Lydia: Noch „Les mépris du coeur“?

Lucia: Gerade, als ob das Unglück sich an dieses Werk geheftet hätte, soeben hat er Fräulein Sukey genommen.

Lydia: Hast du nach „La situation délicate“ gefragt?

Lucia: Gewiß, Madame, ich habe mich überall erkundigt. Ich würde es bei Fréderts bekommen haben, aber Milady Lounger hatte es so beschmutzt und mit ihren Nägeln gezeichnet . . .

Lydia: Ach, ich weiß, stets, wenn sie einen Roman von mir gelesen hat, hat sie einen Finger, der zu freien Bemerkungen geeignet ist. Ich glaube, sie läßt nur deshalb ihre Nägel wachsen,

aus Freude darüber, daß wir ihre Randbemerkungen sehen. Was bringst du mir denn also?

Lucia: Oh, hier, Madame, „l'homme sensible".

Lydia: Warte, es kommt jemand. Schnell, sieh nach, wer es ist.

Lucia: Oh, der Herr Baron und Ihre Tante.

Lydia: Schnell, liebe Lucia, verstecke die Bücher, schnell, schnell. Wirf „Tanzai" unter meine Toilette, bringe „das Sofa" ins Kabinet; stelle den „Adultère innocent" hinter die „Menschlichen Pflichten", stecke Ovid unters Kopfkissen und die „Bijoux indiscrets" in deine Tasche. Hier, hier stelle zur Ansicht hin „La fille sage" und lasse die „Reden" offen auf dem Tisch liegen.

Lucia: Oh, Madame, Ihr Friseur hat ja die „Reden" bis zum Kapitel „der Zorn" zerrissen, um Papilloten daraus zu machen.

Lydia: Hilft nichts. Öffne beim Kapitel „Klugheit" und gib mir die „Briefe des Lord Chesterfield". —

Sade preist seine eigenen Werke als Muster obszöner Lektüre an. Ein Abbé liest in dem Hinrichtungsaale des Erzbischofs von Grenoble die „Philosophie dans le boudoir" (Justine IV, 263). Schon oben wurde erwähnt, daß seine Bücher in allen Buchhandlungen aufgeschlagen auslagen. Sie waren überall zu haben, wurden in den Katalogen angeführt und ohne jedes Hindernis verkauft. Ein großer Kapitalist unterstützte mit reichen Mitteln den über das In- und Ausland sich erstreckenden Vertrieb, wobei er natürlich Anteil am Gewinn hatte. Sade durfte es sogar wagen, den fünf Machthabern des Direktoriums je ein Exemplar der Prachtausgabe seiner „Justine" zu überreichen. Auch dann noch, als Napoleon schon Konsul war, erfuhr die Verbreitung dieser Pornographika keine Einschränkung. Das änderte sich plötzlich im Jahre 1801. Im vorhergehenden Jahre hatte Sade nämlich die Unvorsichtigkeit begangen, ein heftiges Pamphlet gegen Napoleon und seine Umgebung zu richten. Es war der Roman „Zoloë et ses deux acolytes" (E. Dühren, der Marquis de Sade 1900, S. 315—316). Diese Blasphemie Napoleons und der antireligiöse Inhalt der Werke de Sades und nicht die darin herrschende Unsittlichkeit war der Grund zu ihrer Verfolgung, die nun mit äußerster Strenge einsetzte und sich jetzt auch auf die meisten andern erotischen Werke ausdehnte. Alle im Besitz seiner Soldaten und der Dirnen befindlichen Werke dieser Kategorie wurden auf das Geheiß Napoleons weggenommen und vernichtet. Nur zwei Exemplare von jedem Werk bewahrte man auf und sekretierte sie in der Pariser National-

bibliothek. Peuchet, ein ehemaliger Archivar der Polizeipräfektur unter Napoleon berichtet dies. Parent-Duchatelet nahm einen Einblick in das Verzeichnis der Bücher und sah diese selbst in einem Winkel des Erdgeschosses liegen. (A. J. B. Parent-Duchatelet, die Sittenverderbnis des weiblichen Geschlechts in Paris, übersetzt von G. M. Becker, Leipzig 1837, Bd. II, S. 183).

Noch heute sind die Bücher erhalten, und der Bestand ist durch Neuerwerbungen sehr angewachsen. Sie werden jedoch streng behütet. Am besten gelangt man dazu durch Empfehlung der heimischen Regierung.

Neben der Pariser Nationalbibliothek ist am reichsten an galanter Literatur das Palais Bourbon in Paris. Diese große Sammlung stammt gleichfalls aus der Zeit der großen Revolution und war einst Eigentum des berühmten Rechtlehrers und Politikers Gaston Camus, der 1793 vom Konvent ausgeschickt wurde, um Dumouriez zu entwaffnen, von diesem aber den Österreichern als Gefangener übergeben und erst zwei Jahre später gegen die Tochter Ludwigs XVI. ausgewechselt wurde. Nach Paris zurückgekehrt, ergriff ihn das Sammelfieber. Massenhaft wurden damals die galanten Bibliotheken des ausgewanderten Adels auf den Büchermarkt geworfen, und Camus kaufte alles auf, was sich auf die Jesuiten bezog, Theologisches und vor allen Dingen Galantes. Seine Sammlung schenkte er später dem Palais Bourbon, wo damals der Rat der Fünfhundert tagte und jetzt die Deputiertenkammer ihren Sitz hat. Heute ist diese Bibliothek am meisten besucht.

---

Anmerkung. Nach den Nachweisen, die uns Dr. Englisch hier darbietet, kann man fast auf den Tag genau den Anfang der Verfolgungen erotischer Literatur bestimmen. Nicht die Überzeugung von der Gefährlichkeit solcher Schriften, sondern einzig und allein die Sucht Napoleons, der es so meisterhaft zu schauspielern verstand und trotz vieler Liebtollheiten den keuschen Josef spielen wollte, sich an De Sade zu rächen, ihn in seinem Ansehen zu schädigen, gab den ersten Anstoß zu der geistigen Seuche, die sich als Nuditätenschnüffelei auch nach deutschen Landen herüber verpflanzte und ein häßliches Naderertum, Meineidbereitschaften, Erpresserwesen und heftige gerichtliche Anklagen züchtete. In der Verfolgung, die auch nun unsere Anthropophyteiastudien heimsucht, spielen Neid, Mißgunst, Tücke, Bosheit, Ruchlosigkeit und seelische

Verworfenheit als Beweggründe die erste Rolle, herhalten aber müssen die Schlagworte: ‚Tugend und gute Sitte', um die Schändlichkeiten der Angreifer gegen ernste wissenschaftliche Bestrebungen zu bemänteln. — Krauss.



## Der Tanz als Faktor in den Anthropophyteia.

Eine Umfrage von Jean Wegeli.

Der Tanz als eine der intensivsten Äußerungen psychischen Schaffens vornehmlich der Primitiven hat eine umfassende tiefergehende Würdigung in der folkloristischen wissenschaftlichen Forschung nicht erfahren, bezw. nicht erfahren können. Ansätze einer schärferen Erfassung der Tänze im Gebiet der Völkerkunde finden wir — von kleinen Zwischenbemerkungen in Aufsätzen ethnographischer Werke und Zeitschriften abgesehen — in den Veröffentlichungen des Marine-Oberstabarztes Prof. Dr. Kraemer über seine Forschungreisen in der Südsee und besonders in dem lange so gut wie unbekannten Werk von Bourke: „Scatologic rites of all nations.“[1])

Die sonstigen Veröffentlichungen über Tänze beschränken sich auf Abhandlungen, welche den Ästheten, Balletmeister und Tanzlehrer erfreuen und vielleicht vollauf befriedigen. Das soll beileibe kein Tadel sein! Nur erklären diese Zwecke, warum der Folklorist gerade bei solchen Werken leer ausgeht.

Was die Forschungreisenden anlangt, waren sie bei dem Mangel eines auf die engsten Forschungkreise beschrängten wissenschaftlichen Organs, nicht in der Lage, die religiöse Erotik vieler Tänze bei den Primitiven in Wort und Bild zu schildern. Dadurch entstanden für die wissenschaftliche Betrachtung grobe Lücken, die der Mißdeutung, Verkennung tatsächlicher Verhältnisse Tür und Tor öffneten. Statt streng wissenschaftliche Schlußfolgerungen ziehen zu können, war man auf Kombination verwiesen. Und diese Kombinationen führten nur in zu vielen Fällen die Romantiker der Folkloristik in Gebiete blauen Dunstes und der Götterfabrikation.

[1]) Eine tiefschürfende Neubearbeitung dieses Werkes sowie die Verdeutschung verdankt die Folkloristik den Herren Dr. Fr. S. Krauss, H. Ihm und Prof. Dr. S. Freud. Cfr. Der Unrat in Sitte, Brauch, Glauben und Gewohnheitrecht der Völker. Leipzig 1913. Ethnologischer Verlag.

Nachdem in den ‚Jahrbüchern der Anthropophyteia' ein Organ für besondere Forschunggebiete der Volkkunde geschaffen wurde, dürfen sich Forschungreisende, Volkschilderer nicht mehr begnügen, Tanzbewegungen einfach als „obszön" abzutun. Diese Konstatierung und Wertung genügt und muß genügen für Darstellungen, welche in die weite Öffentlichkeit dringen wollen und sollen. Der Folklorist und Soziologe, der Psychoanalytiker darf und muß verlangen, daß der Forscher subjektive Empfindungen, die ihm z. B. Tänze, Tanzkostüme, Tanzbilder als unsympathisch, ja ekelhaft widerwärtig erscheinen lassen, niederkämpfe![1])

Wer Gefühlstimmungen, Vorurteile auch bei wissenschaftlichen Forschungen nicht abseits lassen kann, der beweist ipso facto, daß er Äußerungen der Seele, des Menschengeistes, die doch nicht isoliert erfolgen, sondern als Regel in irgendwelchem korporativen Verbande, nicht fähig ist, sachlich zu betrachten, bei streng durchgeführter Entäußerung von allen Vorurteilen und Gefühlstimmungen planmäßig zu beschreiben oder mit kritischer Nüchternheit zu untersuchen.

In welch anderem Zweige wissenschaftlicher Betätigung wäre es auch nur denkbar, nach Willkür und Gutdünken Momente auszuschalten, weil deren Erwähnung dem gesellschaftlichen Empfinden nicht zusagt? Wissenschaft kennt keine derartige Rücksichtnahme; jeder Forscher, der sich von solchen Vorurteilen nicht freigemacht hat, steht nicht über der Materie, kann nicht Baumeister, sondern höchstens Handlanger sein. Sowenig der Anatom, der Psychiater, der Kriminalanthropologe, der Kriminalist bei seinen Fachstudien Prüderie kennen darf, sowenig darf es der Folklorist! Wer es trotzdem tut, verschuldet Lücken auf dem Gebiete der Volkforschung, handelt fahrlässig. Erstes, letztes und Haupt-Postulat volkkundlicher Forscher ist Aufhellung aller Gebiete des Volklebens. Aufhellung der Äußerungen des menschlichen Trieblebens bei den Völkern der einzelnen Rassen und der verschiedenen Gruppen und Stämme innerhalb ein und derselben Rasse ist denknotwendige Forderung des Intellektes!

---

[1]) Wie jede wissenschaftliche Forschung muß auch die Folkloristik soweit vordringen als sie nur vorzudringen vermag. Man kann diese erstmals von Dr. Fr. S. Krauss erhobene und durch die Jahrbücher der Anthropophyteia mehr denn hinreichend begründete Forderung nicht oft und nachdrücklich genug wiederholen. Mit einer Salonfolkloristik, mit befangenen Folklore-Ästheten und Literaten ist der folkloristischen Forschung schlecht gedient.

Die durch die weitschichtigen Forschungen des Slavisten Dr. Fr. S. Krauss erwiesene Tatsache, daß nicht nur ganz Primitive, sondern auch Völkergruppen mit einer größeren Kulturerrungenschaft Nackttänze (bei Primitiven eigentlich selbstverständlich!) und Entblößungtänze kennen und praktizieren, muß den Folkloristen anspornen, emsig jede Tanzphase, jede Gebärde und Bewegung, die Körperschmückung, Musik und etwaigen Tanzliedtext zu studieren, sowie Ort, Zeit und Anlaß des Tanzes, Alter und Genuß der Teilnehmer und Zuschauer, sowie deren Verhalten genau zu erfassen. Auf diese Art und Weise kommt man ehestens hinter den Zweck und die grundlegende Bedeutung der Tanzübung, die etwa einer Gottheit zu Ehren stattfand oder erfolgt, um Unheil abzuwenden, Fruchtbarkeit zu mehren, Krieg, Sieg oder frohe Ernte feiern soll oder der Pubertätweihe gilt. Wichtig ist die Frage der Jungfrauentänze, bei denen zeremoniöse Entjungferungtänze vorkommen können, ferner Witwentänze, Totentänze. Endlich fragt sich, ob und welche erotischen Motive beim Tanze zur Äußerung kommen, ob urethral[1])-analerotische oder nur glutealerotische[2]) Motive mitspielen.

Wir hegen die feste Zuversicht, daß mancher der Herren Mitarbeiter an den Jahrbüchern der Anthropophyteia entschlossen sein wird, Materialien zur folkloristischen Verwertung der Tanzbedeutung beizutragen. Je zahlreicher Tanzszenen, Tanzlieder, Tanzbilder mit Erläuterung und Aufzählung der verschiedenen Tanzfiguren und Nummern beigebracht werden, um so lückenloser, also wertvoller müssen die wissenschaftlichen Endresultate sich gestalten.

Daraus folgt, daß wir nicht allein die Primitiven betrachten dürfen, sondern viel weiter ausholen müssen. Die Tänze der Orientalen, der Ägypter, der Griechen und Römer des klassischen Altertums,[3]) weiter die Tänze im vorspanischen Mittel- und Südamerika bedürfen einer möglichst genauen Darstellung in Wort und Bild! Nicht belanglos sind die Entkleidungtänze wie in Japan, in Ägypten (Bienentanz, Ursprung und Verbreitunggebiet des Bauchtanzes). Was speziell den Bienentanz anlangt, soll er bereits

---

[1]) Der Zuñiharntanz, den Bourke beschreibt, gehört hierher. Cfr. Krauss und Ihm: Der Unrat in Sitte, Brauch, Glauben und Gewohnheitrecht der Völker, Leipzig 1913, Ethnologischer Verlag. — [2]) Hierher gehören z. B. die „Steißtänze". — [3]) Die Herren Altphilologen haben hier ein weites Feld zu reichlicher Mitarbeit. Manches antike Vasenbild wird dabei in den Jahrbüchern zu veröffentlichen sein, um dem Forscher als Beleg-, Demonstration- oder Untersuchungmaterial zu dienen.

im alten Ägypten vorkommen. Mag er heute nur der Unterhaltung, vielleicht für spekulative Wirte als Mittel dienen, um aus lüsternen Fremden Gold zu pressen, so läßt sich die Annahme nicht von der Hand weisen, daß wir es ursprünglich mit einem der Gottheit der Fruchtbarkeit dargebrachten Huldigungtanz zu tun haben. Ist doch ohne Biene vielerorts die Bestäubung der Blüten und damit die Fruchtbringung gefährdet. Sehen wir also zu, ob wir resultatreiche Untersuchungen anstellen können. Von Phase zu Phase ist zu studieren, um eine tiefe, sachliche Prüfung und Analyse vorzunehmen. Gerade hier vermuten wir reiche Ausbeute für die Psychoanalyse!

Ebenso interessiert den Psychoanalytiker wie den Folkloristen die notorische Tatsache, daß die zivilisierte Gesellschaft, vor allem die sonst tonangebenden Kreise in den Weltstädten ihre altgewohnten Tänze vernachlässigen und Tänze der Primitiven (Niggertänze!) bevorzugen.

Dieser Zug ist nicht von heute, wie die Cancanwut unter dem zweiten Kaiserreiche in Frankreich dartut. Aber das Interesse an derbsinnlichen Tänzen scheint weitere Kreise ergriffen zu haben, wie das polizeiliche Verbot von Schiebetänzen in Deutschland mittelbar erweisen dürfte. Ist das nur Sittenverwilderung?

Matchiche, Tango, Grizzly bear, Alopex, Lionne, Morphosmas, Cakewalk und wie sie alle heißen mögen, die seltsamen Körperdrehungen, die sich trotz und alledem selbst in den feinen Pariser Gesellschaftkreisen Heimrecht erworben haben, heischen von den sonst so streng und ehrbar erzogenen Mädchen und Damen ein mehr denn großmütiges Zeigen von unteren Gliedmaßen, eine Betonung der superioren und posterioren Körperreize, die den Unbeteiligten, den Folkloristen, Sittenschilderer und Kulturhistoriker seltsam anmuten.

Daß selbst im prüden Albion diese Tänze im Kostüm zu zahm erschienen, mag Vielen glaublich erscheinen, wenn man erfährt, daß anno 1912 in einem Londoner aristokratischen Club die meisten der schönen Ladies als Kostüm ein Kleidungstück gewählt hatten, das mit einem Spitzenhemd die größte Ähnlichkeit aufwies.[1])

In Paris gab man im Frühjahr 1913 nicht etwa in einem Künstlerverein, sondern in einem eleganten mondänen Verein im Pavillon von Armenonville ein Nachtfest. Dießer Ball hieß „Gala

---

[1]) Straßburger Post Nr. 337, Freitag, 28. März 1913, II. Morgenblatt sub ‚Neues vom Tage'.

du deshabillé“ und schrieb für die Damen Morgenschlafröcke vor. All das sind nur Momente, die dartun, daß der Tanz auch bei den hochkultiviertesten Völkern neue Ausdruckformen sucht. Daß diese Ausdruckformen aus den Tanzfiguren Primitiver entlehnt werden, macht das allgemeine Studium des Tanzes im Völkerleben um so anziehender und aktueller. Möge darum unsere Umfrage zahlreiche Antwort bringen denn in ihnen spiegeln sich wieder Leben und Treiben von Menschen der verschiedensten Kulturstufen ab.[1])

---

## Aus dem Leben des Bauernvolkes in Oberösterreich und Steiermark.

Von Dr. A. W. in Graz.[2])

Fast ebenso häufig, wenn auch nicht so auffällig wie im Großstadtleben, begegnet uns im Alltag des Bauern das erotische Moment. Aber viel weniger durchforscht ist das Sexualleben zumal der deutschen Bauernschaft als die Großstadterotik.[3]) Obschon die Volkkunde ja immer Anlaß hätte, wenigstens Seitenblicke auf die Erotik zu werfen, scheint sie denn doch noch zu befangen zu sein, dieses Kapitel anzuschneiden. „Unreinlich“ ists halt! Aber auf diese Weise kommt es zu recht schiefen Urteilen, einem weniger Erfahrenen könnte es scheinen, als gäbe es für den Bauern erotische Interessen nur soweit, als sie unmittelbar mit der Fortpflanzung in Zusammenhang stehen, nicht aber auch als Domäne für Lied, Witz, Rätsel, Brauch, Sitte und Recht; und mancher Zweig der Volkkunde leidet unter dieser unzulänglichen Anschauung. So

---

[1]) Namentlich die Herren Mitarbeiter in Süd- und Mittelamerika, in Ostasien dürften mit bedeutungvollen Beiträgen aufwarten können. — [2]) Diese Ausführungen sind aus einer umfangreichen äußerst wertvollen Studie des mir wohlbekannten und befreundeten Folkloristen Dr. W. herausgerissen, die als Belege ein volles Tausend Schnadahüpfeln mit eingehenden Erläuterungen jeder Art enthält. Sie müssen bis auf weiteres der Forschung vorenthalten bleiben, da sie unbedingt zufolge der Drohung des Berliner Staatanwaltes Dr. Heintzmann der Konfiskation verfielen, weil Prof. Dr Johannes Bolte in Berlin als Sachverständiger unter Eid aussagte: Schnadahüpfeln käme ein minimaler Wert für die Wissenschaft zu. Dieser Enunziation pflichtete der zweite Allesbesserwisser Prof. Dr. v. Luschan als offizieller „Anthropologe“ sehr heftig bei. Der Einsichtlosigkeit dieser zwei Herren fielen auch die Schnadahüpfeln unseres II. B. der Jahrbücher zum Opfer. Krauss. — [3]) Vgl. das Geschlechtleben des deutschen Volkes in der Gegenwart, Beiwerke zum Studium der Anthropophyteia B. IV.

spricht z. B. Weddigen in seiner Geschichte der deutschen Volkdichtung wohl in einem eigenen Abschnitt über „das erotische Volklied“, ohne aber dabei des im engeren Sinne erotischen Liedes zu gedenken; ich meine damit nicht etwa Zoten, die in Kasernen oder Bordellen im Umlauf sind, sondern wirklich im Landvolk verbreitete Gesänge, unter denen eben das erotische Schnaderhüpfel die Hauptrolle spielt; 70 % aller Schnaderhüpfel aber sind grob erotisch. Man braucht dann nur ruhig zu erwägen, um das eigentliche Volklied nicht gar so sittsam zu nennen. Warum aber gar so wenig Stoff zum Sexualleben des deutschen Bauern bisher an die Oeffentlichkeit gebracht wurde, ist nicht schwer zu begründen. Die der Stadt angehörigen Forscher mochten in den ihnen zur Verfügung stehenden Zeitspannen zu diesem Gebiete aus leicht absehbaren Gründen wohl nicht vordringen oder aber — es liegt ja nicht immer gar so dezent verborgen — sie sahen den Wald vor Bäumen nicht. Die Erotik des Bauernlebens kann doch zuletzt nur einer, der dem Volke nahe steht und auf du und du mit ihm verkehrt, gründlich erforschen.

Da ich emsig Vierzeiler sammelte, die sämtlich dem Volkmunde unmittelbar entnommen sind — auch der steirische Schulgehilfe hat aus dem Volke aufgesammelt und die paar unechten Nachdichtungen kommen hier nicht in Betracht — so glaube ich, am Besten zu tun, einen knappen, zusammenfassenden Überblick über das erotische Leben des Bauern als Basis für die Liedchen zu geben, soweit ich es selber in meiner Heimat und in Steiermark beobachten konnte. Auf Details mich einzulassen, ist hier nicht der Ort.

Vor dem Kinde kennt der Bauer — ähnlich der Arbeiter in der Stadt — keine Scheu in sexuellen Dingen. Die Mutter säugt das Kleinste in Gegenwart der größeren Kinder, ebenso ist man bei Verrichtung der Notdurft keineswegs skrupulös; es finden sich vielfach bei den außerhalb des Hauses gelegenen Aborten („Häusl“, „Scheißhäusl“) gar keine Türen, ungeachtet, daß etwa ein Fußsteig unmittelbar vor der offenen Seite vorüberführt. Die bäuerliche Rede ist auch voll von Beziehungen auf podex („Oa(r)sch“; Oa(r)schg'sicht, Kindsoa(r)sch, Oa(r)schbüchse als Schimpfwörter; leck mi(ch) im Oa(r)sch, anus (-Lo(ch); Oa(r)schlo(ch) als Schimpfwort), cacare (scheiß'n! I(ch) scheiß dar was! An Dreck scheißt s Kath(r)l! Lauter Wendungen für: fällt mir nicht ein!), Kot (Dreck! Scheißdreck!), Ausdrücke, die das schulpflichtige und

vorschulpflichtige Kind ebensogut im Munde führt wie die Erwachsenen.

Schon im vorschulpflichtigen Alter sind die Kinder Augenzeugen, wenn der Stier die Kuh belegt, ohne daß sie daran etwas Absonderliches finden, so wenig wie an den Vorgängen, vor, bei und nach dem Wurfe bei Kuh und Sau. Sie fassen das Ganze seinem Ernste nach auf und sprechen wie die Alten darüber. Kürzlich beobachtete ich, wie ein siebenjähriges Mädchen an einer sich sonnenden „Ferkelsau“, die sich kurz vor dem Wurfe befand, die Zitzen abzählte und dabei den umstehenden größeren und kleineren Geschwistern erklärte, daß jede Zitze ein Ferkerl im „Bauche“ der Sau bedeute. Die also Belehrten standen mit offenen Augen und Mäulchen, dankbar die Aufklärung hinnehmend. (Zugleich ein Wink, daß denn doch mit der früh einsetzenden Aufklärung etwas zu machen wäre!) Einen üblen Einfluß nehmen dann späterhin allerdings die Dienstboten, von denen die Kinder anzügliche Bemerkungen, Witze und Zoten zu hören bekommen, die sie mit 9—10 Jahren meist schon auffassen, wie sie gemeint sind. Tatsächlich sind mit 10 Jahren die meisten Kinder in der Hauptsache über die heiklen Themen völlig unterrichtet. In diesem Alter macht besonders der Bub schon mit Vorliebe Witze über „broate“ (=breite, schwangere Weiber), über die Rolle der „Höfang“ (=Hebamme), über „Vater und Mutter“ und dgl. Im selben Alter schon treten, wenn auch noch selten, bereits die ersten Versuche des geschlechtlichen Verkehrs auf; so sind mir Fälle bekannt geworden, daß 10jährige Knaben mit gleichaltrigen Mädchen regelrechte Koitusversuche mit mehr oder minder Erfolg anstellten. Jedenfalls aber gehört der geschlechtliche Verkehr zwischen Knaben und Mädchen von 13—14 Jahren nicht mehr unter die Abnormalitäten, sondern ist schon eine regelrechte Erscheinung. Man muß eben die Verhältnisse, wie sie auf dem Lande herrschen, im Auge behalten. Mit sechs Jahren beginnt der Schulbesuch, Knaben und Mädchen gehen zusammen oft stundenweite Wege; das dauert die ganze Zeit des Schulbesuches fort. Die Wege führen einsam durch Wälder und Wiesen, zwischen Getreidefeldern durch, Gelegenheit zu gegenseitiger Annäherung, zu Scherzen, Neckereien, Haschen usw. ist reichlich geboten. Dabei bekommen sie, wie schon erwähnt, von Knechten und Mägden die derbsten Dinge zu hören. So ist es denn auch erklärlich, daß Kinder im 4. und 5. Schuljahre bereits Verschen, Vierzeiler, Sprüche und Rätsel eminent erotischer

Natur kennen und eine Umfrage unter ihnen nach Sprüchen etc. zeitigt für den Uneingeweihten die frappierendsten Resultate.[1])

Mütter mit 16 Jahren sind nichts besonders Unerhörtes. Es ist aus wirtschaftlichen Gründen naheliegend, daß dem außerehelichen Geschlechtverkehr eine ganz bedeutende Rolle zufällt. Nur wenigen ist es möglich, zu festem Ehebund zu gelangen und diesen wenigen erst im späteren Alter. Was nicht die materielle Grundlage zur Ehe hat — wozu allerdings ein Minimum genügt — entbehrt wohl des kirchlichen Bundes, naturgemäß aber in gesunder Regung nicht auch des sexuellen Verkehres. Da hilft aber auch kein Pfarrer, keine Christenlehre und keine Predigt. Die katholischen Jungfrauenvereine beherbergen ja wirklich gewöhnlich nur physisch recht stiefmütterlich bedachte Individuen ähnlich wie die Jünglingvereine; erfahrunggemäß aber halten sich auch die Mitglieder dieser Vereine, wenn sich der Trieb lebhafter regt, nicht zurück. Die Geistlichkeit erklärt solche Erscheinungen, z. B. Schwangerschaft einer Jungfrauenvereinlerin, in Bundlehren dahin, daß „der Teufel" überall hinfinde.

Der geschlechtliche Verkehr zwischen den jüngeren unverheirateten Leuten ist nun nicht selten mit ziemlichen Schwierigkeiten verbunden; es ist leicht einzusehen, daß manchmal ein Mädchen mehrere Bewerber umschwärmen. Diese Rivalität löst nun oftmals offene Fehden, Raufereien bei öffentlichen Anlässen (Kirchtag, Hochzeit) aus; übler ist's, wenn die Rivalen bei ihren nächtlichen Besuchen etwa gar vor dem Fenster der Angebeteten aufeinander stoßen; da gehts dann ohne Verletzung nicht ab, das Messer, in neuerer Zeit selbst schon der Revolver, gelegentlich denn doch auch noch die viel harmloseren Fäuste oder ein Prügel („Zaunstecken") sprechen da ein vernehmbares Wort. Die Gerichtverhandlungen weisen dauernd solche Fälle auf. — Doch viel häufiger sind Störungen anderer Art. Handelt es sich um eine Bauerntochter, die im elterlichen Hause ist, so haben ja Vater und Mutter meist ein scharfes Auge auf ihre aufblühende Tochter. Ein

---

[1]) Es ist übrigens bezeichnend, daß im Wunderhorn (Reclam-Ausgabe, S. 817) ein Kinderlied rein erotischer Natur steht („Der Vogelfänger"):

„Hab ein Vögele gefangen
Im Federbett,
Hab's in Arm nein g'nommen,
Hab's lieb gehät!"

ebenso bei Süß (S. 22, Nr. 99):

Dianarl, sei g'scheida,
Heirat an Schneida,
Wiardt da dein Kitarl z' eng,
Macht er da's weita.

Fenstergitter wird in der Schlafkammer des Töchterleins nicht selten erst dann eingesetzt, wenn dies in die Reifejahre eintritt. Doch es findet sich für Liebende immer wieder ein Ausweg; eine Tür läßt sich leicht aufriegeln. Freilich — da schlägt wieder der Hofhund Lärm[1]) und so trifft man es oft, daß sich der wachsame Geselle von der Tochter des Hauses selbst vergeben (vergiften) lassen muß, daß künftighin Ruhe ist! (Reale Fälle.) — Läßt sich ein Zusammentreffen unterm Dach gar nicht einlenken, so geht man dann „ins Grean“, d. h. man findet sich im Grünen,[2]) ein stilles Plätzchen im Wald oder zwischen Feldern lädt in der wärmeren Jahrzeit die Liebenden zur Vereinigung.

Ist die Geliebte eine Magd (Dirn'), so steht dieser natürlich freiere Beweglichkeit zu, da man in der Regel die Pflicht, strenge auf deren Treiben zu achten, nicht kennt.

Hat aber der Bursche das Fenster seines Mädchens erreicht, so sagt er, ehe er eingelassen wird, sein oder seine Fenstersprüche, die gewöhnlich voll von Derbheiten und erotischen Andeutungen sind. Psychologisch bemerkenswert ist diese Tatsache, da solche unverkennbare Anspielungen natürlich instinktiv den sexuellen Trieb zumal in der Hörerin erregen müssen.[3])

Diese Fenstersprüche erreichen oft eine beträchtliche Länge, sind einander manchmal teilweise gleich, alle aber sehr eindeutig; im allgemeinen gilt für sie der Grundsatz: je kräftiger, umso beliebter!

Nicht immer bewohnt eine Dirne allein eine Kammer; dann scheut man sich aber gar nicht, in Anwesenheit einer dritten Person den Geschlechtakt vorzunehmen. Ich kenne Fälle die Menge, in denen der Bursch zu seinem Mädel kommt, das mit einer Dienstgenossin, die noch dazu nicht selten in sehr jugendlichem Alter steht und vielleicht zufällig wirklich noch unberührt ist, die Kammer teilt. — Die Unbeteiligte stört diskreter Art niemals, zumal — — wenn sie selbst auch Besuch hat. Es kommt aber auch vor, — und ich bringe wieder nur Tatsachen —, daß ein Mädchen mit der Schlafgenossin das Bett teilt, dabei aber ruhig ihren Liebhaber empfängt; solch ein Fall kam kürzlich durch einen unglücklichen Zufall vor die breite Öffentlichkeit, da die zwei

---

[1]) Vergl. Anspielung auf Ähnliches bei Werle, 193. — [2]) Vergl. „ins greani Gras“, Werle 178. — [3]) Den Text zu mehreren Seiten solcher Lieder muß ich auf andere Zeiten zurücklegen, um die Denunzianten nicht auch gegen diesen Band rebellisch zu machen. — Krauss.

Mädchen und der Liebhaber des einen, in der Nacht durch Kohlengas vergiftet, früh in dem einen zur Verfügung stehenden Bett tot aufgefunden wurden (beim Ladenwirt auf der Ries bei Graz, Winter 1911/12). In derartigen Fällen liegt es nun natürlich nahe, daß auch die von Haus aus unbeteiligte dritte Person in Aktivität gezogen wird, sei's nun in normaler oder — seltener — ungewöhnlicher Art. Don Juane sind übrigens unter den Bauernburschen häufig, ich kenne solche, die zugleich drei Mädchen hatten, zufällig aber auch bei mehr als einer, wenn nicht bei allen, Vater wurden!

Daß es aber auch im schlichten Landvolk eigenartige Leidenschaften und Passionen bei Weibern gibt, zeigt folgender Fall. In meinem Heimatorte lebt als Einleger seit seinem 14. Jahre ein „Dümmling", schmutzig, unappetitlich, nicht so sehr amens als schlau genug, sich dauernder Arbeit durch sein unanstelliges Wesen zu entziehen; dabei dumm-witzig, in Gebärden toll, aber sonst nicht ungestalt. Der erhielt, als er in den zwanziger Jahren stand, von einem Bauernmädchen, das bestimmt andere Befriediger ihrer Leidenschaft hätte haben können, 1 fl, damit er bei ihr schlafe! Gewiß ein, wenn auch bescheidenes Zeichen dafür, daß nicht nur in den Großstädten exaltierte sexuelle libido zu finden ist. —

Für den Verkehr lediger Liebender, die in voneinander etwas weiter entfernten Dienstorten sind, ist die Nacht vom Samstag auf Sonntag — auch in den übrigen Alpenländern sowie in der Schweiz und anderwärts — die brauchbarste, da der Sonntag keine schwere Arbeit fordert und so eine durchwachte und an die Nervenkraft höhere Anforderungen stellende Nacht weniger in Betracht kommt; der Bursche muß ja oft weite Wege machen, ehe er zu seiner Geliebten kommt; nicht selten handelt es sich um Entfernungen von 2—3 Stunden, die in der einen Nacht zweimal überwunden werden müssen; da hindert aber auch Schneegestöber nicht, ja die Winternächte sind ihrer längeren Dauer wegen noch willkommener.

Zur Winterzeit sind in den Bauernhäusern Tänze üblich, die das junge Volk an bestimmten Abenden zusammenführen; daß es bei solchen Anlässen Gelegenheit zu sexueller Annäherung bei der Unterhaltung selbst, aber auch beim Heimweg reichlich gibt, kann man nicht in Abrede stellen; doch die Bemühungen der vielfach jeder Sinnenregung bei anderen feindseligen Geistlichkeit können hier sehr wenig fruchten; in letzterer Zeit geht, wie ich eben ver-

nehme, selbst von der politischen Behörde einzelner Bezirke Oberösterreichs eine Bewegung aus, die die Gemeindebehörde veranlassen will, diese Tanzunterhaltungen zu verhindern; ein Bestreben, das vom Klerus angeregt, nie zum Ziele gelangen wird.

Auch das Zechenwesen bietet oft Gelegenheit zu sexuellem Verkehr. Die Zeche, d. h. eine Vereinigung der zu einer oder mehreren Ortschaften gehörigen Burschen, besucht mit ihren Mädchen, natürlich ohne „Garde“, Hochzeiten, Kirchtage, Volkfeste u. a. und kommt erst immer spät zum Aufbruch; daß dabei eine schöne Frühling- oder Sommernacht die Einladung zur völligen Hingebung nur zu vernehmbar äußert, ist klar, dazu tritt aber noch das Vorhergegangene, wie Alkoholgenuß, erotische Witze, Tanzlieder und bei Hochzeiten die ganze Stimmung, die ja da voll von Erotik ist.

Ein wunder Punkt im außerehelichen Liebeleben ist nun freilich die Folge des sexuellen Verkehres. Das ledige Kind ist noch immer arg gefürchtet, weil sein Erscheinen in der Regel mit einer Reihe höchst unliebsamer Umstände verbunden ist (Dienststörung, Schande, materielle Belastung, vielfach gehässige Verfolgung von Seite der Ortgeistlichkeit u. a. m.). Dennoch läßt die gesunde Art des Verkehres mit Ausnahme des beliebten coitus interruptus („Aufpass'n“) keine besonderen Präservativmittel zu, — weshalb auch wirklich die ledigen Kinder verhältnismäßig zahlreich sind, zumal in einzelnen Landstrichen und Gauen, so z. B. erreicht ihre Zahl in Steiermark strichweise mehr als 50% der Geburten überhaupt, was selbstverständlich wieder mit den wirtschaftlichen Verhältnissen aufs engste zusammenhängt. Im Verhältnis versucht man öfter die stattgehabte Empfängnis wett zu machen als ihr vorzubeugen; zum Abtreiben der Leibfrucht gibt es bekanntlich eine Reihe „bewährter“ Hausmittel wie Phosphorlösungen, die freilich meist die angehende Mutter dem Tode überstellen. Die Provinzblätter bringen massenhaft Nachrichten über solche mißglückte Versuche; beliebt ist auch der Absud vom Gezweige des Segenbaumes (Sevenbaum, Juniperus sabina).[1]) Oft aber verbergen die Mädchen durch starkes Schnüren ihren Zustand und — meist gebären ja diese Naturkinder spielend — verheimlichen nicht selten dann die Geburt, um den Fötus irgendwo verschwinden zu lassen. Gewöhnlich enthüllt sich diese Sache erst einige Zeit hernach. Auch hierfür weisen die Zeitungen reichliche Belege aus.

---

[1]) Vgl. dazu Höfler, Wald- und Baumkult (1892), 127; Fossel, Volkmedizin und medizinischer Aberglaube in Steiermark II, (1886) 40.

Die meisten Mädchen aber nehmen denn doch, wenn ihr familiärer Hintergrund entsprechend ist, die Sache auf sich und werden in ledigem Zustande Mutter, um dann zu heiraten, manchmal freilich erscheinen 2—3 „ledige Kinder", ohne daß von Heirat die Rede wäre; besonders Töchter einzelner Familien, deren Mütter mit ähnlichem Beispiele vorausgingen, scheinen auf außereheliche Nachkommenschaft erpicht zu sein. Ich kenne Mädchen, die ledig von zwei, aber auch drei Männern Kinder hatten. Besser ist's ja noch, wenn die verschiedenen Männer zeitlich hintereinander zu einem Mädchen in Beziehung traten; doch gibt es auch auf dem Lande ledige Weiblichkeit, die gleichzeitig mehr als den einen an sich heranläßt; zur Bezahlung etwaiger Alimente ziehen solche skrupellose Weiber natürlich die Leistungfähigsten heran. —

Die eheliche Treue hält man unter dem mir bekannten Landvolk durchaus nicht immer rein; mir schwebt augenblicklich ein Dorf vor Augen, in dem unter etwa 42 Ehepaaren 6 (dabei nämlich beide Teile jedes Paares), also rund 14% die Ehe nicht rein hielten, wie man allgemein weiß, abgesehen von denen, die in diesem Punkte vorsichtiger zu Werke gehen! Auffallender Weise aber zeigen sich unter unseren Vierzeilern wenige, die man als deutliche Anspielung auf Ehebruch auffassen dürfte.

Auch in der Ehe benutzt man sehr, sehr selten besondere Vorbeugemittel gegen die Empfängnis. Die Unkenntnis dieser Mittel ist aber auch die Ursache vielfachen, überreichen Kindersegens, den besonders die ärmste Klasse recht bitter empfindet, denn nicht alle schicken sich mit der Resignation, es sei göttliche Fügung, in diese Lage.

Selbstbefriedigung findet sich im Kreise bäuerlicher Kultur sehr selten, man kann sie — soweit ich sehe — eine Ausnahme nennen; am leichtesten noch mag sie bei Mädchen zu treffen sein, schon weil die natürliche Befriedigung infolge der geringeren Zahl von Burschen, dann aber auch bei einzelnen durch verschiedenerlei Obhut von Seite der Eltern erschwert erscheint. Dementsprechend bezieht sich nur ein Vierzeiler auf Onanie und dieser stammt nicht einmal aus ländlicher Sphäre.

Ähnlich stehts mit Perversitäten; auch sie sind gelegentlich unterm Landvolk zu finden, (z. B. Verkehr mit Tieren), aber recht selten. Als das Normale und fast nur einzig denkbare gilt immer der regelrechte, natürliche geschlechtliche Verkehr.

Sittlichkeitverbrechen, wie Notzucht, Schändung, haben sehr selten bäuerliche Urheber; der Gewalttätige ist meist ein Vagierender. In Gegenden aber, wo bedeutendere Industrie ein Arbeiterproletariat erzeugt (z. B. Umgebung von Wels, Linz, Steyr), sind diese Verbrechen überaus häufig, es vergehen kaum drei Tage, ohne daß eine Meldung über ein solches die Blätter bringen. Von Blutschande ist mir aus meiner Heimat, z. B. soweit ich zurückdenke, nur ein einziger Fall bekannt, öfter scheint sie — ohne daß ich mich auf mehr als persönliche, vielleicht noch zu sehr dem Zufall ausgesetzte Eindrücke erinnere — in Steiermark zu finden zu sein; in Graz ward vor einigen Jahren ein Bauernmädchen von 13—14 Jahren auf die Frauenklinik gebracht, wo sie glücklich entband; verkehrt hatten mit ihr — ihre Brüder und — ihr Vater. Und ähnliche, wenn auch nicht so krasse Fälle, kenne ich mehrere aus ländlichen steirischen Gegenden.

Da zu Geschlechtkrankheiten unter der Bauernschaft so eigentlich die Basis fehlt, kommen sie auch nur vorübergehend vor, wenn etwa ein Soldat eine solche mit heimbringt. Das Schnaderhüpfel spricht auch nur einmal davon (von den „Franzosen“), doch dies Gebilde ist nicht auf bäuerlichem Mist gewachsen! —

* * *

Hier möchte ich noch einiges über die den Eingeweihten bekannte Tatsache, daß der Bauer über Erotisches mit Vorliebe unter der Blume spricht, vorbringen. Ein Uneingeweihter kann oft die längste Zeit zuhören, ohne auch nur zu ahnen, daß „Sauglocken geläutet“ wird. Dabei sind aber verhältnismäßig die Weiber den Männern voraus. Der Fantasie des Bauernvolkes steht über diesen Punkt eine unerschöpflich reiche Quelle zur Verfügung, seine Kombinationgabe ist dabei sehr bedeutend, die heterogensten Dinge vereint es unter diesem Gesichtpunkt, sodaß es schlagenden Witz und verblüffende Gewandtheit im blumenhaften Ausdruck hat. Eine große Anzahl der von mir selber aufgesammelten erotischen Vierzeiler verrieten mir Bäuerinnen, allerdings nicht unter vier Augen, sondern meist in lustiger Runde am Wirtshaustisch in Anwesenheit ihrer Ehegatten. Das erotische Gebiet ist wohl die Hauptdomäne für bäuerischen Witz und Humor. Das Blumenhafte geht dabei oft soweit, daß selbst Sammler von volkmäßigen Liedern wie blind an erotischen Dingen vorübergehen — ein Zeichen, wie geringe Ahnung von der grundlegenden Bedeutung des Erotischen

sie haben; selbst in Salonausgaben können sich diese erotischen Teufelchen verirren, obschon aufs bestimmteste versichert wird, daß alles etwa „Anzügliche“ prinzipiell ausgeschieden wurde! John Meier, dem bekannten Volkliedforscher, spielt solch ein Erotikon einen üblen Possen. Meier will bekanntlich immer wieder zeigen, daß der geistige Anteil des „Volkes“ auch an der Schnaderhüpfeldichtung höchst unbedeutend ist. Er zitiert v. Kobells Schnaderhüpfel:

„Und a' Bußl in Ehrn
Dees ko' Niema'd verwehrn,
I' denk' allewei' dro',
Fang' ma' 's Troadschneidn o'“. —

Dann verweist er auf ein Schnaderhüpfl bei Pogatschnigg-Herrmann I, Nr. 440 mit „einzelnen Bestandteilen dieser Verse“:

„Zehn Busserl in Ehren,
Kann uns ka Mensch wehren.
A Buß'l in der Still,
War dir das z'viel?“

Wozu er die natürlich ganz unzutreffende Bemerkung setzt: „Hier zeigt die Ungereimtheit des Anfangs (zehn Busserl) klar, daß v. Kobells Verse zugrunde liegen“ (!) Meier hat den Vierzeiler gar nicht verstanden: 10 Busserl in Ehren sind 10 wirkliche, solide Küsse; „das Busserl in der Still“ aber ist nichts anderes als die geschlechtliche Vereinigung; solche Spiele hat das Schnaderhüpfel gern. Auf diese Art liegt uns aber dann auch viel näher, daß das Kärntner Liedchen nicht nur nicht von v. Kobells Versen abhängt, sondern, wenn schon von Abhängigkeit die Rede sein muß, weit eher v. Kobell auf dies alpenländische, verbreitete Schnaderhüpfel zurückgriff! —

Auch Grasberger,[1]) der doch das Volk aus eigener Anschauung kannte, unterläuft ein hieher gehöriger Irrtum. Er zitiert ein Kärntner Schnaderhüpfl:

„Lusti bin g'wes'n,
Bin traurig word'n —,
Hat d'r Schauer derschlag'n
Mein Rosengart'n“.

Dazu meint er: „Das Lawanttal ist gewiß eine schöne Gegend, aber mit Schiras Rosengärten wetteifert es denn doch nicht. Solche sind hier auch nicht gemeint, sondern weiland König Laurins Rosengarten, weiland Kriemhildens R. zu Worms, kurz der epische R. unserer Heldensage klingt hier noch an“.

---

[1]) Die Naturgeschichte des Schnaderhüpfels. Leipzig, 1896. S. 24.

Schon vor neun Jahren strich ich mir diese Stelle an als völlig unhaltbar. Da müßte ja jedes Dirndl an „weiland König Laurins Rosengarten“ denken, denn hundertmal hört man diese fein symbolisierende Wendung gebraucht für „Jungfräulichkeit“, im engeren, rein physischen Sinne für ihr Zeichen, das Hymen! Man denke nur an „Blumenpflücken“, „Blumenbrechen“ u. a.! Der Schauer ist trotzdem noch ein Elementarereignis, die zugreifende Liebe des Buben! Das Schnaderhüpfel ist nie so blasiert, um über einen wirklichen Rosengarten zu klagen!

---

## Zum Kapitel Fruchtbarkeitzauber.

Von Karl Amrain.

Die weitausholenden Untersuchungen von Dr. Krauss haben uns Kenntnis von gar seltsam anmutenden Sitten und Bräuchen gebracht, durch die das Volk Segen, Gütermehrung, auf ganz bestimmte Objekte z. B. einen Weizenacker, einen Obstgarten, einen Weinberg bezw. bestimmte Bäume, etwa einen Apfelbaum usw. zu konzentrieren sucht. Man spricht hier von Fruchtbarkeitzauber.

Man sucht durch eigenartige Zeremonien „geheimnisvolle Kräfte“ sich nach Möglichkeit zu sichern.

In selteneren Fällen identifiziert man diese „geheimnisvollen Kräfte“ mit dem „Käsperle“ = dem Gottseibeiuns = dem Fürsten der Hölle = dem Teufel. In anderen Fällen „repräsentieren gute Geister“ die geheimnisvolle Kraft. „Nachdenkliche“ Leute vermeinen durch seltsame Bräuche „magnetische Flüsse, Ströme“, oder wie sie es auch heißen mögen, die Aufmerksamkeit auf die betreffenden Objekte und Subjekte zu lenken.

Um es noch deutlicher zu sagen: viele Menschen glauben, durch eigenmerkwürdige Manipulationen, bei denen Ausscheidungen aus dem Menschenkörper oder Menschenhaare, Nägel etc. eventuell in Verbindung mit tierischen Stoffen, eine Rolle spielen, die Akkumulierung magnetischer Kraft zu erleichtern.

Diese magnetische Kraft wähnen sie dann auf bestimmte Objekte übertragen zu können zur materiellen Güterförderung.

Etwa nach Analogie der drahtlosen Telegraphie, um es zu veranschaulichen, sollen magnetische Wellen entsendet werden.

Freilich nicht in das Blitzblaue, sondern auf ganz genau bestimmte Realien.

Bei einem Liebezauber greift die Vorstellung Platz, daß man durch Konzentrierung der Gedanken auf ein bestimmtes Individuum und per medium gewisser, oft absonderlicher Bräuche die „Zuneigung“ jenes bestimmten Individuums erwerben könne.

Die Zuneigung soll also nichts anderes sein, als gleichsam ein Eindringen magnetischer Ströme in die Magnetsphäre des betreffenden Individuums. Die Magnetsphäre von, sagen wir B, soll durch Magnetströme des A irritiert werden und erst dadurch Ausgleich finden, indem B dem A adhaerirt.

Im Frühjahr soll der Mensch am magnetischsten sein! Die Anhänger der Magnetlehre glauben einen Beweis hierfür in dem Umstand mitsuchen zu können, daß im Frühjahr bei den Frühgewittern der Mensch am leichtesten und schwersten von Blitzschlägen getroffen wird oder angeblich getroffen worden ist.

An einer bezüglichen Statistik dürfte es wohl fehlen, um solche Schlüsse ziehen zu können.

In den Wust der Anschauungen tiefer einzudringen, müssen wir uns vorläufig noch versagen, weil das große Kapitel Fruchtbarkeitzauber noch zu dürftigen Inhalts ist.

Zum Thema Fruchtbarkeitzauber möchten wir die Aufmerksamkeit der Folkloristen und Kulturhistoriker immer und immer wieder auf Frühlinggebräuche hinweisen.

Manch derbgrober Brauch wird uns, betrachtet als „Fruchtbarkeitzauber“, tiefsinnig erscheinen, der uns ansonst lediglich grob vorkommt.

In das Gebiet des Fruchtbarkeitzaubers gehört das sogenannte Fuën. Karl Lynker erklärt bezüglich, das Fuën sei ein durch die ganze Grafschaft Schaumburg verbreiteter Fastnachtgebrauch, wovon die Bauern selber sagen, daß er wohl „ut den olen Heidentieden afstammen“ müsse.

Burschen und Knechte holen bezw. holten sich vor Fastnacht „Fuësträuche“ auch „Hülsen“ genannt. Das waren „Sträuche“ aus dem immergrünen Ilex aquifolium, Stecheiche, anderwärts auch Stechpalme genannt.

Am Fastnachtabend ziehen die jungen Männer mit diesen Stechzweigen durch das Dorf, dringen in die Häuser und schlagen

Frauen und Mädchen damit die Waden, sodaß oft Blut fließt. Dabei rufen die Männer:

> Fuë, fuë Faßlahmt (Fastenabend)
> Wenn du geeren geben wutt
> Schast du sau langen Flaß haben (Flachs).

Hierbei wurde gezeigt, wie groß bezw. lang der Flachs werden sollte.

Also hierin zeigt sich, daß das Fuën ein Fruchtbarkeitzauber war. Sind oder waren die Frauen tüchtig gefuët, so mußte Branntwein und Wurst aufgetragen werden.

Am zweiten Fastnachttage hatten die Mädchen das Recht des Fuëns, wobei die Männer nicht ohne blutige Hände davonkamen.

An mehreren Orten im Schaumburgischen peitschten sich Bursche und Mädchen am Fastnachtabend gegenseitig mit Ruten die Waden. Man nannte dies „Futteln".

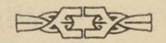
Nach Rechnungen im Schaumburgischen Gesamtarchiv zu Bückeburg werden Fudel- oder Futelgeld erwähnt.

1584, am 3. März zu Hausbergen: „Daselbst aus s. G. beuelich den Megten im Neuen haus, als sie s. G. Im Fastelobent steupen wollen" — $^1/_2$ Taler.

1585, am 23. Februar (Fastnacht war der 21. II) M. g. Hern zum Haus Berge bei s. G. Tungen gesandt, so die Megte zu Fudelgelde bekommen — 12 Groschen.

1586, am 14. II. „Daselbst den Megten zur Arnssburg, so m. g Here Ihnen zu Futelgeld geben." — 1 silbern Dicker.[1])

Solche Fustigationgebräuche verdienen auf das sorgfältigste gesammelt zu werden, um aus einer möglichst großen Fülle entsprechende Ableitungen machen zu können.



[1]) Siehe: Karl Lynker. Deutsche Sagen und Sitten in hessischen Gauen; Cassel und Göttingen II. Aufl. 1860 S. 236 Nr. 319, S. 237 Nr. 320.

# THE POELE (GROSS INSULT) AMONG THE MONO PEOPLE.

## (WESTERN SOLOMON ISLANDS.)

(With four pictures).

By GERALD CAMDEN WHEELER.

AMONG the Mono people, now settled in Mono, Alu, and Fauru in the Bougainville Strait, Western Solomon Islands, the term poele denotes an important form of social wrong-doing.

This term may be rendered in English by "gross insult"; but its nature is better seen, when its forms have been discussed; as a verb, poele = "to utter a poele against someone".

The general nature of the poele is this: if it is uttered against a person, this person and certain of his or her kinsfolk are thereby injured; in general there is a composition made through a payment by the utterer to the person against whom the poele was uttered and by the latter to his injured kinsfolk. Its peculiarity, therefore, is that, while the actual sufferer has to be compensated by the utterer, yet this same sufferer is put in the position of having injured certain of his own kinsfolk and has to compensate them, though he is not only innocent of any action against them, but further is himself injured by the very action which is made the grounds of his paying a penalty.

For our present purpose the main interest of the poele lies in the nature of its content, which is nearly always pornographical or scatographical.

The following are poele:

| Mono. | Equivalent. |
|---|---|
| taina sang batafa aiaiti eng. | Cum mulieris tuae stercore (de more) cois. |
| 'nkang aiaiti eng. | Cum matre tua (de more) cois. |
| fafineng aiaiti eng. | Cum sorore (or, fratre)[1]) (de more) cois. |
| aiaiti eng boo. | Cum porco (de more) cois. |
| aiaiti eng auau. | Cum cane (de more) cois. |
| apang konona golugolu eng. | Patris tui penem (de more) ēs. |
| fafineng oloa eng. | Cum sorore (fratre)[1]) (de more) cois. |

[1]) fafine denotes a woman or a man according as a man or woman is addressed

| Mono. | Equivalent. |
|---|---|
| aiaitiai emia. | alter cum altero (de more) coitis. |
| 'nkang taiena angan eng. | matris stercus (de more) es. |
| apang sumana galugalu em. | patris ossa (de more) dentibus molis. |
| fangaiti emia. | alter cum altero (de more) coitis. |

(Some others are given below).

The verbal poele may perhaps be taken as in form[1]) making an assertion of habitual or customary action about a person.

When a poele is uttered against either a man or a woman, this person (whom we may call the Sufferer) becomes what is called mai; and not only the Sufferer becomes mai but also certain of his kinsfolk.

The term mai seems to be equivalent to the English word "ashamed", with perhaps some element of the meanings "angry" and „afraid."

If a poele is uttered against a man, the following kinsfolk[2]) of his become mai:

the fafine, ifa, loa, piala, kai.

These terms (and those below), are to be read as in totemic or group kinship, which is wider than and includes blood-kinship (cp. my article in „Archiv für Religionwiss." Bd. XV): in terms of blood-kinship only, they denote in this case respectively "sister", "wife's brother", "father-in-law" (and „mother-in-law"), "daughter of mother's brother", "wife's sister" (and "brother's wife".)

If a poele is uttered against a woman, the following of her kindred become mai:

fafine, ifa, loa, piala, kai.

In blood kinship these denote (except for loa) corresponding persons of the opposite sex to those just given in the case of a man.

The effect of mai takes place, whether the utterer of a poele is a man or is a woman.

The term baulu is applied to the compensation which must be given to the Sufferer by the utterer of the poele; this said Sufferer has furthermore to pay compensation (baulu) to each of his or her kindred in the lists above given.

---

[1]) Their grammatical form is that of the Verbal Substantive denoting repeated or continuous action. — [2]) These terms, as in the case of a woman. are to be read as plural, denoting each a class.

But the reservation must be made that only such of these kindred as hear the poele uttered, have to receive baulu.

The poele: taina sang batafa aiaiti eng (see above) is a very serious one; the correspondingly serious one uttered against a woman is:

sang kanegaua hangaiti emia = "tu maritusque tuus alter cum altero (de more) coitis".

*
* *

The following phrases are also poele:

| Mono. | Equivalent. |
|---|---|
| uting sasole<br>uting solei<br>uting kono | penem tuum (intra mulieris cunnum) fricas. |
| uting dreapa | penis tuus longus est. |
| drosong tatagu | penis tuus praecisus est. |
| aulang kanegana | testis tuus magnus est. |
| uting kanegana | penis tuus magnus est. |
| taina sam batafa | mulieris tuae stercus. |

*
* *

*The poele: uting sasole can be conveyed without words, being used by rubbing the index-finger of one hand, between the thumb and index-finger of the other.*

*
* *

A noteworthy development of the poele is its use as a taboo in the following way.

Half an empty coconut shell (kokai) may be set up on a stick over the object (as, a wild bird's eggs) or tied round the tree which it is wished to taboo; this taboo-mark is called a sefe.

The owner of the object to be tabooed says on putting up the sefe:

| Mono. | Equivalent. |
|---|---|
| sagu beampeu tiong abu<br>enagalo. enagaganama<br>enagalo kokai ga enaaiti. | No man shall take my property:<br>if he comes and takes it,<br>cum calyce coibit. |

Or,

| | |
|---|---|
| sagu beampeu tiong<br>angenasio kokai ga enaaiti. | The man who steals my property<br>cum calyce coibit. |

In these expressions we have poele which are so to speak conditional or stored up;[1]) they stop the stealing of the property through the thief thereby calling on himself a poele, for which he has to give compensation (baulu) to certain kinsfolk, as set forth above; he also, however, has to give a fine to the owner of the property, that is the layer of the conditional poele.

The following further examples of the poele are worthy of notice. The term tau when applied by a man to a woman, denotes "leman" or "mistress": if a man speaks of his having a mistress he utters a poele against himself; so if he speak to, or of, some one as having a mistress.

If I say: mafa elea batafa faitau egu (= "I have a woman as my mistress") I am said to uligu poele (= "utter a poele against myself") and I have to compensate certain of my kinsfolk who are mai.

Here we see the poele-concept as a keeper of social decorum.

So, some years ago, a certain European traveller was nearly killed by an Alu chief for speaking to him too intimately of his (the chief's) marital relations: it was a poele.

Many years ago one Captain Wood was killed by a chief in Mono for laughing at his nakedness (W. vidit principis penem irrisitque.) : he had committed a poele.

*
* *

The term for adultery (any man, but the woman must be a married one) is sigala: the sigala is looked on as a poele committed by each of the offending pair. It would seem that sometimes it led to the man being killed; but he could escape by paying baulu. The woman also must pay baulu. These baulu have to be paid to certain classes of (totemic) kinsfolk in each case, who are mai (the term already used in connection with a poele.)

Furthermore a married woman's name must not be mentioned in connection with sigala, even as a suppositous case: to do so is a poele.

On one occasion, Mule, who was my interpreter, seized a canoe belonging to Sisio and his wife Laisa, Laisa being Mule's

---

[1]) They are analogous in this respect to the "conditional curse" in Morocco as described by Dr Ed Westermarck, to whom I first owed this conception.

sister: he did this because Sisio, his brother-in-law, had committed adultery, and Mule could not get compensation.

The canoe was a tapong baulu (= "Substitute for baulu") and was restored after Sisio paid Mule kekeve (beads) as a baulu (compensation).

Notes to Illustrations.

1. Bitiai (left) and Samala, both living in Alu. Bitiai is the blind son of the former great chief "Big" Gorai; from him I had nearly all my texts. Samala was bought as a child from Buim (South Bougainville) and comes from the mountains; he perhaps has a strain of pigmy blood. He was Bitiai's attendant and led him about. The house is not a true Alu house. Photograph by Dr. R. Thurnwald.

2. Baoi (left) and Binigi, both of FALETA in Alu. Baoi was the great authority on Mono-Alu culture; in his younger days renowned as a warrior. Binigi belonged to the Old Alu people; his father and mother were allowed to remain at the time of the conquest of Alu by the Mono people. (The house is not a true Alu house). Photograph by Dr. R. Thurnwald.

3. "Johnny" Gorai (right) and (probably) a Buim man. Gorai is the son of „Big" Gorai; and is chief of Aleang in Alu. He is wearing a shell arm-ring (gorau). Photograph by Dr. R. Thurnwald.

4. Lui, a Buim girl living in Mono. She is wearing three gorau. Was probably bought as a child from Buim. Photograph by Dr. R. Thurnwald.

---

## Beiträge zur Hand- und Finger-Symbolik und Erotik.

Von Dr. Aigremont.

Betrachten wir zuerst die Worte „Finger", „Daumen", „Hand" und ihre Ableitungen. Erstens das Wort „Finger": ganz deutlich steckt in diesem Wort die Wurzel von fangen; „Finger" ist mit einem reduplizierten „fieng", „fingen" zusammenzustellen vgl. lat. pangere, compingere. Man könnte also die Finger den Fängen (Raubvogelfängen) gleichsetzen. Sie sind also die Menschenfänge, die Finger sind die Werkzeuge des Fangens, Fassens, Packens. Dieser Begriff ist also der primäre, der (wenigstens in unserer Sprache) diesen hochwichtigen Menschengliedern

zu Grunde liegt. — Nebenbei sei bemerkt, daß das lat. digitus (= Finger) = ital. dito, span. dedo, französ. doigt keineswegs irgend eine Beziehung zu unserem „Finger“ hat; im Gegenteil, es entspricht unserer „Zehe“ (ahd. zëha, ags. âh).

Zweitens das Wort „Daume“, „Daumen“, die Bezeichnung für den stärksten und wichtigsten aller Finger. Nur dieser hat einen eigenen besonderen Namen erhalten, die übrigen Finger werden ja durch Zusammensetzungen mit dem Worte Finger bezeichnet (Zeigefinger, Mittelfinger, Goldfinger, Kleiner Finger). Man betrachtete ihn also in abgesonderter Stellung, ja als etwas anderes als einen „Finger“. Die Bezeichnung „Daumen“ ist doch wohl von dûhjahn, diuhen = premere = drücken, pressen abzuleiten, also das Glied (der Finger), das drückt, preßt, um etwas festzuhalten, das gepackt ist. Also der Sinn auch dieses Wortes „Daumen“ ist dem des vorigen („Finger“) verwandt! — Beiläufig: das Wort pollex (Französ. pouce, Poln. palec, Finnisch peukalo) leitet sich von pollere = stark sein, vermögen ab, heißt also „der Starke“, „der Mächtige“, deutet auf die Stärke dieses stärksten Fingers, ähnlich der griechischen Bezeichnung für den Daumen ἀντίχειρ = Gegenhand, d. h. der Daumen hat so viel Kraft wie die anderen ihm gegenüber stehenden vier Finger. Übrigens bezeichnet pollex auch die große Fußzehe, also hier ebenfalls ein Vergleich bezw. Gleichstellung der Finger mit den Zehen, wie oben digitus = Zehe.

Drittens das Wort „Hand“ (got. handus). Auch dieses führt auf den Begriff des Fassens, Greifens zurück. Das althochd. hunda, mhd. hunde entspricht dem lat. captura = Fang, Beute, Raub. Im Begriff „Hand“ sind die „Finger“ mit eingeschlossen. Wie die Finger, so packt, greift, faßt auch die Hand.

Also alle drei Worte: Finger, Daumen, Hand bergen ein und dieselbe Grundbedeutung in sich, es sind Organe zum Fassen, Greifen, Packen. — Tasten wir uns von dieser Grundbedeutung weiter vorwärts. Was ich ergreife, packe, fasse, das halte ich, habe ich, besitze ich, das ist in meiner Macht. Wir kommen also zunächst auf Hand, Daumen, Finger als Symbole des Besitzes, der Macht. Diese Ideenverbindung ist wohl in den primitiven und gesetzlosen, kriegerischen und räuberischen Urzeiten die natürliche und daher die erste gewesen.

Sobald die Kultur aber emporstieg, stärker und immer stärker, haben auch Finger, Daumen und Hand die andere große symbolische Bedeutung erhalten, nämlich die der Arbeit, des Schaffens,

der Kunstfertigkeit, ja des Erzeugens und des Gebärens. Diese letzten Ideenassoziationen werden in den Mysterien, Geheimkulten, in der religiösen Symbolik der Antike zur vollen Entwicklung gelangen.

* * *

Zunächst die Hand als Symbol des Besitzes, der Macht. Diese ganz natürliche Symbolik ist nicht bloß den deutschen, den arischen Völkern, auch den semitischen und anderen Kulturvölkern, auch den wilden Völkern eigen. Sie ist also mit einem Wort als eine allgemein menschliche zu bezeichnen. —

In semitischen Sprachen bedeutet die Hand (= jad) auch die „Macht“, den „Schutz“. Die höchste Hand heißt die oberste Gewalt, und die allmächtige Gottes-Hand ist das Symbol höchster Macht wie sichersten Schutzes. Babylon heißt in der mystischen Sprache der alten Babylonier „die Stadt der Hand von Anu“ (= Himmel), also die Stadt von der höchsten Macht des Himmels beschützt. Und ebenso beschützt Jahve sein Volk mit mächtiger Hand, er streckt seinen Arm darüber aus. Und wir lesen die Wendungen: die Hand (wie einen schirmenden Schild) über Jemandem halten oder die Hand von Jemandem abziehen (ihn nicht mehr beschützen), und aus den Psalmen (Psalm 91, 12) ist das Bild „Jemanden auf den Händen tragen“ = in Schutz und Macht nehmen, behüten in unser deutsches Sprachgut gekommen. Mannigfache alte Abbildungen zeigen uns diese schützende Hand Gottes, das Symbol der höchsten Macht, das sich aus den Wolken reckt. Wir sehen sie in den Gesängen der Hebräer wie auf unseren christlichen Kirchentüren oder religiösen Gemälden. Wir sehen sie auf mittelalterlichen Gedenkmünzen, in den Wappen der Geschlechter und in sonstigen Darstellungen. — Ein altbabylonischer Cylinder zeigt eine Riesenhand, die sich auf einem Untersetzer erhebt, Menschen in anbetender Stellung sind um sie versammelt; es ist die Gottesmacht, vor der sie sich beugen. — Die Hand als Symbol des Fürsten, des Herrschers und seiner Macht wurde auch das Zeichen seiner Münzgerechtigkeit. So findet sie sich auf alten Hellern und Kreuzern, den „Händelspfennigen“, „Händleins Hellern“. — Wie die Hand als solches Machtsymbol zum Amulet, zum Talisman, zum übernatürlichen Abwehrmittel gegen Menschen und Dämonen, gegen Unglück und bösen Blick, gegen Feinde und Zauberer bei unzähligen Völkern wird, werden wir nachher sehen.

Zunächst wollen wir mit dieser Hand-Symbolik der Macht noch die des Segens verbinden. Wer die Macht hat, segnet; der Machtlose kann keinen Segen spenden, gleichviel, ob die Macht materieller oder ideeller Art ist. So wird die ausgestreckte mächtige Gotteshand zum Symbol des höchsten Segens, der höchsten Gnade. Die Priester ahmen sie nach, wenn sie die ausgestreckte Hand über die knieende Gemeinde recken oder diese Hand auf den Scheitel des sich Beugenden legen. Dieser Segen spendet Glück, auch Gesundheit. Durch Auflegen der Hände heilte man Krankheiten: die Macht des Segnenden ging durch die Hände auf den Gesegneten über. Die Vorstellung ist im Neuen Testament ganz allgemein. Ein paar Beispiele seien erwähnt: Marcus 7, 32 bringt das Volk einen Taubstummen zu Jesus und bittet ihn, daß er die Hand auf ihn lege; Marcus 8, 25 heilt Jesus einen Blinden, indem er die Hand auf seine Augen legt. Apostelgeschichte 19, 11 wirkt Gott nicht geringe Taten durch die Hände Pauli. — Diese Vorstellung pflanzte sich fort in der Weihe und Einsegnung der Bischöfe usw., auf ihr basierte der Reliquienkult, den man den Händen und Fingern der Heiligen angedeihen ließ. Sie tritt ebenfalls zu Tage in der Hände-Heilkraft, die man den Königen von Frankreich und von England zuschrieb. Freilich haben sich hier altmythologische Elemente eingemischt, solche vom heilenden Wodanfinger. Wodan, der oberste Zaubervater und Heilkundige, der als Sonnengott die Nachtalben verscheucht, hat seinen Nachkommen, den fränkischen und englischen Königen (deren Geschlecht sich ja von ihm ableitete), die Könighand, die Kropf und Skrofeln heilte, übermacht. — Man glaubte, daß eine übernatürliche Kraft von den Händen auf andere überginge, so wird ganz offen von der δύναμις gesprochen, die von Christi Hand ausging. Die Hand ist also die Leiterin, ja wohl auch das Behältnis der aufgespeicherten Macht des Segnenden und Heilenden. Und wie die Urchristen erzählten auch die Hellenen von solchen Heilungwundern durch die Hand. Hand- und Finger-Reliquien spielten aus diesem Grunde (später werden wir noch einen zweiten, verwandten erkennen) eine große Rolle. Finger von Heiligen wurden in Gold und Silber gefaßt und den Gläubigen zum Kusse gereicht Die Stelle, wo der Nemäische Löwe den Finger des Herakles abgebissen hatte, wurde durch einen steinernen Löwen bezeichnet und galt als heilig. Ein großer steinerner Finger bezeichnete den Ort, wo der Finger, den der rasende Orest sich

abgebissen hatte, begraben lag. Auch er galt heilig und wurde angebetet. Solche Orte galten als unverletzlich, in ihnen geschahen Wunder. Möglich, daß hier die zweite verwandte Vorstellung, die des Schaffens, Zeugens und der Fruchtbarkeit des Fingers bereits mit hineinspielt.

Übrigens findet sich noch eine andere Geste des Segnens in der abendländischen Kirche: die drei ersten Finger sind ausgestreckt, die zwei letzten sind untergeschlagen (Eidesgeste = die drei Finger bedeuten die Dreieinigkeit). Diese Geste erscheint bereits auf einem Mosaik in Ravenna: Gott und die Engel machen sie. Ich selbst sah diese Geste der segnenden Hand Gottes, die sich aus den Wolken senkt, in einem Sandsteinrelief über einem alten vermauerten Eingang einer romanischen Kirche. — In der griechischen Kirche sind als Zeichen des Segens Zeige-, Mittel- und kleiner Finger erhoben, Daumen und Goldfinger sind gesenkt.

Da die Hand das Symbol der Macht ist, dient ihre Abbildung bezw. die ihrer Gesten natürlich als Amulet, Talisman, als Zaubergehänge und übernatürliches Schutzmittel gegen allerlei Böses und Übles, das man von Feinden, Gespenstern und Dämonen erfahren kann. Man kann diese Amulete entweder nach den Völkern, bei denen sie sich auffinden lassen, und diese sind ungeheuer viel, oder nach der Art ihrer Gestaltung ordnen. Über dies letztere will ich folgendes bemerken: man gestaltet die Hand als Horn, der Daumen und der kleine Finger werden ausgestreckt, alle übrigen Finger eingeschlagen (Calabrien); eine andere Gestalt des Hornes ist: Zeigefinger und kleiner Finger werden ausgestreckt (Süditalien); diese Geste findet sich bereits an den Statuen der indischen Göttin, siehe Elworthy, the evil eye (London 1895). Das fare la corne — corne bezeichnet im italienischen Argot auch das männliche Glied — ist, Geste wie Amulet, nie in Norditalien wie darüber hinaus volktümlich gewesen. Man hat wohl recht, sie auf Darstellungen des 17. Jahrhunderts in Zusammenhaug mit dem gehörnten Ehemann, Hahnrei zu bringen. Diese Amuletfigur aus Silber oder Korallen an Uhrketten findet sich nur selten bei uns, in Südtirol etwas häufiger, in Unteritalien ganz allgemein. —

Andere Handamuletformen sind: die Hand wird zur Faust geballt. Solche Form findet sich bereits in antiken Amuletketten (auch in Verbindung mit dem Phallus). Oder die Hand ist als Faust geballt mit eingeschlagenem Daumen, über diese Bedeutung siehe auch unter „Daumen“ (heute noch in Spanien, Irland

üblich) oder der Daumen ist unter die Finger zusammengelegt (Spanien, Italien, Bretagne). — Ferner: alle fünf Finger werden zur Abwehr ausgestreckt (Griechenland). Daumen und Zeigefinger allein werden ausgestreckt (Calabrien). Der Gebrauch dieser Geste ist sehr alt, er findet sich schon auf einem pompejanischen Bild in Neapel. Auf einem Mosaik zu Ravenna zeigt sich so die Hand Gottes aus den Wolken. St. Lucas macht diese Geste, um sich und seinen Stier gegen den bösen Blick zu schützen. Auch eine indische Gottheit hat bereits diese Handbewegung (im Museum von Taunton). Es sind uns mancherlei derartige Amulete überkommen. — Ferner: der Zeigefinger allein wird ausgestreckt oder die Spitzen von Daumen und Zeigefinger berühren sich. —

Vor allen anderen ist aber die Feige als Geste und Amulet (mano-fica) berühmt geworden. Über dieses am weitesten verbreitete als ältestes nachweisbare Handamulet sei nur weniges hier erwähnt. Ihre Form ist bekanntlich diese: man knickt den Daumen zwischen Zeige- und Mittelfinger der geballten Faust hindurch und schafft so ein Bild der vulva, in der als penis der Daumen steckt, oder vielleicht ein Bild der vulva allein! Der Name „Feige“ (σῦκον) bedeutet wie ficus (Feige) die vulva. Vergl. Aigremont, Volkerotik und Pflanzenwelt I, S. 76. — Dies Abbild hält man dem Feinde bezw. dem Dämon entgegen, denn das Geschlechtglied ist das kräftigste Abwehrmittel. Plutarch erklärt dies so, daß ein obszöner Anblick die Augen auf sich zöge und von dem bedrohten Gegenstande ablenke. Bei dem Vorzeigen des Obszönsten, des Geschlechtteiles, wird natürlich dies am kräftigsten erreicht. In der Tat haben wir eine Anzahl anderer obszöner Gesten aus dem Altertum überliefert erhalten (außer dem Entblößen der Geschlechtteile auch das der posteriora!), die offenbar dasselbe wie die „Feige“ bezwecken sollen: Abwehren, Abschrecken der Dämonen. — Das Feigenamulet ist uralt, schon bei den Altägyptern kommt es neben dem der fünf ausgestreckten Finger vor; es läßt sich im Alten Testament, bei den Griechen, Etruskern und Römern nachweisen. Die „Feige“ vererbte sich dann auf die romanischen Völker, so sagt der mittelalterliche Lateiner ficum oder ficam facere, der Italiener fare la fica, der Franzose faire la figue, der Spanier hazer la figa, der Portugiese dar huna figa, der Gascogner faire la figue oder la fique. Von den Romanen gelangten Geste und Amulet zu den Germanen und Slaven. Fremde Söldnerheere oder vielleicht schon deutsche Söldnerheere brachten beides aus Italien nach Deutschland und nach

dem Osten. So sagen die Deutschen: die Feige weisen, die Engländer to give the fig, die Böhmen ukazati fjk, die Polen pokażać figę usw. — Die „Feige“ galt als Amulet gegen Dämonen (so machten sie die alten Römer in der Geisterstunde gegen Gespenster), vor allem aber gegen den bösen Blick. Sie galt aber auch als obszön, als Zeichen tiefster Verachtung. Der Kaiser Caligula reichte seine Hand als „Feige“ dem Gardetribun Cassius Charea zum Handkuß hin. In Dantes Hölle (25, 1) weisen die Diebe beide Hände als Feigen geballt gegen Gott. Das Mittelalter verbot die Feige gegen Gott, Marien- und Heiligenbilder zu machen. Auch errichteten die Florentiner eine Statue, deren Hände die Feige gegen die besiegten Einwohner von Carmignano wiesen. — Die Amulete der Feige haben längst auch bei uns ihren Einzug gehalten. In Süddeutschland schenkt der Bursche eine Feige aus Silber oder Zinn seinem Mädchen. Das Mädchen schenkt ein silbernes Herz als Gegengabe. Der Bursche trägt das Herz an der Uhrkette, das Mädchen die Feige am Brustgeschnür (Z. für Volkkunde X, 448). Von den Romanen wird das Feigenamulet in den verschiedensten Formen und Kombinationen getragen. Die Manofica wird aus Gold, Silber, Blei, Kupfer, Bernstein, Elfenbein, Korallen hergestellt. Sie wird mit Mond, Schlüssel, Blume kombiniert; in alter Zeit sehr häufig mit dem phallus (Bronze von Herkulanum; Neapel). Die Frauen Sorrents tragen sie als eigentümliche Nadeln im Haare; die Kinder der Spanier und Basken an Ketten um den Hals und die Frauen und Mädchen Italiens tragen sie auf der Brust.

* * *

Wenden wir uns nun zu dem anderen großen Symbol der Hand: sie wird zum Symbol der Arbeit, des Schaffens, der Kunstfertigkeit, ja des Erzeugens, des Gebärens. In Metaphern und Sprichworten tritt der Zusammenhang zwischen Hand und Arbeit oft genug zutage: „Wir müssen alle arbeiten, die einen mit dem Verstand, die andern mit der Hand“. Man vergleiche Wendungen: „Hand an die Arbeit anlegen,“ „es geht leicht von der Hand,“ „Jemandem in die Hand arbeiten“, „alle Hände voll zu tun haben.“ — Ja, „Hand“ heißt soviel wie „Arbeit“. Man spricht vom „Brot seiner Hand (= Arbeit)“; man sagt: „er ernährt sich mit seiner Hand“, auch: „Sie ernährt sich von ihrer Hand, darauf sie zu sitzen pflegt (!)“.

Die Hand schafft die Erzeugnisse, sie ist die Künstlerin, die Bildnerin, sie ist der Sitz aller Kunstfertigkeit der Menschen wie der Götter. Darum wird die Hand zum Symbol der Naturarbeit erhoben, zum heiligen Symbol männlichen wie besonders weiblichen Götterwaltens und -schaffens. Die große Naturmutter erscheint als Webende, mag sie nun in den Mythen und Mysterien abgeblaßt als Heroine, als Harmonia, Penelope, Tanaquil auftreten oder als Aphrodite-Kybele oder gar als Parze; mögen ihre Attribute der Schleier, der Faden, die Spindel usw. sein. Die Hand der großen Naturmutter webt in den Tiefen der Erde wie des Weibes; sie verleiht hier allen Dingen wie dem entstehenden Menschen die Form, die Kunst, die Vollendung. Darum heißt Persephone die *χειρογονία*, die „Handgeborene“ und „aus der Hand gebärende“ und Demeter wird zur chthonischen *'Εκκεχειρία*. Dasselbe bedeutet Demeters *χειρόμακτρον*. Hera „Aphrodite“ wurde von den Müttern bei der Verlobung ihrer Töchter als *Ὑπερχειρία* (Paus. 3, 13, 6) angerufen, nicht bloß in dem gewöhnlichen Sinne der „Unterwürfigen“. Auch in Arachne, der bilderreichen Weberin, jener Lyderin, die im Wettkampf mit der hellenischen Athene zu Grunde geht, ist die handgewandte lydische Urmutter verborgen.[1]) —

Die Hand (= manus) steckt wohl auch in dem Namen Mania, der Mutter der Laren (falls dieser Name wirklich für die Mutter der Laren gebraucht wurde!). Und es heißen die mit Mania sich wieder vereinigenden Toten Manes. Der Name bedeutet „die Lichten“, „die Guten“: das altlateinische mānus (= bonus) und manus (= die Hand) haben einen inneren Zusammenhang.

So erschien auch die Hand, an der Wurzel abgeschnitten, auf Grabstelen. Ich schweige von den mannigfachen Darstellungen auf römischen Grabsteinen, jene zwei ausgestreckten, nach oben gerichteten Hände; es sind dies die Hände der Eltern, die ihr Kind, in der Jugend durch Zauber und böses Geschick dahingerafft, betrauern und ihre Hand nun wohl flehend und beschwörend zu dem allwissenden Sonnengotte emporheben. Auf anderen Steinen sollen diese Hände wohl auch als Amulete gegen Grabschänder und Grabräuber dienen, Angriffe und Beschädigungen abwehren von der Ruhestätte des Toten. — Ich erwähne vielmehr

[1]) Man vergleiche dazu die Abbildung einer mit verschiedenen Attributen reich geschmückten bronzenen, sehr gut gearbeiteten Hand von Bernhard (Haller, Helvetien unter den Römern II, 517) und eine gleichartige Hand im britischen Museum, Otto Keller, Die antike Tierwelt, Leipzig 1913, II 318. — Krauss.

die Votivhand einer Wöchnerin, aus den Ruinen von Aventicum, die sich als ein Gelübde für eine glückliche Entbindung erweist. Die vielen Attribute, die auf dieser Hand selbst angebracht sind, übrigens Produkte einer Religionmengung aus der römischen Kaiserzeit, zeigen sehr bestimmte Beziehungen zur Zeugung und Fruchtbarkeit. Hier offenbart sich die Hand als Symbol der Fruchtbarkeit, des Lebens, ja als das weibliche gebärende Prinzip. — Die Hand hat ja in der Tat bedeutende Beziehungen zum Akte des Gebärens. Zunächst roh genommen hilft die Hand der Gebärerin oder ihren Geburthelferinnen bei dem Akte des Gebärens nach. Aber die typische Geste der Geburthelferinnen oder der Geburthelfer in der Antike ist eine andere: ihre Hand legt sich mit der ausgebreiteten flachen Innenseite auf den Unterleib der Gebärenden. So zeigt uns der berühmte Marmortorso der knieend gebärenden Frau (Athen. Mitt. X, 1885) zwei kleine Jünglinge, je einen auf ihrer Seite. Der rechte Jüngling berührt den Leib der Gebärenden, legt die flache linke Hand auf den Unterleib der knieenden Frau, ganz dicht über das pudendum muliebre, das sehr deutlich markiert ist. Der andere Jüngling legt die Finger an den Mund (oder bläst die Flöte?), beides, um bösen, geburthindernden Zauber abzuwehren. Diese beiden Jünglinge sind offenbar geburthelfende Dämonen, die ja oft kleiner im Verhältnis zum Menschen gebildet werden. Die Frau ist ein irdisches Weib, eine Gebärende, welches die Marmorgruppe in der schweren Stunde gelobte und für die glückliche Geburt nachträglich den Dämonen schenkte, vielleicht ist es auch eine Darstellung der Geburtgöttin selbst. Die knieende Stellung bei der Geburt war ja bei den Alten beliebt wie noch heute bei vielen Völkern z. B. bei den Abessyniern, Georgiern, Armeniern, bei den Tartaren, Mongolen und Indern. — Auf einem etruskischen Spiegel ist die Geburt der Athena dargestellt: Eileithyia, die Geburtgöttin, (Thalna) legt ihre flache Hand auf den Leib des Zeus (Gerhard, Etruskische Spiegel I, 66). Ähnliches zeigt die rohe Terrakottendarstellung einer Gebärenden aus Cypern stammend im Louvre. Auch Priapus wurde geboren, als die eifersüchtige Hera mit ihrer Hand den Unterleib der Aphrodite berührte (Schol. Apoll. Rhod. I 932) und Lucina legte ihre Hand auf die Myrrha, als diese schwanger in einen Baum verwandelt war, da gebiert sie den Adonis. Ein alter Glaube, der von den Ärzten geteilt wurde: der Arzt Soranus (ed. Rose p. 238) rät, daß die Geburthelferinnen ihre Hände auf den Unterleib der Gebärenden legen sollen.

Wir haben Statuen von Göttinnen der Fruchtbarkeit, die mit der einen Hand auf den Busen, mit der andern auf ihren Unterleib als den Sitz der Fruchtbarkeit weisen, so sind uns altasiatische Ton- und Erzstatuetten, besonders altphönikische erhalten geblieben: also auch hier enge Beziehung der Hand zum pudendum muliebre. —

Aber wie die Hände die Geburt befördern, können sie diese auch verhindern. Man verschränkt die Finger und legt sie aufs Knie oder schlägt die Knie übereinander (cf. Plinius h. n. XXVIII 33: digitis pectinatim inter se implexis). Hera befahl der Eileithya, der Geburtgöttin, Herakles' Geburt zu verhindern und ihre Finger zu verschränken. Alkmene konnte so nicht gebären. Da greift ihre Dienerin zu einer List, sie bringt den Göttinnen die falsche Nachricht, Herakles sei eben geboren worden. Die Göttinnen erheben erschreckt die Hände, der Zauber ist gebrochen und sofort erfolgt Alkmenes Entbindung (Ovid Met. IX 298). Verschränkte Hände oder Finger sind geschlossen, gebunden, sie hindern das Entbinden. Es ist ein Aberglaube, daß bei Gebärenden, von denen sich die Frucht ablöst, alles aufgelöst sein muß, kein Knoten des Haares, der Schürze, des Rockes darf vorhanden sein, ebenso wie durch Knoten (Nestelknüpfen) der Mann impotent werden kann.

Der Dienst der Hand bei der Geburt, ihre Beziehung zur Geburt ist noch eine dritte, wie uns die Antike belehrt. Das gebärende Weib kauert oder kniet auf der Erde und greift mit den Händen in die Erde. Apoll. Rhod. I, 1129—1130 erzählt, die Nymphe Anchiale habe mit beiden Händen in die Erde gegriffen und habe so die idäischen Daktylen geboren. Beides, das Niederknieen auf die Erde und das Packen der Erde, bezweckt, sich mit den Unterirdischen in Verbindung zu setzen, daß das Leben, die Seele des Neugeborenen aus ihnen emporsteige. Die Unterirdischen spendeten das Leben, ja, das sah man tagtäglich in der Natur, wenn der Segen, die Früchte der Felder und Bäume aus der Tiefe entstiegen. Sie bargen auch das Leben der Menschen in sich, das Leben der Kinder, den Kindersegen. So heißt es ja im Volk- und Kinderglauben auch in unseren Gegenden, auch in Deutschland, daß die Kinder aus Felsen, aus Bäumen, aus Wasser kämen. So rieben sich die Frauen Athens, die Kinder haben wollten, an einem Felsen bei der Kalirrhoë und flehten zu den Moiren, ihnen gnädig zu sein. —

Das schaffende, lebenspendende Prinzip der Hände zeigt sich auch in der Sage von Deukalion und Pyrrha. Nachdem die Flut

die Erde entvölkert hatte, fragte das einzige übrig gebliebene Paar, Deukalion und Pyrrha, das Orakel der Themis um Rat, und die Göttin riet ihnen, um die einsame Erde wieder zu bevölkern, ihre Hände sollten die Gebeine der Mutter (Kieselsteine) hinter sich werfen. Gleichsam wie die Hand des Landmanns die Saat in den Schoß der Erde auswirft, so warfen ihre Hände die Saat der Menschen in den Schoß der Urmutter. Auch Zeus befahl seinen Ammen Staub zu nehmen und hinter sich zu werfen, aus diesem Staube entstand das Geschlecht der Daktylen (Ethym. mag. 465, 26).

Die Hand ist, wie gesagt, nicht bloß das Symbol des weiblichen Gebärens, auch des männlichen Zeugens, jedoch in geringerem Maße! Die Kunstfertigkeit, das künstlerische Gestalten und Bilden, das *πλάζζειν* ist eher der Urmutter eigen, weniger das männliche *ἐγείρειν*. Ich will jedoch erwähnen, daß Hermes als Bildner der *Εὐπάλαμυς* heißt, ebenso Eros (Orph. H. 57, 4); daß der große Centaur Chiron seinen Namen von der Hand *χείρ* empfing, also der „Bildner“ heißt, er ist der Lehrer und Bildner vieler Heroen gewesen. Andere Namen von Heroen und Helden sind *Παλαμάων*, *Πάλαμυς* und *Εὐπάλαμος* von *παλάμη* (palma) = Hand, flache Hand, insofern man mit ihr etwas faßt und verrichtet, daher auch Symbol der Kunst; ferner *Εὔχειρ* von *χείρ* = die Hand; und von dem lakonischen *μάρη* = Hand sind gebildet die Namen des *Εὔμαρος* und des *Ἀμφίμαρος*, Sohn des Poseidon (Paus. 9, 29, 6).

* * *

Die Bedeutung der Hand als Symbol der Macht, dann als Symbol des Schaffens, Bildens, Zeugens und Gebärens setzt sich auf die Finger fort. Und das war ganz natürlich: alle Macht der Hand und alle künstlerische Arbeit beruht auf der Gliederung und Gruppierung der Finger. Die Finger erhalten dieselbe Bedeutung wie die Hand. Sind sie doch in der Tat die lebendigsten, geschicktesten, tätigsten Glieder des ganzen menschlichen Körpers; lebt doch in ihnen das feinste Gefühl, so fein, daß sie bei den Blinden sogar den Gesichtsinn vertreten müssen. Sie arbeiten die künstlichsten Gebilde, sie dienen wie selbständige belebte Wesen. Es ist uralter Glaube vieler Völker, vor allem der Arier, in den Fingern gewisse selbständige beseelte Wesen zu sehen.

Schon die Antike betrachtete die Finger als kleine alpartige Geister. Daß sie Dämonen in ihnen sah, darauf deuten noch die

Sagen von den Daktylen und den Digitiern, die ihren Namen von den Fingern erhalten haben. — Der kleine Finger des Atys lebte nach dessen Tode fort; eine Vorstellung, die in das Gebiet der Däumlingsage führt (Arnobius adv. nat. V c. 7.) Die Idee der Zeugung- und Schaffenkraft der Finger liegt dieser wie anderen Mythen zu Grunde. Hellanicos erzählt, die Daktylen, diese Dämonen, hätten sich in der Idahöhle an Rheas Fingern festgehalten, ursprünglich hieß es offenbar, sie sind aus Rheas Fingern geboren worden, wie auch die Korybanten aus dem Eindruck der Finger hervorgingen. Auch daß die Paliker, die sikulischen Dämonen, aus den Fingern geboren seien, wollen einige behaupten.

Unsere jetzigen Völker personifizieren die Finger häufig: in Kinderliedern wie in Volkmärchen sind die Ausklänge der einstigen Dämonenvorstellungen deutlich noch erhalten. In Japan gilt der Daumen als der Vater, der kleine Finger als das Kind. In Siebenbürgen erzählt ein Märchen, daß einstmals die vier Finger gegen den Willen ihres ältesten Bruders, des Daumens, spazieren gingen. Sie kamen in große Gefahr, da rief der kleine Finger den großen Bruder, den Daumen, zu Hilfe, der kommt mit einer Keule herbei und errettet die Geschwister. Das Volk in der Bretagne spricht, daß der Fleißige zu jeder Zeit zehn Zwerge in seinem Dienste hätte. Daß auf den Daumen als personifizierten Däumling sich viele Sagen beziehen, ist bekannt, ebenso wie in Kinderreimen und Kinderspielen die Finger stets noch als Personen dargestellt erscheinen.

Ich setze nur zwei der bekanntesten Kinderreime hierher:

Das ist der Daumen, der schüttelt die Pflaumen,
Der liest sie auf,
Der ißt sie auf,
Der spricht: Warte, warte, ich werd's der Mutter sagen.

Oder: Der ist ins Wasser gefallen,
Der hat ihn herausgezogen,
Der hat ihn ins Haus getragen,
Der hat ihn ins Bett gelegt,
Und der Kleine hat's dem Vater und der Mutter gesagt.

In anderen Spielen personifizieren die Kinder den Zeigefinger der rechten und der linken Hand als Hänsel und Liesel. Die rechte Hand gilt stets als männlich, die linke dagegen als weiblich, so schon bei den Griechen! —

Den Daumenalp hielt offenbar die Volkvorstellung für den bedeutendsten: er konnte Gutes wie Böses wirken. Auf den Daumen als einen Alp geht noch heute der Brauch zurück, bei epileptischen Anfällen dem Kranken zuerst die Daumen aus der geschlossenen Hand zu lösen, um die Macht des bösen Geistes (des Alps) zu brechen. — Ferner die Wendung: „Für Jemanden den Daumen halten" = Jemandem helfen; man will den Daumenalp festhalten, daß er nicht störend eingreife. Der Römer sagt: pollicem premere = den Daumen drücken; man drückt den Daumen in die Finger und hält ihn so fest — Noch in manchen anderen Sprachwendungen zeigt sich deutlich die Vorstellung von dem Daumen als einem selbständigen Wesen, als kleinem Alp: „Der Daumen fällt Jemandem in die Hand" = der kleine Alp ist besiegt, er demütigt sich. — Oder „Jemandem den Daumen drehen" d. h. man will Jemandem schmeicheln, man streichelt und liebkost den Alp, daß er geneigt werde. — Ferner „Den Daumen rühren" = lügen; man hat den mutwilligen Alp nicht festgehalten, er treibt sein Wesen, wie er will. — „Man reckt den Daumen hoch", man gibt den Alp frei.

Der Daumen hat Macht, Gewalt, Herrschaft vor allen Fingern voraus. Im Daumen, heißt es, steckt die Kraft der Hand. Im germanischen Altertum galt er dem Wodan, dem Wunschgott selbst, heilig. Man sah in ihm einen Glückbringer und auch einen Propheten; in der lex Salica heißt er alathuma = Götterfinger. Daher hat der Daumen im germanischen Recht von allen Fingern die höchste Buße. Wilhelm der Eroberer setzte sie gleich der der halben Hand an. Übrigens galt schon bei den Hebräern das Abhauen des Daumens für hart und schimpflich (Richter 1, 6 und 1, 7). Mit dem Ringe am Daumen siegelte man im Mittelalter besonders wichtige Urkunden. — Die Macht und Gewalt des Daumens spiegelt sich in manchen Redewendungen wider: „Den Daumen auf etwas halten" = etwas in Gewalt behalten; „den Daumen will jeder haben" = jeder will herrschen; „unter dem Daumen jemandes sein" = in der Gewalt jemandes sich befinden; „in den Daumen jemandem fallen" = ihm in die Zügel fallen, um Gewalttätigkeiten zu verhindern; „den Daumen aufs Auge halten" deutet wohl auf die rohe mittelalterliche Sitte, dem besiegten Gegner das Auge auszudrücken. — Ja, der Daumen ist geradezu mit übernatürlichen Kräften begabt. Die Tropfen seines Blutes, auf das Haupt des schlafenden Gatten in der Hochzeitnacht geträufelt, halten diesen

treu (südungarische Zigeuner). Der Diebdaumen, den man also einem gehängten Dieb abgeschnitten hat, bringt zauberhaftes Glück (vgl. Daumen = Wodan, dem Wunschgott, heilig und Wodan, der Herr der Gehängten und der Diebe). Der Diebdaumen kann einen unsichtbar machen. Wer solchen Diebdaumen bei sich trägt, dem gelingt alles. Spieler trugen solche in Gold und Silber gefaßte Daumen bei sich, um so das Glück an sich zu ketten. Wirtleute steckten ihn in Wein und Bier, um die Gäste anzulocken. — Der Daumen ist auch ein mächtiges Schutzmittel gegen den bösen Blick. Im Talmud rät man folgendes dafür an: den Daumen der rechten Hand in die linke Hand stecken und den Daumen der linken in die rechte. Auf der Insel Noirmoutier legt man gegen den bösen Blick beide Daumen über Kreuz, ebenso in Poitou. In Rio de Janeiro trägt man dagegen roh aus Holz geschnitzte Daumen um den Hals.

Nächst dem Daumen ist es der kleine Finger, der die Fantasie des Volkes besonders anregte. Der kleine Finger erspäht alles Geheime, das klingt noch in den Kinderreimen nach; er ist auch ein Prophet (wie der Daumen). Er ist neugierig, wachsam, klug, er ist der Listige, der für alles Rat weiß. Auch der Zauberspuk hat sich besonders mit ihm abgegeben. Die südungarische Zigeunerin verwendet das Blut ihres linken kleinen Fingers mit anderen Zutaten, um die Liebe des geliebten Burschen zu gewinnen. Bei den moslimischen Wanderzigeunern gilt der kleine Finger der linken Hand als Sitz des Lebens und bei Männern auch als Sitz ihrer Potenz. Daher der Brauch, daß Verstorbenen dieser Finger geknickt und in die Hand gebunden wurde. Allgemeiner Brauch ist es, diesen kleinen Finger des toten Mannes zu durchstechen, um den Toten auch sexuell zu töten, daß er nachts seine Frau, die noch auf Erden lebt, nicht weiter belästige. Eine bosnische groteske Sage erzählt, daß man bei einem zu Saloniki gestorbenen Zigeuner diese Zeremonien vergaß; der Penis blieb bei diesem tätig und wuchs riesengroß und hob den Sargdeckel immer wieder empor, so oft man ihn auch niederdrückte, bis ein junges Mädchen die erwähnte Operation verrichtete.

Wir haben hier schon die Symbolik des Fingers mit dem Penis gestreift. Diese Symbolik findet sich bereits in der Antike. Der abgebissene Finger des Heracles war schon oben erwähnt. Pausanias 8, 34, 2 berichtet vom δακτύλου μνῆμα bei Megalopolis in Arkadien, dem offenbar eine sexuelle Bedeutung

inne wohnte. Der Finger ersetzte oft auf der Höhe des Grabmals den Phallus, der so oft auf Gräbern gefunden wird, selbst bei den Ainos auf Japan! Ein Phallus krönte das Alyattes-Denkmal in Lydien, wie Herodot erzählt; von neueren Reisenden ist dies bestätigt worden. In den irischen Crosses der Clou Mac Noise und Monasterboise sind die Finger in die Mitte des Kreises der Fruchtbarkeit gesetzt. — In unserem Sprachgebrauch heißt der Penis „der elfte Finger" oder „der steife Finger" (= penis erectus); im XI. und XII Jahrh. hieß er der Mannfinger (digitus virilis). Die Vorstellung digitus = penis ist bei modernen wie alten Völkern sehr gebräuchlich gewesen. In Volkrätseln wie in alten Volkschwänken wird der Finger mit dem Penis, der Ring mit der Vulva verglichen. Von einer Schwangeren sagt man, sie hat mit dem Daumen zu tun gehabt.

Zuletzt möge noch einiges Wenige über die Namen der fünf Finger, die Volk und Kinder ihnen gegeben, gesagt sein. Ein mittelalterlicher Reimvers nennt die Fünfe so: „doctor mercator stultusque maritus amator". In Westpreußen zählen die Kinder vom kleinen Finger ab:

„Der kleine Finger, der gold'ne Ringer, der lange Lux,
Der Butterlecker, der Läuschenknicker."

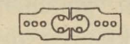
ebenso in Pommern: Kleinfinger, Goldfinger, Langleike,
Pöttkelicke, Luskeknicke. —

Der Zeigefinger, (ahd. = zeigari) wird also mercator (Kaufmann) genannt, als Butterlecker, Töpfchenlecker gescholten, auch als Suppenschlecker, Leckermäulchen bezeichnet, Namen, die wohl alle aus dem Kinderleben stammen.

Der Goldfinger heißt maritus (Ehemann), da er den Ehering trägt, daher auch Goldfinger; andere Bezeichnungen sind Ringfinger, Reiffinger, Herzfinger, Jungfernfinger (= Brautfinger!), alle auf das Braut- und Eheleben bezüglich. Als Sonnenfinger bezeichnet ihn die Chiromantie.

Am schlechtesten kommt der Mittelfinger fort. Man belegt ihn mit den ärgsten Worten. — Schon bei den Griechen und Römern hat er eine unanständige Bedeutung, er heißt daher „der schamlose Finger" (digitus impudicus, infamis, famosus) und „beschnittener Finger" (ohne Vorhaut, *λειποδερμις*). Wenn man Jemandem den Mittelfinger zeigte, so galt das für die größte Schmach, man sagte ihm dadurch, daß er sich wie ein Weib gebrauchen ließ, die Griechen nannten den Finger daher *καταπύγων* (= widernatür-

liche Unzucht treibend). Vermöge solcher Schamlosigkeit wurde dieser Finger wie das Geschlechtglied selbst ein Amulet gegen den bösen Blick: Persius überliefert die Sitte, daß besorgte Tanten und Großmütter die Stirne und Lippen der Kleinen mit dem digitus impudicus und etwas Speichel berührten, sie gegen den bösen Blick zu feien. Auch zu Heilungen wurde er benutzt: man heilte die Ligatur, indem man den Beschrieenen die mittleren Finger ausstrecken ließ. — Im althochdeutschen Sprachgebrauch heißt der Mittelfinger bereits „der A . . . finger“ [1]), da man sich mit ihm das Gesäß abwischte, in lateinischen Schriften „podex“, ferner heißt er „der geschändete Finger“, „der Schandfinger“, „der Schamfinger“, „der Juckfinger“, weil man sich in ano durch ihn kratzt, im heutigen Sprachgebrauch „der Polkfinger“ (so in Berlin), da er wollüstige Betastungen in der vulva macht (vgl. fingerln = an der vulva spielen, holländisch: vingerspeel). Er heißt auch „der Jud“, wohl aus Verachtung gegen die Juden, ferner „der Metzgerfinger“ und wegen seiner Länge: „Langmar“, „Langmeier“, „Langer Mann“, „Langer Hans“. Und da lange Leute (vgl. Riesen) im Volkglauben wenig Verstand haben, nennt ihn unser lateinischer Vers stultus (= Tor, Narr). Im Gegensatz dazu wird er auch „Spottfinger“, „Kobold“ genannt. Zuletzt wird er gar als „namenloser Finger“ bezeichnet. Und selbst die Chiromantie bedenkt unseren Finger mit dem üblen Namen „Saturnfinger“.



[1]) Das gewöhnliche Wort ist uns nimmer erlaubt auszudrucken, weil Prof. Bolte als Sachverständiger unter Eid vor der 12. Strafkammer des Kgl. Landgerichtes I in Berlin am 13. Juni 1913 eben dieses Wort als höchst unsittlich bezeichnete, worauf die Beiträge, in denen es vorkommt, der Konfiskation verfielen. Um den Beitrag Dr. Aigremonts vom gleichen Schicksal zu bewahren, helfen wir uns mit Punkten aus, an denen der Staatanwalt vielleicht doch keinen Anstoß nehmen wird. — Krauss.

## Großrussische erotische volkdichtung.

Von Edgar Spinkler.

### Zur einführung.

Am sommerabend auf dem dorfplatz, wo sich die burschen und mädchen bis zum jüngsten jahrgang zu gesang, tanz, schwatzen und schäkern einfinden, auf einer kneiperei, auf der langen fahrt einer fuhrenkarawane, zur zeit der mittagruh bei den hirten im felde, am abend nach beendigung der arbeit, wenn die leute in gruppen beisammensitzen, unter umständen auch während der arbeit, unter soldaten, — allda kann man diese poesie hören. Oder auch auf den sidēlki, sitzungen, zu denen während des herbstes und winters die mädchen mit einigen jungen weibern in irgend einem hause zusammenkommen, um zu nähen, zu stricken, zu schwatzen, zu singen, oder auch einander mit geschichten und rätseln zu unterhalten. Auch burschen finden sich ein und spenden den mädchen gewöhnlich süsses backwerk, konfekt oder auch branntwein. Halbwüchslinge, die eben in die zeit der geschlechtreife einzutreten beginnen und ein sehnen in allen gliedern fühlen, junge burschen, die sich unter den mädchen umschauen, männer, die die schnapsflasche oder die lange trennung vom weibe erhitzt, toben sich in diesen liedern aus. Aber auch das weib hat teil daran.

Die unter Nr. 1, 9, 11, 15, 16 angeführten lieder haben jedes eine eigne weise. Die lieder Nr. 2—8, 10—11, 13—14, 17—45, 48—53, 58 haben alle den gleichen rhythmus.[1]) Es ist der rhythmus des trepak, des volktanzes, der von männern und weibern allein, oder von beiden geschlechtern zusammen, aber auch von einer einzelnen person getanzt werden kann. Diese lieder singt man eigentlich nicht, sondern rezitiert sie; zum tanz rezitiert man aber nur die unter Nr. 18—45, 48—53, 58 genannten. Sie sind der stammelnde, schreiende, sinnlose, losgelassene ausdruck des

[1]) Wir müssen es uns vorläufig leider versagen, diese Texte mit den Übersetzungen abzudrucken, sonst fiele der Berliner Tugendbund Bolte, v. Luschan und R. Neuhaus im Verein mit dem Staatanwalte Dr. Heintzmann darüber her und der Band wäre ebenso verloren, wie der II. und IX., die von den genannten Herren der Vernichtung zugeführt wurden. Die wenigen Texte, die wir hier in der unbedingt wertvollen Einführung belassen, müssen noch ohne Verdeutschungen bleiben, ebenso einige Stellen, die die volktümliche Ausdruckweise wiedergeben. Die anderen Texte werden jedoch besonders gedruckt und gelegentlich einmal vom Herausgeber den Gelehrten unter geschlossenem Umschlag zur Verfügung gestellt. — Krauss.

erotischen superlativs. Die anderen, sehr viel längeren, manchmal sehr langen, kommen nie in ihrer ganzen länge als tanzbegleitung vor; höchstens greift man ein paar verse heraus und spricht sie. So wird auch der kehrreim von Nr. 14

raz, dva, trepaka!
čerez žopu jebaka!

verselbständigt.

Es scheint mir kein zufall, daß der rhythmus des tanzes, als der stärkste ausdruck erotischer erregung, auch die längeren lieder beherrscht. Die psychologie des aufgeregten animalischen rhythmus erfordert eine eigene untersuchung; hier sei nur auf diesen wichtigen faktor hingewiesen.

Im chor und von einzelnen, mit und ohne begleitung werden die lieder gesungen. Das instrument ist die balalajka oder harmonika; ist keins vorhanden, so trommeln die finger auf dem boden des blechernen wassereimers den tanz, oder es tun es auch drei holzlöffel. Deren einer ist zwischen daumen und zeigefinger genommen, der andere zwischen zeige- und mittelfinger. Die löffelrücken berühren einander; im takt schlägt sie die linke hand zusammen, mit dem dritten löffel streicht die rechte über die zwei ersten hin oder schlägt obenauf.

Ist in der versammlung nichts los, oder sind noch zu wenige da, so beginnt doch bald die gegenwart des weibes die männlichen anwesenden zu reizen und steigert das sich mann-fühlen auch beim knaben, und bald ertönt ein lied, wie es etwa Nr. 1 ist. Die neugier und das geheuchelte entsetzen der mädchen beschwingt die fantasie und reizt zu kühnerem. Lauter werden die stimmen, betonter die sinnlichen akzente des liedes, das hin und her der blicke, das gleichzeitige miterleben des gleichen gefühls durch eine menge, — das ergibt eine erlebnissumme für den einzelnen. . . . Plötzlich fällt die harmonika ein in den tanzrhythmus des trepak; der eben sänger war, hopst und stampft, duckt sich und schnellt in die höhe, wild klingt der schrille ton der harmonika dazwischen, der tänzer juchzt und schlägt sich den takt mit den worten der genannten lieder. Die starke gefühlswallung nimmt die form eines greifbar-plastischen sinnlosen vorgangs an:

A barynja-raskarjaka
umorila v pizdě raka
i skazala na burlaka,

burlak lazil načišom,
v pizdē raka ne našёl,
nēt ni titek ni grudej,
polna pizda šeludej.

In wenige worte gedrängt und stark atmend, mehr hervorgestoßen denn gesungen, löst sichs von der seele des einen, um die der andern auf den siedepunkt zu bringen. Schon wiegen sich die umstehenden in den knien, schon macht dieser und jener die gebärde der feige und zieht den Daumen hin und her, schon springt ein zweiter, dritter in den kreis und stampft und schreit:

Fentij, brentij,
huj Lavrentij,
sažu mažu,
pizdu glažu
huj droču
jeti hoču
u — uch! u! u!

Diese kurzen lieder oder auch einige verse anderer sind es, mit denen auch die überquellende kraft den burschen in die versammlung treten läßt; das sind auch die worte, mit denen ein halbwüchsling, dem die erste leise ahnung des geschlechtsmysteriums aufsteigt, auf den andern zutritt; mit diesen worten füllt unvermittelt ein mann eine gesprächspause; solche worte spricht er bei der arbeit vor sich hin. Auch Nr. 47 und 55 und die zweizeiler (vgl. band XI) hört man bei diesen gelegenheiten sprechen. Oder es spricht jemand einige worte von Nr. 57, scheinen ihn die andern zu beachten, so gibt er noch einige verse zum besten und sagt so das ganze her. Nur gesprochen, nie rhythmisch rezitiert wird Nr. 54 und 56. Diese zwei sind keine eigentliche volksschöpfung, sondern städtisches gut und von heimkehrenden soldaten ins dorf eingeschleppt.

Überwiegend die meisten lieder sind sinnlos, wollte man sie an dem praktisch möglichen messen, — sie sind der groteske ausdruck des kraftstrotzenden, nach auslösung stöhnenden urgefühls in der seele des sängers. Diese kraft — es ist dasselbe in anderer fassung — setzt sich um in die kühnheit der bilder, die ihrerseits die seele der hörer in gleiche wallung versetzen, und man könnte mit recht auch hier von der erhaltung der energie sprechen. Andere lieder, wie Nr. 22, 34, 37, 44, sind doppelt sinnlos, wollte man dazu noch einen zusammenhang vom anfang

bis zum ende in ihnen suchen. Sie sind nur eine kette von vorstellungen; diese drängen einander und schieben sich durcheinander. Denn das seelische erlebnis ist ein ganzes und gleichzeitig da, aber in worten kann es nur nach einander bald an diesem bald an jenem teil zum ausdruck kommen. Jeden augenblick sieht der sänger ein anderes bild, eine andere zusammensetzung der einzelnen elemente, das bewußtsein wird ungeheuer weit, die fantasie ungeheuer fruchtbar. So kommt es, daß man verse verbindet, die nur die brunst zusammenhält, kein verständiger sinn. Die improvisation hat hier ihren tummelplatz vor allem. Wie lose die verbindung ist, zeigt der umstand, daß man z. b. die zwei letzten verse von Nr. 44

zahotēla baba morkovi
rasčesala pizdu do krovi

auch allein rezitiert. Der zweite teil von Nr. 22 „trjani, tranji, trjanički . . .“ kommt ebenfalls selbständig vor. Die zusammensetzung ist also zufällig und kann wieder auseinanderfallen. Das gleiche mag der fall sein bei Nr. 33 von den worten an: „sidit barynja v karete . . .“, bei Nr. 34 von „hop, hop, hopcy“ an und bei Nr. 37 von „už ty dēduška morjak“ an, nur hab ich es zufällig nicht selbständig gehört. Vom selbständigen vorkommen des kehrreims in Nr. 14 „raz, dva, trepaka . . .“ sprach ich schon.

Aus dem gleichen grunde findet sich eine menge sinnloser worte in diesen liedern vor, wie: „a topy, topy, topy“ (Nr. 21, 22), „hop, hop, hopcy“ (Nr. 34), „fentij, brentij“ (Nr. 30), „čik, čik, po nosu“ (Nr. 18), „tritati . . .“ (Nr. 32), „čirdarda“ (zweizeiler 14) u. a. Sie sind nur produkte des seelischen rhythmus und des gefühls, nicht der denktätigkeit, und nur ihr klang und rhythmus ist notwendiger bestandteil dieser lieder.

Je nachdem, ob sich das gefühl in wenigen kurzen hieben auslösen kann oder lange vorhält, sind diese losen verse mehr oder weniger zahlreich. Das höchstmaß des gefühls, wo der ganze mensch aufgewühlt erscheint und sich durch schreien und springen luft schafft, ist naturgemäß von kurzer dauer. So rezitiert man denn auch lieder wie Nr. 2—6, 8, 13, 14, 17 nie zum tanz, wiewohl sie den tanzrhythmus haben. Auch sind sie nicht beim tanz geschaffen worden. Sie sind nur ein beweis, wie stark die fantasie beschäftigt wird auch ohne kulminationspunkt. Denn der primitive fühlt animalischer als der zivilisierte, er ist mehr ein triebhaftes wesen, denn

ein homo sapiens. Und ist sein fühlen und denken schon auf dem nullpunkt durchaus erotisch gefärbt (vgl. unten), so ist dies naturgemäß noch mehr der fall, sobald der wellenschlag der seele höher geht. Dann drängen sich nicht nur ganz verschiedene erotische vorstellungen vor seine seele, sondern die eine vorstellung läßt ihn nicht los, er entwickelt eine ungeheuer fruchtbare kaleidoskopische fantasie, die mannigfaltigsten stets wechselnden kombinationen treten da zutage. Was sieht er nicht alles für groteske folgen für die schwiegermutter, die der schwiegersohn notzüchtigt (Nr. 14), was in ähnlichen fällen in den liedern Nr. 3 und 15. Welch eine fülle der variation weisen die zweizeiler auf (vgl. zweiz. 7—20, 21—23, 24—29, 43—47), wie grotesk sind die spottverse (vergl. Nr. 51; zweizeiler 52, 57, 58, 61 u. a.) und die flüchtigen reime des täglichen gesprächs (vgl. s. 15ff.). Man kann das nicht endenwollende variiren desselben themas mit den studentischen wirtinversen vergleichen, die ebenfalls einem überquellenden seelenzustand und einer dadurch fruchtbar gewordenen fantasie ihr dasein verdanken. Nur ist dieser zustand eine vorübergehende erscheinung bei einem zivilisierten, ein zurückkehren vom geistigen zum animalischen. Beim primitiven ist das animalische vorherrschend.

Mit beginnender geschlechtsreife gärt sich in ihm die seele zu einem grundgefühl aus, das ihn nun nicht mehr verläßt, solange er zeugungkräftig ist, das all sein denken erotisch färbt und ihn unter erotischem gesichtwinkel alle mannigfaltigkeit des lebens anschauen läßt. Ist das männliche wesen dem weibe gegenüber sehend geworden, so verhält er sich gegen sie sein ganzes leben hindurch als ein wissender. Nie kann er ohne wissende gedanken mit einem weibe ruhig verkehren, — stets schiebt sich eine erotische vorstellung in seine gedanken, selten unterläßt er es, den unterschied des geschlechtes durch wort oder gebärde zu unterstreichen.

Ich erlebte es, wie ein weib, das den schmied, für den es wäsche wusch, fragte, wo soviel löcher in seinem hemde herkämen: „An der esse hab ichs mir verbrannt"; — „und den penis dabei auch!" setzte er gleich hinzu und die hand fuhr ihr zwischen die beine.

Einer hatte auf dem felde brot den schnitterinnen abzuschneiden. Er hielt dabei das messer mit der schneide gegen sich gekehrt, schnitt den laib von sich weg und fuhr dabei jedesmal mit dem messerstiel dem weibe zwischen die beine, das grade vor ihm stand. Kernige anspielungen unterblieben hierbei nicht.

Die weiber nennt der mann „hosenlose kompanie" (bezštannaja komanda);[1]) haben sie seinen zorn erregt, so betitelt er sie „iš vy kosopizdyja!"[2]); von dem monatlichen spricht er: „bei der fährt der händler mit roter ware heraus" (u neja krasnorjadec jēdet); ein kleines kind wird pizdënok (in der weibersprache farjënok, vergl. s. 29) genannt. Will der bauer einen aufdringlichen loswerden, so sagt er: „geh in den podex!" (nu tja v žópu), oder: nu tja k materi v pizdu, oder: nu tja k huju, oder: „hol dich der penis!" (huj s toboj; wörtlich: der penis sei mit dir), oder: „geh zur beschlafenen mutter!" (nu tja k jebeni materi). „Garnicht", „garnichts" heißt „nicht einmal einen penis" (ni huja). Seinen penis nennt er den „blinden Timotheus" (slēpoj Timoška). Das weib sieht er immer mit forschenden augen an, ob sie dem erotischen idealweib entspreche. Denn ein solches muß eher klein als hochgewachsen sein, dafür aber dick am ganzen körper, mit rundem gesicht, runder strotzender brust, mit einer pizda s korolkom, mit einer langen klitoris (sekel), vgl. s. 32, und dickem podex. Diesen muß sie während des beischlafs verdrehen und entgegen koitieren (podjebat), vgl. das lied Nr. 32, wo es heißt, es wäre kein genuß kleine mädchen zu beschlafen, das sie ja nicht podjebat könnten und erzählung Nr. 14. Auch beim manne schätzt man beleibtheit. Alle diese vorzüge preist man häufig laut an. Ich erlebte auch eine szene, wo die gutsherrin ein weib fragte, wer von den beiden herrschaftlichen jünglingen ihr besser gefiele; — „dieser", war die antwort, „der hat einen viel dickeren podex". Umgekehrt spottet man über hagere, langaufgeschossene. „Die ist so langstakig, hat sicher eine kleine vulva". Oder man glaubt zu wissen, daß die und die eine „kalte vulva" habe; oder man hat ihr sonst was vorzuwerfen: kislo bzdit, sie fistere sauer. Denn auch die animalischen verrichtungen spielen im denken und fühlen des bauern eine große rolle. Will der bauer etwa sagen, es lohne sich nicht das ding da aufzunehmen, so drückt ers aus: nastrat! nezamaj ležit! (kacke! mag's liegen!). Vgl. auch ähnliche animalische motive in den liedern Nr. 10, 11, 43, 52, in den reimen guberni . . . perni, Ivanyč — nasral na noč s. 16, das rätsel sranaj

---

[1]) oder „löchrige k." (dyrjavaja k.) — [2]) Das ist ein gemeinslavischer Ausdruck und mit ihm die Wendung. Prof. Bolte als Sachverständiger unter Eid führte ihn in der Gerichtverhandlung am 14. Juni 1913 (zu Berlin) aus der Überschrift eines serbischen Textes der Sammlung Dr. Trgjićs im II. B. der Anthropophyteia als einen Beweis meiner Unsittlichkeit an und beanstandete als höchst unmoralisch die genaue Verdeutschung. So überzeugte er das Gericht von meiner Schändlichkeit. Um Ruhe vor ihm zu haben, muß hier die Verdeutschung wegbleiben. Krauss.

s. 23, das wortspiel za serju zaserju s. 22 und die erzählungen Nr. 2, 3, 4, 5.

Wieweit das erotische ein grundgefühl in der seele des primitiven russischen bauern ist, erhellt auch aus folgenden redearten, die sich auch sonst bei den übrigen slaven findet: „jëb tvoju mat“, (beschlafe deine mutter) mit variationen wie „jeti tvoju mat“, „jebut t. m., jebena mat,“ „mat tvoju perejëb“ (zu beschlafen, man beschläft, beschlafene mutter, überkoitiert deine mutter), und häufig mit zusätzen „dušu“ (in die seele), „v prorvu“ (in den durchbruch) und unzähligen anderen. Diese redensart ersetzt dem bauern jede andere, will er seinen gefühlen den stärksten ausdruck verleihen. Je nach dem ton seiner stimme und seinem mienenspiel kann die redeart zorn, haß, erstaunen, schrecken, ein belustigtsein, freude usw. ausdrücken. „Ein prachtweib, jeti jeja mat!“ lobt er zum beispiel eine schöne. Überall, wo er sich nicht anders zu helfen weiß, sagt ihm dieser ausdruck alles. Bezeichnend ist folgende begebenheit. Ein soldat hat sich ein feuerwerk angesehen; in der Kaserne fragt ihn ein kamerad nach seinen erlebnissen aus . . . . „Was! ein feuerwerk hast du gesehn? — was ist das?“ — „Du weißt nicht, was ein feuerwerk ist? . . . hm . . . sieh mal, das ist so: du stehst da und guckst und guckst, — es ist nichts. Und dann auf einmal! jebjóóóna maaat'!“ Der andere staunt; er hat verstanden: es muß was rares gewesen sein. Das genügt ihm: er erfaßt das erlebnis des erzählers, auf das „was“ kommts ihm nicht an.[1])

Dieser ausdruck ist des bauern tägliches brot. Und mit welcher zartheit kann er diese worte zuweilen sprechen! Es fehlt ihm etwas, wenn er sie nicht hört. Ich sah, wie der gutherr einem bauern etwas auftrug, — der rührte sich nicht vom fleck und glotzte nur jenen an . . . „Jeb tvoju mat!“ — und es breitete sich ein befriedigtes lächeln des behagens über dessen gesicht: „nun hast du das russisch gesagt, herr,“ so kommt es aus seinem munde und damit geht er.

„Was ist das für ein ding?“ wird im munde des bauern meist zu „was ist das für ein peniszeug (penisding)?“ (čto eto za hujëvina?). Ist er fassunglos vor erstaunen, so kann ihm ein langgezogenes „huuuj“ (peeeenis) entfahren; für „klemmen“, „stibitzen“ hat er neben anderen die ausdrücke „spizdit“ (entvulvieren),

[1]) Das ist allgemein slavische Ausdruckweise. Krauss.

„smandit“ (entvulven); „du spitzbube!“ drückt er aus durch: „iš ty huj!“ (sieh mal du penis!), zuweilen gar: „iš ty huj hollandsky!“ (sieh mal, du holländischer penis!) Für „jemand eins herunterhauen“ braucht der bauer „ebanut“, wörtlich „jemandem eins futuieren“; „werden wir nicht einen rüffel kriegen?“ heißt „wird man uns nicht verkoitieren?“ (a nas ne zaebut?). Von einem, der sein letztes verzehrt, sagt der bauer, „der ißt den rest vom letzten penis“ (poslēdnij huj doēdajet). Wünscht er einem andern was gutes, so sagt er wohl „einen penis bis zum knie“ (kljap po kolēnce). Ein kläglicher gesang stimmt ihn zu dem vergleich: „es klingt, als zöge man einen bettler am penis“ (budto niščago za huj tjanut).

Das erotische durchtränkt so sehr sein ganzes sein, daß sein ganzer assoziationmechanismus überwiegend in dieser richtung arbeitet. Jedes ding, jeder vorgang mit auch nur entfernter ähnlichkeit ruft in ihm ein erotisches bild oder wort wach. „Das ist noch ein unreifer bengel“ sagt der bauer so: „der trägt noch den penis in den lappen.“

Die abweisung „mal dir was!“ heißt „huj sobačij!“ (hundepenis). Ein kräftiger strahl beim wasserlassen veranlaßt ihn erotisch zu empfinden und „zapuzyrivaj!“ (wörtlich: hinter die blase langen) auszurufen. Der anblick eines mädchens entlockt ihm den ruf: „zadut by jej“! (der mal einsetzen!). Von einem der ein weib beschläft, sagt der bauer „gorošinu nabivajet“ (der läßt eine erbse schwellen, wörtlich: er stopft eine erbse aus). Von einem hahnrei sagt er mit bezug auf dessen uneheliches kind: „wes ochs auch gesprungen sein mag, das kalb ist sein.“ (čej byk ni prygal telēnok ego). „Onanieren“ heißt beim bauern „faustmanns töchterlein koitieren“ (kulačihinu dunjku jeti). Hat einer mit der mütze auf dem kopfe ein weib beschlafen, so witzelt der bauer (und einiger glaube ist auch mit dabei): „das gibt einen sohn.“ Die mordvinenfrauen stehen beim russischen bauer in dem ruf, quergerichtete . . . . . zu haben; „poperēšnyja“ nennt er diese weiber, vgl. den zweizeiler 65. Spatzen und hechte bewirken nach der meinung des bauern eine erektion (s nich huj vstajót).

Die gedanken des bauern nehmen häufig die reimform an, auch wenn er sachlich spricht; ein gebiet für sich, und zwar ein weites, nimmt der erotische reim ein. Kaum ein belangloses wort bleibt ohne solchen reimzusatz. Das so gefundene erotische wort steht natürlich in gar keiner logischen beziehung zum anderen. Anerkannter und bewunderter meister ist auf diesem gebiet vor

allem der krasnobaj, der komiker und schönredner des dorfes; aber auch nur meister, denn mehr oder weniger gut kann es ein jeder. Der vorrat des krasnobaj ist unerschöpflich und eine improvisation jagt die andere, eine grotesker als die andere, wenn er in zug kommt. Und seine improvisationen werden häufg allgemeines gut.

Fragt jemand einen andern: „ty kakoj guberni?“ (aus welchem gouvernement bist du?), so setzt der krasnobaj sofort zwischen frage und antwort hinzu: „sjad nāhuj da perni“ (setz dich auf den penis und laß einen wind). Hört er den familiennamen, „Seredavin“, so erfolgt prompt der zusatz: „ljažem — zadavim“ (legen wir uns drauf, so drücken wir sie tot). Hört er den namen „Vasilij Ivanyč“, so ist „nasral nà noč“ (kackte zur nacht) sein beitrag dazu. Wird die meinung ausgesprochen, es wäre „grēh“, (sünde), so ist seine weisheit:

nu, grēh!
my grēh-to sgrebli,
tri nedēli jebli,
on u nas i ubēžal.

(was, sünde! die sünde haben wir zusammengeharkt und drei wochen lang sie beschlafen, da ist sie uns entlaufen.) Fällt in der unterhaltung das wort „pop“, so ist unfehlbar „kobylu jëb“ seine beisteuer (er hat die stute koitiert). Das wort „kukuruza“ (mais) begleitet er mit „pizda kurguza“ (kurzschösige . . . . .). Spricht ein weib von der mittagbereitung „uchu varila“ (habe fischsuppe gekocht), so kann sie gleich hören: „tri huja kormila“ (drei penes gefüttert). Den gruß eines andern an sein weib richtet der krasnobaj so aus: „klanitsja tebē hozjain; v ručki i v nožki i v serëdku nemnožko“ (dein mann beugt sich dir in die hände, die füße, und auch etwas in die mitte; klanitsja kann ausser „grüßen“ auch sich beugen bedeuten). Seine drohung kleidet er in die worte: „ja te golovu srēžu, dušu vynu, huj zadvinu“ (ich schneide dir den kopf ab, nehme dir die seele heraus und schiebe dir den penis hinein). Unterbricht ihn jemand, so wird dieser zurechtgewiesen durch die worte: „a ty molči! kto s perebivom, tomu kljap s perevivom“ (schweig! wer unterbricht, einen umwickelten penis kriegt), worauf der zurechtgewiesene eventuell entgegnet: „mnē molčat a tebē v govnē torčat!“ (ich soll schweigen und du in den menschenkot steigen). Erfährt ein krasnobaj den tod eines bekannten, so schlägt er ein kreuz mit den worten: „carstvo jemu

nebesnoje, osinovyj kol v žopu!“ (gott gebe ihm die himmlische seligkeit und einen espenpfahl in den podex. [1]) Ein gutherziges weib schenkt einem krasnobaj einen topf milch. Nachdem er sie ausgelöffelt, bekreuzigt er sich mit improvisiertem gebet: „slava te, gospodi, tvoritelju světu, a kto moloko dal, tomu ni hujà nětu!“ (preis sei dir herr, schöpfer der welt, doch wer die milch gab, nicht mal ’n penis erhält). Auf etwaige bemerkungen, er treibe es wie ein herr in seinem kleiderstaat, hat er die erwiderung: ved vo mně tože 12 zolotnikov dvorjanskoj krovi, i mně hočetsja hodit vo frakě, dvě pugovicy na srakě. (ich habe ja doch auch 12 unzen adligen blutes in mir, da will ich denn auch gehn im frack, zwei knöpfe überm podex). Sagt jemand vot i vyšlo! (das käme davon), — huj da dyšlo ist gleich der zusatz (penis und deichsel). Heißt einer Jul (Julius) Fëdoryč, so wird er natürlich huj Fëdoryč genannt. Antworten die weiber dem krasnobaj auf seine frage wohin sie gingen, etwa žat (korn schneiden), so werden sie sicher hören: „von čto! prižat!“ (sieh’ mal! andrücken!) . . . . „was hast du für schwielen?“ — „ot grebli“ (vom rudern), „a na huju ot jebli!“ (und auf dem penis vom koitieren) ergänzt es gleich der krasnobaj. Will jemand wissen, wo sein weib sei, so kann er es gleich hören: „na pečkě sidit, kunku kalit“ (auf dem ofen sie sitzt, ihre vulva sie hitzt). Hört er jemand sagen: ona baba ne glupa (die ist kein dummes weib), fügt er gleich hinzu: zavorotila podol do pupa (hob den rock bis an den leib).

Man kann getrost sagen: jedes wort assoziiert sich dem bauern, und ganz besonders dem krasnobaj, zu einem erotischen reim. Und dies spielt in den liedern eine große rolle. Daher ein guter teil der sonst sinnlosen verbindungen.

Der krasnobaj ist stets ein meister im geschichtenerzählen und unterhält durch pobasënki (erzählungen) und sonstige einfälle die ganze gesellschaft. Er ist der keckste unter der gesamten männlichkeit und tut es ein anderer nicht, so tut er es bestimmt, bei einer kartoffel- oder gurkenernte entsprechend gebildete früchte den weibern zu zeigen, oder gar ein männliches und weibliches glied daraus sauber zu schnitzen und sie dann in tätigkeit zu setzen. Auch aus holz fertigt er dergleichen an. Die männliche fähigkeit der dorfgenossen wird natürlich eifrig besprochen. So hörte ich

[1]) Das ist eigentlich ein wahrhaft frommer, geisterfürchtiger Wunsch, denn der eingerammte Espenpfahl bewahrt den Toten vor der Verwandlung zu einem Vampir. — Krauss.

von einem jungverheirateten burschen erzählen, einen ganzen monat habe er daran gearbeitet, die jungfrauenschaft zu brechen (celku lomat). Von einem andern wurde berichtet, der habe von vornherein eine genommen, deren jungfrauenschaft schon ein anderer verlebt habe (celku prožil): er habe nicht das zutrauen zu sich gehabt, ob ers auch werde leisten können. Sonst wird die celku stets als ein leckerer bissen gepriesen. Ein dritter sollte, so wußte man zu erzählen, ein so großes glied besitzen, daß er es nicht mehr frei hängen ließe, sondern durch umwickeln mit einem handtuch ein einschrumpfen habe bewirken wollen.

Zuweilen setzt sich der krasnobaj zu der versammlung auf dem dorfplatz und erzählt als große neuigkeit, es sei ein kaiserlicher befehl gekommen, große gruben überall im lande zu graben. „Wozu?" fragt alles erstaunt, und mit geheimnisvoller miene sagt er: „um die mädchen in die grube hineinzusetzen." Man ist noch neugieriger geworden: „wieso?!" . . . „warum das?!" . . . Da spielt er den trumpf aus: „der kaiser hat befohlen, die mädchen sollen den burschen zu willen sein (davat), und die störrischen sollen auf diese weise zur vernunft gebracht werden." (vergl. die ähnlichen motive eines kaiserlichen befehls in lied Nr. 4 und erzählung Nr. 16).

Oder er verkündet: „wißt ihr auch, mädchen, daß ich weissagen kann?" — „Sooo! weissage uns doch!" „Wem soll ich weissagen?" — „Uns allen". „Nun gut, laß mich mal deine nase fühlen". . . . „Na ja, wußt ich's doch schon im voraus! deine nasenspitze ist ja gespalten (u tebja dvunoska), weißt du, was das bedeutet?" Gespannt sieht alles die beiden an, und nach einer kunstpause kommt die weissagung: „du bist keine jungfrau mehr!" . . . Die übrigen haben nun keine lust mehr sich weissagen zu lassen, und heimlich befühlt manche ihre nasenspitze.

Oder er fragt: „mädchen, versteht ihr stirat?" („wäsche waschen", bedeutet aber auch „abreiben"). — „Gewiß verstehen wir das!" „Könnt ihr auch kissenbezüge stirat?" — „Natürlich!" „Nicht wahr, so mit dem hinterkopf?" . . . allgemeiner beifall. „Du grasteufel!" wehren sich die mädchen.

Ein anderes mal erkundigt er sich, warum wohl „der penis in der vulva steht" (otčego huj v pizdě stoit?). „Du kannst auch was fragen! du tunichtgut!" protestieren die mädchen. „Nun so sag's doch! warum?" interessiert sich ungeduldig einer der männer. Lächelnd blickt sich der krasnobaj um im kreise . . . „ja meint

ihr etwa, der penis könne da sitzen?!" „Eh, ježova galova!" (Der deiwel, noch eins! wörtlich: igelkopf) begeistert sich einer und die andern schütteln auch die köpfe über den lustigen einfall.

Zu einem weibe von hohem wuchs, das einen kleinen mann hatte, sagte einst der krasnobaj: „ich muß mich immer wundern, wie dein Ivan ohne leiter auf dich hinaufkommt."

Zu einer hageren spitzknochigen sprach er die worte: „bist du aber eckig, überall kommt ein knochen vor, beschläft man dich, so spießt man sich sicher den . . . . . ."

Jedem zufälligen ausdruck kann der krasnobaj einen erotischen und animalischen nebensinn verleihen. Hört er aus der unterhaltung „za Serju" (anstatt des Sergius) heraus, so wiederholt er das gleich in einem ton, daß niemand das wortspiel mißversteht: „zaserju" (den kacker).

Das weib steht in eroticis durchaus nicht hinter dem manne zurück. Vor allem sind es die jungverheirateten weiber, die sich hierin betätigen, und unter diesen ist es wieder die soldatka, das soldatenweib, das gerade zeit genug gehabt, die erste liebe zu kosten, um auf drei bis vier jahre von ihrem zum dienst eingezogenen manne einsam zurückgelassen zu werden. Ihrem liebessehnen macht sie in ausgelassenen worten und anspielungen luft, ist häufig die spitzführerin der mädchen, die sie in alle peripetien der liebe einweiht. Bei gemeinsamer näharbeit, beim zusammensitzen an feiertagen, bei sonstigen zusammenkünften, führt das junge verheiratete weib das kecke wort. Sie unterhält die mädchen mit rätseln, wie etwa dem, dessen auflösung „haselnuß", aber auch „die scheide" ist: „sverchu mochnatenko, v serëdočkë sladenko" (oberhalb wollig, innerhalb mollig). Oder sie erzählt: „ein soldat wurde im kriege verwundet; womit kehrte er heim?" — „s ranoj" (mit einer wunde), ausgesprochen: „sranaj" was auch die aussprache von „sranyj" „bekackt" ist. Oder sie läßt die mädchen schnell nacheinander dymu (rauch) sagen, wobei man natürlich auch mudy[1]) (testiculi) heraushört. Oder die mädchen spielen lupanar: eine ist die wirtin, eine andere der gast, die übrigen die ware. Eine intime, bis ins kleinste gehende kritik mit enthüllungen beginnt der gast auf die anpreisungen der wirtin hin, und viel witz und schlagfertigkeit wird hierbei angewandt.

---

[1]) Man erinnere sich des serbischen Dudelsackpfeiferkanons im Reigen: damu, damu — (muda, muda), jebe tata mamu. Vergl. bei Krauss, Die Zeugung in Sitte, Brauch und Glauben der Südslaven, Paris 1900.

Ein weib, das am morgen ihre störrische kuh hinaustrieb, hörte ich sagen: „geh, geh, du! bist nicht besser als mein wirt (hozjain), der weiß auch nicht, was er soll; die ganze nacht hat er nur so gelegen“. Zanken weiber mit einander, so kann man eine wahre sintflut grotesker und zahmerer erotika oft hören . . . „dich sieht ja dein eigener mann schon lange nicht mehr an, längst haben krämpfe deine . . . . . in den podex hinübergeschleppt“ (davno sudoroga farju v žopu peretaskala). Die gleiche rolle wie beim zanken spielen die erotika und animalischen verrichtungen auch in den spottversen und satirischen volkerzählungen, vergl. lied Nr. 49—51; zweizeiler 25—29, 37, 40—42, 52, 56 - 58, 61, 64, 67 u. a., und die erzählungen; vgl. auch die spottausdrücke s. 351.

Auch weiber lieben es, einander entsprechend geformte gurken oder kartoffeln zu zeigen, einander mit erotischen erzählungen zu unterhalten und zu männern zweideutig zu reden. „Was guckst du so?! du siehst dich wohl um, wo du ein verkaufbares grundstück pflügen kannst.“ (učastok prodažnyj pachat). So tönt es aus einer weiberschar dem manne entgegen, der herantritt. Geht ein mann von einer weiberschar fort, so kann er die worte auf den weg mitbekommen: „geh nur, geh! glaubst du, wir hätten niemand, mit dem . . . . .“ Tritt ein mann auf eine schar weiber zu, — „was sitzt ihr da?“, so wird ihm eventuell geantwortet: mandalnoje mylo prodajem (mandelseife verkaufen wir; mindal heißt die mandel, manda — die vulva; „mandelseife“ müßte eigentlich lauten „mindalnoje mylo“). Der penis heißt in der weibersprache hren, wörtlich meerrettich.

Aggressiv keck gegen den mann sind naturgemäß die weiber nur, wenn sie in der überwiegenden mehrzahl sind, wenn sie sich einem oder zwei männern gegenüber sehen. So kamen einst zwei weiber in die badestube, wo sich ein junger bursch allein befand, und erklärten auf dessen frage, was sie wollten, sie möchten seinen penis sehen. „Wir meinen, deiner müßte sicher so groß sein, wie bei einem oberst“ (my čajem u tebja hren kak u polkovnika) erläuterte die eine. In der badestube werden überhaupt verschiedentlich von beiden geschlechtern stille und laute beobachtungen gemacht und erörterungen gepflogen. Solche themata spielen in den gesprächen der weiber überhaupt eine rolle. Sie wissen es ganz genau, wer den größten hat, und zeichnet sich ein unverheirateter bursch durch die größe seines gliedes aus, so werden die mädchen von den weibern geschreckt: „wer weiß, mädchen,

welche von euch den einmal wird auszuhalten haben". Eine kecke soldatka fragt wohl auch einen burschen mit listigem augenzwinkern: ne hoš li hlebnut? und undeutlicher setzt sie hinzu: jebnut (ein . . . . . . . tun). Wörtlich heißt hlebnut „ein schlürfchen tun", hier spielt nur der reim eine rolle, nicht die bedeutung. Die kecke soldatka, oder auch ältere weiber fragen wohl auch diesen oder jenen jungen burschen, ob er nicht ein großer bljadun (fornicator) sei: er „spiele" soviel mit den mädchen.

Dies „spielen" (igrat) ist ein terminus technicus und bedeutet: sich mit mädchen balgen, sie an die brüste fassen (titki ščupať), diese entblößen, ihnen unter die röcke fahren und dgl. mehr. Es sagt z. b. auch ein bursch: „ich bin ein arzt, ich will dich mal behorchen", faßt das mädchen um und legt den kopf ihr an die brust. Dann verkündet er: „Deren brüste sind hart, das muß eine jungfrau sein" (cēlka, wörtlich „eine ganze, eine heile"); bezw.: „deren brüste sind weich, der hat mans schon „durchstochen" (protknuli). Auf dem versammlungplatz im dorfe versucht ein jeder bursch mit einem mädchen zu „spielen" (zaigryvat). Sie kann darauf eingehen, indem sie sich nur scheinbar sträubt, indem sie wohl kreischt (so will es die etikette), aber tatsächlich keinen widerstand leistet, oder gar von sich aus dem burschen durch eine leise bewegung, einen druck oder zug der hand entgegenkommt, was die andern schwer bemerken können. Und spielt der bursch immer mit derselben oder vorzüglich mit derselben, so erwartet man eine heirat. Kommt es doch nicht dazu, so sagt man höchstens dem burschen, er hätte lieber nicht spielen sollen, das mädchen habe er unnütz in sich verliebt gemacht (zavlëk).

Ist das mädchen abgeneigt mit einem burschen zu spielen, so kann sie ihn durch abwehrende gebärden und deutliches abweisen, wie: „fort, du teufel! geh, garsthammel!" (lēšij, wörtlich: waldgeist) u. ä. auch fernhalten. Um nicht den kürzeren gezogen zu haben, greift der bursch wohl noch ein paar mal nach dem mädchen, oder er rächt sich durch eine schmähung: „nu, ty kosobokaja!" (etwa: „geh, du schiefes gestell!") läßt sie aber dann in ruhe.

Solch ein spielen findet naturgemäß nicht nur auf dem versammlungplatz statt, sondern überall wo beide geschlechter zusammenkommen, etwa auch bei gemeinsamer feldarbeit wird es geübt. Spielen kann jeder mit jeder mit dem unterschied, daß man im beisein des eheherrn ihn fragt: „veliš s ženoj poigrat?"

(erlaubst du mit deiner frau zu spielen?), worauf gewöhnlich die erlaubnis erteilt wird: „mnē što! igraj!“ (was soll ich da! spiele.) Das weib fängt wohl an zu kreischen, läßt sich aber durchaus gern knutschen und betasten, zu boden werfen und hin und her wälzen. Fängt ein zu milchiges bürschchen an ein weib zu greifen, so kann er die zurechtweisung hören: „podi ty, golomudyj!“ (geh du! dir ist das scrotum noch kahl). Ähnlich schickt der mann eventuell jüngere mädchen, deren anwesenheit er nicht wünscht, fort: vy što tut, golopizdyja? (was sucht ihr hier, ihr mit den . . . . . . . . . . . . . . . . .?)

Aus der weniger aggressiven, bezw. versteckt aggressiven natur des weibes hat sich die etikette für sie gebildet, sich wenigstens scheinbar zu wehren, zu widerstreben und entsetzen zu heucheln. So bewegt sie sich denn auch mehr in andeutungen dort, wo der mann gerade herausspricht oder handelt. Der mann braucht etwa den ausdruck: „mat tvoju v dušu!“ scil (jeti) (in die seele deine mutter, scil . . . . . .) oder mat tvoju v žopu! Das weib leistet sich, wenn sie keck ist, den ausdruck mit überraschendem schluß: mat tvoju v seno! (ins — heu deine mutter, scil. setzen, legen). Die sitte verbietet es dem weibe „huj“ zu gebrauchen: sie darf nur „hrēn“ (wörtlich: meerrettich) sagen; „pizda“ braucht nur der mann; das weib sagt „manda“ oder „farja“, wobei „farja“ der klobigere ausdruck ist. „Kunka“ ist ein neutrales wort und wird von beiden geschlechtern angewandt, jedoch im ganzen selten gebraucht. Nennt der mann ein kleines kind „pizdënok“ (von pizda), so darf das weib nur „mandënok“ oder „farjënok“ sagen. „Jeti“ wird vom weibe nur zaghaft und mit dem bewußtsein eines übergriffes gebraucht (vgl. s. 343 „hlebnut“); sie sagt „kuni“ oder bildlicher: „pjalitsja“ (recken, ausdehnen); „pihat“ (beschlafen, wörtlich: stopfen) und „pihatsja“ (sich mit koitieren abgeben) wird von beiden geschlechtern gebraucht.

Soweit in den liedern u. a. männliche ausdrücke im munde weiblicher personen vorkommen, sind sie vom manne aus empfunden; instinktiv setzt sich der ausdruck dem manne in den ihm konformen um, denn er spricht aus eigenem erlebnis heraus und realistische treue kann man von ihm hier nicht erwarten. Durch das eigene erlebnis erklärt sich auch der abrupte anfang von Nr. 6 („und noch tat man gar kurios, macht' sich pelz und röcke los“). Mit diesen worten wird das seelische erlebnis nach außen projiziert; was dem voranging ist in worte nicht gekleidet, denn dem es so

aus der seele kommt, der will ja nicht etwas abgeschlossenes, abgerundetes geben, sondern nur sich selber äußern.

Umgekehrt setzt sich für das weib in den liedern stets pizda, huj usw. in „manda“, „hren“ usw. um.

Ohne weiteres wird ein weib die erotischen lieder nicht singen; nur wenn sie unter sich sind und recht fidel geworden, oder wenn sie sich in der überwiegenden mehrzahl nur ganz wenigen männern gegenüber befinden und sich etwas herausnehmen wollen, oder wenn branntwein sie aus ihrer natur heraustreten läßt, singen sie dergleichen.

Eine drängende ernte- oder anderweitige arbeit ist durch gemeinsames handanlegen der weiber am sonntag geschafft worden — der lohn ist eine bewirtung mit schnaps. Die ganze weiberschar ist versammelt, vorn die verheirateten, vor allem die soldatki, hinten drücken sich scheu die mädchen herum. Alles schnattert und flüstert. Etwas abseits steht der harmonikaspieler; es ist unter seiner würde, sich als mann um die weiber zu kümmern. Höchstens reißt er einen saftigen witz, um sich in positur zu setzen oder er beruft die weiber: „nu vy kosopizdyja! iš razboltalis!“ (geht doch, ihr schief......, was babbelt ihr da!) . . . Plötzlich wird es still: der gutsherr oder bauer tritt heraus, schnaps und ein glas wird herausgetragen. Den aufbiß: ein stück brot, eine gurke, ein stück arbuse u. a. hat jede außer den mädchen bei sich. „Guten tag, weiber! ihr habt mir geholfen mein körnchen einzufahren, ich dank euch. Nun trinkt auf mein wohl!“ — „Dank, väterchen, mögest du viele Jahre leben!“

Feierlich füllt der wirt das glas, feierlich reicht er es hin, feierlich wird es entgegengenommen. „Sei gesund, Matrjena!“ — „Auch dich, Ivan Ivanyč, möge krankheit nie befallen!“ . . . Die reihe ist durch, auch die soldatki als die jüngsten weiber sind drangewesen. „Nun die mädchen, die mädchen!“ ruft der wirt; — keine rührt sich, sieht man eine an, so versteckt sie sich hinter den vielen rücken. „Den soldatki einen extraschnaps! das ist ihre gerechtigkeit, sie sind kaum anders als witwen“. Leise proteste gegen das witwentum werden hörbar . . . „Heran, heran, mädchen!“ ruft wieder der wirt, „sonst gibt es nichts mehr. Harmonikaspieler, du bist noch trocken, — da! Und nun spiel uns was, daß die weiber wissen, wie man lustig ist“. Langsam löst sich ein weib nach dem anderen los, langsam und leise bewegen sie sich im takt. Der wirt sucht unterdessen die mädchen auf, einige zerren die

soldatki hervor, jede sträubt sich, jede trinkt, jede spuckt und heuchelt widerwillen. Es wäre ja gegen alle etikette, wenn es schmecken sollte. Unaufhörlich füllt der wirt das glas, unaufhörlich trinkt jedes weib. Das trippeln der tanzenden ist schon längst ein trampeln geworden, feuriger tönt die musik — „dein wohl, Wasiljič," prostet eine soldatka dem musikanten zu, „gott geb' dir eine braut mit einer langen klitoris!" (daj te gospod nevestu s dlinnym sekelem!) Den schnaps schwenkt sie sich in den mund, es zuckt ihr im glühenden gesicht, und das glas weit von sich haltend wirbelt sie die beine durcheinander, — der damm ist gebrochen:

Ustjuška, stoj!
ne viljaj mandoj!
— ja by rada ne viljala,
dovno hrēna ne vidala!
u—uch! u! u!

Immer toller tanzen schnaufend die weiber, auch die alten sind lebendig geworden, ein vers löst den andern ab, ein weib das andere. Rülpst mal die sängerin und entsteht eine pause, — die nächste fällt ein mit einem neuen lied, als hätte sie längst drauf gewartet . . .

Schwerer werden die beine, es stolpern und fallen die weiber; allmählig tanzen sie dem dorf und ihren häusern zu. Schon ist der takt verloren, der musikant wischt sich den schweiß und legt die harmonika beiseite; unordentlich zucken die weiber mit den beinen, die zunge wird lallend, mühsam klingt es mit lang ausgezogenen silben:

„šerstobit, ty moj baaatjuška!
ty povēs svoj lučoook na krjučok,
poizbej-ka moju šēēērstku v kločki;
moja šērstočka mjakooochonka!
ty izbej jejë legooochonko!
izbej-ka moju šēēērostku!
vozmi-ka mandu v gooorostku!"

Hierher gehören auch die lieder Nr. 26 und 47.

Die lieder unter Nr. 11, 12, 15, 16, 54, 56 sondere ich zu einer besonderen gruppe aus. Ich habe sie zwar alle unter bauern verbreitet gefunden in einem dorf, dessen bewohner zum teil kaum weiter als in einem umkreis von zwanzig kilometern die welt ge-

sehen hatten[1]) doch ist das keine eigentliche volkpoesie. Diese lieder sind städtische produkte, die die soldaten aus irgend einer vorstadtkneipe oder einem bordell ins dorf eingeschleppt haben. Im dorfe finden sie als modische städtische lieder beachtung und verbreitung und verdrängen allmählig die volktümlichen schöpfungen, wie auch schon quadrille getanzt wird. Wortschatz und technik dieser erzeugnisse verraten die städtische halbkultur. Regelmäßig aufgebaute lieder in vierzeiligen strophen mit dem reim abab (wie Nr. 11 und 12) sind durchaus unvolktümlich. Unvolktümlich vor allem ist auch ein ausdruck wie „nevedomyj granit" (in Nr. 11); von granit ahnt der bauer nichts und grabsteine hat er nie gesehen. Volktümlich ist in Nr. 11 allein der rhythmus. Nr. 12 ist korrumpiert: die reime abab stimmen nicht mehr überall, — ein zeichen, daß sie dem bauern nicht liegen. Die letzte strophe besteht nur aus zwei versen, und ich konnte es dem bauern nicht begreiflich machen, daß da etwas fehle, — ein weiterer beleg; und endlich: ich habe volktümliche schöpfungen nie in korrumpierter gestalt angetroffen. Um aus dem wortschatz nur einiges herauszuheben, — solche ausdrücke wie „v vidě celok" (in gestalt von jungfern) kennt der bauer nicht, ebensowenig das voraufgehen des genetivs „smerti približenje" (des todes nahen) und das wort „približenje" selbst. Er hätte hier ein verb gebraucht. „Raskolnik" sagen die bauern in jener gegend nie, immer „stalobrjadcy" (aus: „staroobrjadcy", altrituelle), oder sie brauchen den spottnamen „kolugury" (vgl. Nr. 51). Die melodie ist keine volktümliche.

Das vorbild für Nr. 15 kann nur in gebildeten kreisen entstanden sein und ist wie ein großer teil der von soldaten gesungenen lieder, durch offiziere unter diesen verbreitet worden. Danach ist Nr. 15 durch soldaten geschaffen, deren reminiszenzen an die volkpoesie sich hier und da eingeschlichen haben. Assonanzen wie dvor — dorogoj — bobon finden sich zahlreich in der volkpoesie. Ebenso ist die wiederholung eines verses zur bildung eines neuen doppelzeilers (vynosila . . . .) echt volktümlich. Die erwähnung der geschlechtkrankheiten ist auf rechnung der soldaten zu setzen, der bauer jener gegend ist damit nicht vertraut.

---

[1]) Zur illustration diene folgende begebenheit: Ich hörte einst die bauern sich über buren und engländer unterhalten; der hofschreiber hatte ihnen einiges aus der zeitung erzählt. Da fragt mich einer: „Sag, herr, wo wohnen diese buren? Ich schätze, das muß weit sein! dreißig kilometer (werst) werden es wohl sein von hier."

Auch in Nr. 16, 54, 56 verraten wortschatz, inhalt und raffinement die stadt. Aus der stadt eingeschleppt sein muß auch in Nr. 55 der vers: „v magazine knopa“ und „kak anglijskij . . .“

Die zweizeiler

bilden eine besondere gruppe. In sie faßt mann und weib jeden gedanken, jeden eindruck, jedes gefühl, in ihnen drohen und spotten sie, in ihnen löst sich ihre erotische stimmung aus. Jeder augenblick schafft neue verse, und schreibt man sie nicht gleich auf, so ist der improvisator selber nicht immer im stande sie nachher zu wiederholen, denn nicht alles bleibt leben und wird allgemeingut. Stundenlang können mädchen bei der arbeit solche verse singen. Haben sich zwei bis drei mädchen auf dem dorfplatz eingefunden, so beginnen sie gleich ein lied oder alte und neue zweizeiler . . . Der schreiber Sergej erscheint; heute stolziert er in weißen socken, — gleich wird er begrüßt mit dem vers:

| | |
|---|---|
| „na kom bělyje nosočki? | „wer in weißen socken kam? |
| na Sergunkě pisaröčkě,“ | Sergej der schreiber ist sein nam'.“ |

Auch die zweizeiler singt man ohne begleitung oder zur harmonika. Die harmonika ist das häufigste instrument des großrussischen bauern, aber nur wenige besitzen eine solche und meisterhaft handhaben können sie erst recht nicht alle. So ist denn der harmonist mit recht eine berühmtheit im dorf. Überall, wo man lustig zusammen sein will, bei hochzeiten, kneipereien, auf dem tanzplatz, spielt er eine rolle. Tritt er am sonntag aus dem hause, um sich auf die weitergelegene wiese zu begeben, wohin auch die mädchen ausfliegen, so schließen sich ihm bei den ersten klängen der harmonika mehrere burschen an. So ziehen sie durch das dorf . . Da muß ihnen die Steška (Stefanie) in den weg laufen; man erzählt sich, sie liebe den Romašov, und heute hat sie sich herausgeputzt: sie trägt ein kleid dunkelrot wie der bordeauxwein, — und schon flattert von den lippen des harmonist zu ihr der zweizeiler:

| | |
|---|---|
| „na kom platjice bordovo | „die rot sich kleiden tut, |
| tot i ljubit Romašova!“ | dem Romašov ist gut“. |

Der ärger des mädchens und der beifall der burschen animiert den sänger zu neuen versen . . Da kommt ein mädchen den abhang hinuntergelaufen, —

ona moja s gor bēžala,
v pravoj ručkē huj doržala.

Und nun bewegt sich eine zeitlang jeder neue vers in eroticis von immer groteskerer art . . . .

Arbeitverse (Nr. 54ff der zweizeiler).

Eine ganze bande von bauern arbeitet an einem mühlendamm, ein zimmermann aus Astrachan leitet die arbeit, der besitzer, ein mann mit einem leicht gekrümmten rücken, steht daneben. Um einen langen schweren balken ist ein tau geschlungen, jeder arbeiter hält es fest, um gleich anzuziehen beim letzten wort des liedchens, das die arbeit fördern soll. Irgend jemand beginnt:

| | |
|---|---|
| vot ne šla, | „wollt' nicht gehn, |
| da pošla, | mußt' doch gehn, |
| da hooop! | ja hooopp!“ |
| ješčo raz, | „einmal noch, |
| podalas, | geht sie doch, |
| da hooop! | ja hooopp!“ |

Beide male ist der balken ein stück weiter geschleppt worden, immer so lange als das „hooopp“ dauert, wird gezogen, dann ruht man sich aus während des nächsten verses. Aber es ist noch kein rechter schwung in den leuten. Da fällt es plötzlich einem ein:

u mojej teper bljadišči,
pizda mokra vsja v grjazišče,
ej, dubinuška, uchnem!
razzelënaja sama pojdet,
podërnem! podërnem!
podërnem ješčo raaaz!

Ein schmunzeln geht über jedes gesicht, plötzlich ist leben in sie gefahren, beim „maaal!“ geht der balken ein tüchtiges stück vorwärts.

ty pripoj-ka, ja prisvistnu,
ty nastav-ka, ja pritisnu,
ej, dubinuška, . . .

Olga Krysina hat das pech gerade vorbeizukommen, — gleich ist ein vers auf sie da:

kak u Olgi Krysinoj,
pizda čërna s lysinoj,
ej dubinuška . . .

Nun ist ein jeder plötzlich produktiv geworden, ein jeder hat auf einmal was zu singen, doch dies war solch ein schlager, — es kann niemand ziehen, alle halten sich den bauch vor lachen. „Ihr grasteufel!“ zetert Olga und der rothaarige zimmermann aus Astrachan schimpft, daß die kerle nicht arbeiten. Aber das bekommt ihm nicht gut; flugs tönt's aus jemands munde:

astrachanskij ryžij plotnik,
čerez žopu jet ochotnik.

Eine neue lachsalve. Nun wird auch der besitzer böse und ungeduldig — zum eigenen schaden:

kak hozjain naš gorbatyj,
on na jeblju tarovatyj.

So geht es fort; schier endlos strömen die reime, bis der balken liegt, wo er liegen sollte.

Die melodie dieser arbeitverse ist eine etwas andere als die der oben erwähnten zweizeiler, doch lassen sich alle diese arbeitverse nach derselben melodie wie jene zweizeiler singen. Ich habe sie deswegen nicht in eine eigene rubrik ausgesondert (es sind die Nr. 54—68 der zweizeiler). *Auch hier ist die improvisation* vorherrschend und *auch hier ist auf eine wiederholung* seitens des schöpfers nicht immer zu rechnen. Und von allen volkschöpfungen gilt es, daß man sie zu hören bekommt, wenn die leute ungezwungen damit beginnen. Auf eine sturzfrage hin ist der bauer nie imstande befriedigend zu antworten und ist merkwürdig steril. Auch kann er ein lied, das er zu singen gewohnt ist, nicht leicht hersagen, ohne stecken zu bleiben.

## Die volkerzählungen.

Das erotische element in den volkerzählungen spielt die nämliche rolle, wie in den liedern, redearten, den alltäglichen gesprächen und reimen. Als ausfluß urwüchsiger sinnlichkeit und animalischen behagens erscheint auch diese schöpfung der volkfantasie. Und auch hier stoßen wir auf das erotische grundgefühl in der seele des bauern, das sein inneres beherrscht. Klobig und klotzig ist alles, nichts raffiniert, nichts verschleiert. Was am schluß von Nr. 15 etwa so scheinen könnte, ist in wirklichkeit nicht der fall. Beim letzten wort machte der erzähler eine vielsagende gebärde, indem er den arm am bauch entlang hinunterschob und den unter-

arm auf und nieder wippen ließ; dazu krächzte er sehr bezeichnend. Damit schloß aber die erzählung noch nicht. Denn es ist dem bauern durchaus nicht um den springenden punkt der erzählung allein zu tun, das wäre zu sehr geistiger genuß; es interessiert ihn vielmehr die ganze situation. Seinem empfinden nach ist die sache noch nicht abgeschlossen; der lakai ist ja nun in ein neues verhältnis zur herrin getreten und das muß man doch erzählen. Die perspektive, die sich da eröffnet, kann sich ja der bauer anders nicht verdeutlichen. Aus dieser erzählung besteht der oben fortgelassene schluß der geschichte. Ivan hatte nun gute tage, bekam gut zu essen und zu trinken, wurde gut gekleidet und lebte seinem vergnügen; — das ist in kürze der inhalt des schlusses. Ebenso ist für den bauern die geschichte Nr. 20 noch nicht zu ende mit dem verschwinden des erschreckten pärchens. Die frage: was wurde denn aus den zurückgebliebenen kleidern? beschäftigt seine gedanken weiter. Daher denn noch der zusatz über deren verkauf und den preis. Häufig unterhalten sich noch die hörer über die geschichte, die sie eben gehört, und bringen sich alles erst jetzt ganz zum bewußtsein.

Das die fantasie befruchtende überquellende erotische und animalische urgefühl hat auch diese volkerzählungen ins leben gerufen und die spottlust erotisch und animalisch gefärbt. Den spott sahen wir aber schon in den vorherberührten schöpfungen im gebiet des erotischen und animalischen sich ergehen. Um noch einiges anzuführen: spotthalber wird einem zuweilen hermaphroditismus vorgeworfen, dvuzbrujnyj (doppelgeschirrig) ist die bezeichnung dafür. Der schafhirt wird spottweise kozojëb, der schweinehirt svinojëb genannt. Für den stuhlgang hat der bauer die bezeichnung „tatarinu dolg otdat“ (dem tataren die schuld bezahlen).

Vor allem ist es die geistlichkeit, die die komische figur bildet, dann aber auch jeder, der nicht rechtgläubiger großrusse ist. Seinem popen traut der bauer alles schlechte zu und respektiert ihn nur als den geweihten gottes. Soweit der pope als mensch in betracht kommt, ist er der größten verachtung und dem gröbsten spott preisgegeben. Bezeichnend für das verhältnis des bauern zum popen ist auch der glaube, daß die begegnung mit einem popen oder mönch als unheilverheißend gilt. Um diesen bösen zauber zu brechen, muß man, sobald man den popen erblickt, mit der rechten hand an den penis fassen und hinterdrein dreimal ausspucken. Ein pech, das mir widerfuhr, führte mein kutscher auf

diese unterlassung zurück. Auch der bischof (archierej) ist vom volk bedacht worden. So hat der bauer für eine falschgehende uhr die redeart: „sie pendelt anders als die testiculi des archierej“ (časy vroz s archierejskimi mudami hodjat).

Der stil dieser volkerzählungen ist wie der aller volktümlichen schöpfungen im deutschen garnicht wiederzugeben. Die plastizität, die anschaulichkeit der rede, die syntaktische kürze, und die breite der erzählung, die sich mit vorliebe an die direkte rede hält und den hörer alles gleichsam als zuschauer miterleben läßt, und die die rede begleitenden ausdruckvollen gebärden — all das mußte unter den tisch fallen.

Der bauer muß alles erwähnen und besprechen, sonst fehlt es in seinem bewußtsein. Das beeinflußt selbstredend seinen stil. Beginnt etwa eine geschichte: „Es waren zwei freunde“, so scheint ihm das zu abstrakt zu sein, er erläutert gleich seine worte: „so wie wir beide freunde sind“. Solche erläuterungen und breite situationsschilderungen durchziehen seine erzählung. Oft hält er es für nötig, die personen mit namen zu benennen, auch wo ein name gar keine rolle zu spielen berufen ist. Der erzähler beginnt z. b.: „Es war einmal ein soldat. Ivan wurde er genannt . . .“ In der erzählung kommt weiterhin nirgends der name vor, der soldat wird keinmal mit diesem namen angeredet, — aber der erzähler empfindet die vorstellung von diesem soldaten als lückenhaft, wenn nicht auch der name erwähnt würde. Mit bewußtsein etwas vorher erwähnen, was zum verständnis einer spitze in der erzählung erforderlich ist, das tut der bauer nicht. Er erzählt alles der reihe nach und was nicht gleich im zusammenhang klar ist, wird eben nachher erklärt. Der bauer ist auch selten fähig, etwas auf sich wirken zu lassen, ohne darüber zu sprechen und erst auf diese weise es sich zum bewußtsein zu bringen. Genau genommen können auch wir uns fernliegendes nur durch das in-worte-fassen näher bringen. Dem bauern geht aber sein assoziationmechanismus durch, und er erklärt und zergliedert auch das allergewöhnlichste und alltäglichste, was ihn ständig umgibt. Um so mehr muß jede auch nur etwas vom gewohnten abweichende situation besprochen werden, und was uns unerträglich scheint, ein witz wird gedeutet und erörtert. Ist eine geschichte erzählt, so unterhalten sich die zuhörer in den meisten fällen über das eben gehörte, um es nun wirklich ganz zu erfassen. Und auch während der erzählung kann man von den zuhörern diese oder jene bemerkung erklärender und erörternder art hören.

Z. b. etwa zu den worten: „Es war einmal ein ukrainer, der hatte eine frau“ kann man vom erzähler selbst oder von einem der zuhörer den erläuternden zusatz hören: „eine ukrainerin also“. Sein durchgehender assoziationmechanismus hindert ihn, einen vorgang in haupt- und nebendinge in unserem sinne zu zerlegen; er hält sich an vorgänge, die wir ohne weiteres von der erwähnung ausschließen. Wir berichten, er erzählt. Wie breit ist z. b. die abfahrt vom hofe geschildert in der erzählung „Der pop als liebhaber einer chocholfrau“ und ähnliches.

Die vier letzten geschichten sind zur veranschaulichung des stiles und der denkweise des bauern genau so wiedergegeben, wie er sie erzählt. Es ist ja von wichtigkeit der ganze psychische komplex des bauern, in dem das erotische nur einen teil ausmacht. Zum schluß gebe ich noch ein zuhörergespräch bei, wie es gewöhnlich ist.

Anhangweise sind drei erotische erzeugnisse aus gebildeten kreisen beigefügt. Ich habe sie unter gymnasiasten und studenten verbreitet gefunden. Einige stellen aus „Luka Mudiščev“ kannte auch ein gewesener soldat. Der unterschied zwischen diesen und den volkmäßigen erzeugnissen springt einem in die augen.[1])



[1]) Den Abdruck der Texte müssen wir auf eine spätere Zeit verschieben, bis sich der Wahnwitz der Verfolger unserer Folklore-Studien ausgetobt haben wird. Krauss.

## Von Prinz Eugen. *)

Eine Mitteilung von Austin Collins.

In den Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtforschung, redigiert von E. Mühlbacher, XIII. Band, Innsbruck 1892, kommt Aloys Schulte in seiner Abhandlung über die Jugend des „Prinzen Eugen“ auf dessen weibisches Gehaben zu sprechen. Der große Kriegheld, dessen Mutter die heißblütige, pikant graziöse, schöngestaltige und hochbegabte Olympia Mancini war, soll in seiner Jugend so unmännlich gewesen sein, daß er bei den Spielen der Kameraden die Frauenrolle übernehmen mußte und darum bald den Spitznamen Madame Causiene oder Simone erhalten habe.[1])

Prinz Eugen glich äußerlich seiner Mutter gar nicht. Alle stimmen vielmehr darin überein, daß er auffallend häßlich war. „Printz Eugene ist aber klein und heßlich von person hatt die oberlefftzen so Kurtz, daß Er den Mundt nie zu thun kan man sicht also allezeit 2 große breyte Zähn die Naß hatt Er Ein wenig aufgeschnupfft und Zimblich weitte Naßlöcher aber die Augen nicht heßlich und lebhaft,“ so schildert ihn Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orleans**) in ihren Briefen an die Raugräfin Louise.[2])

Unter dem 30. Oktober 1720 schreibt die Prinzessin unter anderem: Ich Kene ihn (d. h. Prinz Eugen) gar woll, habe Ihn offt geplagt wie Er noch Ein Kindt, da hat man gewolt daß Er geistlich

---

*) Prinz Eugen kam als 5. Sohn Eugen Mauritius', des Prinzen von Savoyen-Carignan, Grafen von Soissons, zu Paris zur Welt. Sein Geburtdatum ist der 18. Oktober 1663. Die Mutter des Prinzen Eugen, die leidenschaftliche brünnette Olympia Mancini, war die Nichte des Kardinals Mazarin. Näheres über Olympia Mancini siehe bei Renée Amadée: Les nièces de Mazarin, Paris 1856. — Über die weiteren Lebenschicksale des Prinzen Eugen, der sich zum gewaltigen Feldherrn entwickelte, der in unermüdlich selbstloser Opferwilligkeit seinem Kaiser diente, bedarf es an dieser Stelle keiner weiteren Ausführungen. Nur kurz erwähnt sei, daß der hochbegabte Prinz unvermählt durchs Leben wandelte und am 21. April 1736 sanft und schmerzlos verschied.

[1]) Mitteilungen des Institutes für österreichische Geschichte, XIII. Band, S. 472.

**) Elisabeth Charlotte wurde 1652 geboren zu Heidelberg als Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz und Charlotte. Im Jahre 1671 mußte die muntere Lieselotte wider den eigenen Willen den Bruder Ludwig XIV, Herzog Philipp von Orleans, ehelichen. Die sittsame Frau mußte es schmerzlich erleben, daß ihr zweiter Sohn, der nach dem Vater Philipp genannt wurde, tief hinab in das lüderliche Treiben der jeunesse dorée versank, ja bei seiner geistvollen und gewandten Naturanlage tonangebend für viele Exzesse wurde. Bis an das Lebenende hielt übrigens der sittenlose Sohn seine sittsame Mutter in hohen Ehren. Elisabeth Charlotte selbst starb 1722 am 8. Dezember.

[2]) Cfr. Wolfgang Menzel: Briefe der Prinzessin Elisabeth Charlotte, Stuttgart 1843, pag. 140.

werden solte, war wie ein Abbé gekleydt, Ich habe Ihn doch allezeit Versichert daß Er Es nicht bleiben würde, wie auch geschehen, wie Er den geistlichen habit Quittirte, hießen Ihn die Jungen Leutte Nur Madl Simone undt Madame Causiene, den Man pretentierte daß er oft bey den jungen leutten die dame agirte". Schulte meint nun, der Ausdruck „dame agieren" sei eine ungerechtfertigte Beschuldigung, die „Lise Lotte" gegen Prinz Eugen erhebe.[1])

Allein wie grundlos und irrig die von Schulte, den wir sehr hoch schätzen, vertretene Meinung ist, mag ein kleiner Einblick in die Verhältnisse jener Zeit geben, die Lise Lotte häufig berührt, weil ihr offenes Frauennaturell immer und immer wieder Anstoß an den laxen Sitten ihrer Umgebung nahm.

Aus diesen Anführungen dürfte mit Gewißheit hervorgehen, daß Prinz Eugen in seiner Jugend tatsächlich eine Zeitlang homoerotischen Umgang hatte.

Am 23. Juni 1699 schrieb die hohe Dame aus St. Cloud an die Raugräfin Louise: „Ich weiß unssern gutten Ehrlichen teutschen recht danck nicht In daß abscheuliche laster zu fallen so hier so sehr Im schwang geht daß Es gantz offendlich ist. Man vexirt die Junge Kerls hier daß diesser und jener verliebt von Ihm ist Eben wie Man In teutschlandt Eine ungeheurathe Jungfer vexirt, was noch mehr ist, die weibsleutte sein In Ein ander Verliebt, welches mich noch mehr Eckelt, alss alles, Man kan woll von hir Im landt sagen wie In der heylligen schriefft stehet (alles fleisch hatt sich Verkehret) Es ist mir alss bang dass man mitt den moden die laster von hier auch wird In unser Vaterlandt bringen, den wen die Frantzosen Einen hübschen teutschen, sehen lauffen sie ihnen solang nach alss sie können umb sie Zu ertappen, Ich weiss Ihrer Viel, so sich nicht haben persuadieren lassen, undt Mitt Ehren davon kommen sein andere aber seindt ärger worden, alss die Frantzosen selber undt haben Ein solch gots-lästerliches leben geführt daß Es nicht auszusprechen ist Ich muss lachen dass Ihr glaubt dass Mansleutte sein so gar Keine desbauche haben, dass müssen phenix sein, undt glaube Ich daß die so Ihr beschuldiget Keine galanterie zu haben, Es Euch mehr Undanck wissen würden, alss die so ihr beschuldigt desbauchirt zu sein, oder die teutschen Müssen sehr different von den Frantzossen sein, den sie halten sichs vor Eine rechte Ehr Desbauchirt Zu sein, und wer sich piquiren solte seine fraw allein zu lieben würde vor Ein sot

[1]) Mitteil. des Instituts für österr. Geschichte, XIII. Bd., S. 497, Note 1.

passiren, und würde von jederman verspot und veracht werden so ist es hir beschaffen.“ —

Im gleichen Schreiben gibt E. Ch. unbewußt einen Beweis für die ungesunde Sensationlust der Pariser in Kriminaldingen. „Man spricht jetzt von nichts, alls von dess Conseilliers Fraw so ihren Man hatt assassinieren lassen, wie standthaftig die den todt aussgestanden aber jammerlich ist gerichtet worden den der hencker hatt ihr 5 oder 6 mahl In den Kopf gehawen, Ehr Er ihr den Kopff hatt abbringen können, Es ist Eine solche Menge leutte gewesen so die execution haben sehen wollen dass man die Fenster 50 Louis d'or getheuret hat, si hiess Made Ticket, sie hatte sich Ihre geburt stellen lassen und man hatte Ihr gesagt undt geprophezeyet, daß wenn sie Nur Vor Eine Manns handt sich hütete so ihr Eygenen Nahmen führt so würde sie unerhört lang leben undt glücklich sein, sie hiesse mitt Ihrem Zu Nahmen Carlier, und Es findt sich just dass der Hencker so sie gericht den selben Namen hatt, dass ist doch etwass remarquables — — —“

„La Caillemotte sagte il faut bien que j'aime les hommes car je suis trop lait (sic!) pour etre aimes des dames, In teutschlandt sindt auch Viel so ahn diessem laster hangen — der Graff von Sintzendorf so envoyes vom Keysser hir gewessen, wen Er Einen wolgeschaffenen pagen sahe, Endert Er von Farb und war so außer sich selber, dass Es Eine Schandt Zu sehen war.“ (Brief aus Fontainebleau 30. Sept. 1705).

Weiteren Kreisen ist das Abenteuer bekannt, welches im Brief aus Versailles vom 23. Dezember 1701 an ‚Amelise‘ mitgeteilt wird: Marquisse de (Richelieu) ist auff allerhandt weiss abscheulich desbauchiert, legte sich Eins mahls hir in Monsieur le dauphins bett ohne daß Er sie drumb gebetten umb bey Ihm zu schlaffen. Wie Er in sein Cammer kam sagten die Cammerdiener msr. une dame est dans votre lit qui vous attand, Elle n'a pas voulu se nomer. Er ging hin sach wer Es war, wie Er sahe dass Es die Marquisse de Richelieu war schlieff Er bey ihr, sagte Es aber andern tags ahn alle Menschen. Diesse Marquisse ist jetzt In Einem Closter Nahe bei Fontaineblau.“

Solche Dokumente aus der Feder einer aufrechten, keineswegs klatsch- oder tratschsüchtigen Fürstin darf man doch wahrhaftig nicht übersehen. Hören wir aber weiter, was die Dame schreibt: „meint Ihr liebe Ameliese“, schrieb Elisabeth Charlotte unterm 3. September 1708 aus Meudon, „dass in der Armée nicht auch

viel bösse buben sein so diesselbe inclination haben wie die Frantzosen, wen Ihr dass glaubt betriegt Ihr Euch sehr, die Engländer seindt eben so arg undt machen Es gar nicht besser Ich Muss auch lachen, dass Ihr meint dass diesse Sünde nicht In teutschlandt ist, glaubt mir sie können die Kunst auch, wen Carlutz nicht gewesen were, hette der Kleine printz von Eyssenach so in ungarn geblieben, den printzen von Wolffenbüttel umbs leben gebracht, welcher Ihn forcieren wolte, und der printz von Eyssenach wollte es nicht leyden, Carllutz hat mir auch Verzehrt (= erzählt!) dass gantz oesterreich voll von solchen lastern ist — untrew der Mäner wirdt vor nichts gehalten und Untrew der weiber wirdt auch gemein In der Weldt."[1])

Über die Modelaune der Französinnen Tabak zu schnupfen, schrieb E. Ch. am 5. VIII. 1713 aus Marly: „liebe Louise, Es ärgert mich recht wen Ich hier alle Weibsleut mitt den schmutzigen Nassen, alss wenn sie sie In Dreck mitt Verlaub gerieben hetten, daher Kommen und die Finger In alle der Männer Tabactière stecken sehe den muss ich gleich speyen so ekelt Es mir" . . .

Wieder kommt sie in einem Brief aus Marly vom 8. Aug. 1715 auf die mannmännliche Liebe zu sprechen und meint: „die Engelländer sollen alle abscheulich desbauchiert sein, Insonderheit mitt Mansleuten. Es soll noch ärger sein, alss hier in Frankreich und in Ittalien — met verlöff met verlöff bordels seindt gar Viel zu Paris wo offt grosse desorde (sic!) vorgehen".

Aus Versailles 20. Aug. 1715 datiert der Brief enthaltend eine Historie, die damals in den Hofkreisen im Munde aller war. Einem verstorbenen Paar machte man folgendes Epitaph:

„Si git la soeur, si git le frere,
Si git la fille, si git le pere,
Si git la fame (= femme) et le mary,
Et jl n'y a que deux corps icy."[2])

Kennzeichnend über alle Maßen ist die unterm 10. Dezember 1715 aus Paris berichtete Affaire: „Eine dame J. Lotteringen, so made de Rossiere heist, wollte Ein freullen besuchen so In der Nachbarschaft wohnt undt Vom Hauss chosseul (= Choiseul) war, wir kenen sie alle gar woll sie ist fille d'honneur bey der duchesse du Maine gewessen, made de Rossiere wie schon gesagt fuhr zu

---

[1]) Wolfgang Menzel: Briefe der Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orléans an die Raugräfin Louise 1676—1722. Stuttgart 1843. S. 131/32. —
[2]) W. Menzel, l. c. S. 218.

Madle de choiseuil man sagt sie solle nauf in Ihre Cammer gehn, wie sie In die Cammer kompt findt sie Madle de Choiseul Im bett mitt Ihrem gärttner so grand Colas heist made de Rossiere erschrack und sagt ah bon dieu Madle qu'estce que mon jardinier fait dans vostre lit, madle de Choiseul andtwortete Er wer In Ihrem bett weilen Er Ihr Man were undt sie hette Ihn auss recognoissance geheuraht, weillen sie Etliche tage Vorher Ins wasser gefahlen war undt grand Colas allein were Ihr Zu hülff kommen undt hette Ihr dass leben errett, also hette sie nicht gewust wie sie Ihr Erkandlichkeit Erweissen könte alss Ihn zu heirahten, welches sie gegen alle Ihrer Verwanten wissen undt willen gethan, sie hatt Ihn durch den hertzog Von Lotheringen wollen anoblisieren lassen, dass ist nicht ahngangen, sie hatt es bey dem König S. Ersucht dass hatt auch gefehlt also ist die fiere madle de choiseul dame grand Colas geblieben".[1])

„In der Heiligen / schrift stehet, das 7 Weiber nach Eines Mans hossn lauffen werden, Niemahlen seindt die weibsleutte gewessen wie Man sie Nun secht sie thun alss wen Ihre Seeligkeit drauff bestündt bey Mansleutten Zu schlaffen. Die an heurathen gedencken seindt noch die Ehrlichsten", *heißt es in einem Schreiben* aus „Paris 13. Mertz 1718" *und weiter* „wass man täglich hir hört undt sieht ist nicht Zu beschreiben undt dass von den hogsten. — Zu Meiner dochter Zeit war Es gar nicht brauch, die ist In Einer Verwunderung, dass Sie nicht nider Zu sich selber kommen kan, über Alles wass sie hört und sieht, sie macht mich offt mitt Ihrer Verwunderung zu lachen. Insonderheit kan sie sich nicht gewohnen, wen sie sieht, dass Damen so große Nahmen haben, sich in Vollem opera In Mansleutten schoss legen, so Man segt sie nicht hassen". — S. 281.

Eine romantische Geschichte erwähnt die Fürstin im Brief vom 8. Mai 1718 aus St. Cloud: „Eine fille de qualité Vom Hauss La force hir . . . ist lang bei hoff gewest war freullen bey Made de guise, Ein Conseillers sohn so gar reich war, undt Mons de Briou hieße wurde Verliebt Von Madle de la force, undt heürahte sie widr seines Vatters willen, der Vatter wolte den heüraht brechen undt Verbott seinen sohn die Dame Zu sehen, noch einig commerce mitt seiner fraw zu haben, die bestach Einen drumpetter, solte Ihrem Man Nur sagen dass wen Er Bären sehen würde undt der

---

[1]) W. Menzel, l. c., S. 233.

drumpetter Ein sonderliche fanfare blassen sollte Er geschwindt herunter Zu den beren gehen so In seinem hoff dantzen würden, diesse dame hatte sich In Eine bärenhautt nehen lassen, wie dass Zeichen geben wahrt Nahm Mons de brou urlaub die bahren (sic!) dantzen Zu sehen da kam der bähr so seine fraw war zu Ihm undt sprachen lang mitt Einander. Man hatt gemeint dass thier wie Es gar Zahm war hatte Ihn alss Caressiert", [so ein Einfall alss dieser ist habe ich In Keinem Roman gefunden, fügt die Briefschreiberin hinzu].

Für die Verhältnisse jener Zeit dient als Beweisstück die Angabe in einem Briefe vom 29. November 1719 aus St. Cloud. Darnach passten 6 vornehme junge Damen dem Finanzgenie und Abenteurer Law in Paris einmal auf und umringten ihn. Er bat, man möge ihn doch gehen lassen; das wollten sie nicht tun. Er sagte endlich: „Mes dames je vous demande, mille pardon mais si vous ne me laissez pas aller il faut que je creve car jay une necessité de pisser qu'il m'est impossible de tenir d'avantage," die Damen antworteten: „he bien Mons' pisses pourvüque vous nous Escoutties, Er that Es undt sie blieben bey Ihm stehen, daß ist abscheulich, Er will sich selber krank drüber lachen, da segt Ihr Louise wie hoch der geitz undt jnteresse hir Im Landt gestiegen ist".

Für die Verwilderung ist weitere Angabe als Beweismittel anzuführen. Elisabeth Charlotte vermeldet aus Paris den 8. Mertz 1721: „Ich habe Eüch daß poßirlich Liedt noch nicht geschickt so Man auff der Made de St. Sulpice[1]) Ihren brandt gemacht hatt wie Ich Es außwendig weiß kan Ich Es daher setzen:

Le grand portail de St. Sulpice
ou l'on fassoit si bien l'office
est brülles jusqu'au fondement
qu'elle Rigueur quel injustice
Les Condés par amussement
ont brulles ce saint Esdifice.

Die Reime spielen an auf eine Anekdote, wonach Frau de Sulpice sich auf eine Petarde gesetzt haben soll, die explodierte. Es war ein starker Streich, den man der liebtollen Frau spielte.

Man meint, dass sie sterben wirdt aber sie hatt Es woll verdint den Es war noch kein mont, dass sie mitt dem conte de Charlois[2]) zu Nacht gessen hatte, Er soff sie sternsvoll, zog sie spitter (sic!) nackendt auss undt goss hir heissen brey ahn Einen wüsten Ort und sagt je faut que petit Bichon mange aussi hatt, sie Gotts jammerlich gebrendt hernach in ein disstuch Eingewickelt undt In Einem fiacre nach hauss geschickt nach dem Ihr diesses geschehen Kan sie nicht beklagen. —

[1]) Gattin des Marineoberinspecteurs. — [2]) Charles comte de Bourbon-Condé.

Und weiter darf man nicht unbeachtet lassen, was die fromme Herzogin unterm 6. VIII. 1722 aus St. Cloud berichtet:

„Ich habe mitt einem Man gesprochen welcher mich so gejammert dass mir die threnen In den augen Kommen sein, Es ist auch wohl Erbarmlich was Ihm begegnet Vor 4 Jahren hatt er ahn seinem Elsten Enckel dess Duc de villaroy Sohn so Man jetzt den Duc de Rais heist dess Ducs de Luxembourg dochter Verheiraht welche sich gleich In allen desbeauchen auch so dass sie dem Duc de Richelieu zu gefahlen ganz Nackendt mit Ihm und seinen gutten freunden Zu nacht gessen Vor Etlichen mont hernach hatt sie sich ahn den wüsten Rion gehengt, der ausssieht wie Ein wassergeist undt ondin sie hatt sich mitt dem nicht contentirt sondern seinen bruder schwager wolt Ich sagen den chevallier de Diez d'Aydie genohmen, alss Rion Es Ihr hatt verwerffen wollen hatt sie geantwortet, ob Er den geglaubt hette dass sie sich allein mitt Ihm behelffen könte, Von dem temperament alss sie were solte Er Es Ihr danck wissen dass sie Ihn sparte undt andere mitt Ihm Nehme, den sie könte nicht Einschlaffen sie hette den 8 mahl wüstereyen gethan, ist dass nicht ein fein bürschen“. —

Aus Versailles den 3. X br 1705, schrieb die von echt christlicher Gesinnung erfüllte Fürstin „Hertzliche Annelise wo seydt Ihr undt Louise den gestocken, dass Ihr die Welt so wenig kendt mich deucht Man bedarff Eben nicht lang ahn Hoff sein ohne sie baldt zu kennen, aber wer alle die hassen wollt, so die jungen Kerls lieben, würde hier kein 6 Menschen lieben können oder auffs wenigst nicht hassen. Es seindt deren allerhand gattungen. Es seindt die die Weiber wie den todt hassen undt nichts alss Mansleutte lieben können, andere lieben Mäner undt Weiber, von denen ist my lord Raby, andere lieben Nur Kinder von 10, 11 Jahren, andere junge Kerls von 17 biss 25 Jahren undt deren seindt ahm meisten, andere desbauchierten sein so weder Mäner noch Weiber lieben undt sich allein divertieren, deren ist die Menge nicht so gross alss der andern. Es seindt auch so mitt allerhandt desbauchieren Vieh undt Menschen was Ihnen Vor Kompt. Ich Kene Einen Menschen hir so sich berühmbt hat mitt alles zu thun gehabt haben biss auf Krotten. Seyder Ich Es weiss kan Ich den Kerl ohne abscheu nicht ahnsehen, Er war In meines Herrn S. diensten undt Ein rechter bosser Mensch hatte gar Keinen Verstand. — Da seht Ihr liebe Annelise dass die Weldt noch schlimmer ist alss Ihr Nie gemeint habt.“ Ein derartiges

sittengeschichtliches Dokument einer scharf die realen Verhältnisse erfassenden, innerlich stets deutsch gebliebenen Fürstin ist von allerhöchstem kulturhistorischem Wert.

Nicht so ganz klar ist, wenn die erlauchte Dame am 9. September 1706 aus Versailles schrieb „mich deucht Laq und porcelaine seindt zu saubere Sachen umb vor ein Kackstuhl Zu dinen, Es Müsste den Ein Schauscheiss sein, wie man an den gastereyen Vor diessem Schau Essen hatte, In teutschlandt."

Wir erfahren, daraus aber immer wieder, wie scharf und klar die Fürstin sich über alle Sachen zu äussern verstand.

Als überzeugte frommgläubige Christin war ihr Lästerung anderer zuwider. Aus ihren Abneigungen machte sie kein Hehl und nannte manche Hofdame mit einem scharfen, groben doch nicht sonstwie erniedrigenden Wort, falls diese betreffende Dame sittlich nicht einwandfrei dastand. — Vor ihr, der Ausländerin, machte die Herrenwelt gar keine großen Umstände. Viele Streiche der Hofjugend erfuhr sie als Ausländerin genauer als andere Damen.

Die allgemeine Sittenverderbnis widerte die Fürstin bis tief in die Seele an.

Wie war es nun aber möglich, daß in der ganzen gebildeten Welt und in den dem höfischen Leben nahestehenden Kreisen ein derartiges Treiben ungescheut Platz greifen konnte?

Auch dafür finden wir bei der fürstlichen Schriftstellerin, die mit so kühlem Verstande offen, natürlich die Dinge nennt und tadelt, eine Erklärung. Wir verweisen dabei auf den an Amelise gerichteten Brief aus Versailles vom 13. Dezember 1701. Da heißt es: „Die von dem Laster seindt (id est Mannmännliche Zuneigung) und die H. schriefft glauben, bilden sich Ein, dass Es Nur sünde gewessen wie noch wenig leütte In der welt wahren undt wass sie thetten den Menschlichen geschlecht schaden konte In dem Es verhindert mehr menschen Zu werden aber Nun dass die Welt gantz peuplirt ist halten sie Es nur Vor Ein divertissement,[1]) halten Es aber heimlich so viel sie Können den gemeinen Man nicht dadurch zu ärgern, aber unter leütte von qualitet reden sie öffendlich davon, halten Es vor Eine gentilesse wissen auch woll Zu sagen dass seyder sodom und gomora unsser herr gott Niemandt drumb gestrafft hatt . . ."

[1]) Diese Gedankenwelt kurz nach dem Tode Colberts (1683), jenes Staatmannes, dessen Bevölkerungpolitik Erleichterung der Eheschließungen anstrebte, Prämien auf die Kinderzahl gewährte, Strafen für eheverachtende Junggesellen in Aussicht stellte, ist mehr denn eigenartig.

Die koketten Frauenzimmer, meinte die Fürstin in einem Versailler Schreiben vom 17. Febr. 1704, „flattiren sich weillen man In der heylligen Schrifft findt dass unser Herr Christus so Viellen Von ihren gattungen gnädig gewessen dass Er sich Ihrer schwachheit auch Erbarmen wirdt alss Nehmblich der Marie Magdeleine der Samaritin, dem Weib so im Ehebruch begriffen war, dass flatirt sie, Ihr meindt Ihr würdet der coquetterie bald müde werden allein Ich habe ahn viellen hören sagen dass wer Einmahl Verliebt gewessen ist Kan sonst Kein Spass mehr ohne den leyden undt dass mans Nie Müde wirdt". —

Überall leuchtet das fahle Licht der niedersten Sinnlichkeit. Lise-Lotte beschreibt uns diese Dinge mit hinreichender Deutlichkeit. Würde es sich nun wie Eingangs erwähnt bei Prinz Eugen um ein Schauspielern in Damenrollen handeln, so hätte das die hohe Briefschreiberin deutlich zum Ausdruck gebracht, um kein Mißverständnis aufkommen zu lassen.

Daß aber die betreffende Stelle nicht im Sinne Schultes gedeutet werden kann, sondern nur im Sinne homoerotischen Verkehres, ergibt ein Brief der hohen Briefschreiberin aus Versailles, 17. August 1710, an Madame Louise a Hannover, hier heißt es: „Ich glaub nicht, dass ihr Vetter,[1]) *Printz Eugene, viel nach ihr fragt; er incommodirt sich nicht mitt Damen, ein par schonne pagen* weren besser sein sach".[2]) Damit fällt die von Schulte aufgestellte Behauptung.

---

## Die Briefe der Herzogin Elise Charlotte und die Folklore.

Von Austin Collins.

Die Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, jener erlauchten Frau, die in Frankreich an so hoher und exponierter Stelle stand und dabei allzeit ihren urdeutschen, biederen, graden Charakter behielt, sind mit Recht als reiche Fundgrube seit langer Zeit geschätzt. In Frankreich freilich hat man die Wahrheiten, welche diese wahrheitliebende Fürstin zu Papier gab, nie recht goûtiert. Der Spiegel, den E. Charlotte vorhielt, war nämlich zu getreu und zeigte auch manche Schattenseiten!

---

[1]) Gemeint ist Marquise de Richelieu. — [2]) Bibliothek des literar. Verein Stuttgart Band 107, S. 196.

Seltsam erscheint, daß die Folklore so wenig diese wunderbaren Briefe sich nutzbar gemacht hat. Namentlich das Volk der Dichter und Denker hätte doch allen Anlaß gehabt, meinen wir, Volkkundliches aus diesen Dokumenten mit beiden Händen herauszuschöpfen. Vielleicht hängt das Nichtausschöpfen dieses Dokumentenwerkes aber damit zusammen, daß die deutsche Folklore ein bischen stark engbrüstig geworden ist. Schon der Name Folklore zeigt ja selbst dem Outsider, daß das „Ausland", auf das die Deutschen so gerne mit geringschätzendem Lächeln hinabzusehen pflegen, auf einem besonderen Gebiete arbeitsamer war als das deutsche Volk selber.

Das kommt wohl daher, daß man in Deutschland die von den Universitäten und Gymnasien losgelöste freie Forschung ein bischen sehr wenig ästimiert. Deutschland hat schon überhaupt nicht — außerhalb der Universitäten und Gymnasien — viele Orte freier Forschung, etwa wie Frankreich die vielen academies oder Amerika erst!

Und dann kommt wohl hinzu, daß in Deutschland meist und leider nur der offizielle Dozent etwas gilt. Auf keinem Gebiet ist Deutschland so rückständig geblieben, wie auf dem der Folklore! Auch das muß man einmal laut sagen!

Diese Rückständigkeit ist noch nicht an ihrem Ende, weil der Weg folkloristischer Forschung in Deutschland künftig, wie man hören muß, von dem Prokureur mit dem Zollstab gemessen werden soll! O arme Wissenschaft! —

Daß die Briefe der Elisabeth Charlotte nicht mehr von der Folklore verwertet wurden, hängt auch wohl zusammen mit der Bekenntnisfreiheit der Fürstin. Aber wie sagte doch schon Friedrich Theodor Vischer?: „Wer kennt nicht die köstliche Elisabeth Charlotte? Und sie war eine geborene Pfalzgräfin, Gemahlin eines Herzogs, Bruders des Königs Ludwig XIV., an dessen Hofe doch ebendas sich ausgebildet hat, was von da an als wohlanständiger Ton und Takt die Sitte Europas nach und nach in Zucht und Schule nahm. Es ist die sittliche Gesundheit, die sich in der grundverdorbenen Anstandwelt rein bewahrt hat, was dieser Frau den Freibrief für ihre große Derbheit in die Hand legte". [1])

Aus dem Briefwechsel der Fürstin mit der Raugräfin Louise erfahren wir unter dem 28. April 1696 das Lied der Buben von

[1]) S. Vischer: Mode und Zynismus. Beiträge zur Kenntnis unserer Kulturformen und Sittenbegriffe. Stuttgart 1879.

Heidelberg beim „Herumführen des Winters und Sommers“, das da lautet:

> „Nun sin wir in der Fasten,
> Da leeren die Bawren die Kasten,
> Wen die Bawren die Kasten leeren,
> Wolle unß Gott ein gut Jahr beschehren,
> Strü, strü, stro, der Sommer der ist do“.

Mit Aufmerksamkeit liest man in einem Briefe vom 13. XII. 1701 aus Versailles: „alle abergläubische Messen werden hir dermassen gestrafft, dass ein priester so vor meüsse (Mäuse) die Mess hir lessen würde, gebrent würde werden wie ein Zauberer“. Bei dieser Stelle fällt einem unwillkürlich die berüchtigte „Schwarze Messe“ ein, deren letzter Zweck war, als Liebezauber zu dienen. Die widerwärtig schauerlichen Zeremonien bei diesem Zerrbild der Messe waren Huldigungen an den Teufel, dessen Unterstützung verlassene Weiber, alte Kokette mit der ganzen Inbrunst ihres Herzen erflehten.

Was wir als grenzenlose Verirrung und Verwirrung des Menschengeistes ansehen, empfanden die Anhänger und Anhängerinnen des Teufelkultes — sofern man dabei von Schwindlern absieht, die daraus ein Geldgeschäft machten, — als *Sicherung* gefährdeten Seelenleben, als *Unterpfand* der *Zuneigung* etc. Man pendelte zwischen Gott und dem Teufel. —

Daß der Mond Einfluß auf Menschen habe, nahm auch Elisabeth Charlotte an. Sie schreibt von der Äbtissin von Maubuisson, (Versailles 12. VIII. 1706) die Äbtissin sei in ihr 85. Jahr getreten. „Sie sehen noch ohne brill, haben das gehör gutte undt den verstand auch; a b e r w e n d e r m o n t i m a b n e h m e n i s t, haben sie mühe, zu reden, und stammeln sehr, auch mühe zu gehen . . .“

Gegen Paris hatte die Fürsten allzeit eine Aversion. „Paris ist ein abscheulicher, heysser und stinckender ort nun; die gossen stincken, dass mans nicht aussstehen kan. Der gestanck kompt von den metzgern, den in diesser hitze verfault viel Fleisch, die Fisch dan, viel fisch, dass mit den mengten (vielen?) leutten, so in den gassen pissen, macht einen solchen abscheulligen gestanck, dass einem recht übel dabey wehrn mögte. Ich glaube, dass diesses die ursach ist, dass nun so gar viel Kranken sein.“ [1])

---

[1]) Brief vom 21. August 1718 datiert aus St. Cloud. Die Unsitte, mitten auf der Straße der Stadt Paris zu harnen, wird von sehr vielen Reisenden bestätigt. Wir zitieren die Briefstellen nach der Ausgabe der Briefe von Dr. W i l h e l m L u d w i g H o l l a n d.

Der oft gerühmte Zauber von Paris verfing also bei dieser Dame keineswegs. Vom Liebeszauber weiss die Fürstin mehrere ergötzliche Stücklein zu erzählen. So vermeldet sie unterm 29. Mai 1718 aus St. Cloud:

„Die La Force[1]) ist gar eine romanesquische humel, sonsten würde sie sich nicht in die Berenhaut geneht haben.[2]) Sie hatt viel avanturen gehabt; man will sie ein wenig vor eine hexen halten; aber dass glaube ich nicht. Jedoch so hat mir einer vom haus Mally,[3]) so mein guter Freundt, aber schon lengst todt ist, verzehlt, dass er schir vor Lieb vor sie gestorben were undt ohne sie nicht leben können, undt wolte sie mitt aller gewalt heürahten. Weillen sie aber in keine gar gutten ruf war und auch bitter arm, wolte sein Vatter der heyraht nicht erlauben, badt derowegen monsieur le prince, so sein verwandter ist gewessen, ihm zuzusprechen. Man führte ihn nach Chantilly, wo dass gantze hauss de Condé undt Conti ihm zusprachen, seinem Vatter zu gehorchen; man Konte aber nichts gewinen. Nesle blieb fest drauff, er wolte La Force heürahten. Wie man ihn ferner plagte, lieff er wie verzweiffelt in den gartten undt wolte sich erdrencken. Wie er aber seine veste auffriss, umb sich nackendt ins Wasser zu sprengen, zeriss er ein bandt, woran etwass hing, so ihm La Force vor die gesundtheit gegeben undt wohl recomandirt hatte, nie von sich zu thun. So baldt aber dass bandt mitt dem seekelgen (Säckchen) von seinem halss war, fundt er sich gantz anderst undt ohne lieb mehr vor La Force; ging derowegen zu monsieur le prince undt sagte, wass ihm begegnet were undt dass er verhext müsste gewessen sein. Ich habe ihn offt mitt der historie aussgelacht.“

Eine minder friedlich verlaufene Geschichte berichtet die Fürstin in einem Briefe vom 24. Juli 1718: „Hir haben wir einen gar eyffrigen geistlichen, Bischof,[4]) der blatte, gar geschleckte Haar getragen, Kein weibsmensch ansehen dörffen, sich nie gebudert, alss fette undt kleine trawermanschetten getragen; es ist noch ein junger mensch von etlich und dreysig jahr, ich glaube, er ist 32 alt. Ich weiss nicht, wie es zugangen ist, aber der teuffel, der herumbgeht wie ein brüllender Lew undt suchet, welchen

---

[1]) Charlotte Rose Caumont de La Force hat sich abenteuernd auch in der Schriftstellerei versucht und sogenannte historische Romane geschrieben, z. B.: Histoire secrète de Bourgogne. Die Dame starb 1724 im Alter von 74 Jahren. — [2]) Siehe den Artikel von Prinz Eugen handelnd. — [3]) Mailly. — [4]) Es war François Honoré de Beauvilliers, Bischof von Beauvais, der Bruder des Herzogs von Beauvilliers.

er verschlinge, dem muss diesse devotion gechoquirt haben, hatt derowegen ein spielwerk von seiner invention drin setzen wollen undt hatt dem armen jungen bischoff eingegeben, ein jung mensch,[1]) so in seiner statt ein schlim leben führt, zu bekehren. Er ließ sie hollen, umb sie zu beichten. Dass Mensch ist jung undt schon wie ein Engel undt ist eine durchtriebene; die hatt dem gutten bischoff so zugesprochen, daß sie ihn verführt, ehe er sie bekehrt hatt.

Er hatt nicht mehr ohne dass Mensch leben können, hatt seine alte bedinten abgeschafft, nur ihre verwandten Zu sich genohmen, hatt ahnfangen, die haar, so so bladt waren, zu frissiren, undt fuhr alle tag mitt der dame spatziren.[2])

Dass hatt den popel so geargert, daß sie Steine nach seiner Kutsch geworffen haben. Die geistlichen, so ihm zusprechen haben wollen, hatt er brügelsupen (= schläge) ahngebotten. Die haben diss alles seinen verwandten bericht; wie die zu ihm kommen wollen undt ihn wahrnen hatt er seine verwanten wider zurückgeschickt, ohne sie zu sehen, hatt nur seine Fraw Mutter gesehen undt zu ihr gesagt, er wüste nicht, warumb man so gross gerass macht, dass er mitt Mademoiselle de Rickard (so heist die Dame) umbgehe, er hette sie nur bey sich, umb ihm die mussiq zu lehrnen, dass sie gar perfect woll könte.

Alss alle die verwanten gesehen, dass nichts mehr hilfft, haben sie meinen sohn gebetten, die dame in ein Zuchthauss einzusperen lassen, so Ste. Pelagie heist, welches geschehen. Der bischoff hatt geswohren, dass er sein tag dess lebens nie keine von seinen Verwanten mehr sehen wolle.

Dass ist dass endt vom Liedt. Diesse historie hatt mich erfreuet; den ich kan die bratten nicht leyden, die niemandts ahnsehen wollen; sie seindt ordinarie fourben, undt dass die fourberie endeckt wirdt, erfrewet es mich recht". —

Besonderes Interesse beanspruchen die Heilmittel, Talismane u. dergl. mehr, welche Lieselotte in ihrem regen Briefwechsel anführt.

[1]) Mensch = Frauenperson bürgerlichen Standes meist mit der Nebenbedeutung sittlich anrüchig. — [2]) Er hatte noch etliche Maîtressen, die ihn um Ruf und Gut brachten. Fast am Ruin stehend wollte der seltsame Verliebte nach England. Um dem Skandal ein Ende zu machen, wurde er nach Cîteaux relegiert. François Honoré bat beim Regenten, die Geliebte aus dem Zuchthaus entlassen zu wollen. Diese Bitte schlug der Regent ab mit dem Bemerken: „Madame de Beauvilliers ne me pardonnerait jamais; mais il y a tant d'autres filles à Paris sans celle-là". Auch eine zweite junge Dirne, mit der es der Bischof hatte, obwohl er von ihr bestohlen wurde, kam in das Zuchthaus.

„Vor die sciatique habe ich nichts gebraucht“, schreibt sie an Louise Raugräfin der Pfalz, von Marly am 12. April 1714, und fährt dann weiter fort: „Man hat mich einmahl purgiert, die schmertzen blieben noch; hernach hatt mir der Marechal de Tessé einen Ring geben, worinen eines Hassen (Hasen) claue verborgen, doch so, daß die clau den Finger rührt (= berührt) seyder dem habe ich es nicht mehr verspürt. Ich thue den Ring nicht vom Finger, alß wen ich die Handt wäsch, bißher thut es noch gutt“. —

„Man pretendirt, daß, wenn man alle Morgen sich hinter den Ohren mit frisch kalt Wasser wäscht, daß man dergleichen flüsse (d. h. Schmerzen in den Backen, an den Zähnen usw.) nicht mehr fühlt noch verspürt“. (Siehe: Schreiben aus Paris, den 27. Sept. 1715).

Linderung für den Husten brachte der Fürstin ihr Arzt Doktor Terist. „Er nimbt dass gelbe von einem Ey, dass lest er zerklopen, dass es wie ein schaum wirdt, lest apart wasser sieden mit Zucker undt Zimet undt wenn es im vollen soht ist, thut er dass ey hinein undt machts so warm drincken, alss man es leyden kan, aber es muss 3 Stundt nach dem nachtessen sein; dass verhindert, dass man nachts nicht hust undt macht woll schlaffen, schmeckt gar nicht übel“. Brief aus Versailles, den 25. Febr. 1714.

Gegen Milz- und Nierenschmerzen empfahl die hohe Dame in einem Brief vom 12. März 1715 (aus Versailles) folgendes Rezept: „Man knüpfft (leinsamen), ein Dukatten schwer, in ein Tuch undt lest es 24 Stunden in Wasser hencken, darnach zieht man es herauß undt man drinckt daß Wasser, es seye ahn taffel unter den Wein, oder wie man will“.

Gegen schwache Kniee brauchten viele Leute Treber, „allein man hatt es mitt mir nicht wagen dörffen“, schreibt E. Charlotte aus Marly, den 17. November 1712, „denn wen man mir die füß nur in Wein undt starcke kreutter badt, wirdt mir übel davon“.

Mehrfach erwähnt findet man in den Briefen das Nürnberger Pflaster, das noch heute gebräuchliche Emplastrum noricum. Im Schreiben vom 24. Mai 1721 an Louise ist erwähnt: „In gantz Paris, ja gantz Frankreich, würdet Ihr, liebe Louise, kein Froschlaichpflaster finden“. Dieses Froschlaichpflaster ist das emplastrum de ranis sine Mercurio.

Wie die aufrechte Frau den König von einer Windkolik zu heilen suchte, hat die Fürstin, in der, wie Ranke betonte, kein Falsch ist, in einem Briefe an die Raugräfin Louise possierlich

aufgezeichnet. Sie schreibt aus Paris am 26. März 1722: „Vorgestern hat der König eine windt colique gehabt; gestern kam ich gantz ernstlich zum König, steckt ihm ein Zettelgen in der Hand; der marechal de Villeroy wurde gantz ambarassirt, fragte mich gar ernstlich: „Quel billiet donnes vous la au roy?“ Ich andwortete eben so serieuse: „C'est un remede contre la colique des vents;“ der marechal: „Il n'y a que le premier medecin du roy qui luy propose des remedes.“ Ich andwortet! „Pour celuy cy je suis sur que monsieur Dodart[1]) l'aprouvera; il est mesme escrit en vers et en chanson.“ Der König gantz ambarassiert, lasse ess heimblich, fing gleich ahn, zu lachen. Der marechal sagte: „Peust on le voir?“ Ich sagte: „O, ouy, il n'y a point de secret.“ Er fandt drin diesse folgende wördter

Vous qui, dans le Mezantaire (= mésentère),
Aves (des) vents jmpétueux,
Il (s) son (t) dangereux,
Et pour vous en défaire,
Pétez!
Petés! Vous ne sauries (= sauriez) mieux faire,
Pétez!
Trop heureux de vous défaire d'eux!
A ces malheureux,
Pour donner liberté tout Entière,
Pettez! (sic!)
Petez! vous ne sauriez mieux faire,
Pettez,
Trop heureux,
(De vous) délivrer d'eux!

„Es wurde ein so gelachter im Cabinet“, schreibt die erlauchte Fürstin, „dass ich mirs schir gereüet hette, den possen ahngestellt zu haben; denn der marechal de Villeroy wurde gantz bedutelt drüber. Diss ist noch ein alter Streich von meiner jugendt“.[2])

Anmerkung: Wir bitten beachten zu wollen, daß die Herzogin 1652 zu Heidelberg als Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz geboren war und der obere Brief von 1722 datiert. Brunet meint im II. Band seiner Gesamtausgabe der Correspondenz

---

[1]) Claude-Jean-Baptiste Dodart wurde 1718 erster Leibarzt Ludwig XV, er starb im Alter von 66 Jahren anno 1730. — [2]) Siehe Dr. Wilh. Ludwig Holland: Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans aus den Jahren 1721 u. 22, Tübingen 1881, erschienen in der Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart als Band CLVII. Diese Bände sind leider Seltenheiten im Buchhandel und bedauerlicherweise nicht Gemeingut sämtlicher großen Bibliotheken.

von Elisabeth Charlotte: „Les vers de Madame sont parfaitement dignes de figurer dans la Crépitonomie, Paris 1815; dans le „Dieu des vents“, La Haye 1776; dans le „Guide du Prussien“ 1825, et dans les nombreux ouvrages du même genre . . . .“

Man wollte mit solchen Possen dem Windgeplagten Gelächter und damit Leiberleichterung bringen. Wir führen die Verse an, um darzutun, daß Lieselotte keine Muckerin war und einen derben Spaß zu spielen sich nicht scheute. Weiter beweisen die Verse, daß Lieselotte solche Dinge auch ihren Freundinnen berichtete.[1])

Gegen vieles Arzneien hatte die erlauchte Dame große Abneigung, thé trank sie nicht gern, „thé find ich, alss wen man mist undt heu esse,“ schrieb sie am 14. Juni 1721.

Den Kaffe erachtete Lieselotte als ungesund und konnte nicht begreifen, „wie jemandts daß stinckende, bittere wasser lieben kan; ich habe all mein Leben ein Eckel und Abscheu davor gehabt, welches alle Welt wunder niembt, den es ist le delice von allen leutten in allen landen.“ (Brief vom 11. Juni 1719.)

In einem aus Versailles datierten Brief vom 25. Febr. 1706 hatte die Fürstin erklärt: „daß Café ist nicht so nöhtig, vor pfarrer alss catholische prister, so nicht heürahten dorffen; den es solle keusch machen.“

Aderlassen und purgieren waren Elisabeth Charlotte zwar zuwider, aber sie fügte sich dem allgemeinen Brauch.

Aus Brunnenkresse, Körbel und chicoréekraut wurde ihr im Frühjahr ein Purgiermittel gepreßt, der „grüne Saft“. „Es ist ein widerlicher drank, so morgen des nüchtern zu schlucken ein gut Glas voll . . . Doch nehme ich dass lieber, alss die warme Mana, so man mir ordinarie pflegt mitt sel vegetel zu geben“. Brief vom 13. Mai 1719. Manches wäre noch zu berichten an eigenartigen Gebräuchen, Sprichwörtern, Redearten. Wir wollten aber mit unseren Erörterungen mehr die Fülle andeuten, als sie restlos wiedergeben.

Mögen die von uns gebrachten Proben, welche die Schreib- und Denkart der treuherzigen wackeren Fürstin charakterisieren, ein Anlaß sein, daß dieser Schriftstellerin die ganze Aufmerksamkeit der Neufolkloristen zugewendet werde.

---

[1]) Von Interesse ist das Urteil des Herzog St. Simon über ‚Lieselotte‘: „Elle était forte, courageuse, allemande au dernier point, franche, droite, bonne et bien faisante, noble et grande en toutes ses manières, et petite au dernier point sur tout ce qui regardait ce qui lui était dû. S. Mémoires complets et authentiques du duc de Saint Simon sur le siècle de Louis XIV., 20. Bd, Paris 1829.

## Schönheitmittel.

Eine Umfrage von Mlada Ana Gospoja.

(Vgl. Bourke, Krauss und Ihm, S. 333—336.)

1. Ein weißes Gesicht mit roten Wangen ist das Ideal des Bošnjaken. Jedes Fleckchen im Gesicht deuten die Weiber mit allerlei Vermutungen. Leberflecken bedeuten ein weibliches Wesen, das stolz und eigensinnig gegen Männer ist und von weiblicher Demut nichts wissen will (arsuz). Aber auch für diese Flecken wissen sie Rat, man muß ja nicht alles vom Gesichte ablesen. Junge Mädchen oder Witwen machen einen Aufguß aus Essig und Meerrettich. Der kleingeschnittene Meerrettich wird in eine Flasche getan, in der man Weihwasser aus der Kirche brachte (o vodokršću, am Wasserweihtage) und der Essig darüber gegossen. Die Flasche verkorkt man und stellt sie vierzehn Tage lang in die Sonne. Nun benützt man die Flüssigkeit zum Einreiben. Von Angja Baković aus Vareš.

2. Das Auftreten von Mitessern (grcevi[1]) in der Lika) im Gesicht zu verhüten, ist eine große Sorge junger Mädchen. Die ganz Gehauten kochen eine eigene Seife, in die sie allerlei Zauberingredienzen mitkochen (Katzenfett, Hasenfett [zečije salo], Kreide, Thymian, Marienkraut [Fraunblatt = gospin list], Asche von einem Holze, das von einem Baume stammt, in den der Blitz gefahren). Die Seife ist sehr milde, gar nicht ätzend, bräunlich und hat einen eigentümlichen Geruch, sie wird aber streng geheim gehalten. Zum Abwischen gebrauchen sie ein rauhes Handtuch, das sie selber weben und sticken. Ich sah Mädchen aus Bürgerkreisen, die wirklich ein sehr reines, weißes Gesicht hatten, ohne einen einzigen Mitesser. Von Angja Baković aus Vareš. Mitesser werden auch ausgedrückt (stiska ih).

3. Frau Milka Mandić aus Sarajevo ist ein Bauernkind, eine Serbin, 45—48 Jahre alt, hat aber einen Teint, um den sie eine Prinzessin beneiden könnte, dabei auch ein riesiges Glück bei Männern. Mit schwerer Mühe sagte sie mir endlich doch ihr Mittel: man schält wilde Kastanienfrucht und schneidet sie in Scheiben, die man an der Sonne gut trocknen läßt. Dann stößt man sie zu Mehl und siebt sie durch ein Sieb. Von dem Mehl nimmt man immer etwas in das Wasser zum Gesichtwaschen. Das Wasser wird davon

---

[1]) Das Wort steht noch in keinem Wörterbuch.

weißlich und seifig. Die Haut am Gesicht bleibt weich, ewig frisch und jung. Das Mittel ist unschädlich. — Daničić.

4. Ein Weib mit Warzen an den Händen ist den Männern eklig, deshalb gelten Warzen als arger Schönheitfehler in Bosnien. Man zaubert dagegen auf mehrere Arten und kennt Kräuter, das beste ist der Saft des Schöllkrautes. Damit bestreichen die Weiber ihre Warzen und sagen dabei: Da Bog dô: gad otišô gadurama! (Gott gebe, daß das Eklige zu den Ekligen gehe!) Damit meint man die öffentlichen Prostituierten, die allerlei Schmutziges angreifen müssen und deshalb immer Warzen kriegen. Diesen etwas Schlechtes zu wünschen, ist auch keine Sünde. Das Schöllkraut für die Warzen muß man ein paar Wochen lang täglich morgens und abends als Schmiersaft gebrauchen, wenn die Warzen nicht eher verschwinden. Sie sehen nach dem Bestreichen orangegelb aus (žute se). Eine Stunde nach dem Bestreichen — nicht früher — darf man sich erst die Hände waschen. Von Angja Baković aus Vareš.

5. Hat einer Warzen, so paßt er auf eine Gelegenheit, um zwei Paare zu belauschen, die den Beischlaf miteinander ausüben (dvoje muško i žensko zajedno jaše) und da spricht er dreimal: Zwei reiten gemeinschaftlich, tragen meine Warzen weg! (dvoje jaše zajednice, nose moje bradavice!) Dabei greift er an seine Warzen an der Hand. — Von Marica Kovaćić. Lika.

6. Ein rotes aufgedunsenes Gesicht und eine rote Nase bei einem Weibe ist den Männern verhaßt. Eine, die es hat, die nimmt eine Igelhaut (ježovu kožicu) und tut sich einen Sack (žaku) auf den Kopf, unter dem Kinn verbrennt sie die Igelhaut und der Dunst davon steigt ihr an den Kopf. Dann wird sie weiß wie Milch und wird wieder appetitlich (opet je hoće muški). Von Kata Kovačić in Vrbovsko.

7. Königinwasser (kraljičina vodica) als Schönheitmittel und als gutes Mittel gegen gewisse Hautkrankheiten: Rosmarinblüten legt man in weißen Wein ein und sie bleiben darin sieben Tage und sieben Nächte. Damit schmiere man das Gesicht ein. Von Marie D. aus Gornji Vakuf.

8. Vom Streicheln mit der Hand (od milovanja rukom) kann ein Mädchen lišaj (Flechte) bekommen. Das ist nicht schön, und die Mädchen haben Angst davor. Man beschmiert es mit baguš (Tabaksaft und Rest aus der Pfeife, auch den Rest von Zigaretten). Es brennt, aber die Flechte vergeht Dann wäscht man das Gesicht mit eigenem Harn (koja nije francava = wenn man keinen weißen

Fluß hat) und das Gesicht wird weiß und glatt wie bei einer Herrschaft (gospodski). Eine alte Likaërin wusch ihr Gesicht immer mit Harn und sie war bis in ihr Alter zart und weiß (das sah ich selber, d. h. den hübschen feinen Teint der Alten). Von Kata Kovačić, Lika.

9. Bei allen Südslaven gelten schadhafte (krezuba) Zähne als großer Schönheitfehler. So ein Weib gilt als alt und hat keinen Anwert in Liebangelegenheiten. In einigen Dörfern der Arnauten in Altserbien wird der jungen Braut am Hochzeittage ein Zahn ausgebrochen: da ne bi drugome omilila (damit sie keinem anderen mehr gefallen könne). Von Pajo Radosavljević, einem Serben.

---

## In 't fleschken pissen.

Ein vlämisches Volkspiel.

Über einen eigenartigen Brauch früherer Zeiten belehrt uns das vlämische Museum voor Folklore in Antwerpen. Unter den der Darstellung der Volkspiele gewidmeten Puppen befinden sich zwei Frauen, die mit vorn hochgeschürzten Röcken vor zwei in einem Kasten aufgestellten Flaschen stehen. Der Katalog (No. 1541) gibt dazu folgende Erklärung:

„Dieser Preiskampf fand vordem auf Kirmessen statt, die vorwiegend von Frauen besucht wurden. Die Männer waren streng ausgeschlossen. Das Spiel bestand darin, daß von ferne in eine mit einem Trichter versehene Flasche gepißt wurde. Diejenige, welche die Flasche am meisten hatte füllen können, erhielt den Preis.“

Ob dieser Brauch noch jetzt da oder dort geübt wird, entzieht sich meiner Kenntnis. Kann es uns aber besonders Wunder nehmen, daß im Lande des „Manneken Pis“ das Beispiel des ältesten Bürgers Brüssels den Ergeiz seiner Schwestern in dieser Richtung beeinflußte?[1]) Im übrigen beweist der Ausschluß jeder

---

[1]) Vergl. dazu Ihm's Ausführungen bei Bourke, Der Unrat in Sitte, Brauch, Glauben und Gewohnheitrecht der Völker, deutsch von Krauss u. Ihm, S. 509f.

Männlichkeit, wie wohl sich natürliche Derbheit mit natürlichem Schamgefühl verträgt. H. v. K.

Ein alemannischer Volkbrauch. Wer vom Bettnässen geheilt will sein, muß nachts um 12 Uhr an einem Kreuzweg harnen. K. A.

---

## Geschlechtliche Krankheiten.

Eine Umfrage von Krauss.

1. Ein Geschwür auf den weiblichen Geschlechtorganen bringt man schnell zum Aufgehen, legt man darauf eine durchschnittene und in heißer Asche halbgebratene Zwiebel (crveni luk) auf. Auch nur Zwiebelsaft ist gut. Man nehme hierzu täglich vier Zwiebeln, schneide sie fein, streue eine halbe Tasse (findžan) feines Kochsalz darüber und lasse sie mehrere Stunden in einem Porzellangefäß stehen, sodaß sich der Saft herauszieht. Dann schmiere man die wunden Geschlechtteile damit ein und setze sich über einen heißen Ziegel, damit der Saft eintrocknet (pariti se). Vor dem Schlafengehen. Von Stana K., einer Kräutlerin aus Blažuj (Bosnien).

2. Es herrscht überall bei den Südslaven der Glaube, man könne den Tripper auch bekommen, selbst wenn man einem ganz gesunden Weibe beischläft, aber nur ist man dabei betrunken, sodaß man nicht fertig werden kann (ne može da svrši). Der Samenerguß vollzieht sich nicht und tropft dann später ab. So ein Fluß ist aber nicht ansteckend. Er kann aber schädlich sein, wenn man daran herumkuriert. Man soll nie in betrunkenem Zustande zu den Weibern gehen — und doch tun es viele Männer. Nichttrinker sind deshalb selten geschlechtkrank, sagt das Volk. Von K. Bilić aus Zvornik.

3. Eine Fledermaus lebend an die Zimmerwand des Wohnhauses aufnageln und dort hängen lassen, schützt vor Geschlechtkrankheiten. Bei den Serben in Stapar. Von Vl. Jugović.

4. Verliert ein Weib ihre Regel und weiß nicht, ob sie in der Hoffnung ist oder eine Infektion erwischt hat, so schaut sie ihren Geschlechtteil an. Ist er röter als sonst, so ist sie schwanger. Hat er einen weißen Fluß, so ist sie angesteckt. Von Jov. Lukičić aus Ključ. Aber Zora Barbarić, der die Lukičić diese Mitteilung machte, sagte: „So etwas tun nur Huren, eine anständige Frau

weiß sofort, daß sie in der Hoffnung ist, und braucht sich nicht erst anzusehen, ob sie rot ist oder nicht. Eine Hure — natürlich — die mit mehreren Männern zu tun hat, die muß fürchten!" (Bosnien).

5. Das Schlimmste ist, wenn ein Weibsbild die Franzosen gehabt hat! Dann geht ihr jeder aus dem Wege, und jedem graut vor ihr. In Böhmen auf den Dörfern wird eine solche in einen großen Haufen Pferdemist eingegraben und dort bleibt sie neun oder 21 Tage, wenn der Ausschlag ärger ist. Das Essen reicht man ihr von Weitem mit der Mistgabel hin, denn mit einer solchen will Niemand in Berührung kommen. Von Marianne Koralek aus Strakonic.

---

## Nacktheitzauber.

(Vergl. Anthropophyteia VIII, 287—288).

1. Aus Bosnien. Am Georgtage (nach dem griechischen Kalender dem ersten Frühlingtage) zieht sich zu Dubica das verliebte Mädchen splitternackt aus, nimmt einen vollen Krug Wasser, darein sie an Blumen Rosen, Basiliken und Niewelkblumen (neven, Totenblume, calendula officinalis) getan, schwingt sich rittlings auf einen Webebrustbaum und spricht: Dieses Jahr auf dem Brustbaum, bis aufs Jahr auf dem Stock! (ove godine na vratilu, do godine na batinu!). Also reitet sie auf einen Kreuzweg hin und mitten auf dem Kreuzwege gießt sie das Wasser mit den Blumen im Kreis um sich aus und so auf dem Brustbaum im Kreise umherreitend ruft sie aus voller Kehle dreimal aus: He, Stefan Milković (oder N. N.), gib mir deinen Sohn Jovo zum Herzliebsten! (daj mi svoga sina Jovu za dragoga!). Damit lockt sie ihn sicherlich an sich und er wird sie nie verlassen! so glaubt man aber auch an anderen Orten Bosniens. — Ljuba T. Daničić.

2. Aus dem Lausitzer Sorbengebiet. Um einen Schatz zu heben, muß ein schwangeres Weib splitternackt auf einem Bocke, der kein weisses Haar hat, um den Kreis herumreiten, in dem der Schatz vergraben liegen soll. — Prof. J. K.

---

## Vom Blutzauber.

Eine Umfrage von Karl Amrain.

Von der magischen Wirkung des Menschenblutes im Völkerglauben haben die Jahrbücher der Anthropophyteia schon mancherlei berichtet. Literarisch erscheint die Wunderkraft des Blutes als Bademittel wohl erstmals in einem lateinischen Gedichte[1]) auf die Schlacht von Fontanetum 841, in der die Zerreißung des Karolinger-Reiches entschieden wurde. Der Dichter meint, das sei kein Sabbat gewesen, sondern das Badefaß des Saturn. An die lebenerhaltende Wirkung des Blutes erinnert die Sage vom armen Heinrich. Thomas Murner erwähnt in seiner „Badenfart", wie Menschenblut als Bad genossen schwere Krankheit heilt. So heißt es in der Badenfart:

„Ich liss (= lese) wass Constantinus det,
Da er ein bad zuo gerüstet het,
In seim sin von Menschen Bluot,
Das sollt für Ussatz werden guot,
Heilt Menschlichs Bluot die Malacy,
So luog ob Gott ein Arzet sei". — [2])

Dieser Glaube an die lebenkräftige Wirkung des Blutes hatte ja wohl auch die ungarische „Blutgräfin" Bathory erfüllt?

Und im Völkerglauben finden wir noch heute die Meinung, daß der Mensch, der das Blut eines Mitmenschen vergossen hat, „kaum sterben kann", d. h. lange Wochen mit dem Tode ringen muß. Ja selbst derjenige, der das von Menschenblut befleckte Gewand (Kleid, Hemd usw.) eines Mörders, bezw. eines bei einem Morde Beteiligten wissentlich wäscht und reinigt, „kann nicht sterben". So stark ist nach dem Volkglauben die Wirkung des Menschenblutes! Wir erwähnen als Beitrag hierzu, daß in einem kleinen Vogesendorfe im Jahre 1911 für eine mit dem Tode ringende Katholikin gemeinschaftlich in der Kirche gebetet wurde, damit die Frau einen sanften Tod habe. Kaum waren die Beter aus der Kirche, da hörte man die Mannleute einander zuraunen: „Sie kann nicht sterben, weil Menschenblut an ihr klebt". Nähere Nachforschungen ergaben, daß die Frau vor langen Jahren ein blut-

---

[1]) Grimm: Myth, 3, 115. — [2]) Murners Bild bezieht sich auf eine allegorische Deutung, die Heilung der Erbsünde durch Christi Blut, nach der Auffassung der katholischen Kirche.

befleckten Hemd gewaschen hatte, um eine im Dorfe vorgekommene Schlägerei, die mit dem Tode eines dabei Beteiligten geendet hatte, zu verheimlichen.[1])

Vergegenwärtigen wir uns diesen Machtglauben menschlichen Blutes, der, wie wir hoffen möchten, durch weitere Erhebungen anderer Herren Mitarbeiter klargestellt werden kann, so wird uns der für Nichtfolkloristen so unverständliche Liebezauber, der mit Menstrualblut getrieben wird, in ein neues Licht gerückt. Blut gesellt sich zu Blut! Und zwar immer zum Blute der letzten Spenderin! Hat Jungfrau A. dem Burschen X. von ihrem Menstrualblut heimlich d. h. ohne Vorwissen des X. gegeben, so erklärt sich das Blut des X. für das Blut der A. Gelingt es der Jungfrau B. später dem X. ähnlich zu kommen, so vernichtet das B.-Blut die A.-Tendenz des X. Mit anderen Worten das B.-Blut „läutert" die Mischung von X.- und A.- bezw. „Ausflußblut beeinflußt", wie es auch im Volke heißt. All diese Auslegungen, Interpretationen tangieren, wie zur Vermeidung von Mißverständnissen nachdrücklich betont werden möge, nur die Volkanschauungen.[2]) — Selbst der Gottseibeiuns, der Teufel, sichert sich Verträge durch blutige Unterschriften. Diese Blutverwandtschaft ist stärker als sonstige Kräfte des Höllenfürsten.

---

## Moralische Zustände in Großstadt- und Industriebezirken.

Eine Umfrage von Karl Amrain.

Städtische Siedelungen und Industriebezirke zeigen einen jeweils eigenartigen Aufbau der Bevölkerung. Allen Arten gemeinsam ist die Massenhaftigkeit der Anhäufung von Menschen. Die Bewegung der Entwickelung ist indessen nicht gleichmäßig. In Industriebezirken erfolgt sie vielmehr stoßweise und durchweg nur durch wandernde Bevölkerungmassen, also ohne selbständige Eigenergänzung durch Geburtenüberschuß. In den Städten haben wir eine selbständige Eigenergänzung. Was die Großstädte anlangt,

---

[1]) Mitteilung des Herrn F. Wernert. — [2]) Festzuhalten ist also, daß der mit Menstrualblut getriebene Humbug auf einen Blut„vertrag", d. h. Blutfreundschaft hinausläuft. Das Blut des X. muß oder soll sich mit dem Blut der A. oder B. etc. vertragen, bezw. befreunden. Man vergl. dazu Bourke, Krauss u. Ihm, S. 305—309.

kann man allerdings einige Zweifel hegen, ob Eigenergänzung durch Geburtenüberschuß vorhanden ist oder nicht, da die Großstädte als Gebiete der Zuwanderung vielfach im Vordergrund aller Beobachtung stehen.

Indessen läßt sich die Tendenz der natürlichen Vermehrung in den Großstädten als den Gebieten überwiegenden Wanderunggewinnes kaum verkennen. Worin haben wir hierfür die tieferen Gründe zu suchen? Ohne Zweifel in der eigenartigen Verteilung der Geschlechter.

Sehen wir uns nur einmal die Industriebezirke an, die wir in Bergbaubezirke und Textilbezirke einzuteilen haben. In den Bergbaubezirken sehen wir eine durch stoßweise Zuwanderung entstandene Massenanhäufung von Individuen männlichen Geschlechtes. Kennzeichnend dabei ist das Fehlen der jungen Jahrklassen, die ihrerseits gerade in Städten und Großstädten vorwiegen. Besonders wichtig alsdann ist der Frauenmangel in den Bergbaubezirken. Städte, namentlich Großstädte, zeigen gerade das Gegenteil, nämlich einen Überschuß an Frauen. Zwischen Bergbaubezirk und Stadt, bezw. Großstadt endlich stehen die Textilbezirke.

Alle drei Gebilde sind ihrer Struktur nach geeignete Objekte zur Massenbeobachtung. Hier dürfte die Moralstatistik, wie überhaupt eine umfassende Untersuchung der sittlichen Zustände wertvolle Aufschlüsse schaffen. Aufschlüsse, die gleichzeitig die Grundlage abgeben können, um eine zweckbewußte Besserung anzustreben, die auf fürsorgende Maßnahmen bedacht ist. Möchte die aufgeworfene Frage im Forscherkreise der Anthropophyteia Interesse finden, damit für die rheinisch-westfälischen, wie die böhmisch-mährischen Industriebezirke, sowie Berlin und Wien entsprechendes Beobachtungmaterial gesammelt, gesichtet und bearbeitet werden kann.

Dabei erscheint uns die Frage nach der Verhältniszahl der einzelnen Roheitdelikte in Großstadt und Industriegebieten, bezw. vornehmlich Bergbaubezirken nicht untergeordnete Bedeutung zu besitzen. Endlich ist die Erörterung wichtig bezüglich der weiblichen Elemente in der Bergbaubezirkbevölkerung.

## Nachträge.

An den Herausgeber der Anthropophyteia.

Hildesheim, den 22. Juni 1913.
Friesenstraße 17/18 III.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Sie, geehrter Herr Doktor, und Ihr Mitarbeiter, Herr Ihm, haben gegen 600 eigene Erfahrungen als neue Tatsachen der Bearbeitung des Bourkeschen Buches hinzugefügt. Gestatten Sie mir nun, bitte, daß ich Sie auf 2 einschlägige Erfahrungen, die ich persönlich gemacht habe, hinweise; ich stelle Ihnen beide gern als Material zur Verfügung und verbürge mich hiermit für die Wahrheit, bezw. Glaubwürdigkeit der Mitteilungen. Mein eigener „Fall" kann nötigenfalls unter meinem vollen Namen bekannt werden.

1. Im Alter von ca. 7 Jahren litt ich an heftigem (skrofulösem?) Ausschlag (Flechten?). Beide Arme z. B. waren derart mit Borke — ich möchte sagen: gepanzert, daß ich die Hände zeitweilig nicht zum Munde führen konnte, eine Tatsache, die meine Mutter später noch oft erwähnt hat. Da nahm mich eines Tages eine Nachbarfrau (Dorf S., Kreis S., Regbz. Hannover) beiseite und schmierte mir beide Arme mit dem frischen, gelblichen Kote ihres kleinen Kindes ein, ohne Vorwissen meiner Eltern, jedenfalls meines Vaters. Meinen grenzenlosen Ekel und mein heftiges Schreien beschwichtigte sie mit dem Zuspruch: davon würde es besser! — Das war im Anfange der 80er Jahre.
2. Ein Briefbote C., der von dem Flecken B. aus (Regbz. Hannover) — mein Vater war inzwischen versetzt — bei uns die Postsachen zu bestellen hatte, erzählte mir (ca. 14jährig) folgendes: An einem sehr heißen Tage habe er auf seiner Tour in stark erhitztem Zustande sehr viel Milch getrunken und bald darauf die fürchterlichsten Beschwerden gehabt. Ein Bauer, in dessen Hause er beinahe zusammengebrochen sei (Dorf O. bei B.), habe ihm gesagt, wenn er (Briefbote) 30 Pfg. für einen „Schnaps" zahlen wollte, würde er bald brechen müssen und gesund sein. Er sei darauf eingegangen (die Geldforderung sei zur Erhöhung des Zutrauens zu dem „besonderen Schnapse" nur fingiert gewesen, wie es sich

herausgestellt habe) und habe mit wahrem Ekel den „Schnaps“ getrunken. Auf meine Frage, was denn das eigentlich gewesen sei, antwortete er: „Coloquin“ des Bauern. Als ich das nicht verstand, erklärte er mir den Ausdruck als Harn. —

Was mir in in beiden Fällen lehrreich und der Mitteilung wert erscheint, ist das, daß

1. in der neuesten Zeit (Anfang und Ende der 80er),
2. in einem Landteile (Hannover), der doch nicht gerade an der letzten Stelle der Kulturentwicklung steht,

solche Mittel verhältnismäßig allgemein bekannt waren und auch noch angewandt wurden. Würde der Bauer sonst ohne weiteres auf das barbarische Mittel verfallen sein, ebenso die Frau? —

Es gereicht mir zum besonderen Vergnügen, Ihnen, dem Verfasser von „Volkglauben etc. der Südslaven“, einem Werke, das ich schon vor Jahren studiert habe, vielleicht brauchbares Material geliefert zu haben.

Mit vorzüglichster Hochachtung

Chr. Pottgiesser.

---

Ergänzung der Abhandlung: „Zur Geschichte der mechanischen Vorbeugemittel“ (S. 10).

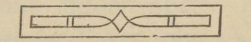
Während des Druckes dieses Bandes veröffentlichte Paul Richter (Zeitschrift für Bekämpfung der Geschlechtkrankheiten, 1912, S. 37) eine neue Ableitung des Wortes „Condom“, nämlich vom persischen „Kendü“ oder „Kondü“, was ein Gefäß zur Aufbewahrung von Samen der Getreidearten bedeuten soll. Nach Richter ist es: „leicht erklärlich, wenn ein mit dem mittelalterlichen Latein bekannter Gelehrter, der den Nutzen von Gefäßen zur Verhütung unerwünschter Schwangerschaften erkannt hatte, scherzhaft genug war, diesen nicht aus Ton, sondern aus gemeinem Tierdarm bereiteten Gefäßen den Namen „Condum“ zu geben, welches Wort also tatsächlich als: „receptaculum seminis“ zu übersetzen ist,“ usw. — Die Anführung aus einem Schriftsteller zur Begründung dieser Annahme unterblieb bisher.

Die achte Auflage von Hans Ferdy: „Mittel zur Verhütung der Conception, 1. Teil“, wurde nebst sechs anderen, ebenfalls am 15. März 1912 beschlagnahmten Schriften desselben Verlags (Max Spohr in Leipzig, Rudolph-Straße 4) am 26. Februar 1913 wieder frei gegeben. Eine offizielle Beschlagnahme hatte nicht stattgefunden, sondern die Bücher waren während der fast ein Jahr andauernden Keuschheitprüfung nur unter Siegel gelegt worden. Helbig.

---

In der Zauberküche der Frau Daničić wird auch ein Spiel erwähnt, daß die Burschen auf einen geölten Ledersack springen.

Bei den Ascholien der Griechen geschah dasselbe: Wer auf einen geölten, mit Wein gefüllten Schlauch sprang, bekam einen solchen Schlauch zur Belohnung, wenn es ihm gelang, auf dem Ledersack stehen zu bleiben. Ihm.





# Vom Büchertisch.

Keller, Otto: Thiere des classischen Alterthums in culturgeschichtlicher Beziehung. Mit 56 Abb. Innsbruck, Wagner 1887, IX, 488 S. 8⁰.

— Die antike Tierwelt. Leipzig, Wilh. Engelmann 1909, I. B.: Säugetiere. Mit 145 Abb. im Text und 3 Lichtdrucktafeln. XXII, 434 S. gr. 8⁰.

— II. B.: Vögel, Reptilien, Fische, Insekten, Spinnentiere, Tausendfüssler, Krebstiere, Würmer, Weichtiere, Stachelhäuter, Schlauchtiere. Mit 161 Abb. im Text und auf Tafeln, sowie zwei Lichtdrucktafeln. Lpzg. 1913. W. Engelmann, XV, 617 S. gr. 8⁰.

Diese drei Bände bilden nur ein Werk und zwar in der Weise, daß die zwei jüngeren das ältere vervollständigen, ohne es jedoch entbehrlich zu machen, obwohl sie auch wieder dieselben Tiere behandeln. Ein bedeutender Naturforscher, der zugleich einer der gründlichsten Philologen und Archäologen, ein großer Kulturforscher und Menschenkenner ist, beschenkte die Wissenschaft vom Menschen mit dem Ergebnis seiner fünfundfünfzig Jahre langen unverdrossenen Gelehrtenarbeit. Spricht man vom Menschen, so spricht man immer auch von Tieren, was leider den Aestheten, die in den Salons und sonstwo unter Eid ihren Schwefel vorbringen, nicht einleuchten will. Es ist nichts anderes als der vielleicht wichtigste Teil der Entstehunggeschichte der Kultur bei der asiatisch-europäischen Völkergruppe, die Keller in diesen Werken vor uns aufrollt. Mit dem Gymnasiasten und vielfach noch Lehramtkandidaten aufgetischten Märchen von der unvergleichlichen Einzigkeit des hellenischen Tribus räumt diese Arbeit mit auf, weil sie uns den innigsten Wechselverkehr der Völker schon in ältesten bildnerisch und literarisch nachweisbaren Zeiten dartut. Das Werk fordert zum Vergleich mit dem älteren Victor Hehns heraus und besteht ihn zu eigenem Vorteil. Hehn war ein eigenartiger, etwas verbitterter und boshafter Mensch, dazu nicht frei von nationalen und konfessionellen Vorurteilen, während Keller ein abgeklärter, philosophisch denkender Geist ist. Er, der Philologe von Beruf scheut sich z. B. durchaus nicht, ab und zu, die auf den Zinnen der Textkritik Wandelnden an ihre Unzulänglichkeiten zu erinnern, so z. B. I, 190, II, 518. — Der Bewunderung hellenischer Wahrheitliebe setzt er einen leisen Dämpfer auf I, 355: „Die Hellenen besaßen überhaupt ein merkwürdig weites Gewissen in Erfindung angeblicher historischer Tatsachen und hatten eine geradezu krankhafte Sucht, den Tod ihrer bedeutenden Männer in möglichst pikanter Weise aufzuputzen“. Als Folklorist möchte ich diese Bemerkung fast auf alle Gebiete ihrer geistigen Tätigkeiten angewandt wissen. Allem Anschein nach machten sie auch bei den älteren und reicheren Kulturvölkern Asiens und Afrikas als Plagiatoren ausgiebigste Anleihen. Von unserer uns in den Schulen eingetrichterten Begeisterung für hellenische Fabeleien waren ihre zeitgenössischen Nachbarvölker so ziemlich frei und im Mittelalter hielten sich z. B. die Araber doch nur an die griechischen Naturforscher, nicht an Homer oder an die Tragiker. Bessere und überzeugendere Charakteristiken der „alten“ Völker finden sich anderswo schwerlich so wie bei Keller.

Keller spricht immer voll Gescheidtheit und Klugheit. Damit trifft er auch jeweilig das richtige zur Erklärung. Er hält sich an die leicht verständliche Wirklichkeit und verwirft die weit hergeholten Deutungen und Auslegungen der Wortdrescher. Einfach nennt er solches Geschwader: ‚lügenhafte Übertreibungen'. Ein Muster klarer Erörterung dieser Art vgl. B. II, S. 199f.

Das dreibändige Werk setzt sich, äußerlich betrachtet, aus zweihundertsiebenundachtzig Einzeluntersuchungen zusammen, die einander ergänzen. Trotz ihrer erdrückenden Gelehrsamkeit und der Fülle aus ihnen aufquellender Anregungen konnte ich die erste Lektüre in drei Wochen beendigen, denn Keller ist auch ein Künstler der Darstellung, der einen immer fesselt und unterhält, wozu allerdings die mit unendlich fürsorglicher Liebe aus den schier unzugänglichsten Quellen zusammengebrachten Abbildungen, so manche eine Kostbarkeit für den Beschauer, viel beitragen. Es ist oft ein bleibender Hochgenuß für den Menschen- und Tierfreund. So mancher andere Autor hätte aus diesem Stoffe eine Bibliothek zusammengeschrieben. Um ganz gerecht zu sein, muß ich insbesondere die außerordentlich lehrreichen, sehr ausführlichen Abhandlungen Kellers hervorheben und zwar insbesondere die vom Löwen, dem Hund, der Katze, Maus, dem Pferd, Schaf und Rind, Elefanten, Schwan, Falken, der Eule, dem Raben, der Krähe, Taube, dem Huhn, Strauß, Kranich, der Ente, Schildkröte, dem Krokodil, den Schlangen, dem Frosch und der Kröte, den Fischen (Tun), Polypen, Ameisen, Bienen, Spinnen, Krebsen, Schnecken, der Perlmutter, Auster und den Korallen. Selbst die mythische Tierwelt ließ er nicht außer Acht. Nur das Okapi fehlt, mit dem die Egypter bekannt waren, wie dies A. Wiedemann in der Frankfurter Umschau nachwies. Im Feuilleton der Neuen Fr. Presse in Wien verhöhnte ihn deswegen irgend einer unserer hiesigen offiziellen Zoologen, doch war dies eine arge Dummheit und nur ein Beweis für seinen mangelnden Sinn für die Geschichte der Menschheit. Erschrocken war ich beim Anblick der sodomitischen Szene II, S. 217, die Leda mit dem Schwan darstellt. Erblicken das die meineidbeflissenen Berliner Tugendwächter des deutschen Volkes, so hat der nunmehr 76jährige geistig frische Forscher am Ende noch einen Malefizprozeß nach § 184 St. G. B. zu gewärtigen. Erschwerend kommt noch hinzu, daß er auch der Erotik nicht ganz aus dem Wege geht, was nicht verwunderlich ist, weil ja auch die Alten schon „unzüchtig", „roh" und „gemein" waren, wie sich gewisse beeidete Sachverständige ausdrücken werden. Die Stellen merke ich gleich an, nicht etwa für die Denunzianten, sondern für unseren Leserkreis, um Studierenden das Finden zu erleichtern. Th. d. cl. Alt.: S. 88, 94, 95f., 162, 222ff., 288f., 296, 315; I. S.: 98, 152, 154, 168, 188, 195, 197, 350, 356, 365, 368, 398, 404; II, S. 53, 72, 89, 128, 138, 216f., 218, 230f., 286, 288, 319, 332, 342, 345, 386, 542 und 545. — Zur Skatologie vgl. I. S. 44, 80 und 210, II. 267. Zu den nunmehr in unseren Jahrbüchern gerichtlich verbotenen Rubriken vom Liebezauber und der erotischen Volkmedizin enthalten Kellers Werke sehr viele gute Angaben. Hoffentlich rutschen sie vor den Richtern durch, denn von den „Alten" darf man vielleicht noch derlei mitteilen, während ähnliche Tatsachen aus dem Leben zeitgenössischer Völker nicht gedacht, geschweige denn erhoben werden dürfen.

Die T. i. c. A. haben noch ein leidliches Register, die zwei Bände der A. T. aber nur eines von zehn Spalten. Das Werk ist eine Sammlung von tausenden wissenswerter Feststellungen, die keiner so leicht im Kopfe behalten kann und darum wäre als Nachtrag ein Registerheft höchst erwünscht. Dieses Werk gehört zu jenen großartigen Leistungen deutschen Gelehrten- und Forscherfleißes, die ihren Verfassern in der Wissenschaft auf Jahrhunderte hinaus einen Ehrennamen sichern. Vielleicht trägt Kellers Lebenarbeit einmal auch dazu bei, die öde grammatisch formale Gymnasialschulung mit ihrer Pein zu lindern, indem sie den Schülern statt abstrakter Floskeln anschaulicher die Alten, die ewig Jungen vorführen wird. Krauss.

Freud, Prof. Dr. Sigm.: Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten. Zweite Aufl. Leipzig und Wien. Franz Deuticke, 1912, 207, S. gr. 8⁰.

Das erscheint vermutlich sehr vielen als recht sonderbar, wieso ein Nervenarzt und Psychoanalytiker dazu kommt, just über den Witz ein Buch zu schreiben, über den Witz, der doch eigentlich bisher den Aestheten als Betrachtunggegenstand diente. Man muß es aber noch sonderbarer finden, daß sich ihm erst so spät ein Naturforscher zugewandt hat, um sein Wesen, sein Entstehen und seine Wirkungen allseitig zu erforschen. Das kommt wohl daher, daß wir in unseren Schulen zwar mitunter viel Naturwissenschaftliches auswendig zu büffeln aufbekommen, doch nicht naturwissenschaftlich denken lernen. Ob wir wollen oder nicht, die Schule und das Leben zwingen uns, den Menschen aesthetisch aufzufassen, so daß uns dabei die Hauptzüge seines Gedankenschaffens leicht entgehen. Gelingt es uns, von den Fesseln der Konvention frei zu werden, so folgen wir gern und mit gespannter Aufmerksamkeit den tiefsinnigen Ausführungen Freuds, die uns die Bedeutung des Witzes so ganz klar zum Bewußtsein bringen. Er weist uns nach, daß Witz, Humor und Komik eigentlich nur den Zweck verfolgen, uns in die Stimmung unserer Kindheit zurückzuversetzen, als wir derartiger Hilfmittel zum Glücklichsein noch entraten konnten. Das Kind hat dafür das Spiel, und die Erwachsenen pflegen es auch, jedoch verschlechtern sie sich es damit, daß sie es noch mit anderen Reizungen verquicken und damit seinen seelischen Nutzen abschwächen oder aufheben. Bei ganz reifen, innerlich ausgeglichenen Menschen tritt die schöpferische Arbeit heilbringend für den Witz und das Spiel ein. Glücklich wer da sagen darf:

Es ist das seligste Vergnügen,
Wenn man sich selbst genug getan;
Wie mit geliebten Kindeszügen
Sieht dich der Geist der Arbeit an.
Du kannst in ihrem Wert dich trügen,
Doch nie an deiner Lust daran!

Der Dichter fand gleich dem Psychoanalytiker treffend die Kindheiterinnerung als das Punctum saliens auch bei der Arbeit heraus.

Um dem Werke Freuds gerecht zu werden, müßte ich hier mindestens die Seiten 81f., 109, 144, 147, 153, 155, 157, 182 und 193 herausschreiben, jedenfalls aber ganz die Einleitung S. 1—8. Der analytische Teil behandelt die Technik und die Tendenzen des Witzes, der synthetische den Lustmechanismus und die Psychogenese, sowie die Motive des Witzes, dann den Witz als sozialen Vorgang, der theoretische zuletzt die Beziehungen des Witzes zum Traum und zum Unbewußten und den Witz nebst den Arten des Komischen. Schade ist's, daß es Freud unterließ, wohl mit Hinblick auf die Öffentlichkeit seines Werkes, das Komische des Sexuellen eingehender zu würdigen, sondern davon nur kurz spricht (S. 93f.). Die Erotik deckt nicht blos das Komische, sondern auch das Allerernsteste der menschlichen Seele auf. Krauss.

Stekel, Dr. Wilhelm: Die Träume der Dichter. Eine vergleichende Untersuchung der unbewußten Triebkräfte bei Dichtern, Neurotikern und Verbrechern. (Bausteine zur Psychologie des Künstlers und des Kunstwerkes). Wiesbaden 1912. J. F. Bergmann, VIII, 252 S., gr. 8°.

Das Buch hat den Vorzug, der auch die früheren Arbeiten Dr. Stekels auszeichnet: es ist nicht blos belehrend, sondern auch sehr unterhaltlich, was bei einem großen Schriftsteller nicht verwunderlich ist, der von sich selber aussagt, er sei beinahe zum Dichter geworden, ehe er sich dem ärztlichen Berufe zuwandte. Seine Anlage und Vorliebe für die Dichtkunst verführte ihn zu einem Versuch, eine rein literarische Angelegenheit mit einer psychoanalytischen zu verschmelzen und zu einer Fragestellung, deren Rechtfertigung er selber sozusagen nicht übernehmen mag. S. 10: ‚Wollte man aus den Träumen auf das dichterische Talent Schlüsse ziehen, man würde sich gewaltig irren. Sicherlich verrät uns der Traum die starke poetische Anlage, die alle Menschen auszeichnet. Mancher Philister ist ein gehemmter Dichter und mancher Dichter trägt den heimlichen Philister durch seine Träume‘. —

S. 16: ‚Die Krankheit, an der die Dichter leiden, ist die Hysterie‘. (Somit wären auch die Philister Hysteriker). — S. 17: Hätte der Neurotiker alle die Kraft, die er zur Bildung nutzloser Fantasien verwendet, derart umgewertet, daß er Kunstwerke geschaffen hätte, so müßte jeder Neurotiker ein Dichter sein‘. — S. 24: ‚Der Neurotiker ist eine Rückschlagerscheinung‘. — S. 28: ‚Der Dichter steckt ebenso wie der Neurotiker im psychischen Infantilismus‘. — S. 29: ‚Der Neurotiker und der Dichter haben ein Übermaß des Gefühllebens. Sie leiden beide an Störungen der Affektivität‘. — S. 30: ‚Die Neurose ist das Klagelied eines zusammengebrochenen Ehrgeizes, dem nur der gelbe Mond des Neides leuchtet‘. — S. 32: ‚Für uns ist es gleichgiltig, ob der Dichter ein großer, allseits anerkannter Dichter ist, oder ob es sich um einen Dichterling handelt. Denn wir untersuchen ja nur den Trieb, der die Menschen dazu drängt, zu schaffen‘. — Vollkommen zutreffend sagt Hugo Salus (S. 70): ‚Dichterträume dürften sich von Träumen künstlerisch nicht begabter Menschen nach meinem Dafürhalten kaum wesentlich unterscheiden‘. Das ist auch das eigentliche Ergebnis des Buches, in dem so viele lebende und manche verstorbene Dichter mit Träumen vertreten sind. Buchträume lassen sich schwer mit Sicherheit zergliedern, weil man dabei auf Allgemeinheiten in Ermangelung der Einfälle des Träumenden gerät, wie auf das Kriminelle, das Erotische (Bisexuelle, Homoerotische) usw., und deswegen eben wäre es wohl besser gewesen, die Nennung der Namen noch schaffender Dichter wäre unterblieben. Krauss.

Ellis, Havelock: Études de psychologie sexuelle. IV. La Sélection Sexuelle chez l'Homme. Toucher-Odorat-Ouie-Vision. Édition française, revue et augmentée par l'auteur, traduite par A. Van Gennep, Paris, Mercure de France 1912, p. 413, gr. 8°.

Ellis hat das Glück, an Van Gennep einen kongenialen Gelehrten und einen unübertrefflichen Übersetzer gefunden zu haben und davon zieht der Leser den größten Gewinn. Ellis ist einer der bedeutendsten unter den Lehrern der Sexualforschung und seine vielen Werke zählen zu den gelesensten. Von ihm lernt man immer vieles zu, denn zu den vielen eigenen Beobachtungen fügt er zahlreiche Belege aus der wissenschaftlichen Literatur hinzu, nur der Folklore bleibt er als Städter ziemlich fern. Die Berichte von Reisenden, die gelegentlich einmal etwas auch bemerkt haben, verdienen wohl neben den Erhebungen der Folkloristen eine Würdigung, doch dürfen sie nicht mehr die erste Stelle einnehmen. Auch die Psychoanalyse müßte gerade bei diesem Vorwurf der menschlichen Zuchtwahl aufs eingehendste zur Geltung kommen Den Grundgedanken spricht er zwar S. 6 sehr richtig aus, doch hätte er diese feine Erkenntnis tiefer und unumstößlicher begründen können, als es in dem Buche geschieht: L'objet qui cause la tumescence de la manière la plus efficace, c'est celui qui inspire l'amour. La question de la beauté esthétique, tout en se développant sur cette base, n'est plus en elle-même fondamentale et n'a même pas besoin d'être présentée consciemment. Lorsque nous considérons ces phénomènes dans leurs aspects biologiques les plus larges, l'amour n'est une réponse à la beauté qu'à un degré limité. La beauté est bien plutôt un nom pour le complexe de stimuli qui éveillent l'amour de la manière la plus efficace. In meinen zwei Frauenschönheitbüchern versuchte ich den Nachweis zu führen, daß Frauenschönheit erst eine hohe Kulturerrungenschaft sei. Dasselbe gilt wohl auch für die Männerschönheit, was Homoerotiker besser beurteilen können als ich, der ich nur für das Weib geschlechtlich fühlen kann. Als Folklorist wäre ich notgedrungen vom Geruchsinn ausgegangen und hätte cunnilingus und fellatio als dessen Folgeerscheinungen in ihrer Allgemeinheit anders als Ellis (auf S. 42) dargestellt. Just die Primitiven sind ihnen ganz ergeben, der verfeinerte Kulturmensch weniger. Entscheidend ist dabei, ob der Mensch die ersten Kindheitjahre in Unrat verlebt oder ob man ihn zur größten Reinlichkeit verhalten hat. Man kann da nicht so ohne weiteres von Perversionen reden. Damit macht man öfters die Leutchen nur unglücklich und liefert sie der Neurose aus Die Übung ist ja an und für sich nicht einmal gesundheitschädlich, solang als die Partner mit keiner ge-

schlechtlichen Krankheit behaftet sind, denn die sich damit befassen, geben bald von selber dies Vergnügen auf, weil es keine satte Lustbefriedigung trotz aller Ermattung des Leibes hinterlassen soll. Es ist nichts weiter als ein amoureuses Spielen, das man von vornherein weder als einen Beweis von Impotenz, noch von geschlechtlicher Verkehrtheit anzusehen befugt ist. Vollends muß man da mit der Moral und Aesthetik fern bleiben, sonst hört das wissenschaftliche Studium des Geschlechtlebens überhaupt ganz auf. Richtig bemerkt dazu Ellis (S. 40): une considération superficielle des phénomènes chez les civilisés et chez les demi-civilisés suffit amplement à démontrer quel tort on a d'introduire des évaluations esthétiques dans la sphère sexuelle, comme le font si souvent des auteurs non scientifiques qui s'occupent de ce sujet. Du point de vue normal de la vie quotidienne, le procès tout entier du sexe n'est pas esthétique sauf aux étapes premières de la tumescence".

Die Richtigkeit der Ausführungen auf S. 306 vom Einfluß erotischer Bilder bestreite ich auf Grund meiner täglichen Erfahrungen. In vielen Auslagen unserer Hauptstraßen in Wien sieht man Nuditäten jeder Art ausgestellt, um das Publiknm zum Kaufen anzulocken, doch das eilt achtlos an allen den Schönheiten vorbei. Diese Sachen gewinnen erst dann eine Macht, fängt man an, sie als unzüchtig zu verbieten. In einem gewissen Lande wird es noch soweit kommen, daß man alle Bilder nur noch unter Aufsicht der Schutzmänner wird schaffen lassen, um das Volk von der Sexualität abzuhalten.

Von den zwei Geschichten zur Entwicklung der Sexualität (Anhang S. 353—407) ist die zweite die eines durchschnittlichen Schürzenjägers. Wer sich halbwegs im Volke umschaut, wird es bald herausfinden, daß die zudringlichsten Don Juane unter jenen Jünglingen zu bemerken sind, die die geringste Verantwortung für das Übel, das sie stiften, zu tragen haben, weil sie nichts besitzen oder unter jenen, die sehr viel Vermögen haben und bluten können. Darum behaupten sich große Vermögen selten noch in der dritten Generation. Krauss.

Havelock Ellis. Rassenhygiene u. Volkgesundheit. Deutsche Originalausgabe, veranstaltet unter Mitwirkung von Dr. Hans Kurella, XVI, 460 S. 8°, Würzburg, Curt Kabitzsch, 1912.

Diese neue Arbeit Ellis' bietet mehr dar als ihr Titel sagt. Das Buch behandelt nicht die bloße Ausdehnung des Sanitätwesens auf unser gesamtes leibliches Leben oder eine neue rationelle Rassemenschenzüchtung, sondern es ist der Versuch einer naturgemäßen Ordnung der sozialen Gesundheit, die neue Freude und neue Freiheit ins menschliche Leben bringen könnte.

Auch dieses Buch Ellis' ist langsam innerhalb fünfundzwanzig Jahren gewachsen und steht so in Beziehung zu den unübertroffenen Studien Ellis' über das Geschlechtleben der Menschen, vornehmlich zu seinem Buche „Geschlecht und Gesellschaft". Schöne und wahre Worte findet in seinem Vorworte der bewährte Interpret der Ellisischen Forschungen, Dr. Kurella, um den Begriff einer vollkommenen Rassenhygiene zu erklären. Ihre Aufgabe sieht er darin, die zivilisierte Menschheit von Kriegen und damit dem Klassenkampfe, von Verbrechen und Krankheiten zu befreien. Die Mittel zur Erreichung dieses hohen Zieles sind ihm in erster Linie eine bessere, menschlichere Zuchtwahl, eine der weiblichen Eigenart entsprechende Teilnahme der Frau am öffentlichen Leben, eine Verbesserung der Krankenfürsorge und des Wohnungelendes der Massen, die Beseitigung der das Sexualleben vergiftenden Übelstände und vor allem eine bessere Verständigung der Elite und der Demokratien verschiedener Rasse und Sprache. Mit Recht weist hier Kurella darauf hin, daß außer dem glücklichen Australien, dem Lande der sozialen Wunder, wie es ein deutscher Sozialforscher so treffend genannt hat, die ganze bewohnte Erde von Klassenkämpfen und Rassenkriegen durchwühlt ist und daß es hoch an der Zeit wäre, da und dort friedliche Reformen anzubahnen.

Von dem reichen Inhalte dieses neuen Ellisischen Buches gibt die kurze Inhaltangabe kaum eine Vorstellung. Die Einleitung schon ist an und

für sich eine erschöpfende und selbständige Entwicklung von Ellis' sozialem Reformplane selber. Die einzelnen Kapitel erörtern die Probleme des Individualismus und Sozialismus, die Bedeutung der sinkenden Geburtenziffer, die Änderung in der Stellung der Frauen, den gegenwärtigen Stand der Frauenbewegung, die Emanzipation der Frauen von der Romantik der Liebe, Rassenhygiene und Liebe, das Problem der Sexualhygiene in der Erziehung, die Religion und die Erziehung des Kindes, die Hebung der Sittlichkeit durch Sittengesetze. Ein selbständiger Beitrag Kurellas behandelt die Wohnung als Milieu- und Selektionfaktor. Kurella untersucht in dieser vortrefflichen Studie die Beziehungen zwischen Häuslichkeit und Sittlichkeit, die Tatsachen und Symptome der Wohnungnot und die Möglichkeiten einer Behandlung und Heilung der Wohnungnot. Die zwei Schlußkapitel des so umfassenden Werkes sind der Frage einer internationalen Sprache und dem Kampfe gegen den Krieg gewidmet. Ein Anhang bringt schließlich noch eine Menge von Anmerkungen zu einzelnen Kapiteln, sowie Namen- und Sachregister.

Aus tausend, mit wahrem Bienenfleiß in jahrelanger Forscherarbeit zusammengetragenen Steinen und Steinchen fügte Ellis auch mit diesem Werke einen stolzen, unvergänglichen Bau, in dem alle Fragen Platz gefunden haben, die heute die zivilisierte Menschheit bewegen, Der Kitt, der diesen Bau sozusagen zusammenhält und wohnlich gemacht hat, ist die tiefe Menschenliebe, die fast auf jeder Seite zum Leser spricht, jenes tatfreudige soziale Empfinden, das Ellis' Bücher als wahrhaftige *documents humains* jene Bedeutung gewinnen ließ, die sie gegenwärtig in der wissenschaftlichen Welt unbestritten genießen.

Erwähnt sei, daß Ellis in diesem Buche unter anderem auch auf unsere „Anthropophyteia“ hinweist, die sorgfältig das Feld der sexuellen Folklore erforschen.

Diesem Werke besondere lobende Epitheta zu widmen, erscheint mir fast überflüssig. Wer die acht früheren Ellis-Bücher besitzt, wird und muß auch dieses Buch kaufen, und wer nur dieses kennen lernt, wird nach den anderen greifen. Sie sind zusammen eines der Hauptwerke zur Naturgeschichte des Menschen, ein *standard work* im wahren Sinne dieses oft mißbrauchten Wortes. Friedrich J. Bieber.

Internationale Zeitschrift für ärztliche Psychoanalyse. Offizielles Organ der internationalen psychoanalytischen Vereinigung, herausg. von Prof. Dr. Sigm. Freud, redigiert von Dr. S. Ferenczi in Budapest und Dr. Otto Rank in Wien. Hugo Heller, Wien 1913, Heft 1—3, S. 310, Lex.-Form.

Die Psychoanalytiker sind günstiger daran als wir Folkloristen, obgleich sie nicht um ein Haar weniger als wir von den Anthropophyteia wütenden Haß erwecken. Man kann sie, die als Ärzte ihre Studien zu Heilzwecken betreiben, nicht so ohne weiteres vor die Gerichte zerren und ihnen Aesthetiker als Sachverständige aufnötigen, um ihre Werke zu konfiszieren und die Namen der Herausgeber und Mitarbeiter in den Kot zu zerren. Zwei Universitätlehrer haben es zwar schon versucht (vergl S. 199) und die Redaktion hängt diesen Versuch „niedriger“. Sie sind äußerlich auch darum günstiger gestellt, weil sie die Aussagen der von ihnen behandelten Neurotiker nicht im Wortlaute, wie wir unsere Ermittelungen abdrucken müssen. Sie dürfen umschreiben, während wir um der Echtheit der Folklore willen alles und jedes abzudrucken gezwungen sind, sonst hieße man uns Fälscher oder Schönfärber. Es wäre allerdings für die Forschung erwünschter, es ließen sich auch die Psychoanalytiker nicht abhalten, ganz genau die Erotik ihrer Patienten mit deren eigenem Wortschatze zu wiederholen. Die Briefe und Tagebücher der armen Belasteten und Behafteten sind eigentlich das, was man ungeeigneterweise Pornographie heißt. Die schreiben aber gar nicht den Pornai zuliebe, sondern, um ihr leidendes Gemüt zu befreien. Die Schreibübungen sind gewöhnlich nichts anderes als Sexualhandlungen zur Entlastung vom Druck eines wirklichen oder eingebildeten Schuldbewußtseins. Die Berührungen mit der erotischen Folklore sind augenfällig und

zwar so sehr, daß sich ihr die Psychoanalytiker, allen voran Prof. Freud, Prof. Jones und der fleißigste unter den Jüngeren Dr. Rank sehr stark widmen. Auf den reichen Inhalt der drei ersten Hefte kann ich hier nicht eingehen, doch will ich die wichtigeren Beiträge nennen: Freud: Ratschläge zur Technik der Psychoanalyse. — Einige Bemerkungen über den Begriff des Unbewußten in der Psychoanalyse. — Ein Traum als Beweismittel. — Kindheitträume mit spezieller Bedeutung. — E. Jones: Die Beziehung zwischen Angstneurose und Angsthysterie. — L. Seif: Zur Psychopathologie der Angst. — P. Federn: Beiträge zur Analyse des Sadismus und Masochismus. — O. Rank: Die Matrone von Ephesus. — E. Hitschmann: Gesteigertes Triebleben und Zwangneurose bei einem Kinde. — S. Ferenczi: Entwicklungstufen des Wirklichkeitsinnes. — Sadger: Freud'sche Mechanismen bei Hebbel. — J. Putnam: Ein Krankheitfall mit Griseldafantasien. — Tausk: Entwertung der Verdrängungmotive durch Rekompense. Die Hefte bringen zudem kürzere Mitteilungen aus dem infantilen Seelenleben, Beiträge zur Traumdeutung, zur Symbolik und zur Psychopathologie des Alltaglebens, ferner Kritiken, Vereinberichte und eine ausführliche Bibliographie. Ich selber steuerte einen Aufsatz über den „Vogel“ bei (S. 288f.).

Zentralblatt für Psychoanalyse. Medizinische Monatschrift für Seelenkunde. Schriftleiter D. Wilhelm Stekel. Wiesbaden 1912/13. J. F. Bergmann, III. Jahrg., Heft 3—11, S. 121—865.

Redaktionelle Meinungverschiedenheiten führten dazu, daß Stekel die Zeitschrift selbständig herausgibt, ohne sich jedoch wissenschaftlich von seinem Lehrer Freud loszusagen. Bei der bereits sehr ansehnlichen Zahl tüchtig geschulter Psychoanalytiker fehlt es ihm auch an Mitarbeitern nicht. Der Wettstreit zwischen den zwei Gruppen kommt der jungen Disziplin nur zu Gute. Stekel will auch die Gegner der Freud-Schule hören und auch die nicht psychoanalytisch vorgebildeten Leser mehr berücksichtigen als dies vordem der Fall war. Die Gegner toben sich schon anderweitig reichlich aus und die Laien scheren sich blutwenig um unsere Bestrebungen. In Wirklichkeit bleiben diese zwei Kategorien auch in den neuen Heften so ziemlich dem Leser fern. Das „Entgegenkommen“ erweist sich in wissenschaftlichen Fragen häufig als nutzlos, denn die „Alten“ sind grundsätzlich selten geneigt, die „Jungen“ aufkommen zu lassen. Mommsen stand längst schon im Zenith seines Ruhmes, als noch immer Prof. Dr. Emanuel Hofmann an der Wiener Universität scheffelweise seine Verachtung über die „Grabsteinwissenschaft“ ausgoß. Sein Kollege Prof. Gomperz suchte uns wieder den Häringbändiger Schliemann zu verekeln. Ebensowenig sind Freuds Gegner zu bekehren.

Die Einteilung der Zeitschrift ist die vormalige geblieben. Alle Mitarbeiter sind Freuds und Stekels Schüler, wie es denn ohne Freud auch keine Psychoanalyse gibt. Manche erheben gegen Freud den Vorwurf, er habe im Laufe der Jahre öfters Ansichten gewechselt. Er selber zählt zu jenen wenigen freimütigen Forschern, die ihren Fehlgriffen nachspüren und sie coram publico berichtigen und jedem dankbar zu sein wissen, von dem sie Belehrungen empfangen. An der neuen Methode — das ist doch ihrem innersten Wesen nach die Psychoanalyse — ist nicht zu rütteln, nur der Kreis der Erfahrungen erweitert sich und mit ihnen mehren sich die Erkenntnisse auf dem Gebiete der Psychologie und Sexualforschung zu Nutz und Frommen der Heilungbedürftigen. Gelangt einmal die neue Disziplin zur allgemeinen Anerkennung, so wird es den Kranken erschwert werden, über die Gesunden, und insbesondere über ihre Ärzte, zu Gericht zu sitzen. Das ist ein großes Unglück in unserer Gesellschaft, daß selten in ihr die Wissenden und Erfahrenen, um so häufiger aber mit Zeugnissen und Titeln versehene Subjekte den Ton angeben. Von den Psychoanalytikern wird eine geistige Regeneration unseres Erziehungwesens und der mit ihr verbundenen geistigen Kultur angebahnt. Aus dieser Perspektive betrachtet verschwinden zu nichts die kleinen Reibereien zwischen den einzelnen Personen und Gruppen, die sich zu bilden anfangen.

Von den Originalarbeiten dieser Hefte hebe ich hervor: H. Rorschach: Reflexhalluzination und Symbolik. — H. Silberer: Zur Charakteristik des lekanomantischen Schauens. — Stekel: Fortschritte der Traumdeutung. — Ein Fall von larvierter Onanie. — Die Ausgänge der psychoanalyt. Kuren. — A. Adler: Die Rolle des Unbewußten in der Neurose. — Putnam: Psychoanalyse und Philosophie. — M. Lachtin: Die Besessenheit auf dem Lande in Rußland (für Folkloristen sehr beachtenswert). — J. Birstein: Ein psychologischer Beitrag zur Frage des Alkoholismus. 34 kleinerer, gehaltvoller Mitteilungen und viele Kritiken beleben die Hefte und verleihen ihnen einen dauernden Wert. Krauss.

Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen mit besonderer Berücksichtigung der Homosexualität herausgegeben in Vierteljahrheften unter Mitwirkung namhafter Autoren im Namen des wissenschaftlich-humanitären Komitees von Dr. med. Magnus Hirschfeld, Jahrg. XIII, Heft 1 (Vierteljahrberichte des wissenschaftlich-humanitären Komitees) 2 und 3 (August 1912 bis April 1913), 384 S., kl. 8° mit 6 Abbildungen, Leipzig, Max Spohr, 1912/1913.

Seit 1. Januar 1913 erscheinen die Vierteljahrberichte des wissenschaftlich-humanitären Komitees wieder unter dem früheren Titel als Jahrbuch und zwar wie bisher in Vierteljahrheften. Die vorliegenden drei Hefte enthalten wieder eine Fülle von Materialien zum Problem der Homosexualität. Vor allem eine Reihe interessanter Artikel und zwar: „Neuere Ermittlungen über die Verbreitung der Homosexualität“ und Nachträge hierzu, sowie „Aus der Erpresserpraxis“ von Dr. Magnus Hirschfeld, — „Cambacérès, der Erzkanzler Napoleons I. und sein Ruf als Homosexueller“, von Dr. jur. Numa Praetorius, — „Aus den Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans (1652—1722)“ von Herm. Michaelis, — „Die drei Grundformen der Homosexualität“ von Hans Blüher, — „Ein homosexueller Romanheld bei Balzac“ von Dr. Otto Freiherrn von Taube, — und eine glänzende Arbeit Geheimrat Ernst Haeckels „Gonochorismus und Hermaphrodismus“. Wie in den bisher erschienenen Heften werden in den vorliegenden die kritischen Äußerungen für und gegen den Homosexualität-Paragraphen des deutschen Strafgesetzbuch-Entwurfes fortgeführt. Der Abschnitt Materialien enthüllt wieder eine lange Reihe tragischer Ereignisse, die wohl das stärkste Argument für die endliche Aufhebung jenes unglückseligen Paragraphen sind. Dr. Numa Praetorius referiert in gewohnter meisterhafter Kürze und Schärfe über den Wert und Unwert mehr oder weniger homosexueller Bücher. Aber auch sonst sind diese grauen Hefte eine wahre Fundgrube der Belehrung und Aufklärung über die Homosexualität. Es steht zu hoffen, daß die beharrliche Arbeit des wissenschaftlich-humanitären Komitees und des unermüdlichen Herausgebers des Jahrbuches, Dr. Hirschfeld, endlich die Früchte trage, die wir im Interesse der Sittlichkeit des deutschen Volkes aufrichtig wünschen, daß von jenem, nicht schlechtesten Teile unserer Männer, der anders geartet ist, als die große Mehrheit, mit der Umwandlung des Homosexualität-Paragraphen in eine Schutzbestimmung für Jugendliche, die Verfehmung von Gesetzeswegen genommen werde. Deshalb erscheint mir besonders Haeckels Beitrag wertvoll. Er ist wohl geeignet, bei unseren Maßgebenden der Erkenntnis Raum zu verschaffen, daß die Homosexualität keine Frage der Moral, sondern der Biologie ist, der Veranlagung, so wie die Farbenblindheit. Daß sich gerade unter den Juristen die Vertreter einer Beseitigung des Homosexualität-Paragraphen mehren, ist als ein erfreuliches Zeichen dafür zu deuten, es beginne auch in deutschen Landen allmählig zu tagen. Friedrich J. Bieber.

Sexualprobleme, Zeitschrift für Sexualwissenschaft und Sexualpolitik. Herausgeber Dr. med. Max Marcuse, Frankfurt a. M., 1912 und 1913, J. D. Sauerländer.

Die vorliegenden fünf Hefte des achten Jahrgangs (August bis Dezember 1912) und vier Hefte des neunten Jahrganges (Jänner bis April 1913)

dieser vortrefflichen und nicht mehr zu missenden sexualwissenschaftlichen Zeitschrift enthalten wieder eine große Zahl bedeutungvoller und aufklärender Arbeiten. Namentlich seien besonders die folgenden Aufsätze angeführt: Über sexualen Rhythmus, von H. Ahlenstiel, — Der Selbstmord auf sexueller Basis, von Professor Felix Asnaurow, — Die sexuelle Moral der primitiven Stämme Indonesiens, von H. Berkusky, — Gedanken über sexuelle Anpassung von Dr. H. Fehlinger, — Rassenveredlung und Sexualreform, von August Hallermeyer, — Zur Frage der psychischen Impotenz als Folgeerscheinung sexueller Totalabstinenz beim Manne, von Dr. med. M. Hirschfeld und Dr. med. E. Burchard, — Verbrechen und Gesetz, von Professor Dr. med. Jos. Kocks, — Sexuelle Verführung der Kinder durch Dienstboten und ihre Bekämpfung, von Dr. Margarethe Kossack, — Die Nilbraut, Symbolerotik aus dem Alten Aegypten, von Dr. Lipa-Bey-Kairo, — Über den sexuellen Präventivverkehr und seine Bedeutung als Ursache von Nervenleiden, von L. Löwenfeld, — Die christlich-jüdische Mischehe, von Max Marcuse, — Geschichte einer armen Familie, Soziale Studie, von Prof. Dr. H. Neumann, — Die Narkotica und Rauschmittel im Sexualleben, von Dr. R. K. Neumann, — Über die Wirkung der Kastration auf die Libido sexualis, von Dr. Emil Oberholzer-Breitenau-Schaffhausen, — Das Sexuelle im Leben Napoleons I., von Dr. Hermann Rohleder, — Merkwürdige Liebebriefe, und Über falsche oder mißverständliche Sprachgebräuche in der sexualwissenschaftlichen Terminologie, von H. J. Schouten, — und Über lavierte Onanie, von Dr. Wilhelm Steckel, — ferner die Artikel von Prof. Dr. Hübner-Marburg, von E. Lampe und E. Strauß, von Prof. Dr. Bruno Meyer und vom Amtgerichtrat Dr. Eugen Wilhelm-Straßburg i. E.

Die allmonatige Rundschau über Vorkommnisse des sexuellen Lebens der Gegenwart und die ausgezeichneten Buchreferate bieten eine erschöpfende Übersicht über den Fortschritt unserer jungen Wissenschaft dar. Nach wie vor seien die Sexualprobleme als die beste sexualwissenschaftliche Monatschrift wärmstens empfohlen. Friedrich J. Bieber.

Reinlichkeit oder Sittlichkeit?, Ein Junggesellenprotest, von Dr. Robert Hessen, neuntes und zehntes Tausend, 39 S. kl. 8°, Albert Langen, München 1907.

Diese zuerst 1907 erschienene und nun schon in zehnter Auflage vorliegende Schrift des Pforzheimer Arztes Hessen ist eine glänzend durchgeführte Abrechnung mit der Sittlichkeitheuchelei in Deutschland. Er nimmt dabei recht tüchtig die Deutsche Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtkrankheiten her wegen ihrer eigentümlichen Stellungnahme zur Kernfrage des Kampfes gegen die Geschlechtkrankheiten, zu dem Gebote, daß bei allem käuflichen Geschlechtverkehr peinliche Sauberkeit die Hauptsache und die Grundlage wahrer Sittlichkeit sei. Bei dieser Abkanzelung stellt er unter anderem auch das japanische Geschlechtleben und die Reinlichkeit der Amerikaner in Gegensatz zu den „kindischen, dreckigen und pharisäischen“ Zuständen bei uns, die er mit Worten voll treffender Schärfe geißelt. Jeder Satz ist ein Hieb. Diese treffliche Schrift kann gar nicht genug Leser finden, besonders in den Kreisen, für die sie in erster Linie geschrieben wurde. Friedrich J. Bieber.

Die Prostitution in Deutschland, von Robert Hessen, 240 S. kl. 8°, Albert Langen, München, o. J. (1910).

Dem Verfasser ist es in diesem mutigen Buche darum zu tun, die Prostitution für die Gesundheit ungefährlich zu machen. Denn Enthaltsamkeit der männlichen Jugend bis zum Ehebett erscheint ihm als ein Unding. Er hält die Prostitution überall dort, wo Stadtkultur besteht und solange Angebot und Nachfrage ihre wirtschaftliche Rolle spielen, für unausrottbar. Die Prostitution ist ihm also eine der Formen, in denen sich der natürliche, vom Weltwillen geforderte Geschlechtverkehr zwischen ausgewachsenen Männern und Weibern tatsächlich heute vollzieht und zwar, möchte ich hin-

zufügen, des städtischen Mittelstandes, dessen Männer nicht zur Zeit oder gar nicht heiraten wollen oder können. Statt diese nützliche Einrichtung zum Gegenstand wohlwollender Fürsorge zu machen, wird sie mit verkehrten Mitteln von Gesellschaft und Staat bekämpft. Trotz aller Moral will das deutsche Volk nicht „sittlich" im Sinne der offiziellen Moralprediger werden. Und so erscheint es Hessen an der Zeit, einmal eine andere Methode zu versuchen, alle Moralheuchelei beiseite zu lassen und die Prostitution so zu regeln, wie sie in einer vorgeschrittenen und sozial empfindenden Gesellschaft einzig geregelt werden kann: hygienisch und fürsorgerisch, damit sie dem Volke und der Volkgesundheit so wenig Schaden zufüge als es möglich ist. Das ist Hessen eine sittliche Forderung und um ihre Durchführbarkeit zu erweisen, hat er dieses Buch geschrieben, das uns in glänzender Darstellung ein Bild der sexuellen Notlage unserer Jugend darbietet. Hessen schildert in dem Buche vorerst das Wesen, die Psychologie, den Umfang und die Kundschaft der deutschen Prostitution. Vier Frauenschicksale zeigen im nächsten Kapitel die Wege, die das Weib zur Prostitution führen können. In einem besonderen Kapitel untersucht Hessen Ehe, Konkubinat, das feste und das lose Verhältnis in ihrer Beziehung zur Prostitution, wobei besonders der Nachweis, daß sie in Deutschland bis zur Reformation eine von der Kirche, wie vom Staate anerkannte soziale Einrichtung war, bemerkenswert ist. Das folgende Kapitel behandelt sozusagen die industrielle Seite der Prostitution, den Mädchenhandel, der auch im stolzen Deutschen Reiche noch ein lohnendes Gewerbe ist, das einen größeren jährlichen Umsatz hat als der ganze innerafrikanische Sklavenhandel. Freilich schwarze „Heiden" loszukaufen ist gottgefälliger als die Töchter unseres Volkes! Die gute alte Zeit, die Tage der Franzosenkriege, die man jetzt als die Zeit nationaler Größe mit Klimbim feiert, da die deutschen Frauen in Scharen nicht nur ihre Betten, sondern gleich sich selber mit, den Eroberern überließen, Burschenschaftertum, Sportbetrieb und Prostitution bespricht Hessen im nächsten Kapitel. Dann untersucht er das Berliner, Hamburger und Münchener System des Prostitutionbetriebes, das japanische System, gibt eine kurze Geschichte der Prostitution und ihres Verhältnisses zum Staat, um sich dann als Arzt zu bemühen, seine Landsleute zu sexueller Hygiene, d. h. zur Sauberkeit zu mahnen. In den zwei Schlußkapiteln stellt Hessen endlich eine Reihe Forderungen auf, die uns zu vernünftigeren und menschlicheren Zuständen führen könnten. Es ist sicherlich bemerkenswert, daß die Geschlechtkrankheiten in der breiten Unterschicht des Volkes, in der Arbeiterschaft in Abnahme begriffen sind, weil eben der Arbeiter früher zum Sexualgenuß und zur Ehe kommt, als der Mann des Mittelstandes, aus dem sich die Kundschaft der gewöhnlichen Dirne fast ausschließlich rekrutiert. Freilich steht hinter dem Arbeiter statt der Luës drohend die soziale Not. Hessen tritt mit warmen Worten für Ehrlichkeit, Offenheit und Aufrichtigkeit im Sexualleben ein. Abschaffen läßt sich die Prostitution nicht, nur überflüssig machen. Das kann aber die kapitalistische Gesellschaftordnung nicht. Sie kann nur bessern. Die freie Liebe erst, wie sie der Sozialismus versteht, wird unsere Jugend, Mann und Weib vor Kaufliebe und Syphilis schützen, sofern sie guten Willens sind. Hier einer der ersten Rufer nach Befreiung gewesen zu sein, ist das bleibende Verdienst Hessens. Möge seine tüchtige, das Herz jedes freiheitlichen Deutschen erfreuende Arbeit die vielen tausend Käufer finden, die sie redlich verdient.

Friedrich J. Bieber.

Der Geburtenrückgang in Deutschland, seine Bewertung und Bekämpfung, auf Grund amtlichen und außeramtlichen Materials. Mit Genehmigung des Herrn Ministers des Innern erfolgter, erweiterter Nachdruck aus den „Veröffentlichungen aus dem Gebiete der Medizinalverwaltung", Heft 13, von Dr. J. Borntraeger, 176 S., Gr. 8°, Würzburg, Curt Kabitzsch, 1913.

Eine ausgezeichnete Arbeit. Der Verfasser untersucht das Problem der tatsächlich, förmlich von Tag zu Tag, an Bedeutung gewinnenden Frage der

Verminderung der Volkzunahme im Deutschen Reiche mit aller Gründlichkeit. Er belegt seine Ausführungen mit reichem Ziffernmateriale und trefflichen Zitaten. Er erörtert in den einzelnen Abschnitten die Volkbewegungen im Deutschen Reiche überhaupt, unterzieht sodann die Verhältnisse und Ursachen des Geburtenrückganges, sowie die Mittel der Geburtenverhütung einer eingehenden Untersuchung. Er schildert in den weiteren Abschnitten die Entwicklung der Geburtenverhütung und die Stellung der Ärzte, Hebammen, Juristen und der Kirchen zu ihr, widmet besondere Abschnitte der Kritik der Geburtenverhütung und deren Folgen, den Argumenten, die deren Verwerfung fordern und weist schließlich Wege zu deren Bekämpfung. Als solche sieht er vor allem die Bekämpfung der Ehelosigkeit, die Begünstigung mehrkinderiger Familien, Maßnahmen gegen die Verbreitung neomalthusischer Lehren und Praktiken, die Verhinderung solcher durch Erschwerung des Handels mit antikonzeptionellen Mitteln, besondere polizeiliche und rechtliche Maßnahmen und entsprechende Einflußnahme auf Ärzte und Hebammen, sowie hygienische Maßnahmen, wie Förderung der Wohnungfürsorge und der besonderen Fürsorge für Gebärende und den weitesten Säuglingschutz an und empfiehlt schließlich die Eindämmung der Frauenemanzipation, die gesteigerte Aufnahme zur Fortpflanzung Ungeeigneter in Anstalten, Förderung des selbständigen Handwerkes, vor allem durch Schaffung kleiner selbständiger Meister, Ausheiratung deutscher Mädchen in die Kolonien, Veranstaltung von Kinderfesten, Maßnahmen gegen Luxus und übermäßige Vergnügungen, dagegen Förderung mäßigen Wohlstandes, Vereinfachung der Lebeweise usw., sowie religiöse, sittliche, erzieherische und sonstige geistige Beeinflussung als geeignete Mittel zur Steigerung der Geburten und damit der Volkzahl.

Ich wiederhole, ein ausgezeichnetes Buch. Aber ich fürchte, die Entwicklung wird über dieses Buch hinweggehen. Da wird dem Verfasser aller Aufwand von Temperament, dem er im Verlauf seiner Ausführungen mehr als einmal die Zügel schießen läßt, um alle, die anders denken als er, in Grund und Boden zu bohren, nichts nützen. Nein, mit Polizei und Staatanwalt und anderen vom Verfasser angegebenen Mittelchen wird man die Geburtenzahl nicht heben. Noch weniger mit Hohn, der nur Empörung auslösen kann. Die Geburtenverhinderung ist weiter nichts als die Reaktion des Mittelstandes und zum Teil auch schon der Arbeiterschaft gegen die Bedrückung durch den auch im Deutschen Reiche allmächtig werdenden Finanzkapitalismus, gegen die fortschreitende Vertrustung aller Lebenbedürfnisse; sie ist eine Teilerscheinung des Klassenkampfes, eine Waffe des Proletariats und zwar eine recht wirksame, wie es gerade Borntraeger beweist. Nicht in der Genußsucht unserer Zeit, sondern in der furchtbaren sozialen Not, die hinaufreicht bis in die Kreise der Beamtenschaft — wenigstens bei uns in Österreich — liegt des Übels Grund. Gebt dem Volke, und vor allem seinem Kerne, dem Mittelstand der Städte, genügend Brot für seine Kinder, und das Recht auf ein menschenwürdiges Obdach auf ihrer Heimaterde, so wird er dem Staate wieder Geburten liefern. Befreit die Mutterschaft von dem Fluche, der heute auf ihr überall dort lastet, wo kaum die Eltern satt werden, und damit die Männer aus ihrer sexuellen Not, dann wird das Mutterwerden wieder ein Segen sein! Heute müssen wir Väter bis auf einen kleinen Prozentsatz gesegneter oder gedankenloser Eheleute auf die unbezahlbare Freude verzichten, eine fröhliche Kinderschar um uns heranwachsen zu sehen. Wir können ganz einfach nicht mehr so darauf loswirtschaften mit dem Kinderkriegen wie noch unsere Eltern, geschweige unsere Großeltern. Setzen sich doch speziell in Wien kinderreiche Familien der Arbeiterklasse und des Mittelstandes der Obdachlosigkeit aus! Wir können und dürfen ganz einfach nicht! Das sind traurige Tatsachen und solange sich unsere sozialen Zustände nicht ändern, wird der Geburtenrückgang von Jahr zu Jahr und zwar in einer für unsere nationale Zukunft erschreckenden Progression steigen.

Ich wünsche dem Buche Borntraegers die weiteste Verbreitung, besonders in dem Kreise jener, die es angeht. Es wirkt aufklärend in jeder

Beziehung, auch dort, wo es der so temperamentvolle Verfasser sicherlich nicht beabsichtigt hat.
Friedrich J. Bieber.

Mutterschaft. Ein Sammelwerk für die Probleme des Weibes als Mutter, herausgegeben in Verbindung mit zweiundfünfzig Mitarbeitern von Adele Schreiber, Einleitung von Lily Braun. Mit 371 Abbildungen, darunter 17 meistens farbigen Tafeln, XXIV, 822 Seiten 4°, Verlag Albert Langen, München, o. J. (1912).

Dieses von dem modernen Münchner Verlag künstlerisch ausgestattete Prachtwerk behandelt das unerschöpfliche Thema der Mutterschaft unter den mannigfachen Gesichtpunkten der Völkerkunde, des Rechtes, der sozialen Fürsorge, der Physiologie, der Pathologie, des Glaubens, der Dichtung und der Kunst. Aber es ist dabei kein seichtes Sammelsurium mehr oder weniger wissenschaftlich tuender Schöngeisterei, sondern ein ernstes Buch, das dem Grundproblem des „Jahrhunderts des Kindes", der Mutterschaft, von allen Seiten zu Leibe geht. Es legt gleichzeitig Zeugnis ab von dem Ernste und der Gewissenhaftigkeit, mit der sich unsere Zeit zu Dingen stellt, über die sich unsere Vorfahren in solchem die ganze Frauenwelt umspannenden Gesichtkreise keine rechten Gedanken machen konnten. Nicht mehr unwissend soll das Mädchen unserer Tage in die Ehe treten und nicht mehr unbewußt oder mit einem Sack voll Zauberglauben Mutter werden, sondern mit dem Gefühle hoher und heiliger Verantwortung gegen das Kind, das Volk und die Rasse. In der Mutterschaft und ihrer zielbewußten Höherführung im Sinne der Bestrebungen, die mit dem Kampfe um soziale und geistige Freiheit, mit dem Ringen um eine neue Weltanschauung und Sittlichkeit unsere Zeit erfüllen, führt die proletarische und die bürgerliche Frauenbewegung zu einem gemeinsamen Ziele. Es will mir scheinen, daß gerade dieses Buch viel beitragen könnte, in den Kreisen der bürgerlichen Frauen das Verständnis für das Muttertum der Proletarierin, für die das Mutterwerden nur selten ein Segen sein kann, zu vertiefen und zu sozialer Mitarbeit zu rufen, um wenigstens die Mutterschaft vom Fluche des Kapitalismus zu befreien. Möge es den zehntausenden, die im Überfluß durchs Leben tänzeln und den hunderttausenden Frauen die um „Frauenemanzipation" kämpfen, die unumstößliche Tatsache vor Augen bringen, daß in den Lenden der Proletarierinnen die Millionen dem Leben entgegenschlummern, die die Zukunft unseres Volkes sein sollen. Längst hat sich die Proletarierin und die Frau des Mittelstandes die „Gleichberechtigung" in Werkstatt, Fabriksaal und Kontor errungen. Ihnen handelt es sich in ihrem Emanzipationkampf nur um die Befreiung aus sexueller Not und dem Jammer des proletarischen „Familienlebens", um die Organisation des Fortpflanzunggeschäftes. Damit treten sie an die Seite jener, die um die Befreiung der Frau aus den Fesseln der vergangenen Jahrhunderte und absterbender Kirchenmoral kämpfen.

Mit Worten von heiliger Begeisterung weist Lily Braun in der prächtigen Einleitung die befreiende Tendenz der einst so gering geschätzten Frauenbewegung des europäischen Kulturkreises auf, der in diesem Buche von der Mutter mancher Weg zur Lösung grundlegender Fragen gewiesen wird.

Ein halbes Hundert mehr oder weniger gediegener Abhandlungen bildet den Inhalt des Buches. Es sind freilich nicht durchaus einheitlich durchgeführte Arbeiten. Aber aus jedem Beitrag spricht ernstes Wollen und redliche Mühe.

Als auf ein Zeichen, wie es in deutschen Landen, langsam wohl, doch stetig heller wird, sei auch auf die erfreuliche Tatsache hingewiesen, daß der maßlos verlästerte Herausgeber unserer „Anthropophyteia" unter den ersten in diesem Buche zu Worte kommt, einem Werke der vornehmsten deutschen Schriftstellerinnen. Ohne sich Zwang auferlegen zu müssen, spricht hier unser Dr. Krauss von der Empfängnis, vom Zauber mit den Schamteilen, von der Geburt, vom Nabel und der Nachgeburt in Sitte und Brauch der Völker. Die kleine, sachlich gehaltvolle Abhandlung bringt auch uns Neues, wie jede Arbeit von Dr. Krauss. Sein trotz aller Knappheit präch-

tiger Beitrag „Folkloristisches von der Mutterschaft“ verdient unsere besondere Beachtung.

Nicht mindere Anerkennung gebührt der umfassenden und an erste Stelle gesetzten Studie „Die Mutter in Brauch und Sitte der Völker“ von Dr. Paul Bartels, dem Herausgeber von Ploß' Buch vom Weibe, der tieffurchenden Abhandlung „Die Mutter im Rechte der Völker“ von Professor Josef Kohler, dem Artikel „Soziale Mutterschaft“ von Regine Deutsch, den Beiträgen von Dr. Hedwig Bleuler-Waser, Dr. Julian Marcuse, Dr. F. Müller-Lyer, Rosa Mayreder, Maria von Stach, Dr. Gertrud Woker, Dr. Rosa Kempf, Dr. Edmund Waldstein, Dr. Gustav Tugendreich, Dr. Max Flesch, A. Eulenburg, W. Weygandt, Ellen Key, Dr. Max Maurenbrecher, A. Schremmer, Stefan Hock und die Beiträge von Adele Schreiber-Krüger selber und schließlich die Referate über die Entwicklung und den Stand der Mutterschutz-Bewegung, über Statistik und Gesetzgebung und die Darstellung der Lage der Frau als Mutter in den einzelnen Staaten Europas und in Australien und Neuseeland.

Aber auch die hier nicht mit Namen angeführten Mitarbeiter haben sich bemüht, dem Rahmen des groß angelegten Werkes entsprechend, das Mutterschaftproblem zu behandeln.

Ein besonderes und uneingeschränktes Lob verdienen jedoch auch die nahezu vierhundert Bilder des Werkes. Die vom Verlage für nötig erachtete Rechtfertigung der Aufnahme so vieler Abbildungen erscheint uns überflüssig. Denn diese vielen hervorragenden, mitunter seltenen, schwer zugänglichen oder verschollenen Bilder verleihen dem Buche einen ganz besonderen Wert und sind ein ständiger, zuweilen vom Text mehr oder weniger unabhängiger Kommentar zu den von den Verfassern dargebotenen Darstellungen. Sie erklären sich denn auch zum größten Teile selber.

Wir dürfen ruhig der Zuversicht Ausdruck geben, daß dieses in jeder Hinsicht lehrreiche Buch berufen ist, in der Frauenbewegung aller Stände große Bedeutung zu gewinnen. Jedem deutschen Mädchen aber, den kommenden Müttern, müßte man dieses Buch am Hochzeitmorgen auf den Gabentisch legen können. Ich wüßte ihnen keine wertvollere und sinnreichere Gabe.

Friedrich J. Bieber.

Zur Urgeschichte der Ehe und Familie, von Heinrich Cunow, Ergänzunghefte zur Neuen Zeit, Nr. 14, 1912, 72 S. gr. 8°, Stuttgart, J. H. W. Dietz Nachf., G. m. b. H.

Mancher Leitsatz der Ethnologie, der durch Jahrzehnte als feststehend galt, hat durch die neuere Forschung eine Umwandlung erfahren. Wir haben sehen gelernt und sehen auch das, woran unsere Vorgänger vorübergegangen sind. Unvoreingenommen und vorurteillos steht der Forscher der neuen Schule den Erscheinungen des Völkerlebens gegenüber. Wir messen nicht mehr die Völker fremder Erdstriche mit europäischen Sittenbegriffen, wir geheimnissen nichts mehr in die Formen ihres geistigen Lebens hinein, sondern haben uns ihre Denkweise, ihr Fühlen, ihre Seele nachzuempfinden gewöhnt. Und mehr als in anderen Gebieten der ethnologischen Forschung haben damit alle die mannigfachen Beziehungen des Geschlechtlebens eine Umwertung und Umprägung lange als unumstößlich geltender Forschungergebnisse erfahren. Das Verdienst in den zehn Jahren ihres Bestandes hier bahnbrechend gewirkt, ja die ethnologische Sexualforschung eigentlich erst begründet zu haben, können wir getrost und ohne der Überhebung geziehen zu werden, den „Anthropophyteia“ und ihrem gerade von den Zettel-Ethnologen der alten Schule so lange in Acht und Bann getanen Herausgeber, unserem Dr. Krauss, zuschreiben. Daß man aber auch gerade in jenen Kreisen, die seine Arbeit ignorant als „Pornographie“ abtun wollten, anderen Sinnes geworden, dessen mehren sich die Zeichen und ein solcher Umschwung ist uns gerade in diesen Tagen offenbar geworden. Die „Anthropophyteia“, die heute im zehnten Jahre ihres Bestandes den ganzen Erdenball umspannen, Beiträge bewährter und geschätzter Ethnologen und Folkloristen aus allen fünf Kontinenten enthalten und Leser in euro-

päischen Königpalästen, in den weltfernen Städten der chinesischen Republik, in den Riesenstädten und im fernsten Westen Nordamerikas, auf den Hochebenen und in den Wäldern Südamerikas, an den Küsten Australiens, auf Neuseeland und in den Einsamkeiten Afrikas gefunden haben, lassen sich eben einfach nicht mehr totschweigen. Und wer von dem Sexualleben der Völker berichten will, muß sich aus diesen Werken Rat holen.

Ähnlichen Gedanken gibt Cunow in dem einleitenden Abschnitte seiner ausgezeichneten Arbeit über die Urgeschichte der Familie und Ehe, der von den Anfängen einer Urgeschichte der Familie handelt, in geistvoller Weise Ausdruck. Er untersucht dann kritisch die Forschungergebnisse von Morgan, Engels, Giraud-Teulon und Lippert, wobei er insbesondere Morgans Klassifizierung der Entwicklungstufen der Familie erörtert, weist im dritten Abschnitt nach, daß die genannten Forscher, wie ihre Nachfolger uns statt Forschungen nur Hypothesen gegeben haben, wobei er so manchem Zettelgelehrten eins versetzt, um nun zu den neueren Untersuchungen der australischen Eingeborenen, bei denen auch unsere Urzeit noch lebendig geblieben ist, überzugehen. Die folgenden Abschnitte behandeln die Urhorde und die Generationschichtung, unter besonderer Berücksichtigung der Arbeiten Dr. F. Müller-Lyers, die Exogamie und ihre Folgen, den Weg der Entwicklung vom Mutterrecht zum Vaterrecht, die neueren Familienformen, nochmals Morgans Irrtümer, die Entstehung und Entwicklung der Verwandtschaftnomenklaturen und geben im Anhange eine Übersicht der neuesten Literatur zur Entwicklunggeschichte der Familie.

Trotz ihres mehr referierenden und kritischen Charakters ist diese mit riesigem Fleiße gearbeitete Studie sehr lesenswert und sie wird gerade in dieser knappen Form reichere Belehrung vermitteln als so mancher dickleibige Foliant voll schöngeistiger Darstellungen. Ganz besonders gilt dies von Cunows höchst scharfsinniger und einleuchtender Aufklärung des bekanntlich schwer verständlichen Systems der Alterschichten, die die Familienforschung auf eine neue Grundlage gestellt hat.

Friedrich J. Bieber.

A. Abels, Seltene Verbrechens-Motive, Sonderabdruck aus Grosz' Archiv. Band 49, 19 Seiten (218—235), Leipzig, F. C. W. Vogel, 1912.

Der allgemein geschätzte Verfasser schildert in dieser Arbeit einige seltene Motive zur Verübung von Verbrechen. Er untersuchte in fesselnder Weise die von übermütigen amerikanischen Millionärsprößlingen verübten Pferdediebstähle und Einbrüche, sowie die Diebstahlmanie der oberen Zehntausend des amerikanischen Ostens und die Menschenjagd verkommener Nichtstuer im Chaco, d. h. wirkliche Verbrechen aus Sportwut. Weiterhin bespricht er das Wildern und Schmuggeln, den in Wien verhandelten Fall einer Banknotenfälschung aus Forschertrieb,[1]) die Brandstiftepidemie amerikanischer Tramps in den siebziger bis neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und schließlich zwei Fälle verbrecherischer Geschlechtverirrung, einen Mörder aus Sadismus und eine mehrfache Giftmörderin, deren Motiv Nekrofetischismus auf sexueller Basis war.

Friedrich J. Bieber.

Die Lingelbacher Musikantensprache und die Geheimsprache der Vogelsberger Maurer. Von Lehrer H. Weber, Reuters (Oberhessen). Mit sprachlichen Erläuterungen von Professor L. Günther (Gießen). S. A. a. d. Hessischen Blättern für Volkkunde 1912, XI, 2, 85 S. 8⁰ (122—206).

---

[1]) Der Betreffende, ein Medizinstudierender, erwarb sich große Verdienste um die Malariaforschung im Marchgebiet bei Wien und sein in vielen Fällen bewährter Idealismus rettete ihn vor entehrender Strafe. Man veranstaltete zu seinen Gunsten eine Geldsammlung, die jedoch sehr dürftig ausfiel. Er geriet wieder in Schwierigkeiten und betäubte sich dann zu oft mit alkoholischen Getränken, bis er sich im Sommer 1913 aus Verzweiflung selber tötete.

Daß auch der bescheidenste Beitrag zur Folklore wertvoll ist, wenn er kritisch durchgearbeitet wird, erweist diese treffliche Arbeit Webers und ihre Erläuterung durch die überaus fleißigen Nachweise Professor Günthers. Beide Geheimsprachen entstammen einer gemeinsamen Mutter, dem Rotwelsch. Auffällig erscheint mir deshalb, daß die Glossare keine Worte sexuellen oder auch nur erotischen Charakters aufweisen. Sollte daran nur eine übel angebrachte Zensur Schuld sein?

Friedrich J. Bieber.

Lippische Volklieder, Gesammelt und herausgegeben von K. Wehrhan, Frankfurt a. M. und Fr. Wienke, Brakelsiek, 147 Seiten, 16°, Meyersche Hofbuchdruckerei, Detmold, 1912.

Diese außerordentlich billige Sammlung in Lippe gesungener Lieder verfolgt den üblichen Zweck, gutes altes Volkgut vor dem Vergessenwerden zu bewahren, dem in unserer alles Bodenständige überwuchernden und abschleifenden Zeit gerade die mündlichen Volküberlieferungen in erster Linie zum Opfer fallen. Die beiden Herausgeber, Mittelschulrektor Wehrhan, der Mitherausgeber der wertvollen „Zeitschrift für rheinische und westfälische Volkkunde", als Verfasser verschiedener volkkundlicher Werke und Aufsätze — so in der Sammlung volkkundlicher Werke des bewährten Verlages Wilhelm Heims in Leipzig — bekannt, und der beliebte lippische Zieglerlieder-Dichter Fr. Wienke, bieten hier vorerst eine Auswahl lippischer Lieder, in die auch manches neue Lied aufgenommen wurde, soweit es wirklich volktümlich und vom Volke angenommen, verändert oder umgesungen oder zum Allgemeingut der Deutschen geworden ist. Dieses Liederbuch ist daher wohl der engeren sanglustigen Heimat gewidmet, aber es möchte überall im Deutschen Vaterland Aufnahme finden, wo man echtes Volktum und vor allem das lebendige Volklied schätzt. Von der Aufnahme, die dieses Buch findet, wird es abhängen, ob noch ein weiteres mit den übrigen von den Lippern gesungenen Liedern folgt.

Was dieser eigentlich eine kleine Volkschaft Deutschlands behandelnden Sammlung eine besondere Bedeutung für die Volkkunde verleiht, ist die wenig bekannte Tatsache, daß die Lipper seit Jahrhunderten als Hollandgänger, in neuerer Zeit als „Ziegler", als Ziegelarbeiter, im Sommer außer Landes gehen und nicht nur ihre Lieder in die Fremde tragen, sondern auch fremde Lieder in die Heimat mitbringen. Es wäre aber sicherlich auch für die „Anthropophyteia" von großem Werte über die Folgen und Äußerungen dieser Wanderbewegung auf dem Gebiete der sexuellen Moral des lippischen Volkes einiges zu erfahren und ich möchte hier eine solche Arbeit über die sexuelle Folklore der Lipper, insbesondere der „Ziegler" anregen. Das Buch selber, das neben seinem volkkundlichen Zwecke vornehmlich erzieherischen Zielen dienen soll, enthält wohl eine Reihe von Liedern, die als „sinnlich" anzusprechen sind. Die Rücksicht auf diese Ziele hat wohl die Aufnahme solcher Stücke verhindert, die, wie das echte Volklied stets, stärker erotisch gefärbt sind.

Die mitgeteilten Lieder zerfallen in Freundschaftlieder, in mundartliche und Heimatlieder, in balladenartige Lieder, in Lieder von der Liebe Lust und Leid, in Wanderlieder und Jägerlieder, in Soldatenlieder und in Lieder vermischten Inhalts.

In jedem Falle ist diese Sammlung eine verdienstliche Arbeit und Wehrhan erweist sich auch hier als ein bewährter Forscher.

Friedrich J. Bieber.

Maister Franntzn Schmidts Nachrichters inn Nürmberg all sein Richten, nach der Handschrift herausgegeben und eingeleitet von Albrecht Keller, 119, S. 8°, Wilhelm Heims, Leipzig, 1913.

Ein Stück mittelalterlichen Lebens ist in diesem Henker-Tagebuche lebendig geblieben. Es ist ein Zeitbild von erschütternder Wahrhaftigkeit. Neben die Schönheit des altdeutschen Stadtbildes und die Behaglichkeit wohlbehüteten bürgerlichen Lebens stellt es die grausame Härte eben dieses

Bürgertums, mit der es alle jene verfolgte, die seinen Besitz und seine Satzungen mißachteten, die aus dem Kreise der Zünftigen ausgeschlossen waren. In weit höherem Maße noch als in der Gegenwart, waren in jenen Zeiten die sozialen Verhältnisse die Wurzel des Verbrechens. Wer nichts besaß, gehörte auch schon zu den „schädlichen Leuten". Dies geht vor allem aus der unverhältnismäßig großen Zahl der Eigentumdelikte, die der Henker zu ahnden hatte, hervor. Die Unduldsamkeit und falsche Moral jener frommen Bürger spiegelt sich in den schweren Strafen für Kindmord und Unzucht. Denn so wie in Nürnberg ging es wohl in jeder deutschen Stadt zu, die die Gerichthoheit besaß. Deshalb ist dieses Tagebuch nicht nur eine wahre Fundgrube für den Kulturhistoriker, dem aus tausend Kleinigkeiten ein treues Bild vom Leben des Volkes am Ausgange des sechzehnten Jahrhunderts ersteht, sondern auch ein Spiegelbild der sexuellen Zustände in den deutschen Städten und deren Bannmeilen. Auch der Rechtforscher wird aus ihm mancherlei Belehrung erfahren. Römisches und deutsches Recht lagen damals noch im Kampfe um die Oberherrschaft und es war eine Zeit des Überganges, in die der Dreißigjährige Krieg schon seine Schatten warf. Spannend und entsetzlich ist alles, was Schmidt von den hunderten Hinrichtungen und Verstümmelungen erzählt, die er in den vierzig Jahren seines Wirkens, von 1573 bis 1615 vollbrachte. Handwerkmäßig kurz sind seine Aufzeichnungen, aber dadurch und der fast naiven Selbstverständlichkeit wegen, um so ergreifender in ihrer Wirkung auf uns Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts. Und trotzdem. Wer weiß ob das dritte Jahrtausend nicht auf die Rechtzustände unserer Zeit ebenso mit Schaudern zurückblicken wird, wie wir auf jene Nürnberger Gerechtigkeit. Was uns von der guten alten Zeit scheidet, ist strenge genommen nur die damalige erschreckende Häufigkeit der Verbrechen gegen das Leben. Unsere Verbrecher sind humaner und raffinierter und humaner im großen Ganzen ist auch die Bestrafung der Verbrecher geworden. Wenn auch noch die Todstrafe als Rest aus der „guten alten Zeit" fortbesteht, so urteilen Richter und das liebe Publikum doch schon anders über den aus der sozialen Not unserer Zeit zum Diebe gewordenen als das Mittelalter, das für ihn nur Strick und Richtschwert bereit hielt. Daß unsere Richter anders gerade über den Sexualverbrecher zu denken und urteilen gelernt haben, ist unbestreitbar das Verdienst unserer „Anthropophyteia", die mit ihren Erhebungen die verborgensten Winkel des Menschtums erhellen. Keller hat sich mit der Neuausgabe dieser Schrift ein bleibendes Verdienst erworben. Sie sei unseren Lesern als eine der bedeutsamsten Veröffentlichungen des rührigen kulturgeschichtlichen Verlages von Wilhelm Heims wärmstens empfohlen. Friedrich J. Bieber.

Hans Freimark: Von den Wandlungen der Seele, 67 S. 8°, Berlin-Friedenau, L. M. Waibel & Co., 1913.

In den acht Meisternovellen, die Freimark zu diesem Buche vereint hat, spricht Seele zu Seele, die Allseele, die in der Menschenseele mit ihrem Traum, wie in der Seele, unbegriffen lebt, die Baum, Blume, rauschendes Wasser, zitterndes Licht, Getier und das Naturgeschehen selber ist. Er erzählt in ihnen von den Träumen der Nacht, die die Schleier von unserem wahren Sein heben und von den Träumen des Wahnes, die der Beglückung voll sind. Von der Furcht erzählt er, die die Götter werden ließ und das Jenseits schuf, das uns Begrenzte und Zeitliche hinausführen möchte in die Unendlichkeit und Zeitlosigkeit.

Als ein Meister des Stils versteht es Freimark in diesem Novellenbande uns mit Gestalten voll Grauen und Tragik zu erschüttern, die trotz aller Fantastik wahr geschaut und geschildert sind. Jede der seltsamen Geschichten weist uns ein anderes seelisches Problem. Ihren Inhalt hier auch nur kurz anzugeben ist nicht angängig. Es sind wahre Kabinetstücke spannender Erzählungkunst. Als die tiefste erschien mir die Erzählung „Die Hände". Freimark, den wir bisher als gewandten Polemiker kannten, zeigt sich in diesem Novellenbande, den ich nicht genug und vor allem unseren Psychoanalytikern empfehlen kann, als ein glänzender Erzähler. Ich möchte

die Erwartung aussprechen, daß Freimark mit diesem Buche einen Anfang gemacht hat. Er hätte das Zeug dazu, uns den bewußt psychoanalitischen Roman zu schreiben. Friedrich J. Bieber.

Robespierre, Eine historisch-psychologische Studie von Hans Freimark, 46 S. gr. 8⁰, Wiesbaden, J. F. Bergmann, 1913.

Das Napoleonische Kaisertum, das die Revolution, aus der es geboren wurde, verleugnet hat und noch mehr die siegreiche Reaktion hat der Nachwelt gerade jene Epoche, die bemüht war, die Ideen von 1789 in lebendige Tat für das Volk umzusetzen, durch eine durchaus tendenziöse Geschichtschreibung als eine Zeit des Schreckens überliefert. Der Haß jenes Bürgertums, dem das Volk die Freiheit erkämpft hatte, wandte sich vor allem gegen jene Männer, die dem vierten Stande die Führer zu sozialer Befreiung sein wollten. Und so galt auch Robespierre, dieser lebenfremde Träumer, bis in unsere kritische Zeit als der „Tiger der Revolution“. Freimark unternimmt es in dieser Studie, in der er auf Grund umfangreicher Quellenforschungen das Leben des Advokaten von Arras schildert, die Persönlichkeit Robespierres uns menschlich nahe zu bringen. Mit seinem erprobten psychologischen Verständnis erklärt uns Freimark das Wesen des seine Ideen und Ideale über alles persönliche Wohlergehen stellenden und zum Schlusse für seine Überzeugung sich opfernden Reformators. Dabei gibt er uns ein packendes, lebendiges Zeitbild, wir lernen die „Schreckenzeit“ als eine Epoche verworrenen, aber in seinen treibenden Kräften edlen Strebens nach wahrer Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit erkennen, Sicherlich war Robespierre größer als Napoleon. Und mit ihm war auch die Revolution tot. Freimarks Buch empfehle ich allen wahren Menschenfreunden gerne.

Friedrich J. Bieber.

Die Katastrophe unserer Kultur, Die hinterlassenen Memoiren eines modernen Menschen. Eingeleitet und herausgegeben von A. Halbert, 235 S. kl. 8⁰, Leipzig 1912, Theodor Gerstenberg vormals Richard Sattlers Verlag.

Halbert erzählt in diesem, von Bernhard Lorenz in Leipzig künstlerisch ausgestatteten Buche ein Menschenschicksal. Es sind Tagebuchblätter eines Mannes, dessen große Leidenschaft und Verhängnis die Wahrhaftigkeit gegen sich selber und gegen die Anderen war, der da litt wie ein Mann und liebte wie eine Mutter und, dreißigjährig mit dem Leben und seiner Potenz fertig ist. Alle heimlichsten Heimlichkeiten der Mannseele und den ganzen Jammer unserer Kulturlügen deckt dieses eigenartige Buch auf, das Psychoanalytiker hochschätzen werden. Bilder voll süßen Zaubers und Erlebnisse von shakespearischer Tragik schlingen sich in ihm zu einem bunten Reigen, der uns von der ersten bis zur letzten Seite fesselt, der zum Nachdenken anregt und erschüttert. Gedankentiefe Worte und die Schönheit und Wucht des sprachlichen Ausdrucks erweisen Halberts Meisterschaft. Er ist ein Dichter der Reifen, eine stolze Mannatur, ein durch und durch moderner Tatmensch, trotz des pessimistischen Grundtons, der diesen Roman wie ein roter Faden durchzieht. Ich empfehle ihn allen, die im Lesen genießen wollen. Friedrich J. Bieber.

Guillaume Apollinaire, Fernand Fleuret et Louis Perceau: L'Enfer de la bibliothèque nationale. Icono-Bio-Bibliographie de tous les ouvrages composant cette célèbre collection (Paris, Mercure de France 26 rue de Condé, 7,50 Frcs.).

Das Werk bildet einen über 400 Seiten umfassenden Katalog, der in der Bibliothèque nationale zu Paris in einer besonderen Abteilung, in der von Napoleon als erstem Konsul nach dem Muster der vatikanischen Bibliothek angeordneten sog. „Hölle“ (Enfer) aufbewahrten Schriften, deren Weiterverbreitung wegen des freien sexuellen Inhalts verboten oder gewagt ist.

Darunter befinden sich viele berühmte Pornographiken, aber auch andere Bücher, die einen zweifellos ernsten kulturgeschichtlichen Inhalt

besitzen, so z. B. die Beschreibung der Sitten außereuropäischer Länder durch den Dr. Jacobus.

Möge nun das eine oder andere Buch zu dieser oder jener Kategorie gehören, so dürften fast alle für den Literatur-, den Kultur- und besonders den Sexualforscher von hohem Interesse sein.

Der Katalog zählt 930 Nummern, darunter nehmen manche — in mehreren Exemplaren vorhandene Werke — verschiedene Nummern ein. Der Hauptteil besteht aus den erotischen oder pornographischen französischen Novellen, Romanen, Satyren, Libellen usw. des 16.—18. Jahrhunderts.

Von ausländischen Sachen sind am zahlreichsten vertreten die englischen, nach ihnen die italienischen (besonders von Aretin); die deutschen fehlen fast ganz und belaufen sich nur auf 8 Nummern.

Von den modernen Erotiken sei die Trilogie amoureuse von Verlaine erwähnt, deren hervorragende künstlerische Bedeutung trotz der denkbar größten sexuellen Ungebundenheit der Darstellung mit Recht gerühmt wird.

Die Verfasser des Katalogs begnügen sich meist mit einer rein bibliographischen Beschreibung der Bücher oder deren geschichtlichen Schicksale, nur bei einem Teil findet sich eine kurze Charakterisierung und doch wäre gerade eine durchgängige knappe Beurteilung und eine koncise Angabe des Hauptinhalts für den Forscher von großem Wert gewesen. Aber trotzdem wird man den Verfassern Dank zollen müssen für diese Zusammenstellung, die, auch so wie sie ist, demjenigen, den seine Studien zum Betreten dieser „Hölle“ veranlassen, gute Dienste leisten kann. Numa Praetorius.

„Die moderne Theosophie“. Eine Gefahr für unser Geistesleben von Dr. Kuno v. d. Schalk, 64 S. 8°, Leipzig, Wilhelm Heims 1912.

Die Schrift charakterisiert die merkwürdige Gesellschaft der „Gottessucher“ in gerade so ausgezeichneter Weise, wie die polemischen Schriften von Hans Freimark und Dr. Maack. Es ist wahrhaftig an der Zeit, daß man derlei gänzlich überflüssigen Humbug für Volkverdummung ins rechte Licht stellt. Wir besitzen leider genug Doktrinäre von Irrlehren und Aberglaubenzucht, die sich gewissermaßen schon das Vorrecht erworben haben, das große Wort in Sachen des Unerfaßlichen zu führen und damit dem Volke Vernunft und das bißchen Denkvermögen zu rauben. Dr. v. d. Schalk hat den theosophischen Unsinn mit der Gründlichkeit und Sachkenntnis des Gelehrten überprüft und das Resultat in dieser Schrift veröffentlicht. Er entschleiert die „großen“ Lehren über die mystischen Erscheinungen des Menschengeistes der vor 20 Jahren weltbekannt gewesenen Theosophin Blavatsky und beleuchtet die Folgen ihrer Geisteswissenschaft, wie z. B. die mit ihren Lehren zusammenhängende „Christliche Wissenschaft“, das berühmte „Gesundbeten“ und dgl. Auswüchse mehr. Durch die Dummheit des Volkes wurde die Gesundbeterin Backer Eddy eine immens reiche Frau. — Ein ausgezeichnetes Bild gibt der Verfasser über den bekanntesten zeitgenössigen Theosophen Dr. Rudolf Steiner, der aus einem grundgelehrten Manne der Verbreiter der lächerlichsten theosophischen Irrlehren wurde. Steiner, der sich für den „Auserwählten des Herrn“ vor seinen Schafen ausgibt, bringt eigentlich nichts Neues, denn seine „Lehren“ sind weiter nichts als eine Verquickung von Theosophie mit den teilweise albernen Doktrinen der Rosenkreuzer des 18. Jahrhunderts. Bei ihm spielt das Rosenkreuz symbolistisch eine bedeutende Rolle. Wie groß diese symbolische Bedeutung ist, kann Jedermann, also auch der Uneingeweihte, in jedem Lexikon über Symbolik nachsehen. Mit derlei kleinen Lockmitteln arbeitet dieser „zweite Christus“, und er findet auch leicht seine Leichtgläubigen. Dr. Steiner dürfte der getreue Nachfolger Dr. Hartmanns sein, der für die theosophische Idee Wandervorträge in der ganzen Welt hielt, und in dessen theosophischen Werken der größte Gallimathias blüht und die zudem soviel Unsinn bringen, daß es dem vernünftigen Leser sofort auffallen muß, mit was für Mitteln der Verfasser gearbeitet hat. Nach dem berühmten Rezepte der Alchemisten und Rosenkreuzer geben sich diese „Wahrheitsucher“ einen mystischen Anstrich, versprechen Berge und wenn sich der naive Neuling nach „Weisheit“ sehnt, so trösten

sie ihn mit der zu erwartenden „inneren Eingebung“ oder mit der „Reife“, wozu die „Erkenntnis“ notwendig ist, die durch 3 Stufen geht, die Dr. Steiner Vorbereitung, Erleuchtung und Einweihung nennt. Steiner wiederholt in seinen Werken, daß er begreiflicherweise nicht alles ausplaudern darf, was in den Geheimschulen gelehrt wird, und der arme Neophyte muß sich mit Andeutungen befriedigen, die so obskurer Natur sind, daß sie die beschränkten Tertiarerseelen noch konfuser machen, als sie ohnehin schon sind. Sie suchen nach „Wahrheit“ und fallen unbewußt in das Netz der Verwirrungen und Verirrungen. Das ist die bekannte alte Methode, der alte Witz! Wie oft betonen uns diese „Wahrheitsucher“, daß sie „ihre Perlen den Schweinen nicht vorwerfen können“ (eine beliebte Phrase der mittelalterlichen Alchemisten), und daß man sie auch nicht verstände, wenn sie das Geheimnis enthüllten. Wann die Erleuchtung da ist, wissen sie selber nicht, und ist sie da, dann ist der „Geheimschüler“ schon entsprechend „präpariert“, verrückte Dinge als „Wahrheit“ und „tiefe Weisheit“ anzuerkennen. Gelangt er nicht zu dieser vollkommenen Stufe, dann ist er geistig inferior für die große Lehre der Theosophie, und dieser sophistische Schluß schützt die Theosophen vor jeder Kritik der Profanen.

Das bedeutendste Material für ihre Lehren fanden die Theosophen in der altindischen Philosophie. Sie wissen uns auch über die 7 Bestandteile des physischen Leibes zu „belehren“; reden von unmittelbarer Intuition für geistige Vorgänge; behandeln die Vererbungtheorie an der Hand der altindischen Lehren und beglücken uns mit allerlei, aus alchemistischen Werken unverstanden zusammengetragenem Kram, als ob sie auf die Kompliziertheit ihrer Lehren absehen dürften, um ihnen eine um so größere Bedeutung beimessen zu können. Dieses unlogisch zusammengesetzte Geschwätz behandelt kritisch Dr. v. d. Schalk, und selbst jene Theosophen, die erst die „Vorbereitung“ durchgemacht haben, müssen seinen treffenden Argumenten Recht geben. — Schließlich spricht der Verfasser auch ein Wort über wahre Theosophie und berücksichtigt die Schriften Dr. Johannes Müllers. — Mögen daher vor allem jene ehrlichen Wahrheitsucher diese Schrift lesen, die in den höchst konfusen Werken der Theosophen nutzlos herumstöbern, in der Hoffnung, darin vielleicht ihr Heil finden zu können. Sie werden dann dem Verfasser dankbar sein, und sich glücklich fühlen, von diesem fürchterlichen Alp erlöst worden zu sein, der ihnen mit seinem Aberglauben und den Irrlehren ihren Geist vergiftet hätte. Ant. Ch. de Mailly.

Zweimal gestorben! Die Geschichte eines Rosenkreuzers aus dem XVIII. Jahrhundert. Nach urkundlichen Quellen, mit literarischen Belegen und einer Abhandlung über vergangene und gegenwärtige Rosenkreuzerei. Von Dr. Ferdinand Maack, Hamburg, 111 S., 8°, Leipzig, Wilhelm Heims, 1912.

Dr. Maack ist immer interessant. Er kann anpacken, wo er will und was er will. Alle seine Arbeiten haben den eigenartigen Reiz des Originellen. In allen entdeckt man den Gelehrten, der ein tieferes Wissen auf allen möglichen Gebieten besitzt, und mit diesem Wissen ausgerüstet in temperamentvoller und fesselnder Weise seinen Gegenstand zu behandeln versteht. Dr. Maack hat schon viel geschrieben, und alles was er schrieb, war treffend und dabei in einem polemischen Kampfton, der uns immer sympathisch anstimmt. So steht es mit seinen Schriften über Grenzwissenschaft (Xenologie), über alchemistische Medizin, über das von ihm erfundene dreidimensionale Schachspiel, usw. — überall tritt Dr. Maack als sattelfester Gelehrter auf, der uns durch seinen Spürsinn oft und oft überrascht. Nun erschien aus seiner Feder wieder eine teilweise polemische Schrift, in der die Spezialstudie über den Hamburger Gelehrten Dr. Rudolf J. Br. Schmidt, einen Gelehrten und Geheimbündler des 18. Jahrhunderts, besonderes Interesse erregen muß. Der Verfasser berührt eingänglich das schon von ihm in der „Goldenen Kette Homers“ (Lorch 1905) eingehender gewürdigte Rosenkreuzer-Prinzip, das besonders für jene von Bedeutung ist, die es versuchen, einen Blick in die „alchemistische Wissenschaft“ der

Geheimschulen des 17. und 18. Jahrhunderts zu werfen. Dr. Maack dient ihnen als vortrefflicher Führer. Dr. Maacks Verdienst ist ja die alchemistische Medizin „schulärztlich" durchstudiert zu haben („Polarchomiatrie", Leipzig 1905).

In diesem Werkchen widmet der Verfasser ein besonderes Kapitel der „Theosophischen Hochschule für Geisteswissenschaft" und ist eines Sinnes über diesen Humbug mit Freimark und Dr. v. d. Schalk. Dr Maack vermutet sogar, daß Steiner ein Jesuitenemissär sei, der möglicherweise von seinen „Obern" (den berühmten „Obern", die auch im 18. Jahrhundert in der Rosenkreuzerei eine bedeutende Rolle gespielt haben und als die Jesuiten entpuppt wurden) den Auftrag hat, sich einer geistigen Bewegung zu bemächtigen, ihre Entwicklung zu bremsen und den Karren auf den Holzweg zu schieben. Über diese Hochschule für die Verblödung der Massen gibt Dr. Maack in seiner temperamentvollen Art sehr treffende Bemerkungen. Das Hauptbestreben der modernen Theosophen ist wohl die Theosophie, die ohnehin schon konfus genug ist, zu verrosenkreuzern. Das ist eine ausgezeichnete Idee, denn damit wird man um so leichter die Gimpel fangen können. Denn die Dummheit stirbt nicht aus, was die unbekannten „Oberen" und „Wahrheitaposteln" zu gut wissen. Der Schwärmer für geheime Weisheit und Versteckspielerei träumt von Rosenkreuzerlogen und dergleichen Geheimbuden aus früheren Zeiten und hofft auch in Besitz der größten Mysterien zu gelangen, von denen ihm die alten alchemistischen Schmöker zu erzählen wissen. Sie sind eben nicht für Jedermann geschrieben, und können deshalb auch von den Profanen nicht immer erfaßt werden. So etwas zieht und das Geschäft kann aufblühen. Und da die Rosenkreuzer tot sind, so nützt man die verschollene Geheimfirma in entsprechend geschäftmäßiger Weise aus. — Nach einer kurzen historischen Abhandlung über die alten Rosenkreuzer und einer Skizze über den merkwürdigen Hofrat Schmidt folgt die Rosenkreuzergeschichte „Zweimal gestorben". Dr. Maack gibt uns die interessante Enthüllung eines Experimentes Dr. Schmidts zum Besten. In der Geschichte der Alchemie begegnet man bekanntlich oft Adepten, die mit Hilfe des „Universalmittels" angeblich mehrere hundert Jahre alt geworden seien, oder an einem Orte starben und unter fremdem Namen in einer anderen Stadt wieder auftauchten. Dr. Maack ist es gelungen, akten- und urkundenmäßig zu beweisen, daß Hofrat Schmidt faktisch „zweimal gestorben" ist. Es ist nicht ausgeschlossen, sogar dreimal; zweimal fingiert zum Ruhme des Lebenselixiers und einmal wirklich. Der Verfasser hat diese äußerst interessante Geschichte, die kulturell von Bedeutung ist, in Romanform wiedergegeben. Es ist lehrreich zu konstatieren, wie es dem Alchemisten Schmidt gelungen ist, seinen „ersten Tod" zu fingieren. Aufrichtig gestanden, wäre es mir lieber gewesen, hätte uns Dr. Maack seine beachtenswerte Forschung als wissenschaftliche Studie vorgelegt, zumal diese Forschung einen bleibenden kulturhistorischen Wert besitzt und mit ihren Belegen in einer künftigen Geschichte der Alchemie eine bedeutende Rolle führen dürfte. Nun das kann noch immer geschehen. Mit einer Übersicht der Literatur schließt Dr. Maack sein Werk, das, wie alle seine Bücher, sicherlich Freunde finden wird. Ant. Ch. de Mailly.

Deutsch-Mythologische Landschaftbilder, Zweite, stark vermehrte Auflage, von Guido List, 2 Teile, XVI, 689 S., kl. 8°, mit zahlreichen Illustrationen und zwei Kartenbeilagen (Guido List-Bücherei, 3. Reihe Nr. 1), Wien, Verlag der Guido List-Gesellschaft, in Kommission bei E. F. Steinacker, Leipzig, 1912.

Das schon jahrelang vergriffene Werk des Germanenforschers Guido von List liegt nun in einer neuen Auflage vor. Das Buch enthält eine Fülle äußerst bemerkenswerter kulturwissenschaftlicher Betrachtungen und Erhebungen, die der gelehrte Verfasser auf seinen Wanderungen durch die alte Ostmark gesammelt hat. List ist einer von den wenigen Forschern, die mit Recht auch der Folklore ein besonderes Augenmerk widmen und sie wissenschaftlich durch Analyse und historische Behelfe zu bearbeiten

verstehen. Die Sagen und Überlieferungen der entlegensten Winkelchen in den Tälern und Schluchten sowie auf den einsamen Höhen unseres schönen Alt-Österreichs finden bei List ihre Deutung. List leitet von Ortnamen die auffälligsten Geschehnisse ab und er greift dabei immer weit zurück in die Geschichte und läßt uralte örtliche Zustände wieder aufleben.

Besondere Berücksichtigung verdienen seine folkloristischen Betrachtungen über die Denkmale aus Stein und Erde; über die uralten beseelten und Heilsteine, die mitunter Namen führen, die uns impulsiv ermuntern, bestimmte Schlüsse zu ziehen. Und überall weiß uns der Verfasser Bescheid zu geben in einer poesievollen Sprache, die dem Leser die wissenschaftliche Leistung des Verfassers um so wahrhaftiger erscheinen läßt. Mit List wandern wir durch das alte Wien mit seinen Wahrzeichen, hinaus nach Sievering, Heiligenstadt, auf den Hermannkogel; durchziehen die schöne Wachau mit ihren sagenumwobenen Felsen, Burgen und Ruinen, und überall erzählt er uns, wie es einmal war, und was von alter Sitte und altem Glauben noch übrig geblieben ist. Ein andermal sind wir im Helenental, auf Rauhenstein und im romantischen Höllental, und erfreuen uns der Lösung uralter Rätsel. Bemerkenswert und die Forschungergebnisse unseres Altmeisters Krauss in seinem unübertrefflichen Buche vom Geschlechtleben der Japaner bestätigend, sind List's Mitteilungen über Vulvensteine und Menhirs, die durch Friedrich J. Bieber eine weitere Ergänzung in einem Nachtrage zu dem Werke finden. Selbstverständlich hat der Verfasser die Gegend von Carnuntum in den Kreis seiner Betrachtungen einbezogen. Die uralte Gegend hat mehrere Tumuli, über deren Entstehung im Volke abenteuerliche Geschichten fortleben. Der Tumulus von Deutsch-Altenburg wurde übrigens neuerdings untersucht, da man vermutete, er berge die Überreste von Arpad. Unter einem Hügel will man sogar Attila begraben wissen. List berücksichtigt auch ganz mit Recht die merkwürdigen Kultbauten, wie z. B. die Karner dieser Gegend. Das Werk wird jedem Folkloristen sowie Kulturforscher mancherlei Überraschungen bereiten und sicherlich viel Anregung zu weiterem Forschen bieten. Zahlreiche beigegebene Illustrationen stammen aus der Skizzenmappe des Autors und charakterisieren sich durch besondere Feinheit in der Ausführung. Ant. Ch. de Mailly.

Das Spiel im alten Ägypten, von Alfred Wiedemann, Vortrag, gehalten bei der Hauptversammlung des Vereins für rheinische und westfälische Volkkunde zu Duisburg, am 7. Juli 1912, Sonderabdruck aus Heft III, 1912, der Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkkunde, 27 Seiten 8⁰ (161—187) Elberfeld 1912.

Auch dieser kleinen Arbeit sind jene Vorzüge nachzurühmen, wie allen Arbeiten des berühmten Ägyptologen, als da sind: erschöpfende Verarbeitung des vorhandenen Stoffes und anregende Darstellung. Und was Wiedemann hier vom Spiel der Kinder und der Erwachsenen vor fast fünf Jahrtausenden erzählt, von Puppen, Tierbildern und Tieren selber, vom Ballspiel, den Kampfspielen der Männer, vom Turnen, von den Tänzen, vom Kegelspiel und davon, wie diese Spielfreude auch im Jenseits fortwirken sollte, sowie vom Zaubertanz und den Anfängen des Theaters, läßt uns das auf seinen Denkmalen so würdig und ernst anmutende Ägyptervolk in einem ganz anderem Lichte sehen. Vieles, was jene verschollenen und vergessenen Menschen ergötzte, erfreut auch uns und unsere Kinder heute noch, es ist lebendiges Erbgut der Menschheit. Anderes habe ich selber bei den Nachfahren der Ägypter und Äthiopen, dem Kuschitenvolke der Kaffitscho oder Gonga im Lande Kaffa lebendig geblieben vorgefunden. Für unsere Forschungen im besonderen sind die Mitteilungen Wiedemanns über die Totenhochzeit auf S. 167 bedeutungvoll. Friedrich J. Bieber.

Das Sexualleben der Naturvölker, II. Band, Das Sexualleben der Afrikaner, von Hans Freimark, XVIII, 423 S. 8⁰, Leipziger Verlag G. m b. H., Leipzig o. J.

Es ist ein Zeichen der Ersprießlichkeit und des Nutzens unserer Arbeit für die Wissenschaft vom Menschen, daß heute schon über das Sexualleben eines geschlossenen Gebietes ein so umfangreiches Werk möglich ist, wie es in dem Buche Freimarks über das Geschlechtleben der Afrikaner vorliegt. Aber dieses Buch ist andererseits auch ein Beweis der Notwendigkeit unserer Anthropophyteia-Forschungen für den Betrieb der Ethnologie überhaupt. Denn es zeigt uns trotz seines reichen Inhaltes, wie überaus dürftig unser Wissen vom Geschlechtleben der afrikanischen Völker noch ist, daß wir wohl viele seiner Tatsachen kennen, uns aber nahezu überall noch die tieferen Einsichten fehlen. Und nirgends wären wohl leichter Erhebungen über das Geschlechtleben durchzuführen als bei den harmlosen, noch nicht von des „Gedankens Blässe angekränkelten" Negervölkern, bei den Hamiten, Kuschiten und Semiten, sowie den Urvölkern Afrikas. Doch alle die vielen hundert Forschungreisenden haben sich mit wenigen Ausnahmen im besten Falle begnügt, nur Tatsachen zu sammeln, das aufzuschreiben, was sie sahen, wenn sie nicht überhaupt an den Äußerungen des Geschlechtlebens mit ungewollter oder gewollter Blindheit vorübergingen. In den letzten Jahren ist es ja erfreulicherweise in dieser Hinsicht besser geworden. Die Anthropophyteia haben auch hier das Eis gebrochen und eine Anzahl tüchtiger, von Dr. Krauss geschulter Forschungreisender sind als Mitarbeiter der Anthropophyteia bemüht, für die Sexualforschung zu retten, was noch zu retten ist. Es sei hier in erster Reihe unser trefflicher Mitarbeiter Missionar C. Spieß in Togo genannt.

Freimarks Buch selber ist aber eine durchaus zu lobende Arbeit. In einer prächtigen Einleitung entwickelt er knapp, aber mit vieler Sachkenntnis die Leitsätze der Sexualforschung bei den Afrikanern. Dabei kommt er auf die Schwierigkeiten der Berichterstattung und die Verschiedenheiten in der Beurteilung der Eigenart und insbesondere der Intensität des Geschlechtlebens der afrikanischen Völker zu sprechen. Er verlangt deshalb von dem, der ethnologisch forscht, vollste Objektivität, kein Werturteil des Forschers, sondern nur Tatsachen, niemand zuliebe und niemand zuleide festgestellte Beobachtungen. Es sind dies Forderungen, die unsere Leser in den Anthropophyteia seit jeher erfüllt sehen. Freilich müssen wir es uns bei diesem eigentlich selbstverständlichen Standpunkt an der Gewißheit der wissenschaftlichen Wahrheit zu dienen, genügen lassen. Denn von der Mitwelt dürfen wir keinen Lohn und Dank dafür erwarten, daß wir den verhüllenden Schleier von ihren Heimlichkeiten reißen. Für uns haben die Akademien verschlossene Türen. Unsere Arbeit wird erst die Nachwelt werten. Sie wird, sittlicher als unsere heutigen Sittlichkeitfanatiker, unsere Anthropophyteia-Bände, die wir gegenwärtig nur einem engen Kreise reifer Menschen zugänglich machen können, auf offenem Markte mit Gold aufwiegen. Die „unsterblichen" Meisterwerke so manches Akademikers werden dann längst vergessen sein und in der Papiermühle fröhliche Urständ gefeiert haben.

Klar und übersichtlich gliedert Freimark viele tausend Nachrichten von sexuellen Bräuchen, Sitten und Anschauungen in neunzehn große Sachgruppen. Diese handeln von der Kindheit, von den Pubertätfeiern der Knaben, von den Mannbarkeitweihen der Mädchen, vom Schönheitideal der Afrikaner, von Werbung und Heirat, von der Wertung der Jungfrauschaft, von Ehe und Ehegesetz, von der Fruchtbarkeit und Sterilität, von Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett, von der Witwerschaft und Ehelosigkeit, von der Prostitution und Weiberleihe, von sexuellen Perversionen, von sexuellen Kultgebräuchen, von den erotischen Tänzen, von erotischen Erzählungen, Liedern und Sprüchen, von Schamgefühl und Sittlichkeit, von Kleidung und Schmuck, von der rechtlichen Stellung der Geschlechter und von Alterklassen und Männerbünden. Sie geben zusammen ein übersichtliches Bild unserer Kenntnisse vom Geschlechtleben auf dem afrikanischen Kontinent und damit einen nicht zu übersehenden Beitrag zur Physiologie und Psychologie des Geschlechtlebens auch der übrigen Menschheit.

Die fleißige Arbeit Freimarks ist nicht nur der als gelungen zu bezeichnende Versuch einer afrikanischen Sittengeschichte, sondern ein grundlegendes Werk, das zeigt, wo die Sexualforschung weiter zu arbeiten hätte und daß in Afrika in erster Linie Folklore gesammelt werden muß. Das Buch bietet Belehrung und Bereicherung in vollem Maße dar und sei unseren Lesern warm empfohlen. Friedrich J. Bieber.

Peryt Shu, Sexual-Mysterien in der Religion. Mit Anhang: Bildliche Darstellungen aus dem Geheim-Buddhismus, Leipzig, Verlag von Max Altmann, 1910.

Das bekannte astrologische Geschwätz in „streng wissenschaftlicher" Fassung! Zu lernen ist aus dem Buche nichts; nicht einmal etwas über Sexualmysterien! Denn von solchen enthält das Buch nichts, außer dem einen unbestreitbar richtigen Satz, daß alle Mystik im Grunde Sexual-Mystik ist. Um diesen Satz zu begreifen, brauche ich keine Astrologie. Ich habe nicht versucht nach der Anleitung des Verfassers das „Ich" im „Himmel" wiederzufinden und den „ersten Zustand der Wiederverkörperung des Selbst in der Astralwelt" herbeizuführen. Ich stehe auf dem Standpunkt: wer nicht an Gespenster glaubt, sieht auch keine. Die „bildlichen Darstellungen aus dem Geheimbuddhismus usw." sind teils aus Creuzer's Symbolik entnommen, teils wohl aus Niklas Müller's Glauben, Wissen und Kunst der alten Hindus in ursprünglicher Gestalt und im Gewande der Symbolik, Mainz 1822. Die Erklärungen des Verfassers sind allerdings neu, aber besser als die Müller's, den seine Bekannten mit alten bemalten Schnupftabakdosendeckeln hinters Licht führten, sind sie auch nicht. Wenn eine Fliege, die aus einem Gefäße Wasser trinkt (Fig. 11), bedeutet: die Fliege in „Perseus" findet das Dreieck (Yoni) der astralen Energie, so kann das ganz richtig sein, ich begreife es aber nicht. Der Verfasser kann ruhig behaupten, ich hätte sein Buch nicht verstanden. Ich werde auch darauf verzichten, mir aus dem vorliegenden Buche und den anderen Schriften des Verfassers das „Kurze Handbuch zum selbständigen wissenschaftlichen Studium der sakralen Astrologie" *zusammenzustellen.* Ihm.

J. B. Hannay, Christianity: The Sources of its Teaching and Symbolism. London, Francis Griffiths, 1913. 16 shillings.

Ein eigenartiges Buch! Es bietet viel mehr dar, als man nach dem Titel vermuten sollte. Der Verfasser versucht den Nachweis, daß Phalluskult die älteste und allgemeinste Religion der Menschheit gewesen ist. Später trat dann der Sonnenkult hinzu und die Vereinigung dieser beiden beherrschte den Glauben aller bekannten Naturvölker des Altertums. Die Juden, die von allen Seiten von phallusverehrenden Völkern umgeben waren, haben auch ihr gutes Teil abbekommen, wie der Verfasser im einzelnen eingehend nachweist. Daß die Christen der ältesten Zeit, von ihrem angeblich aus Palästina stammenden Glauben ganz abgesehen, neben ihrem neuen Glauben ihre alten Anschauungen bewußt oder unbewußt mitschleppten, ist jedem klar, der sich auch nur oberflächlich mit Religiongeschichte beschäftigt hat. Brauch ist hier alles, Glaube für die breite Masse des Volks nichts. Und so wandert der alte Brauch in vielen Einzelheiten durch die Geschlechter fort. Der Verfasser weist auf die Spuren des Phalluskults, die sich auch in das Christentum hinübergerettet haben, eingehend hin. Mit der Wandertheorie bin ich nicht ganz einverstanden. Der Völkergedanke im Sinne Bastians arbeitet unter den gleichen Verhältnissen überall fast gesetzmäßig gleich. Der in schweizer Pfahlbauten gefundene hölzerne Phallus (Archiv für Anthropologie, Bd. 23), die vorgeschichtlichen Bronzefigürchen mit einer Hand an den Geschlechtteilen, australische sogut wie innerafrikanische phallische Idole und amerikanische, sie alle beweisen, daß der Mensch mit zwingender Notwendigkeit zum Phalluskult kommen mußte, wenn er Gedanken zum Ausdruck bringen wollte, für die ihm in seinen primitiven Verhältnissen die Grundlage eines positiven Wissens fehlte. Deswegen bestehen die Schlußfolgerungen des Verfassers aber nicht zu Unrecht. Bei der Religionmengerei,

wie sie infolge der Eroberungen kriegtüchtiger Völker im Altertum überall entstand, nahm der Phalluskult, wie er bei den Unterworfenen vorhanden war, vielfach die Gestalt an, wie er sich bei dem Stärkeren ausgebildet hatte. Und im römischen Reich flossen dann die Ströme zusammen; die Welt, soweit sie damals bekannt war, war eins geworden in den hauptsächlichsten Äußerungen des Glaubens und des Brauches. Kurz ausgedrückt bringt das Buch den Nachweis, daß jede Religion aus zwei Bestandteilen zusammengeflossen ist: Dem Phalluskult, den ich als die Folklore bezeichnen möchte, und dem Sonnenkult, dem Glauben der Priester und Gebildeten.

Den Worterklärungen des Verfassers vermag ich nicht zu folgen; sie erinnern mich zu sehr an Inman's und anderer etymologische Spielereien. Solche Dinge soll man rein den Fachleuten überlassen. Vielfach, z. B. S. 74, 92, 93, 96, lehnt es der Verfasser ab, Tatsachen oder Abbildungen mitzuteilen, die zu seinem Beweisstoff gehören, aber etwas zu sexuell derb sind. In solchen Fällen kann man die entsprechenden Angaben durchweg im deutschen Dulaure finden, der überhaupt zur Ergänzung sehr häufig herangezogen werden kann. Der schönste Teil des Buches, der aber eigentlich gar nicht zum behandelten Stoff gehört, ist die Verherrlichung des Konfuzianismus, an dem der Verfasser nachweist, daß man auch ohne alle überirdischen Dinge zu einer mustergiltigen und eigentlich nicht mehr zu übertreffenden Sittenlehre gelangen kann. Auf eine Kritik von Einzelheiten will ich mich nicht einlassen; jedenfalls ist das Buch in seiner Gesamtheit eine sehr gute Durchführung des Hauptgedankens, daß Phalluskult und Sonnenkult die Religion der Menschheit bilden und daß die Überlebsel im Christentum auch in der neuesten Zeit noch nicht gänzlich verschwunden sind. Ein vorzügliches Schlagwörterverzeichnis erleichtert den Gebrauch des Buches sehr.

Eine Bemerkung möchte ich zum Schluß nicht unterdrücken. Bild 39, S. 63 wird als Symbol der Yoni an einer Kirchentür in Irland erklärt. Eduard Fuchs, Geschichte der erotischen Kunst, Bild 144, Text S. 173, erklärt dieselbe Darstellung als erotische Behandlung der Venus aus einer wendischen Kirche; es soll eine Karyatide sein. Witkowski, l'art profane à l'église, Bd. 2, S. 45, Fig. 52 erklärt es als Wasserspeier aus einer wendischen Kirche unter Berufung auf Grand Carteret, Images galantes. Aus dieser Quelle wird wohl auch Fuchs geschöpft haben. In Wirklichkeit handelt es sich um eine Tonfigur aus Sardinien, die Hancarville zuerst veröffentlicht hat. Vergl. den deutschen Dulaure S. 210 und meine Bemerkungen dazu S. 316. Für die Leser Bourke's wird die Schilderung des Holifestes, S. 37 ff., durch einen Augenzeugen sehr lehrreich sein.

Ihm.

# Einläufe.

**Podobiński, Wladysław Ludwik:** Kebesa Obraz w świątyni Kronosa. Z greckiego przełożyl. Nowy Sącz 1912, 8⁰ 26 S.

**Feyerabend, Ludwig,** Die Oberlausitzer Gedenkhalle mit Kaiser Friedrich-Museum. Mit 14 Tafeln in Lichtdruck. Görlitz 1912, 127 S. 8⁰.

**Allen, Grant:** Die Entwicklung des Gottesgedankens. Eine Untersuchung über die Ursprünge der Religion. Deutsche Bearbeitung von H. Ihm. Jena, Herm. Costenoble 1906, S. 360 gr. 8⁰.

**Von der Gesellschaft für Romanische Literatur in Dresden:** B. 28: Il Canzoniere Provenzale della biblioteca Ambrosiana R. 71. Sup. Edizione diplomatica preceduta da un' introduzione a cura del Prof. Giulio Bertoni. 1912, LIV, 457 S., gr. 8⁰. — B. 29: Li Romanz d'Athis et Prophilias (L'Estoire d'Athenes). Nach allen bekannten Handschriften zum ersten Male vollständig herausgegeben von Alfons Hilka. B. I. 1912, LVIII, 312 S. — B. 30: Der festländische Bueve de Hantone. Fassung II. Nach allen Handschriften mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar zum ersten Male herausg. von Albert Stimming. B. I., Text 771 S. — B. 31: Der altfranzösische Yderroman. Nach der einzigen bekannten Handschrift mit Einleitung und Glossar zum ersten Male herausg. von Heinrich Gelzer. 1913, CVI, 244 S. — B. 32: Das neue Testament. Erste rätoromanische Übersetzung von Jakob Bifrun 1560. Neudruck, mit einem Vorwort, einer Formenlehre und einem Wörterverzeichnis versehen von Theodor Gartner XII, 684 S.

**Ethnographische Sammlung** herausg. von der Ethnographischen Kommission der Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften *in Lemberg.* — B. 32: *Znadobi do Ukrainskoi demonologii,* T. II, *vipusk I. zibrav Volodymyr Hnatjuk,* 1912, XLII, 23 J. gr. 8⁰. — T. II. XXIV, 280 gr. 8⁰.

**Hnatjuk, Volodymyr:** Kupane i palene vidm u Haličini, 24 S. gr. 8⁰. — B. 31—32: Svencickij, Dr. Iljarion: Pochoronni holosinja. — Hnatjuk, V.: Pochoronni zvičai i obrjadi, II, 426 gr. 8⁰.

**Von der Smithsonian Institution, Bureau of Am. Ethnology.** Bulletin 52: Early man in South America by Aleš Hrdlička in collaboration with W. H. Holmes, Bailey Willis, Fred. Eug. Wright and Clarence N. Fenner, Washington 1912, XV, 405 gr. 8⁰.

**Uhublitz:** Omar Khayyam. Gedanken eines persischen Dichters. Metis. Anno Uhui 51, 20 S. 8⁰.

**Salomé, Lou Andreas:** Die Erotik. (Die Gesellschaft, hrg. von M. Buber). Literar. Anstalt Rütten u. Loening, Frankfurt a. M., 69 S. 8⁰ (o. J.).

**Proceedings of the Numismatic and Antiquarian Society of Philadelphia** for the years 1910, 1911, 1912. Vol. 26. Founded Dec. 28. 1857. Philadelphia 1913, p. 316, gr. 8⁰.

**Corso, Raffaele:** Caterina Pigorini-Beri, Di un singolare uso nuziale nel patrimonio matildico. Città di Castello, Lapi 1911, p. 3, gr. 8⁰. — Per l'etnografia Calabrese (A proposito della Mostra di Roma). Napoli 1913 (Estr. Archivio Storico della Calabria I. 1913, p. 22, gr. 8⁰. — Atti del Primo Congresso di Etnografia Italiana, ib. 1912, 4 p. — Fr. S. Krauss, Folkloristisches von der Mutterschaft, ib. I. 1913. (Referat 4 p.).

**Fischer, G. Sydney:** The legendary and myth-making process in histories of the American Revolution, S. A., Philadelphia 1912, p. 22, gr. 8⁰.

**Adler, Dr. Alfred,** Nervenkrankheiten. Individualpsychologische Behandlung der Neurosen. S. A. München 1913, 31 S. gr. 8⁰.

**Abels, A.:** Seltene Verbrechen-Motive, S. A. Gross' Archiv 49, S. 8°. — Arzneimittel zur Erregung des Geschlechttriebes I. Kanthariden. Ebenda B. 50 S. 30. — Unrichtige Zeitungnotizen, B. 50, 1912, S. 6. — Seltsame Arsenik-Vergiftungen, Ebenda 1913, S. 14. — Die kriminelle Bedeutung der krankheiterregenden Bakterien. B. 53.

**Thomas, W. I.:** Race psychology: Standpoint and questionnaire, with particular reference to the Immigrant and the Negro. S. A. The Am. Journal of Sociology 1912, Vol. XVII, p. 54 gr. 8° S. 44.

**Schultze-Gallera, Dr. Siegmar:** Die Unterburg Giebichenstein mit Berücksichtigung der Oberburg und der Alten Burg, Halle a. S. 1913, S. 132 kl. 8°. O. Hendel.

**Die Lingelbacher Musikantensprache und die Geheimsprache der Vogelsberger Maurer.** Von H. Weber. Mit sprachlichen Erläuterungen von Prof. Günther. S. A. Hess. Bl. f. Volkk. 1912, XI. S. 84 gr. 8°.

**Veščij, Oleg:** Slavjanskija struny. St. Petersburg 1912, S. 33, gr. 8°.

**Nicht Lateinisch — sondern Deutsch.** Historia Naturalis Vaporum ex humano corpore effluentium. In usum maxime gymnasiorum et academiarum e podicibus optimorum virorum illustrata. Edita S. Webesio liberalium artium illustri lumine. — Rainer Wunderlich, Leipzig o. J., 54 S., kl. 8°.

**Lowie, Robert H.:** Dance Associations of the eastern Dakota. New York 1913 (Anthr. Pap. Am. Mus. of Nat. Hist. XI, Part. II, 42 p. gr. 8°).

**Gaidoz, Henri:** Le mal d'amour d'Ailill Anguba et le nom de Laennec. Halle a. S. 1912 (S. A. Micellany in honour of Kuno Meyer) 11 p. 8°.

**Plinser, Frieda:** Zinna und Kurli. Eine Zigeunergeschichte. Mit Nachwort von Pfarrer Ernst Lohmann. Hefte für Zigeunerkunde 6. — Striegau. Huss-Verlag 1912, 16 S. 8°.

**Boas, Franz:** Notes on Mexican Folk-Lore. S. A. Journal of Am. F. L. XXV, Nr. XCVII, p. 56, gr. 8°.

**Wheeler, Gerald Camden:** The conception of the causal relation in sociological science. Helsingfors 1912, 26 p., gr. 8°. — Sketch of the Totemism and Religion of the People of the Islands in the Bougainville Straits. S. A. Arch. für Religionwiss. XV. — A Text in Mono Speech (Bougainville Strait), S. A. Zeitschr. für Kolonialsprachen, Berlin 1912/13.

**Halbert, A.:** Bayreuth? Kosima oder Richard Wagner. Lüneburg (o. J.) Rudolf Braun, S. 16.

**Höfler, Dr. Max:** Der Frauen-Dreissiger. Mit 2 Textabbild. S. A. Zeitschr. für österreich. Volkk. Wien 1912, S. 29, in 4°. — Gebildbrote aus gallorömischer Zeit. S. A. Archiv für Anthr. N. F. XI, 1912, S. 11, in 4°. — Organotherapie bei Gallo-Kelten und Germanen. Leiden 1902. S. A. Janus, XVII, 58 S. gr. 8°.

**Kacarov, Dr. G. I.:** Bitut na staritĕ Traki spored klasičiseskitĕ pisateli. Sofia 1912, S. 72, in 4° (Schriften der Bulgar. Akad. d. Wissensch. B. I.).

**Berkusky, H.:** Die sexuelle Moral der primitiven Stämme Indonesiens. S. A. Sexual-Probleme 1912.

**Aranzadi De, T.:** De una relación antropométrica tradicional en Indo-China y Alcarria, Madrid 1912. S. A.

**Schroeder, Theodore:** Outline for a study of the Erotogenesis of Religion. S. A. Journ. of Relig. Psychology 1912, V, pp. 394—401. — Adolescence and Religion. Ibidem 1913, VI, pp. 124—148.

**Revista de Folklore Chileno,** Tom. II. 1911—1912. — Cuertos de Adivinanzas corrientes en Chile . . . con una introduccion i notas comparativas por Rodolfo Lenz. — Anno III. Costambres i Creencias Araucanas por Eulojio Robles Rodriguez.

**Müller, Carl:** Das Märchen vom Schlaraffenland. Dresden o. J.

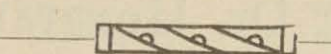
**Bellucci, Prof. Giuseppe:** I monti e le tradizioni popolari. Fabriano 1912, p. 9 gr. 8⁰.

**Wilhelm, Dr. Eugen:** Die Beseitigung der Zeugungfähigkeit aus sozialen oder sozialpolitischen Gründen in rechtlicher Beziehung. S. A. Monatschrift für Kriminalpsych. und Strafrechtref. IX, S. 13. — Die rechtliche Beurteilung des ärztlichen Rates zum illegitimen Geschlechtverkehr. S. A. Sex.-Probl. 1912.

**The Physiography of the Rio Grande Valley,** New Mexico, in relation to Pueblo culture by Edgar Lee Hewett, Junius Henderson and Wilfred William Robbins. Washington 1912. Plates 11 and 2 figures, p. 76, gr. 8⁰. Smithsonian Institution, Bureau of Am. Ethnology, Bull. 54.

**Twenty-eighth annual report of the Bureau of American Ethnology** 1906—1907. Washington 1912, p. 308, XXXIV. Contents: Report of the Chief. — Accompanying papers: Casa Grande, Arizona, by Jesse Walter Fewkes, plates 1—78, figures 1—54. — Antiquities of the Upper Verde River and Walnut Creek Valleys, Arizona, by J. W. Fewkes, plates 79—102, figures 55—98. — Preliminary report on the linguistic classification of Algonquian tribes by Truman Michelson, pl. 103 (mape). — Index.

Es liefen auch die Fortsetzungen der im IX. Bande angeführten Zeitschriften richtig ein. Alle Zuwendungen werden einmal mit meiner sonstigen Büchermenge eine eigene Anthropophyteia-Bibliothek für Studierende bilden.



## Erstes Verzeichnis

der dem Anthropophyteia-Museum gewidmeten Gegenstände.

Im Laufe der Jahre sammelte ich eine nicht unbeträchtliche Anzahl verschiedener auf das Liebeleben bezüglicher Gegenstände, zumeist Bilder erotischer Art, die als bescheidener Anfang zu einem Museum gelten können. Seitdem ich aber die Jahrbücher herausgebe, spendeten mir auch noch Freunde unserer Studien weiteres, für die Forschung vielleicht einmal sehr wichtiges Material, von dem ich das bemerkenswertere hier anführen will, um damit allen unseren Lesern bekannt zu machen, daß bei mir eine Sammelstelle zur Schaffung eines besonderen Anthropophyteia-Museums besteht und ich gern weitere Gaben entgegennehme. Komme ich zu Geld, so will ich einen eigenen Raum zur Aufstellung aller Sachen in Schränken mieten, damit jeder Studierende Gelegenheit habe, alles mit Muße zu betrachten. Von meiner ursprünglichen Absicht, meine Sammlungen einem Museum im Deutschen Reiche anzuvertrauen, muß ich abgehen, weil ich keinerlei Bürgschaft für deren Sicherheit habe, solange als es einem Dr. Heintzmann, dem *Kgl. I. Staatanwalte in Berlin nicht verwehrt ist, selbst in der Kgl. Bildergallerie in Berlin „fürchterliche Musterung“ zu halten. Wie leicht fände* er es oder ein ihm gleichgearteter unerbittlich strenger Herrscher im Reiche der Tugend und Sitte heraus, die Sammlung sei eine „Unzüchtigkeit“, müsse beschlagnahmt und vernichtet werden! In Österreich ist zumindest das Privateigentum sicher und so mag das neue Museum in Gottes Namen in Wien verbleiben. Vielleicht nimmt sich seiner einmal die Psychoanalytische Vereinigung oder sonst eine naturwissenschaftliche Gesellschaft an.

Als ich am 14. Juni 1913 zwischen 5—6 Uhr nachmittags, zur Buße sei es gesagt, gezwungen war, dem Kgl. I. Staatanwalt Dr. Heintzmann auf seiner Amtbude Gesellschaft zu leisten, zog er, besagter Herr Dr. Heintzmann, aus einem Kasten ein verwutzeltes Stück heraus, das ich auf den ersten Blick hin für den eingetrockneten schmutzigen Stiefelfetzen eines alten Fischers aus dem sumpfigsten Teil der Dobruča hielt. Er faltete das Zeug auseinander und da merkte ich meinen argen Irrtum. Es war bloß die Brautrolle eines japanischen Künstlers aus dem Ende des XVI. oder dem Anfang des XVII. Jahrhunderts, ein zerknülltes und verhudeltes Meisterwerk.

Eine prächtigere Arbeit sah ich in keinem Museum noch. Dr. Heintzmann fragte mich: „Ist das was wert?“ — „O, das ist ein sehr wertvolles Brautbuch, das Werk eines großen Meisters. Dafür bekäme man leicht von einem Liebhaber 5—600 M.“ — Dr. Heintzmann versuchte es, mit seinen plumpen Fingern die Falten zu glätten. „Das habe ich bei einem Privaten konfisziert“, sagte er schmunzelnd. „Schenken Sie es doch einem Museum oder der Königl. Bibliothek“, meinte ich bittend. — „Nee“, erwiderte er, „wir vernichten alles“.

Das Betrübende an der Sache war, daß ich im ganzen Deutschen Reiche keine Instanz kannte, die ich hätte anrufen können, um das dem Verderben geweihte Kunstwerk zu retten! Mir fiel die Geschichte der Bilderstürmer im alten Byzanz ein. Vielleicht ist jene Brautrolle ein Unicum, und man darf sie nicht einmal vervielfältigen, bevor sie verschwindet, um ein Zeugnis mehr einer untergegangenen Kunst der Nachwelt zu bewahren, sonst hat man den Dr. Heintzmann oder andere ebenso eifrige Verfolger als Ankläger gegen sich und vollends die drei beeideten Sachverständigen Bolte, von Luschan und Neuhaus.

Von Herrn A. Abels: 1. Ein Dolchgriff aus Elfenbein, gefunden in einem Bordell zu Pompei. — 2. 21 Gipsabgüsse antiker Kameen.

Von Herrn Karl Amrain: Eine Sammlung französischer erotischer Bilder (Photographien nach der Natur).

Anonym aus London, der Schrift nach von einer Frau: Sechs japanische Bilder, bedeutende Kunstwerke.

Von Herrn J. A. Bieber: 1. Ein abessynisches Beschneidungmesser. — 2. Zwei Elfenbeinstücke vom Gürtel einer Ometofrau. — 3. Mehrere Photographien von Abessynerinnen.

Von Frau Ljuba T. Daničić:

1. Ein Fledermausflügel und Feenwurzel, Blut auf Zucker, von der Zauberin Hamša Fatima aus Gorica bei Sarajevo.

2. Erde aus Kosovo in Serbien.

3. Pulver aus Hundeblut, Zucker, Fledermausknochen, Maćina trava und Haar. Von Ajka Punirka aus Ključ.

4. Nuß als Liebzaubermittel, mit Stickerei umwoben.

5. Feine Wollfäden aus Bravsko. Zaubermittel gegen weißen Fluß.

6. „Kna“ = Schönheitmittel aus Bosnien.

7. Eine Hahnkralle, ein vierblättriges Kleeblatt und Pulver von Katzenhaar.

8. Eine Beschwörung, geschrieben von Hadž-Avdaga aus Sarajevo.

9. Liebkraut als Zaubermittel gegen zu kalte Liebe.

10. Zauberpulver von Mejra Zagorac aus Koševo.

11. Itrišah-Duft.

12. Pulver einer gerösteten Katze. Von der Zauberin Umija Takiruha aus Gorica.

13. Misavač-Holz als Schönheitmittel für Zähne.

14. Pulver einer gerösteten Fledermaus.

15. Wollfäden von der Zauberin Angja Pičeta aus Lukavica.

16. Ein Stück eines alten Hemdes aus dem Jahre 1670 aus Serbien bei Žagubica „Neznano groblje" (aus einem unbekannten Friedhof).

17. Kohle, gefunden unter einem vierbl. Kleeblatt. — Hemdenreste.

18. Hemdrest von der Hure Luk . . .

19. Frauenblut.

20. Haarfarbe als Zaubermittel.

21. Eine alte Beschwörung, J. 1896.

22. Frauenhaar von der H. Luk als Zaubermittel gebraucht.

23. Muschel zur Zauberabwehr.

24. Farbe für Stickfäden.

25. Zauberpulverschächtelchen, sehr altes Stück aus Dalmatien.

26. Ring und Anhängsel. (Siehe meine Studie).

27. Die Zauberblume von Kosovo.

28. Penka (zur Schürzenstudie).

29. Eine Beschwörung von Angja Kovrčić aus Šalota bei Ključ.

30. Zwei Steine gegen Gebärmutterschmerzen.

31. Fischgräte gegen Unfruchtbarkeit.

32. Fähnchen aus Meka und Birsa zum Heranwehen des Geliebten.

33. Raute gegen bösen Blick.

34. Wildkastanien gegen Gebärmutterleiden.

35. Muschel und Liebkrautpulver gegen weißen Fluß.

36. Baumrinde zum Ausräuchern der weibl. Geschlechtteile beim weißen Fluß. Geschnitten vor Georgi.

37. Körbchen mit Farrenkraut, Hemdenreste, Zahnreste, Knoblauch und Menschenhaar, als „Sihir" unterschoben, aus Skender Vakuf im Jahre 1900 bei Zehra Omerović.

38. Schale aus Mekka, gebracht von Mekkapilgern zum Mischen der Zaubermittel.

39. Ei, mit Zauberinschrift als „Sihir“ mit Menschenhaar; gebraucht von Reza Jelovac in Vrbanja.

40. Kräutertränklein als Liebzauber von Evica Benak aus Orašje in Bosnien, v. Jahre 1909.

41. Igelhäutchen als Zauberheilmittel.

42—44. Zauberpulver aus Hemdenresten, Katzenleibern, span. Fliegen, Salzen, Zauberverschwörungen (zapisi) etc.

45. Milchstein aus Ribnik in Bosnien. Er stammt von der dortigen alten Ruine — und das Volk glaubt, daß der Blitz in ihn fuhr. Gegen zu wenig Milch bei Stillenden.

46. Ein Teilchen eines Silberfiligranschmuckes, wie ihn bosnische Frauen gerne tragen. Gegen den bösen Blick.

47. Ein Amethyststein gegen den bösen Blick zu tragen. Roh. Von Safia Fejzić aus Bistrik.

48. Eine Olive in Zucker gekocht, gegen unglückliche Liebe zu tragen. Von Mara Lanović aus Dalmatien.

49. Okolo-čep-Frucht, in Wasser einzuweichen, zu durchbohren und durch das Loch den Geliebten anzuschauen; gegen Untreue. Von Hasnija Tahirović aus Vraca.

50. Lindik-trava, gegen Schlaflosigkeit und Liebkummer unter den Kopfpolster zu legen. Von Hasnija Tahirović, einer Zauberfrau.

51. Eine Kralle aus Perlmutter. Für Verliebte als Anlockmittel im Haar zu tragen. Amulet 70 Jahre alt. Von Umija Takiruha, einer Zauberfrau aus Gorice.

52. Ein Meerkrebsauge als Kapsel für Frauenblut. Gegen Kindersterblichkeit.

53. Ein Milchstein zum Durchrinnen der Frauenmilch für Zaubermischungen. Von Hasnija Tahirović.

54. Stoffstücke von Hochzeithemden. Zum Verbrennen für Kochzaubereien. Von Hasnija Tahirović.

Von Herrn Dr. R. Reitler: 1. Zwei Photographien nach japanischen Originalen. — 2. Ein steierisches Druckmännchen.

Von Herrn Jean Wegeli: Achtzehn Abbildungen erotischer Tätowierungen belgischer Gefangenhausinsassen.

Von Herrn Karl Wehle: Zwei Reproduktionen erotischer Bilder moderner Meister.

Von Herrn Dr. S. Weissenberg: Eine Sammlung russischer erotischer Photographien nach der Natur.

Eine nähere Beschreibung der für das neue Museum bestimmten Gegenstände muß unterbleiben, um die Denunzianten nicht rebellisch zu machen.

Allen Spendern sage ich in meinem und dem Namen der zukünftigen Besucher des Anthropophyteia-Museums herzlichsten Dank!



## Druckversehen im IX. Band der Anthropophyteia.

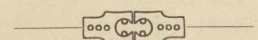
| | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Seite | 11 | Zeile | 10 | von | oben: | statt | VII | lies: | VIII. |
| „ | 16 | „ | 11 | „ | „ | „ | 6 | „ | 16. |
| „ | 17 | „ | 1 | „ | unten: | „ | XV | „ | XIV. |
| „ | 22 | „ | 19 | „ | „ | „ | lit. α, β | „ | Ziff. 1 lit. b. |
| „ | 24 | „ | 9 | „ | oben: | „ | 21 | „ | 20. |
| „ | 24 | „ | 2 | „ | unten: | „ | VIII | „ | VII. |
| „ | 26 | „ | 1 | „ | „ | „ | 91 | „ | 41. |
| „ | 27 | „ | 6 | „ | oben: | „ | VII, S. 2 | „ | VIII, S. 4. |
| „ | 29 | „ | 7 | „ | unten: | „ | 3 | „ | 5. |
| „ | 29 | „ | 6 | „ | „ | „ | 19 | „ | 9. |
| „ | 31 | „ | 16 | „ | „ | „ | ebds. | „ | Anthrop. VII. |
| „ | 33 | „ | 17 | „ | oben: | „ | Berlin | „ | Neumärkische Bauern. |
| „ | 34 | „ | 7 | „ | „ | „ | Anm. 1 | „ | Anm. 2, S. 33. |
| „ | 35 | „ | 7 | „ | „ | „ | 12 | „ | 10. |
| „ | 35 | „ | 5 | „ | unten: | „ | VII | „ | VI. |
| „ | 38 | „ | 8 | „ | oben: | „ | Schumpel | „ | Schnumpel. |
| „ | 41 | „ | 18 | „ | unten: | „ | VIII | „ | VI. |
| „ | 41 | „ | 7 | „ | „ | „ | 36 | „ | 6. |
| „ | 41 | „ | 5 | „ | „ | „ | VII | „ | VIII. |
| „ | 48 | „ | 16 | „ | „ | „ | Klöppel | „ | Klöpper. |
| „ | 50 | „ | 9 | „ | „ | „ | VIII, S. 34, 38, 40 | lies: | VII, S. 38, 40, VIII, S. 30, 34. |
| „ | 50 | „ | 7 | „ | „ | „ | VIII | lies: | VII. |
| „ | 50 | „ | 1 | „ | „ | „ | VIII | „ | VII. |
| „ | 51 | „ | 16 | „ | oben: | „ | 13 | „ | 12. |
| „ | 53 | „ | 14 | „ | „ | „ | 45 | „ | 5. |
| „ | 54 | „ | 23 | „ | unten: | „ | S. 4 | „ | S. 5. |
| „ | 54 | „ | 13 | „ | „ | „ | VIII | „ | VII. |
| „ | 54 | „ | 1 | „ | „ | „ | S. 10 | „ | S. 18. |
| „ | 55 | „ | 11 | „ | „ | „ | 36 | „ | 38. |
| „ | 59 | „ | 10 | „ | oben: | „ | VIII | „ | VII. |
| „ | 60 | „ | 15 | „ | „ | „ | S. 19 | „ | S. 18. |
| „ | 62 | „ | 8 | „ | unten: | „ | S. 15 | „ | S. 19. |
| „ | 63 | „ | 18 | „ | oben: | „ | VI | „ | VII. |
| „ | 63 | „ | 21 | „ | „ | „ | S. 25 | „ | S. 235. |
| „ | 63 | „ | 13 | „ | unten: | „ | S. 18 | „ | S. 13. |
| „ | 63 | „ | 12 | „ | „ | „ | S. 18 | „ | S. 15. |
| „ | 63 | „ | 1 | „ | „ | „ | S. 23 | „ | S. 33. |
| „ | 65 | „ | 12 | „ | oben: | „ | Nr. VII | „ | Nr. VI. |
| „ | 67 | „ | 14 | „ | unten: | „ | S. 8 | „ | S. 5. |
| „ | 67 | „ | 13 | „ | „ | „ | Nr. XV | „ | Nr. XIV. |
| „ | 67 | „ | 5 | „ | „ | „ | VI, S. 54 | „ | VII, S. 40. |
| „ | 68 | „ | 2 | „ | „ | „ | S. 18 | „ | S. 13. |
| „ | 69 | „ | 10 | „ | „ | „ | S. 42 | „ | S. 43. |
| „ | 71 | „ | 6 | „ | oben: | „ | S. 17 | „ | S. 19. |
| „ | 71 | „ | 3 | „ | unten: | „ | S. 17 | „ | S. 7. |

| | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Seite | 132 | Zeile | 1 | von | unten: | statt | mimer | lies: | immer. |
| „ | 146 | „ | 1 | „ | „ | „ | geichen | „ | gleichen. |
| „ | 148 | „ | 6 | „ | „ | „ | -richtuag | „ | -richtung. |
| „ | 156 | „ | 1 | „ | „ | „ | VII | „ | VI, S. 35. |
| „ | 157 | „ | 18 | „ | oben: | „ | -21 a, b, c | „ | -21. |
| „ | 206 | „ | 19 | „ | „ | „ | 13 b | „ | 13 a. |
| „ | 209 | „ | 1 | „ | „ | „ | usw. | „ | usw.). |
| „ | 215 | „ | 10 | „ | unten: | „ | Breuch | „ | Brauch. |
| „ | 216 | „ | 16 | „ | oben: | „ | allipygischer | „ | kallipygischer. |
| „ | 222 | „ | 12 | „ | unten: | „ | auf als | „ | als. |
| „ | 226 | „ | 1 | „ | „ | „ | Zeit, | „ | Zeit, Ergänzungband. |
| „ | 261 | „ | 7 | „ | „ | „ | Lehren | „ | Lehrern. |
| „ | 263 | „ | 1 | „ | „ | „ | 506 | „ | 507. |
| „ | 296 | „ | 8 | „ | „ | „ | Bd. VIII | „ | Bd. IX. |
| „ | 335 | „ | 15 | „ | oben: | „ | den, | „ | werden. |
| „ | 338 | „ | 17 u. 10 | „ | unten: | „ | O | „ | S. |
| „ | 445 | „ | 7 | „ | oben: | „ | Da | „ | Das. |
| „ | 458 | „ | 7 | „ | „ | „ | Writhaus | „ | Wirthaus. |
| „ | 460 | „ | 17 | „ | „ | „ | 7 | „ | 17. |
| „ | 482 | „ | 9 | „ | „ | „ | [4]) | „ | [3]). |
| „ | 499 | „ | 1 | „ | „ | „ | 398 | „ | 368. |
| „ | 500 | „ | 20 | „ | unten: | „ | das zum ersten Male sich, lies: das Lokal zum ersten Male. | | |
| „ | 500 | „ | 17 | „ | „ | „ | *seine Kuhglocke, die mit ihre, lies: eine Kuhglocke, die mit ihrem.* | | |
| „ | 500 | „ | 5 | „ | „ | „ | Tarant | lies: | Tarent. |
| „ | 502 | „ | 1 | „ | „ | „ | Aus der Oberpfalz | lies: | Aus Bayern. |
| „ | 503 | „ | 4 | „ | oben: | „ | scheißen | lies: | speisen. |
| „ | 582 | „ | 21 | „ | „ | „ | Nacktturen | „ | Nackttturnen. |
| „ | 582 | „ | 4 | „ | unten: | „ | Furth | „ | Fürth. |
| „ | 582 | „ | 2 | „ | „ | „ | Rahn | „ | Kahn. |
| Tafel | I | „ | 1 | „ | „ | „ | S. 2 | „ | S. 206. |
| „ | VI | — | | „ | „ | „ | S. 279 | „ | S. 276. |
| „ | VII | | | | oben: | „ | S. 256 | „ | S. 250. |
| „ | VIII | | | | „ | „ | S. 256 | „ | S. 250. |
| „ | XI | Abbildung | 25 | | | „ | S. 286 | „ | S. 265. |
| „ | XI | „ | 26 | | | „ | S. 268 | „ | S. 265. |
| „ | XI | „ | 27—29 | | | „ | S. 267 | „ | S. 265. |
| „ | XI | „ | 30 | | | „ | S. 268 | „ | S. 265. |
| „ | XI | „ | 31 | | | „ | S. 268 | „ | S. 266. |

J. Heimpel.

# Inhaltverzeichnis.

Seite



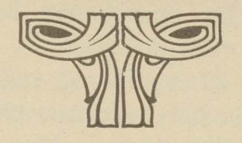
# Erotische Zauberwahnprozesse zu Berlin im Jahre 1913

**Beiträge zur Geschichte der Anthropophyteia-Studien in Deutschland**

Nach den Gerichtakten

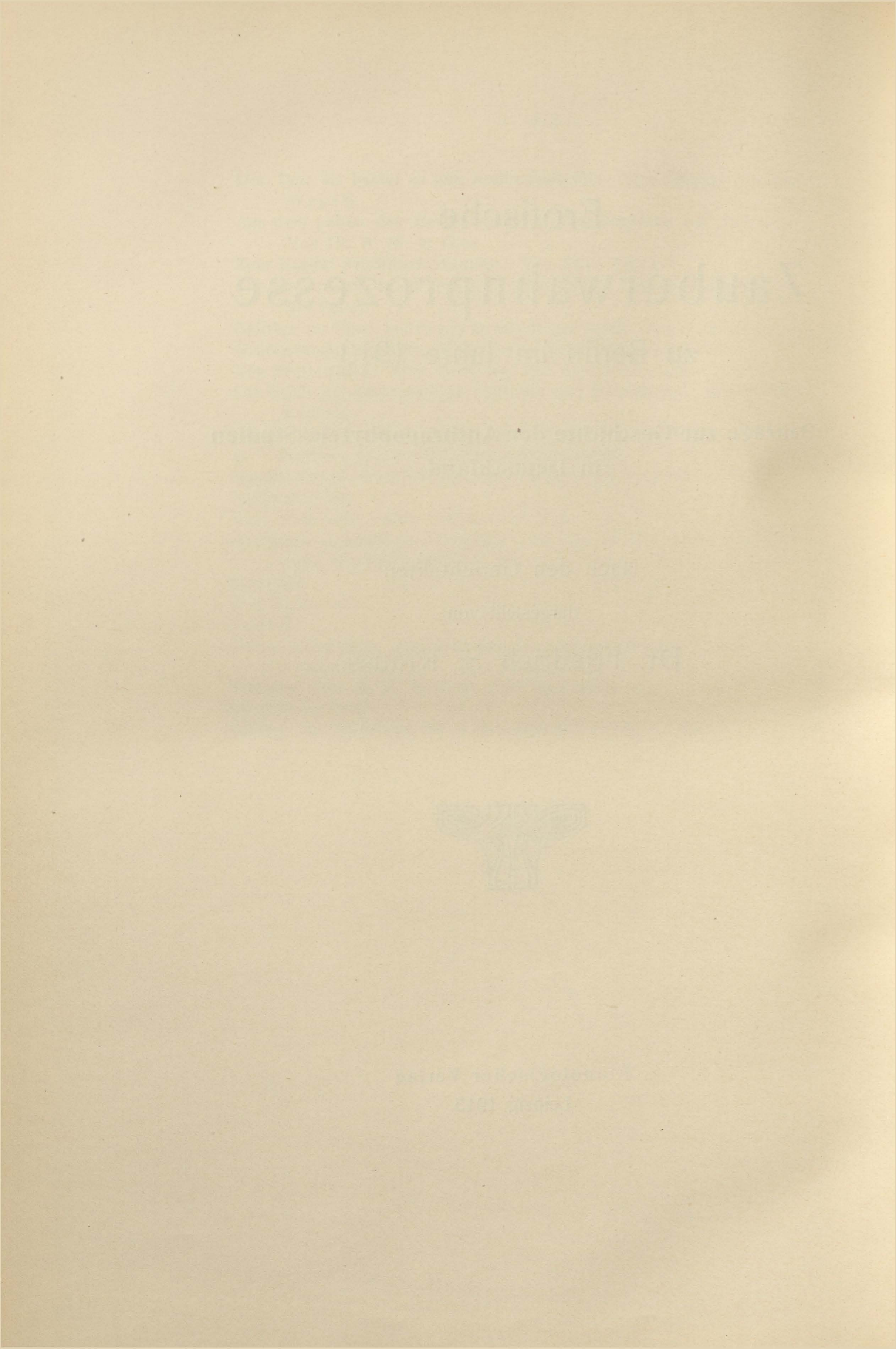
dargestellt von

Dr. Friedrich S. Krauss.



Ethnologischer Verlag

Leipzig 1913.



## Beiträge zur Geschichte der Anthropophyteia-Studien in Deutschland.

In den Tagen vom 12.—14. Juni und vom 2.—16. Oktober 1913 spielten sich vor der 12. Strafkammer des Königlichen Landgerichts I zu Berlin Bücherprozesse ab, die so ganz und gar alte Eigentümlichkeiten mittelalterlicher Zauberwahnprozesse in vernewerter Fassung aufwiesen. Sie bedeuten nichts weniger als ein Wiederaufleben eines Gerichtverfahrens, das man in unseren Tagen in Berlin für unmöglich halten müßte, denn es beruht auf Voraussetzungen, die ihrem Wesen nach im schroffsten Widerspruch zu den Ergebnissen moderner naturwissenschaftlicher Forschungen stehen. Weil damit die wissenschaftliche Disziplin der ethnologischen Sexualforschung mit dem Brandmal der Zauberei gerichtlich behaftet und für Deutschland auf Jahre hinaus geächtet worden ist, verlohnt es sich, die Akten zu veröffentlichen. Es sind Urkunden von Bedeutung für den Kulturforscher, sowie für jeden Deutschen, der die gegenwärtigen Rechtzustände in Deutschland näher kennen lernen mag.

---

38 J. 917. 12.

**Beschluß**

in der Strafsache betreffend den Antrag auf teilweise Unbrauchbarmachung des Buches „Anthropophyteia" Band IX wird die Beschlagnahme aller Exemplare des Bandes IX des Werkes „Anthropophyteia, Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwickelunggeschichte der geschlechtlichen Moral; herausgegeben von Dr. Friedrich S. Krauss, Leipzig 1912 (Ethnologischer Verlag)" angeordnet.

Gründe:

In der Nummer 17 der in Berlin-Mitte erscheinenden Juristischen Wochenschrift vom 1. Oktober 1912 ist auf der ersten Umschlagseite und in einer Prospektbeilage der Band IX des oben bezeichneten Werkes angekündigt worden. Dieser Band hat, soweit die Seiten 74—81, 85, 209—249, 252—255, 263—266, 338—339, 348—350, 352, 354—356, 394—424, 429—431, 438—474, 475—531 in Frage kommen, einen unzüchtigen Inhalt. Die Schrift unterliegt insofern gemäß § 41 Strafgesetzbuchs der Unbrauchbarmachung;

letztere ist nur dann mit Erfolg durchführbar, wenn eine möglichst frühzeitige richterliche Beschlagnahme erfolgt. Da nicht anzunehmen ist, daß das Buch von allen Personen, die es in Gewahrsam haben, freiwillig herausgegeben werden wird, so rechtfertigt sich die Beschlagnahme bereits im jetzigen Stadium des Verfahrens, d. h. vor der Benachrichtigung der Beteiligten von einer Terminanberaumung gemäß § 478 Strafprozeßordnung (vergl. Beschluß des Königlichen Kammergerichts vom 31. Mai 1912 in Sachen 2 W. 569. 12).

Berlin, den 29. April 1913.

Königliches Landgericht I, Strafkammer 12.
gez. Dr. Lilia. Jamrath. Krüger.

---

Für richtige Abschrift

Berlin, den 20. Mai 1913.

Ossemann, Sekretär.

---

38 J. 229. 13.

## Beschluß.

Auf den Antrag der Königlichen Staatanwaltschaft wird im objektiven Verfahren die Beschlagnahme aller Exemplare des Buches „Anthropophyteia", Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwickelunggeschichte der menschlichen Moral, herausgegeben von Dr. Friedrich S. Krauss Band II angeordnet, weil das im Auslande erschienene Buch in der in Berlin-Mitte erscheinenden Juristischen Wochenschrift angekündigt, auch ein Exemplar des Buches in den Bezirk Berlin-Mitte versandt worden ist, und in dem Buche sich eine große Anzahl von Stellen pornographischen Inhalts sich vorfindet, die geeignet sind, das allgemeine Scham- und Sittlichkeitgefühl in geschlechtlicher Beziehung zu verletzen.

§§ 41, 42, 184 Ziffer 1 Strafgesetzbuchs, §§ 94, 477 flg. Strafprozeßordnung.

2. Beschluß.

Die Strafsache 37 J. 229. 13 wird mit der Sache 38 J. 917. 12 zum Zwecke gleichzeitiger Verhandlung verbunden, die neue Sache führt fortan das Aktenzeichen 38 J. 917. 12.

Berlin, den 3. Mai 1913.

Königliches Landgericht I, Strafkammer 12.
gez. Dr. Lilia. Jamrath. Orlowski.

---

Für richtige Abschrift.

Berlin, den 20. Mai 1913.

Ossemann, Sekretär.

---

38 J. 1108. 12. 26.

## Beschluß.

In der Strafsache gegen Ethnologischer Verlag
8 Q. 183. 13.

Auf die Beschwerde der Königlichen Staatsanwaltschaft gegen den Beschluß des Amtsgerichts Berlin-Mitte vom 10. Mai 1913 wird unter Aufhebung des angefochtenen Beschlusses beschlossen:

Gemäß § 40, 41, 184 Strafgesetzbuchs 94 Strafprozeßordnung werden die als Beiwerke zum Studium der Anthropophyteia von Dr. Friedrich S. Krauss bezeichneten 5 Bände, welche folgende Unterbezeichnung tragen:

1. Die Zeugung in Glauben, Sitten, Bräuchen der Völker von Jacob Anton Dulaure;
2. das Geschlechtleben in Glauben, Sitte, Brauch und Gewohnheitrecht der Japaner von Krauss;
3. das Geschlechtleben des Ukrainischen Bauernvolkes von Tarasevśkyj, Hnatjuk, Krauss;
4. die eheliche Ethik der Juden zur Zeit Jesu. Das Geschlechtleben des deutschen Volkes in der Gegenwart;
5. das Geschlechtleben des Ukrainischen Bauernvolkes in Österreich-Ungarn von Volodymyr Hnatjuk

in sämtlichen Exemplaren beschlagnahmt.

Wie ein Einblick in die einzelnen Bände lehrt, enthalten sie grob pornographische Darstellungen, Gedichte und Witze, die das sittliche Gefühl des normal empfindenden Menschen in geschlechtlicher Beziehung verletzen, ohne der Wissenschaft zu dienen.

Das Amtsgericht Berlin-Mitte ist für die Beschlagnahme zuständig. Band V ist von dem in Berlin wohnhaften Verlagsbuchhändler Innig verbreitet. Verfasser und Verlegung kommen wegen dieser Verbreitung bezw. Verbreitung der übrigen Bände als Mittäter in Betracht, §§ 8, 13 Strafprozeßordnung.

Berlin, den 19. Mai 1913.

Königliches Landgericht I, Strafkammer 8.
gez. Pauli. Kretzschmar. Fuchs.

---

Für richtige Abschrift

Berlin, den 20. Mai 1913.

Ossemann, Sekretär.

---

Gesch.-Nr. 38 J. 917. 12/23.

## Ladung.

In dem Verfahren betreffend die Unbrauchbarmachung aller Exemplare:

1. des Prospektes „Anthropophyteia“;
2. des Buches „Anthropophyteia“ Band IX, soweit es die Seiten 74—81, 85, 209—249, 252—255, 263—266, 338—339, 348—350, 352, 354—356, 394—431 (ausgenommen S. 425—428), 438—474, 475—531 enthält;

3. des Werkes „Anthropophyteia“ Band II, Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwickelunggeschichte der geschlechtlichen Moral, herausgegeben von Dr. Friedrich S. Krauss in Wien VII/2, Neustiftgasse 12, soweit es die Seiten 14—16, 19—25, 26—58, 59—60, 61—66, 67—69, 109—112, 113—116, 122—124, 125 bis 153, 161—172, 195—239, 265—439 enthält nebst den zur Herstellung der genannten Schriften bestimmten Platten und Formen

werden Sie zu dem zur Verhandlung und Entscheidung

auf den 12. Juni 1913, vormittags 9½ Uhr

vor der 12. Strafkammer des Königlichen Landgerichts I Berlin, Zimmer 413, Turmstr. 91 anberaumten Termin in Gemäßheit des § 478 der Strafprozeßordnung mit der Maßgabe geladen, daß auch im Falle Ihres Nichterscheinens das Verfahren und die Urteilsfällung nicht aufgehalten wird. Ihr persönliches Erscheinen ist nicht erforderlich.

Berlin, den 22. Mai 1913.

Der Königliche Erste Staatsanwalt beim Königlichen Landgericht I

Auf Anordnung
Naumann, Aktuar.

An
Herrn Dr. Friedrich S. Krauss
in
Wien VII/2, Neustiftgasse 12.

---

Der Erste Staatsanwalt
bei dem Königlichen Landgericht I

Berlin NW. 52, Turmstr. 89
den 28. Mai 1913.

38 J. 917. 12/26.

Auf Ihre Beschwerde vom 25. Mai 1913 teile ich Ihnen mit, daß eine weitere Beschwerde wegen der in der Beschwerdeinstanz beschlagnahmten Beiwerke gemäß § 352 Strafprozeßordnung unzulässig ist. Soweit die Beschwerde sich auf die Hauptbände 2 und 9 bezieht, erwarte ich Ihre Nachricht, ob ich sie an die 12. Strafkammer weiter geben soll.

Die Ladung von Sachverständigen lehne ich vorläufig ab, auch ich beabsichtige zur Zeit nicht, Sachverständige zu laden. Sie können aber Ihren Antrag auf Ladung von Sachverständigen bei der 12. Strafkammer wiederholen.

Im Auftrage:
Heintzmann.

An
Herrn Dr. Friedrich S. Krauss
in
Wien VII/2, Neustiftgasse 12.

Diese Mitteilung verfolgte vielleicht den Zweck, mich von der Ladung von Sachverständigen abzuhalten, denn wie die Verhand-

lungen ergaben, waren die in nächster Zuschrift an erster Stelle genannten zwei Herren Bolte und v. Luschan mit dem Prozesse schon gut vertraut und als Helfer und Stützen des Anklägers zum Drauflosgehen bereit.

---

Der Erste Staatsanwalt
bei dem Königlichen Landgericht I.

Berlin NW. 52, Turmstr. 89.
den 4. Juni 1913.

38 J. 917. 12/32.

In dem Verfahren betreffend die Unbrauchbarmachung des Buches „Anthropophyteia" teile ich ergebenst mit, daß zum Termin am 12. Juni 1913, vorm. $9^1/_2$ Uhr folgende Sachverständige geladen sind:

1. Herr Professor Dr. v. Luschan in Südende, Oehlerstr. 26;
2. Herr Professor Dr. Johannes Bolte in Berlin, Elisabethstr. 37;
3. Herr Dr. med. Marcuse in Berlin, Lützowstr. 85.

Im Auftrage:
Heintzmann.

Daraufhin richtete ich eine allseitig begründete Eingabe gegen Ladung Prof. Boltes als Sachverständigen und legte dem Gesuch um Ablehnung dieses Herrn auch meinen in den Anthropophyteia B. VIII, S. 481 ff. enthaltenen Bericht über die denunziatorische Tätigkeit und Minderwertigkeit Boltes bei. Von meinem Einspruch nahm die Strafkammer nicht die geringste Notiz und beantwortete sie auch gar nicht. — Dr. Marcuse konnte zum Termin nicht erscheinen, weil er zur selben Zeit in München weilte. Ich schlug als weitere Sachverständige die Herren Prof. F. Karsch, Freiherrn O. von Keller und Dr. K. Abraham vor. Den Baron von Keller lehnte bei Beginn der Verhandlung am 12. Juni 1913 das Gericht als „Einziehunginteressenten" ab und er konnte wieder heimgehen. Mir selber sperrte das Wort der Vorsitzende Herr Dr. Lilia gleichfalls unter dem Titel eines „Einziehunginteressenten", so daß ich Dank diesem seinen Auskunftmittel nicht als Sachverständiger mitreden durfte. Auch gestattete er mir nur hie und da Fragen an die Sachverständigen, doch nur solche, die ihnen keine Verlegenheit bereiten sollten. Ich mußte mich mit jeder, wenn auch noch so läppischen und selbst beleidigenden Antwort bescheiden, weil er „keine Debatten" zuließ. Seine stereotype Frage war: „Ist das obszön?" und jedesmal arteten die Sachverständigen Bolte und v. Luschan in konvulsive Ausbrüche ihres Ekels und Abscheues aus. Prof. Karsch

allein lehnte als Naturforscher diese Fragestellung entschieden ab und sprach, wie von einem Sexualforscher seiner Bedeutung in der Wissenschaft nicht anders zu erwarten war, mit überlegener Ruhe und Sachlichkeit zu Gunsten der Anthropophyteia. Allerdings ohne damit auch nur die allergeringste Wirkung zu erzielen.

Meine sehr eingehende Eingabe gegen die Anklage blieb selbstverständlich ganz ungewürdigt, ebenso die ihr beigegebenen vielen Rezensionen und Briefe hervorragendster Forscher, die den hohen Wert der Anthropophyteia-Studien anerkennen. Einspruch erhoben auch die Herren Prof. Dr. L. Günther, der als Hochschullehrer tausende deutscher Juristen ausgestellt hat und bei der Anklage in Mitleidenschaft geriet, ferner die Herren Bieber, *Ihm*, Prof. Koštiál, Karl Amrain, dieser mit einer 15 Folioseiten umfassenden, wohldurchdachten Satzschrift und der Generalsekretär der Ševčenko-Gesellschaft für Wissenschaft, Vołodymyr Hnatjuk. Alle diese Briefe fielen unter den Gerichttisch, nur der Professor Günthers hatte den Erfolg, daß Günthers Studie im IX. Band vor Bolte Gnade fand. Herr Dr. Lilia las schon mehrere Seiten daraus vor, bis er endlich bemerkte, daß ihm Bolte mit Mienen und Geberden abwinkte und er hörte mit der Verlesung auf, als ihm Bolte mit der Hand abwinkend zurief: „Das nicht!“ Mit grimmigen, haßerfüllten Blicken und Verächtlichkeit ausdrückenden Grimassen bedachte mich der Vorsitzende reichlich, als ob ich irgendwie der Erfinder der Sexualität sei und zu den verworfensten Verbrechern des Erdballs gehöre. Am dritten Tage erschien urplötzlich als dritter Helfer des Staatanwaltes auch ein gewisser Dr. Richard Neuhaus, der da sein Sachverständnis mit dem Satze einleitete, den er mit seiner Diskantstimme förmlich herauskrähte: „Ich bin gewiß nicht prüde, aber so was ist mir noch nicht vorgekommen. Ich war in Afrika.“ Die Herren Bolte und v. Luschan begeiferten jeden einzelnen der Mitarbeiter, doch den Höhepunkt des Skandals erreichte die Verhandlung mit den Aussagen Boltes als Zeugen unter Eid. Dazu genügte sein am 12. Juni abgelegter „Sachverständigeneid“ nicht. Seine Meineidigkeit empörte mich aufs Tiefste. Doch Herr Dr. Lilia schnitt mir das Wort ab und verwies mich auf das Plaidoyer, das ich zum Schluß halten werde. Ich wiederhole hier nur die Briefe Prof. Günthers und Biebers an mich, die ich erst auf meine Eingabe an die Kgl. Oberstaatanwaltschaft hin zurückerhielt.

Gießen, 1. Juni 1913.

Herrn Dr. Friedrich S. Krauss,
Wien.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Aus Ihrem gefl. Schreiben vom 29. Mai ersah ich, daß die Staatsanwaltschaft die Bände II und IX der „Anthropophyteia" mit Konfiskation bedroht hat. Ich bedauere das lebhaft, weil ich von den ernsten, wissenschaftlichen Zielen und Bestrebungen Ihrer Zeitschrift, wie ich Ihnen schon gelegentlich früher mitgeteilt, voll überzeugt bin (sonst wäre ich ja auch nicht Mitarbeiter daran geworden). Diese Anerkennung schließt es ja nun immerhin nicht aus, daß in einzelnen Bänden der „Anthropophyteia" Aufsätze stehen, die — nicht vom Standpunkt des freien wissenschaftlichen Forschers, sondern von dem des Staatsanwaltes betrachtet — vielleicht als solche „pornographischen" Charakters angesehen werden könnten. Ob sich in den genannten Bänden (abgesehen zunächst von meinem Aufsatze in der Anthrop. IX, S. 1 ff, auf den ich gleich zurückkomme) derartige Abhandlungen befinden, weiß ich nicht mehr genau, da ich von dem Inhalte der Bände s. Z. nur flüchtig Kenntnis genommen habe. (Da ich ja nicht Abonnent der Zeitschrift bin, hatte mir Herr Gymnasial-Professor Hüter hier sie mir freundlichst zur Einsicht überlassen). Selbst wenn dies aber der Fall sein sollte, meine ich, die Arbeiten könnten keinen großen Schaden anrichten, da ja doch die „Anthropophyteia" nur in einer ganz beschränkten Anzahl von Exemplaren erscheinen, deren Abonnenten (ganz abgesehen von den Bibliotheken usw.) doch wohl ausschließlich wissenschaftliche Forscher sind. — Nun enthält ja Band IX der Zeitschr. auch meinen Aufsatz über „die Bezeichnungen für die Freudenmädchen im Rotwälsch" usw. Ich möchte aber deshalb noch nicht eine besondere Protesteingabe an das Landgericht (wie Sie mir vorschlagen) einreichen, und zwar einfach darum nicht, weil das den Anschein erwecken könnte, als fühlte auch ich mich durch die Motivierung des Einziehungsbeschlusses von seiten der Staatsanwaltschaft getroffen. Das ist aber ausgeschlossen, denn ich kann unmöglich glauben, daß man meine Arbeit, die ja nur eine Zusammenstellung historisch-philologischen Materials ist (das meist in jedermann zugänglichen Sammlungen enthalten), für eine „grob pornographische Dar-

stellung“ erklären kann. Und was den wissenschaftlichen Wert dieser Arbeit anbelangt, so kann ich nur sagen, daß mir von den verschiedensten Gelehrten (darunter viele Professoren des Strafrechts und der Sprachwissenschaft) darüber die anerkennendsten und lobendsten Schreiben zugegangen sind. (Ich füge Ihnen von vielen derartigen Zuschriften nur zwei bei, die Karte von Prof. Dr. Hans Groß in Graz, der bemerkt, daß meine Literatur-Angaben in dem „Anthrop.“-Aufsatze ihm „äußerst wertvoll“ für die Neuauflage seines „Handbuchs für Untersuchungsrichter“ seien, und einen Brief von Prof. Hüter, Gymnasial-Oberlehrer in Gießen, der für Sie noch besonderes Interesse haben dürfte, da darin auch von der wissenschaftlichen Bedeutung der „Anthropophyteia“ überhaupt ausdrücklich die Rede ist). Wenn nun der Bd. IX der „Anthrop.“ von der Konfiskation betroffen werden sollte, so täte mir das natürlich auch deshalb leid, weil es nicht gerade angenehm für einen Verfasser ist, mit einer Arbeit in einem solchen konfiszierten Bande zu stehen. Verloren gehen würde aber dadurch das Material doch nicht (wenigstens der Hauptsache nach nicht), da ja mein Aufsatz in Ihrer Zeitschrift, wie ich zu Eingang (Anthrop. IX, S. 2, Anm. 1 ausdrücklich bemerkt habe) eigentlich nur eine etwas weitere Umarbeitung des auch in meinen „*Beiträgen zur Systematik und* Psychologie des Rotwelsch usw.“ (Beitr. *II*: „die Stände, Berufe und Gewerbe“) niedergelegten Stoffes ist. Diese Beiträge sind aber bekanntlich in H. Groß' „Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik“ (Leipzig, Vogel), Buch II in Nr. 38ff.[1]) erschienen, einer Zeitschrift, deren wissenschaftliche Tendenz doch wohl — selbst bei Kriminalisten — über allen Zweifel erhaben sein dürfte. Der Herausgeber war bekanntlich selbst lange Zeit hindurch früher Untersuchungsrichter und dürfte schon aus dieser „Praxis“ her wohl „pornographische“ Darstellungen von solchen, die zu wissenschaftlichen Zwecken angefertigt wurden, unterscheiden können. Durch dieses gleichzeitige Erscheinen des Materials innerhalb des Rahmens der genannten Arbeit im Groß'schen „Archiv“ ist wohl der wissenschaftliche Wert desselben am besten charakterisiert. Auch über diese „Beiträge“ erhielt ich viele sehr lobende Zuschriften[2]), und um auch auf etwas „Gedrucktes“ dafür zu ver-

[1]) S. 1. Der Rest des Aufsatzes befindet sich seit Februar d. J. beim Herausgeber oder Verleger und dürfte demnächst gedruckt werden. — [2]) So z. B. früher u. a. von Geh. Rat Prof. Kluge in Freiburg i. B., dem z. Z. bedeutendsten Spezial-Forscher auf dem Gebiete des Rotwelsch.

weisen, so sind sie unlängst erst in einer Arbeit im Bd. XLIII der „Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien“ (S. 129) ausdrücklich als wissenschaftlich wertvoll angeführt worden.

Wenn Sie von dem Inhalte dieses Schreibens, sowie den 2 Beilagen bei Gericht Gebrauch machen wollen, so habe ich dagegen nichts einzuwenden. Direkte besondere Schritte zur Abwendung der Konfiskation tue ich aber zunächst aus den angegebenen Gründen nicht, was Sie mir hoffentlich nicht weiter verargen. Sollte ich noch vom Gericht als sp. „Einziehungsinteressent“ auf die Verhandlung aufmerksam gemacht werden, so würde ich ev. meine Meinung zur Sache in ähnlicher Weise formulieren. Doch dürfte eine Verlesung dieses Briefes statt dessen wohl auch genügen.

Mit bestem Gruße verbleibe ich

Ihr ergebenster
L. Günther.

---

Gießen, 8. Oktober 1912.
Kaiserallee 54.

Sehr verehrter Herr Professor!

*Die Zusendung Ihrer Monographie* im neuesten Bande der Anthropophyteia (Bd. IX.) hat mich sehr erfreut. Wenn ich Ihnen erst jetzt dafür danke, so liegt das an der Unordnung eines Umzugs, der erst jetzt überwunden ist. War die Anthropophyteia bis jetzt mehr das willkommene Archiv zur Sammlung von Beobachtungsmaterial, so erhebt sie Ihr besonders gediegener Aufsatz nunmehr in besonderem Maße zum verarbeitenden, wissenschaftlichen Jahrbuch.

Wie tröstlich und erfreulich übrigens, daß es jetzt eine sichere Freistatt gibt für die unbefangene Erörterung und Vertiefung eines Gebietes, an dem nur die Prüderie, auch vieler Gelehrten, bislang vorbeischlich, ohne ihm seine große allgemeine Bedeutung für die Erkenntnis des menschlichen Wesens rauben zu können. Ich weiß nicht, was ich mehr an Ihrem Aufsatz bewundern soll, den Sammlerfleiß, die außerordentliche Belesenheit, die Sachkenntnis, die Systematisierung und Erhellung der unzähligen Einzelfakten. Für Sprachforschung und Kulturerkenntnis von gleich hoher Bedeutung!

Ich hätte Ihnen meine Bewunderung gern mündlich ausgedrückt, wenn ich — nach einer Ihrer früheren Mitteilungen — nicht befürchten müßte, durch Ihr Gehörleiden möchte eine Unterhaltung Ihnen zu lästig sein.

Deshalb dieser briefliche Ausdruck meiner Freude und meines Dankes!

Hochachtungsvoll ergebenst Ihr

L. Hüter.

Professor, Gymnasial-Oberlehrer in Gießen.

---

Gießen, 28. Juni 1913.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Besten Dank für Ihr gefl. Schreiben vom 25. d. M., das mir über den Gerichtsbeschluß betr. Bd. II u. IX der „Anthropophyteia", bei dem der Grundsatz „Audiatur et altera pars" schmählig außer acht gelassen zu sein scheint, Nachricht gab. Ich weiß doch nun, woran wir sind. Fast hätte ich mir diesen Ausgang der Sache ja schon denken können — in Anbetracht der Heftigkeit, mit der Ihre Gegner gegen Sie agitieren, und sehr lebhaft kann ich mir Ihren Ärger vorstellen. Hoffentlich wissen Sie sich aber darüber zu trösten. Denn — Gott sei Dank — sind ja die (höchst sonderbaren) Ansichten eines Staatsanwalts (bezw. Landrichters) und einiger ohne Zweifel stark voreingenommener Professoren usw. noch nicht „vox populi" und mithin „vox Dei". Daß ein deutscher Jurist eine Entscheidung unseres höchsten Gerichtshofs, des Reichsgerichts, für „ganz bedeutungslos" erklärt, ist sicher ebenso merkwürdig wie die Äußerung eines Philologen, daß Idiotika für die Wissenschaft wertlos, ja Äußerungen einer groben Perversität sein sollen. (Das war mir wirklich bis dahin noch nicht bekannt!) Ihre angesehene Stellung in der Wissenschaft, die durch Ihre zahlreichen wertvollen Arbeiten zur Volkkunde und auf verwandten Gebieten begründet ist, können jene Herren doch nicht erschüttern. Auch ich will die Sache nicht zu tragisch nehmen (denn sie verdient das wirklich nicht). Daß nun meine Arbeit mit Bd. IX der „Anthrop." vernichtet werden wird, ist ja nicht gerade angenehm (zumal ich den Aufsatz in meinen Beiträgen im Groß' „Archiv" noch fortlaufend zitiert habe), aber durch das ungefähr gleichzeitige

Erscheinen des Stoffes (wenigstens in der Hauptsache) auch im Groß'schen „Archiv" ist ja die Mühe doch nicht ganz umsonst gewesen und zugleich (wie ich schon in meinem letzten Briefe ausführte) damit auch dokumentiert, daß die Arbeit weder pornographischer Natur, noch ohne wissenschaftlichen Wert ist. (Der Herausgeber hätte sie sonst sicher nicht aufgenommen). Was endlich die Karte und den Brief (von Prof. Groß und Hüter) anbelangt, so will ich zunächst mal abwarten, ob das Gericht nicht so anständig ist, die Sachen an Sie oder an mich doch noch zurückzugeben. Andernfalls mag es sie in Gottes Namen behalten (es steht ja nur Schmeichelhaftes darin). Die Zeit, die es erfordert, einen auf Rückgabe der Sachen gerichteten Antrag zu stellen, kann ich wirklich nützlicher verwenden.

Mit den besten Grüßen verbleibe ich

Ihr ergebenster

L. Günther.

---

Wien, 1. Juni 1913,
XIII/7. Auhofstraße 144.

Hochwohlgeboren
Herrn Dr. Friedrich S. Krauss,
Wien VII/2, Neustiftgasse 12.

Hochgeehrter Lehrer und Meister!

Ihren werten Brief vom 28. 5. erhielt ich etwas verspätet, sodaß ich erst jetzt dazu komme, ihn zu beantworten.

Mich ergreift helle Verwunderung darüber, daß man Sie und unsere Studien noch immer blutig und grausam verfolgt, obwohl deren Nutzen sowohl für die Wissenschaft vom Menschen, als auch für die Gesellschaft offen zu Tage liegt.

Es kränkt mich auf das bitterste, daß man Sie, meinen hochverehrten Lehrer, in Ihrer fruchtbaren Tätigkeit unausgesetzt hemmt. Sie sind doch einer der klarsten Denker und scharfsinnigsten Beobachter auf dem Gebiete der Ethnologie, auch einer der fruchtbarsten Gelehrten. Mit der kaum übersehbaren Fülle Ihrer inhaltreichen Bücher und Abhandlungen üben Sie den nachhaltigsten Einfluß auf die Entwicklung unserer Wissenschaft in allen Ländern aus. Erscheint doch seit Jahren kein folkloristisches, ethnologisches

oder kulturhistorisches Werk, das nicht unmittelbar oder mittelbar, stofflich oder methodisch von Ihrem Geiste und den Ergebnissen Ihrer Forschungen beeinflußt wäre. Wir alle, die wir Sie kennen, schätzen Ihren Charakter, Ihre edle Menschenfreundlichkeit und Ihre ungeheuchelte Herzensgüte.

Und trotzdem ein Pornograph?? Wer Sie so schilt, hat wohl schwerlich einen Einblick in Ihre Lebensarbeit gewonnen.

Mir tut es außerordentlich leid, daß auch mein kleiner Beitrag keine Gnade fand. Was die Abessinier oder Amhara, Galla, Ometo und Kaffitscho einander frank und frei erzählen, ist doch immer von der gleichen Art, wie die mitgeteilten Proben. Ich hielt darüber, wie Sie wissen, in vielen gelehrten Gesellschaften Deutschlands und Österreichs Vorträge und niemand stieß sich daran. Sie wissen, daß mein Hauptwerk eine reichsdeutsche katholische Missionsgesellschaft zum Druck erwarb, trotzdem und obwohl ich aus meiner protestantischen Konfession kein Hehl mache. Die Missionäre wissen eben sehr gut, daß sie ohne intimste Vertrautheit mit der Erotik und Skatologie der Primitiven nicht vorwärts kommen können. Auch das Deutsche Reich als Kolonial- und Industriestaat bedarf unabweislich dringend solcher Erhebungen, wie Sie sie in den „Anthropophyteia“ bringen, um Verbindungen bei den Völkern anzuknüpfen und pflegen zu können. Wir Forscher, die wir selbstlos nur um der Wissenschaft willen, seine Interessen fördern, verdienen deshalb für unsere Mühen die Anerkennung der Staatsmänner und gerechter Richter. Ich gebe darum der Hoffnung Raum, daß auch die königlichen Richter in Berlin, wie schon andere Gerichte im Deutschen Reiche auch diesmal unsere „Anthropophyteia“ für die Wissenschaft retten werden. Insbesondere bitte ich Sie, hochverehrter Meister, gelegentlich Ihres Erscheinens vor Gericht in Berlin auch zu Gunsten meiner, wenn auch bescheidenen Beiträge ein Wort zu sprechen! Sie verpflichten mich damit als Ihren treuen Mitarbeiter und Schüler zu aufrichtigem Dank.

Genehmigen Sie mit den herzlichsten Grüßen von mir und den Meinigen den Ausdruck meiner ausgezeichneten Verehrung!

Ihr stets ergebener

Friedrich J. Bieber.

---

Der Erste Staatsanwalt
bei dem Königlichen Landgericht I.

Berlin NW. 52, Turmstr. 89.
den 6, Juni 1913.

Geschäftsnummer: 38. J. 917. 12/36

In dem Verfahren betreffend die Unbrauchbarmachung des Buches „Anthropophyteia“ teile ich ergebenst mit, daß Herr Professor Dr. Johannes Bolte in Berlin, Elisabethufer 37 zum Termin am 12. Juni 1913 auch als Zeuge geladen ist.

Im Auftrage:
Heintzmann.

An
Herrn Dr. Friedrich S. Krauss,
Wien.

38. J. 917. 12/43 (Ohne Datum).

In der Strafsache

wegen Unbrauchbarmachung der Bände II und IX des Werkes Anthropophyteia hat die 12. Strafkammer des Königlichen Landgerichts I in Berlin am 14. Juni 1913 für Recht erkannt.

In allen Exemplaren des Bandes II und IX der Anthropophyteia, Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwickelungsgeschichte der geschlechtlichen Moral. Herausgegeben von Dr. Friedrich S. Krauss in Wien, Leipzig, Ethnologischer Verlag, sind folgende Stellen, sowie die zu ihrer Herstellung bestimmten Formen und Platten unbrauchbar zu machen:

I. In Band IX:

1. Seite 74—76: Nachtrag zum pommerschen Idiotokon.
2. Seite 76—81: die Nomenklatur der vulva.
3. Seite 209—243: das Gesäß im Völkergedanken.
4. Seite 244—249: Beiträge zur Geschichte des Frauenzimmers.
5. Seite 252—255: Liebeleben in Zentralindien in unserer Zeit.
6. Seite 263—266: Erotische Tätowierungen.
7. Seite 338 und 339: Geige-geigen.
8. Seite 348—350: Liebezauber der Völker.
9. Seite 352: In dem Aufsatz vom „Frauenblut“ das Wort: „Vozenwasser“.
10. Seite 355: In dem Aufsatz: „Geschlechtsbestimmung im Völkerglauben“, Ziffer 10, Satz 1.
11. Seite 394: Eine Indianergeschichte aus Eden in Peru.
12. Seite 395: Erzählungen aus Gallaland.
13. Seite 397—417: Westfälische Erzählungen bis Erzählungen aus Preußisch-Schlesien.
14. Seite 419 und 421: Aus dem Aufsatz: „Judendeutsche Erzählungen aus Südrußlaud“ die Erzählungen Nr. 8, 9 und 15.
15. Seite 421—424: Französische Bauernerzählungen.
16. Seite 429—431: Erzählungen aus dem slovenischen Küstenlande und slovenische Schwänke aus Krain.

17. Seite 438—448: Erotische Lieder und erotische Reime.
18. Seite 450: Lied 5, 6 und 7 und „Ein Badelied aus Kiel“.
19. Seite 451—466: Sämtliche Lieder.
20. Seite 470—474: Sämtliche Lieder, Verse und Sprüche.
21. Seite 478: Sprichwörter Triester Seeleute.
22. Seite 481—490 bis Nr. 6 „der Zeichenrätsel.“
23. Seite 491—492: Slovenische Rätsel aus dem Küstenlande.
24. Seite 493—531: Beiträge zur Skatologie. Südslavische Volksüberlieferungen. Ergänzungen zu Anthropophyteia.
25. Die Bildertafeln IX, X und XI am Schluß des Bandes.

II. In Band II die

1. Seiten 14—16, 2. 19—25, 3. 26—58 (bis zu E. K. Blümml). Zeile: St. Johann, Steinfeld, Juli 1905.
4. Auf Seite 59 die Nr. 380 und Seits 60.
5. Seite 61—66.
6. Seite 67—69.
7. Auf Seite 109 die Nr. XLVII: die Hurenmutter, sowie die Seiten 110, 111, 112.
8. Seite 113—116.
9. Seite 122—124.
10. Seite 125—153.
11. Von Seite 161 „der Gegenwart für ein Mädchen“ bis Seite 172.
12. Seite 195—239.
13. Seite 265—439.

Ferner sind alle Exemplare des Prospektes: „Anthropophyteia, Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwickelungsgeschichte der geschlechtlichen Moral“, der Hinweis in der Juristischen Wochenschrift auf den Prospekt: „Anthropophyteia usw.“, sowie die zur Herstellung dieser Druckschriften bestimmten Formen und Platten unbrauchbar zu machen.

Im übrigen wird der Antrag der Königlichen Staatsanwaltschaft zurückgewiesen. Die Kosten des Verfahrens werden der Staatskasse auferlegt.

(gez.) Dr. Lilia. Wartenberg.

---

An das hohe Reichsgericht
Vierter Strafsenat
in Leipzig.

Hochgeehrter Senat!

Mit Ihrer Entscheidung vom 23. April 1912 AZ. 3 A 292/n Nr. 7 St. A. IV. 221/n D. 1293/1911—XI. 1100/12 gaben Sie mein Werk: Das Geschlechtleben in Glauben, Sitte, Brauch und Gewohnheitrecht der Japaner frei. Um das Werk trotzdem zu vernichten, stellte der Kgl. Staatanwalt Herr Dr. Heintzmann in Berlin, der

auch den vorigen Prozeß veranlaßt hatte, durch die Berliner Polizei einen Herrn auf, der unter dem Titel, er benötige das Werk zu Studienzwecken, meinem Vertreter ein Exemplar ablistete, ohne daß ich hier in Wien von diesem Vorgang eine Kenntnis erlangt hätte. Ein rühmliches Stück ist das kaum zu nennen, denn meinen Verlag zu täuschen, ist ungleich leichter als den österreichischen Staat, dessen Geheimnisse ein Oberst Redl an Rußland verraten und verkauft hat. Bücher sind am Ende doch dazu da, daß man sie an Interessenten verkaufe. Der Herr Staatanwalt beschlagnahmte nun am 23. Mai sämtliche fünf Bände meiner Beiwerke zum Studium der Anthropophyteia und es soll darüber im Oktober d. J. in Berlin eine Terminverhandlung stattfinden.

Am 12. Juni sprach ich persönlich darüber mit Herrn Dr. Heintzmann in Berlin und hob hervor, daß doch bereits zwei Landgerichte, das Großherzogliche in Altenburg (S.-A.) und das Kgl. in Leipzig, dann aber auch das hohe Reichgericht mein Japanbuch endgültig freigegeben haben, darauf bemerkte er: „Die Entscheidung des Reichgerichtes ist ganz bedeutunglos.“

Meinem einfach denkenden Forscherverstande ist es unerklärlich, warum im Deutschen Reiche die Entscheidung des hohen Reichgerichtes „ganz bedeutunglos“ sein sollte, während sich bei *uns gegen* eine Entscheidung unseres österreichischen Reichgerichtes *niemand mehr aufzulehnen wagte.* Ich erbitte mir ergebenst hierüber zu meiner und anderer reichdeutschen Verleger und aller deutschen Schriftsteller Richtschnur Ihre Wohlmeinung und neuerliche Entscheidung. Vorläufig ist mir aus den Verhandlungen in Berlin vom 12.—14. Juni, denen der II. und IX. Bd. meiner Jahrbücher zum Opfer fielen, nur eines klar geworden, daß es sich zwei Berliner Staatanwälte vorgenommen haben, die ethnologische Sexualforschung, deren wissenschaftlicher Begründer ich bin, in Deutschland unmöglich zu machen, und daß sie sich nicht scheuen, mich und meinen Stab sehr bedeutender und sehr ernster Folkloristen als Pornographen zu brandmarken. Hat einmal ein Gericht einen wirklichen Verbrecher freigesprochen, so kann ihn ein zweites Gericht wegen derselben Missetat nicht wieder zur Verantwortung ziehen. Uns Forscher dagegen, die wir als Gelehrte nur unsere uns gebotene Pflicht gewissenhaft erfüllen und Tatsachen des menschlichen Geistes naturwissenschaftlich erheben und feststellen, uns soll man Jahr aus Jahr ein bis aufs Blut quälen dürfen, uns um unser redlich erworbenes Ansehen und unser Vermögen bringen

können, ohne daß uns selbst eine Entscheidung der weisesten und gerechtesten Richter des hohen Reichgerichtes auch nur den geringsten Schutz gewährte?! Wie einst in Hexenprozessen verurteilt man auch mich, ohne mir einen durch meine Schriften Geschädigten entgegenstellen zu können, nur auf den Wahn hin, sie dürften vielleicht schädlich sein?! Ihre am 23. April 1912 an mich gerichtete, den Kern der Sache psychologisch scharfsinnig erfassende Frage: „Kann ein geistig gesunder Mensch an dieser Schrift und diesen Abbildungen einen Anstoß nehmen oder nicht?“ beantworte ich als Psychoanalytiker, wie damals, auch jetzt: „Nein, ein geistig gesunder Mensch nicht.“

Wien VII/2, Neustiftgasse 12,
am 21. Juni 1913.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Dr. Friedrich S. Krauss.

---

Der Präsident
des 4. Strafsenats des Reichsgerichts.
4 D. 1293/1911. XI 1725.

Leipzig, den 26. Juni 1913.

Das Reichsgericht ist nur zuständig, auf Rechtsmittel im Sinne der Prozeßordnung zu entscheiden. Dem in Ihrer Eingabe vom 21. Juni d. J. gestellten Antrage (auf eine Meinungsäußerung und „neuerliche Entscheidung“ in dem von Ihnen vorgetragenen Falle) zu entsprechen, ist es demzufolge nicht in der Lage.

Reichard.

An
Herrn Dr. Friedrich S. Krauss
zu
Wien VII/2.

---

38. J. 1108. 12/36.

zu H. 6698/13

In dem Verfahren

betreffend die Unbrauchbarmachung von fünf Bänden sog. Beiwerke zum Studium der „Anthropophyteia“ werden Sie zu dem zur Verhandlung und Entscheidung auf den 2. Oktober 1913, vormittags 9 Uhr vor der 12. Strafkammer des Königlichen Landgerichts I Berlin, Turmstr. 91, Stock I, Zimmer Nr. 413 anberaumten Termin in Gemäßheit des § 478 der Strafprozeß-

ordnung mit der Maßgabe geladen, daß auch im Falle Ihres Nichterscheinens das Verfahren und die Urteilsfällung nicht aufgehalten wird. Ihr persönliches Erscheinen zum Termin ist nicht erforderlich.

Berlin NW. 52, Turmstr. 89,
den 19. Juni 1913.

Auf Anordnung des Königl. Ersten Staatsanwalts
beim Landgericht I.
Richter, Sekretär.

An
Herrn Dr. Friedrich S. Krauss
Wien
Neustiftgasse 12.

---

Der Erste Staatsanwalt
bei dem Königlichen Landgericht I.
38. J. 1108. 12/37

Berlin NW. 52, Turmstr. 89,
den 19. Juni 1913.

In dem Verfahren betreffend die Unbrauchbarmachung von fünf Bänden sogen. Beiwerke zum Studium der „Anthropophyteia" teile ich ergebenst mit, daß

1. Herr Professor Geh. Reg.-Rat Dr. von Luschan in Südende, Oehlertstraße 26,
2. Herr Professor Dr. Johannes Bolte in Berlin, Elisabethufer 37,
3. Herr Professor Dr. med. Richard Neuhaus in Berlin-Lichterfelde, Marienstraße 32 I

als Sachverständige zum Termin am 2. Oktober 1913, vormittags 9 Uhr, geladen sind.

Im Auftrage: Kiesel.

An
Herrn Dr. Friedrich S. Krauss
Wien

---

GZ. 38. J. 1108. 12
36 und 37

Zu H. 6698/13.

An die löbl. 12. Strafkammer des Königl. Landgerichtes
und an die löbl. Erste Staatanwaltschaft
bei dem Kgl. Landgerichte I
in Berlin NW. 52, Turmstr. 89.

Sehr geehrte Herren Richter!

Auf Ihre w. Mitteilung vom 19. d. M. hin protestiere ich aufs entschiedenste gegen die Ladung der Herren Professoren v. Luschan, Bolte und Neuhaus als Sachverständige und gegen deren Einver-

nehmung, weil alle drei am 12. bezw. 14. Juni 1913 vor Ihnen und mir erklärten, daß ihnen meine Studien immer ein Greuel waren und sie sich damit niemals wissenschaftlich oder auch nur aus Neugierde befaßt haben. Das erhärteten sie auch unter Eid mit ihren gutachtlichen Aussagen, die keinerlei Sachverständnis bekundeten, sondern blos sittlichen Ekel und Abscheu vor den Tatsachen des Völkerlebens ausdrückten. Keiner von den dreien bewies, daß er eine Ahnung von einer wissenschaftlichen Fragestellung habe. Im einzelnen führe ich nach den Verhandlungen vom 12.—14. Juni an:

Prof. v. Luschan erklärte, 1. er habe die von der Gesellschaft für Urgeschichte und Anthropologie in Berlin angekauften neun Bände der Anthr. nie aufschneiden, sondern gleich mit Abscheu sekretieren lassen; 2. habe er es Herrn Dr. Paul Traeger, Sekretär der Anthropolog. Gesellschaft, der da im Archiv für Rassen- und Gesellschaftbiologie, III. 1906, Heft 2, S. 278—283 eine die Anthropophyteia glanzvoll begründende Besprechung veröffentlichte, verboten, je wieder über die Anthropophyteia etwas zu schreiben; 3. nannte er auf meinen Vorhalt hin, daß die von mir in den Anthropoph. veröffentlichten Materialien zur Skatologie, die er als wertlos hinstellte, die höchste Würdigung des Wiener Universität-Prof. Dr. Sigmund Freud und seiner in der weiten Welt zahlreichen Schüler fänden, den genialsten Nervenarzt und Psychologen der Gegenwart, eben Herrn Prof. Freud einen „psychopathologischen Menschen, den niemand ernst nehme“; 4. behauptete er, die von mir mitgeteilten Erzählungen niederösterreichischer Städter wären gar nicht im Umlauf, „weil er sie nie gehört habe“; 5. äußerte er sich über die Strophen von der Wirtin an der Lahn und die Spanischen Romanzen, er habe in seinem Leben nie etwas unzüchtigeres und abscheulicheres gelesen und bewies damit, daß er niemals ein studentisches Kommersbuch in der Hand gehabt und von der außerordentlichen Verbreitung eben dieser und ähnlicher Strophen im deutschen Bürgerstande nicht die leiseste Kenntnis besitze; er erinnerte sich auch nicht der unvergleichlich „schmutzigeren, unzüchtigeren“ türkischen Schattenspiele, die im ersten Bande des Internationalen Archivs für Ethnographie in Leiden mit „abscheulichsten“ Karagös-Zumpten erschienen sind und deren Herausgeber er selber, der Herr Prof. Dr. Felix v. Luschan ist! Im Globus 1901 publizierte er auch Zumptfutterale mit Bildern! Als ich ihn auf seine Behauptung hin, niemand beachte in der wissenschaftlichen

Literatur die Anthr., fragte, ob ihm denn nicht z. B. die aus den Anthrop. häufig zitierenden Sexualforscher Bloch, Moll, Karsch und allzumal Ploss-Bartels kenne, welch letztere an hunderten von Stellen meine Werke ausgiebigst anführen, denunzierte er in heftige Aufwallung geratend das Werk „Das Weib in der Natur und Völkerkunde“ als „reine Pornographie, die 9 oder 10 Auflagen nur wegen der dargebotenen „Schweinereien und Nacktheiten“ erlebt habe und gar nicht wissenschaftlich sei, was er auch dem jungen Dr. Bartels gesagt habe. Auf meine weitere Frage, ob es ihm bekannt sei, daß Rudolph Virchow in einem der ersten Bände der Zeitschrift für Ethnologie eine mit Illustrationen versehene Umfrage über Beischlafstellungen geführt, deswegen staatanwaltschaftlich angeklagt und freigesprochen worden sei, antwortete er, das sei ihm gänzlich unbekannt. — Das bereits bei seinem Erscheinen vor 45 Jahren ganz unwissenschaftliche Buch „Allgemeine Ethnographie“ Prof. Friedrich Müllers, nannte Prof. v. Luschan „ein hochwissenschaftliches Werk!“ während man es nur hie und da als ein abschreckendes Beispiel für Hirnverbranntheit zitiert! 6. auf meine Frage hin, welcher wissenschaftlichen Terminologie denn die zwei Tage hindurch von ihm unausgesetzt gebrauchten Ausdrücke „Schmuutz, rooh, gemain, äkelhaft, abschailich, niederträächtig, ganz niederträächtig“, usw. usw. angehören, geriet er in eine Art von Raserei und erwiderte, nun sei das Handtuch zwischen ihm und mir ganz entzweigeschnitten und die Gesellschaft für Anthropologie usw. werde nie eines meiner Bücher noch kaufen.

Von einem so leidenschaftlich erregten und von persönlichem Hasse erfüllten Manne kann man, abgesehen von seiner absoluten Unvertrautheit mit dem Forschunggegenstande, über den er ein Urteil abgeben soll, keineswegs irgend eine von Voreingenommenheit freie Meinungäußerung erwarten, die da gerechten und weisen Richtern zur Richtschnur dienen könnte.

Dasselbe gilt vom Prof. Dr. med. Richard Neuhaus, der plötzlich am dritten Verhandlungtage gleichsam als Eidhelfer Prof. v. Luschans auftauchte. Er erklärte, er habe in Afrika unter Negern nie derartiges bemerkt, was die Anthropoph. enthalten! Auf die Frage des Herrn Vorsitzenden, ob er die Anthr. für einzig in ihrer Art halte, bejahte er dies entschieden, und auf meine Frage hin, ob ihm meine Vorläufer Richard Payne Knight, Dulaure, Forlong, Inman, Jennings, die neun Bände der Kryptadia, die Gaidoz, Gaston Paris und E. Rolland herausgegeben, die Riesenbiblio-

graphien Pisanus Fraxi's und die Bibliotheca Germanorum erotica Hayns und Gotendorfs bekannt seien, kreischte er auf: Davon weiß ich gar nichts!

Weiß einer von den Grundwerken der ethnologischen Sexualforschung gar nichts, wie darf man ihn einem deutschen Landgerichte als einen „Sachverständigen“ vorführen? Ist er nicht vielmehr das Urbild eines Salonethnographen?!

Als erschwerend führte er gegen mich an, daß ich 30 Mk. für ein 39 Bogen umfassendes Werk in eleg. Einband fordere, während die Gesellschaft für Anthropol. für einen um etwas dünneren Band blos 20 Mk. verlange. Er verschwieg, daß die Gesellschaft ein ausgefahrenes Gleis befahre, sichere 6—800 Abnehmer, meist Mitglieder, zähle, ein Stammvermögen besitze, sich der Subvention der Regierung erfreue, keinen Pfennig für Miete entrichte, keinerlei Honorare usw. bezahle, indeß ich die neue Disziplin der Anthropophyteia mit meinen eigenen Mitteln begründete, Honorare den Mitarbeitern leiste und alle die kolossalen Ausgaben für die Erhaltung der Redaktion, des Verlags und Vertriebs allein bestreite und bei dem sehr beschränkten Absatz bisher auch nicht den geringsten materiellen Vorteil aus dem Unternehmen gezogen habe.

Prof. Dr. Neuhaus' unglaubliche Unkenntnis der redaktionellen und buchhändlerischen Verhältnisse, zumal mit Hinblick auf die Kostspieligkeit des größtenteils fremdsprachigen Satzes meiner Werke, macht ihn wenig geeignet, deutschen Richtern irgend welche Aufklärungen zu gewähren.

Prof. Dr. Bolte lehne ich ausdrücklich wegen seiner mit ausgesuchter Bosheit und Unverständigkeit vorgebrachten Äußerungen ab und zwar, weil er

1. behauptete, die Überschriften zu den serbischen Volkerzählungen seien von mir absichtlich unzüchtig gefaßt worden, womit er verriet, daß er niemals Volkerzählungen gesammelt habe, denn sonst wüßte er, was ich ab und zu auch selber anmerkte, daß die Überschriften nichts anderes als die den Erzählern geläufigen Gedächtnismarken, das mnemotechnische Hilfmittel festhalten;

2. weil er drei judendeutsche Erzählungen als unzüchtig angegeben hatte und auf Befragen des Herrn Vorsitzenden, was der Inhalt der von ihm beanstandeten Erzählungen sei, zugeben mußte, er verstehe die Sprache nicht und wäre auch innerhalb einer Stunde nicht in der Lage zu sagen, was sie enthielten! Daraufhin

wurden auch diese drei Erzählungen als gemeingefährlich und gegen das allgemeine Schamgefühl verstoßend konfisziert!

3. weil er behauptete, die erotischen Idiotika seien wissenschaftlich wertlos, da sich im Bedarffalle jeder eines aus den bestehenden Wörterbüchern leicht zusammenstellen könne! In Wahrheit helfen die Idiotika dem fühlbaren Mangel der bestehenden Lexika ab, ergänzen sie wesentltch und dienen dem Sexualforscher wie ein Inhaltverzeichnis zur Erschließung der Sexualität eines Volkes;

4. weil er den Schnadahüpfeln einen minimalen, den anderen erotischen Liedern gar keinen, ebenso den Sprüchwörtern, Rätseln, Erzählungen und Liebezauberangaben nicht den geringsten wissenschaftlichen Wert zusprach, während sich doch, wie jeder Folklorist weiß, Folklore und Erotik wie Synonyme begrifflich decken;

5. weil er nur solche Erzählungen als des Aufzeichnens und der Wiedergabe wert hält, für die er aus der älteren Literatur der Italiener und Franzosen Varianten anzugeben wüßte;

6. weil er überhaupt keine Ahnung von der mannigfachen Verwertung von Tatsachen des Volkglaubens und Volkbrauches zu haben scheint und

7. weil er über Dr. Susrutas und Brünings kostbare Erhebungen und Jean Wegelis grundlegende Studie von der Glutealerotik nichts anderes als alberne Ausrufe des Ekels und Abscheus hervorbrachte, während sie einen Dr. J. Sadger zu einem eigenen Kapitel in seiner in Arbeit befindlichen Psychopathia sexualis fruchtbar anregte.

Insbesondere protestiere ich gegen eine etwaige neuerliche Einvernehmung Prof. Boltes als eines Zeugen unter Eid.

Er sagte aus, er habe an den zwei ersten zur Besprechung erhaltenen Bänden der Anthropoph. „genug gehabt“ und keinen weiteren mehr „eingefordert“. Das ist eine unter Eid abgegebene falsche Aussage. Ohne irgend eine Ahnung von dem zu haben, das Prof. Bolte vorbringen werde, setzte ich in meinem eine Woche vor der Verhandlung an das hohe Gericht eingesandten Einspruch gegen Bolte als Sachverständigen fest, Bolte sei erbost, weil ich und die Deutsche Verlagaktiengesellschaft seiner Bitte um ein Rez.-Exempl. des III. B. keine Folge gegeben, vielmehr von ihm die Rückgabe des I. und II. B. oder die Bezahlung von 60 Mk. gefordert haben. Als Zeuge hierüber kann im Bedarffalle der Vorstand der D. V. A.-G. einvernommen werden, der den Sachverhalt

auch auf die erste Denunziation Boltes hin dem Kgl. Staatanwalt in Leipzig bekannt gegeben hat.

Als der Herr Vorsitzende an Bolte die Frage richtete: „Was wissen Sie von der wissenschaftlichen Qualifikation des Dr. Krauss?“ erhob sich der Herr Staatanwalt und richtete an ihn seinerseits die Frage: „Wann hat sich Dr. Krauss für Christus ausgegeben?“ Allgemeine sensationelle Entrüstung! Prof. Bolte sagte: „Ja, Krauss ließ sich als Christus photographieren!“ Empört über solche Verlogenheit fragte ich ihn, ob er ein solches Bild mit entsprechender Unterschrift je gesehen habe. Er verneinte dies, doch habe ihm Richard Andree mein Bild gezeigt und bemerkt, Krauss habe einen Christuskopf, das sei aber „geschmacklos“.

Ich lege ein Exemplar jenes im Jahre 1888 aufgenommenen Bildes zur gefälligen Ansicht bei, von dem ich ein zweites damals meinem Freunde Andree, an dessen „Globus“ ich eifrig mitarbeitete, als Gegengeschenk für sein Bild einsandte. Urteilen Sie nun selber, ob mein jugendfrisch dreinschauendes Gesicht auch nur irgend einen Zug mit den landüblichen Christusdarstellungen aufweist und ob irgend ein anderer als ein Verrückter mein Bild für eine Art von Verhöhnung Christi anschauen kann. Prof. Bolte informierte offenbar den Herrn Staatanwalt so, um ihn in seinem christlichen Gefühl aufzureizen und ihn, wie nicht minder das Gericht gegen mich als einen Religionfrevler aufzuhetzen.

Prof. Bolte behauptete unter Eid, ich hätte meine Sagen und Märchen interpoliert und deren Wert damit fragwürdig gemacht. Der Herr Vorsitzende fragte ihn, ob ich Interpolationen gemacht und Prof. Bolte bejahte es. Das ist eine unter Eid vorgebrachte verleumderische Behauptung, für die Bolte nicht einmal den Schein eines Beweises erbrachte und auch keinen erbringen könnte. Gerade das Gegenteil ist wahr. Weil ich nämlich die Volküberlieferungen unverfälscht und unverschönert darbiete, so daß ihre Erotik in aller Ursprünglichkeit erkennbar wird, habe ich die häufigen gerichtlichen Anklagen wegen Verbreitung „unzüchtiger Schriften“ über mich ergehen zu lassen.

Als auf einen Kronzeugen berief sich Prof. Bolte auf einen gewissen Vladimir Ćorović, der ein subalterner Beamte am Landmuseum in Sarajevo ist, und produzierte dessen ehrabschneiderischen Brief als Beweis für meine angeblich verachtete Stellung im Ansehen der südslavischen Gelehrten. Ćorović beruft sich auf eine Rezension eines gewissen Vrhovac im Stražilovo (Bolte

sprach das Wort Strazzilofo aus) aus dem J. 1885, der mir jede Bedeutung abgesprochen habe.

Ich erkläre, daß mir in meinem langen Leben noch keine dreistere Uzung eines aus ernsten Männern zusammengesetzten Gerichtshofes je vorgekommen ist.

Dieser Ćorović diente mir in den Jahren 1906 und 1907 hier in Wien als Kopist oder Abschreiber — selbstverständlich unter schlauer Wahrung seiner Interessen. Seine Aufführung war derart, daß er es für angezeigt fand, Wien zu verlassen, ohne sich von mir zu verabschieden. Er machte sich späterhin in allerlei obskuren bosnischen und serbischen Blättchen als giftgeschwollener Rezensent bemerkbar. Wie es mit dem Charakter und der literarischen Qualifikation dieses Subjektes, auf das sich Prof. Bolte unter Eid als auf einen vornehmen Repräsentanten des südslavischen Schrifttums berief, steht, möge das hohe Gericht durch eine Anfrage bei Herrn Dr. Mathias Murko, K. K. ord. Prof. für slavische Philologie an der K. K. Universität in Graz und bei der bedeutendsten Folkloristin der Südslaven Frau Jelica Belović-Bernadzikowska in Sarajevo, 18 Kezmangasse, Bosnien erfragen. Ich bitte darum deshalb, weil beide diesen Herrn Ćorović sehr genau kennen und weil ich es als Deutscher für eine Schmach empfinde, daß ein deutsches Gericht die Angaben eines Ćorović zur Grundlage seiner Urteilbildung über einen deutschen Gelehrten nehme.

Stražilovo, List za zabavu (Str. ein Blatt zur Unterhaltung) erschien im Jahre 1885/6 als ein Neusatzer Wochenschnudel- und Sudelblättchen unter Redaktion des Gymnasiarchen Jovan G . . . ., der einige Jahre später wegen sittlicher Verfehlungen gegen die armen Gymnasiasten das serbisch-konfessionelle Gymnasium stante pede verlassen mußte und sogar seines Pensionanspruches verlustig ging. In diesem von Artgenossen zusammengestellten recht öden Blättchen erschien damals anonym eine wüste Schimpferei gegen Krauss den Deutschen, „der die Serben an die Deutschen verrate“. Von Bolte erfuhr ich in der Verhandlung, der anonyme Verfasser jenes Ausbruchs ungezügelter Wildheit sei V . . . . . . gewesen. Von diesem Herrchen, das Prof. Bolte als eine Autorität unter Eid anführte, schrieb ich im I. B. meiner Bibliothek ausgewählter serbischer Meisterwerke, Leipzig 1903, S. XIIf. so:

„Jener Zoilus, der unter dem Spitznamen eines ‚Thersites von Karlocai‘ wohlbekannt und seinem homerischen Vorbild auch in leiblicher Hinsicht ebenbürtig ist, treibt sein schmähliches, einer

odyseeischen Züchtigung wertes Unwesen schon seit 18 Jahren. Mit nadelspitzigen, vergifteten Pfeilen versteht es der von Neid verzehrte Patron nach Buschklepperart jeden ehrlichen Arbeiter, der da am Webstuhle des serbischen Volkgeistes mitschafft, zu verwunden und dessen Dichter- und Menschenehre durch Schmutz und Kot zu zerren. Ein nagendes Gefühl schöpferischer Unfähigkeit äußert sich in den von witzloser Gemeinheit und Unwissenheit strotzenden Auslassungen dieses verächtlichsten Feindes der Serben, der sich zu einer Geißel des serbischen Schrifttums emporgesudelt hat. Sein Schimpf ächtet, sein Lob überliefert der Lächerlichkeit, eines so schlimm wie das andere".

Das ist Ćorovićs Gesinnunggenosse, und auf diese Autoritäten berief sich Prof. Bolte als Zeuge unter Eid, um dem hohen Gerichte eine Meinung über meine Qualifikation zu suggerieren! Welche Verbohrtheit! Welche Vermessenheit!

Ich bitte das hohe Gericht und die Königl. Staatanwaltschaft in Würdigung meiner Ausführungen von einer neuerlichen Ladung der Herren v. Luschan, Neuhaus und Bolte abzusehen und mich von einer Beschlußfassung darüber geneigtest zu verständigen.

Weil aber sichtlich das hohe Gericht einen Wert auf eine Feststellung meiner wissenschaftlichen Qualifikation legt, um in seiner Urteilschöpfung gerecht vorzugehen, so bitte ich ferner von nachbenannten deutschen Forschern, die einen bedeutenden Ruf genießen, schriftliche, motivierte Gutachten betreffs meiner von Prof. Bolte und Genossen bestrittenen Wissenschaftlichkeit einzuverlangen:

1. Dr. med. Paul Bartels, Prof. an der Kgl. Universität in Königsberg i. Pr.,
2. Dr. med. Max Höfler, Kgl. Hofrat in Bad Tölz (Oberbayern),
3. Dr. med. Karl von den Steinen, Univers.-Prof. a. D. in Steglitz-Berlin, Friedrichstr. 1,
4. Dr. phil. Siegmar Schultze Freih. v. Gallera, Dozent an der Kgl. Universität Halle a. S, Friedenstr. 14,
5. Dr. phil. Alfred Wiedemann, Prof. an der Univers. Bonn, Königstr. 32 und
6. Dr. Karl Vollmöller, Univers.-Prof. a. D. in Dresden-A., Wienerstr. 9.

Schließlich bitte ich zum Termin vom 2. Oktober d. J. als Sachverständige nachbenannte namhafte Sexualforscher oder Kenner der beanstandeten fünf Werke zu laden:

1. Prof. Dr. med. Albert Moll, Sanitätrat in Berlin,
2. Dr. Iwan Bloch, Nervenarzt in Berlin,
3. A. Abels, Kulturhistoriker und Sexualforscher in Zehlendorf bei Berlin,
4. Eduard Fuchs, Kunst- und Kulturhistoriker in Zehlendorf bei Berlin, Karlstraße,
5. Dr. Max Marcuse, Herausg. der Sexualprobleme in Berlin, Lützowstr. 85,
6. Prof. Dr. F. Karsch-Haack in Berlin-Charlottenburg, Knesebeckstr. 92,
7. Geh.-Rat Prof. Dr. Alb. Eulenburg, Berlin, Lichtensteinallee 3,
8. Heinrich Cunow, Ethnolog, Berlin-Friedenau, Albertstr. 15,
9. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Danckelmann in Berlin W. 8, Wilhelmstr. 62,
10. Dr. med. Merzbach, Berlin, Friedrichstr. 204.
11. Dr. jur. Konrad Meißner, Berlin NW. 7, Dorotheenstr. 4,
12. Dr. med. A. Smith, Berlin N. 24, Johannisstr. 4.
13. Dr. R. Thurnwald, Berlin W. 50, Fürtherstr. 1,
14. Justizrat Wesener, Berlin C. 19, Gertraudenstr. 20II.

Wien VII/2, Neustiftgasse 12,
am 27. Juni 1913.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Dr. Friedrich S. Krauss.

---

Zu Gz. 38. J. 1108. 12 / 36. — Zu H. 6698/13.

An die löbliche
12. Strafkammer des Kgl. Landgerichtes I
in Berlin NW. 52, Turmstr. 89, I. Stock.

Sehr geehrte Herren Richter!

Auf meine Eingabe vom 27. Juni d. J. erhielt ich von Ihnen keinen Bescheid, sondern blos eine Vorladung d. d. 19. Juni d. J. zur Verhandlung am 2. Oktober 1913. Es scheint, als wenn meine Darlegungen nicht die richtige Beachtung gefunden haben. Darum sehe ich mich bemüßigt, ganz klar und unzweideutig meine Anträge zu fassen und sie zu begründen, um für den Fall einer Ablehnung an eine höhere Gerichtstelle zu appellieren.

Als Monotheist fühlte ich mich in meinem religiösen Empfinden durch die unter Eid vor Gericht abgegebenen falschen Aussagen des Gymnasialprofessors Dr. Johannes Bolte und des Universitätprofessors Dr. Felix v. Luschan aufs tiefste erschüttert und ersuche Sie nun ebenso bestimmt als höflich gegen die zwei Genannten das Strafverfahren wegen Meineides vor Gericht einzuleiten und sie im Sinne des Gesetzes der Bestrafung zuzuführen.

Ich beantrage die Einvernehmung des Kgl. I. Staatanwaltes Herrn Dr. Heintzmann über die ihm vom Prof. Bolte gemachten Aussagen, auf Grund deren er am 14. Juni d. J. an Bolte als einen Zeugen unter Eid die Frage richtete:

„Wann hat sich Dr. Krauss für Christus ausgegeben?“

Ferner darüber, unter welchen Umständen sich Bolte zum Zeugen angeboten und was für Angaben er betreffs meiner im besonderen gemacht habe.

Ich beantrage die Einvernehmung des damaligen Vorsitzenden Herrn Landgerichtdirektors Dr. Lilia als Zeugen, wieso er dazu kam, den besagten Herrn Bolte über meine wissenschaftliche Qualifikation als Zeugen unter Eid zu befragen, nachdem ich persönlich in dem Verfahren, wie dies Herr Landgerichtdirektor Dr. Lilia mit Nachdruck betonte, weder Angeklagter, noch Beschuldigter, sondern lediglich „*Einziehunginteressent*“ war und es *mir darum* benommen wurde, mich mit den drei „Sachverständigen“, darunter Bolte als „Zeugen“ in eine „Debatte“ einzulassen. Ich fordere darüber eine unverhüllte Aufklärung, was sich alles hinter den Gerichtkulissen abgespielt hat, daß sich der Herr Kgl. Landgerichtdirektor dazu verstand, mir förmlich gerichtlich die Ehre abschneiden zu lassen, ohne mir das Wort zur Abwehr zu gewähren.

Prof. Bolte berief sich auf weiland Richard Andree, der sich zu ihm über meine Minderwertigkeit und Charlatanerie ausgesprochen habe. Mir erzählte jedoch Prof. Dr. med. Herm. Obst, Direktor des Museums für Völkerkunde in Leipzig im Jahre 1901, Andree habe öfters von meinen Arbeiten „mit höchster Bewunderung“ gesprochen. Andree und Obst sind gestorben und es geht nicht an, sie auf spiritistischem Wege zur Widerlegung der eidlichen Aussage Boltes zu zitieren, doch hat sich Andree bei Lebzeiten wiederholt über meine Tätigkeit öffentlich in Zeitschriften geäußert und mich häufig in seinen Schriften als einen Gewährmann ehrenvoll angeführt. Ja, ich muß dankbaren Gemütes anerkennen, daß er mit seiner Feder sehr viel dazu beigetragen hat, daß ich mich

als Folklorist in der wissenschaftlichen Welt mit meinen Arbeiten durchsetzen konnte.

Im: „Das Ausland, Wochenschrift für Erd- und Völkerkunde“, herausg. von Karl von den Steinen, Jahrg. 69, Nr. 35, Stuttgart, 1. September 1890, S. 700, spricht sich Richard Andree über Krauss' Werk „Volkglaube und religiöser Brauch der Südslaven“, Münster i. W. 1890, ausführlich aus und bemerkt unter anderem wörtlich:

„. . . . . es soll dem verdienten Forscher um so reichlicher unser Dank zuteil werden, besonders deshalb, weil er auf induktivem, echt naturwissenschaftlichem Wege vorwärts schreitend, uns ein ganz anderes Bild von slavischer Mythologie enthüllt, als wir gewohnt waren, bei tschechischen und südslavischen Gelehrten zu finden. Vorbereitet war Dr. Krauss in genügender Weise, um uns mit dem vorliegenden Buche zu beschenken, denn die Schriften, die er seit etwa einem Jahrzehnt über den Folklore der Südslaven veröffentlicht (Sagen und Märchen, Sitte und Brauch, Hexensagen usw.) bilden bereits eine kleine, aber äußerst inhaltreiche Bibliothek.

. . . „Es lebt noch ein gutes Stück Heidentum in den Südslaven, das hier enthüllt und erklärt wird. Zu unserer Freude sehen wir da, wie Krauss nicht die einseitig beschränkten Bahnen gewisser „vergleichender Mythologen“ wandelt, deren Deutungen stets in den Veden gipfeln, sondern sich auf den völkerpsychologischen Standpunkt stellt. Dieser ist uns auch ein Prüfstein für die Echtheit des Inhalts, und die Anschauungen und Gebräuche, die unter solchen Gesichtpunkten ihre Parallelen finden, zählen nach Hunderten“ usw.

Das schrieb Andree ein oder anderthalb Jahr nach Empfang meiner Photographie, deren Duplum Ihnen vorliegt, die nach der eidlichen Aussage Boltes, eine Verhöhnung Christi vorstellen soll! Alles spricht dafür, daß Bolte die Ausgeburt seiner von bösen Instinkten gelenkten Fantasie Andree zuschiebt, der sich gegen eine derartige Schändung seines Namens nimmer verteidigen kann. In einer wissenschaftlichen Frage dieser Art ist die Berufung auf die mündliche Äußerung eines Toten, mag sie immerzu gerichtlich unter Eid erfolgen, niemals ein Beweis, solang als nicht mehrere, von einander völlig unabhängige Zeugen, die keinen Haß gegen den Angegriffenen hegen, dieselbe Äußerung bestätigen. Zuletzt müßte man denn auch sicher sein, daß Andree seine angebliche feindselige Äußerung mit der Absicht vorgebracht habe, um das

zu widerrufen, was er in der breitesten Öffentlichkeit zum Ruhm meiner wissenschaftlichen Bestrebungen drucken ließ.

Bolte behauptete unter Eid, daß mich die chrowotisch-serbischen Gelehrten gering schätzten und meinen Arbeiten jeden Wert absprechen. Er berief sich dabei auf einen gewissen Vladimir Ćorović, Beamten am Landmuseum in Sarajevo, als auf eine Autorität und brachte dessen an ihn (Bolte) gerichteten Brief vor. Von dieser Autorität muß ich selber noch einige Worte zu meinen Bemerkungen in meiner Eingabe vom 27. Juni d. J. hinzufügen.

Vor einigen Monaten erhielt ich unverlangt von der G. J. Göschen'schen Verlaghandlung G. m. b. H. Berlin und Leipzig — auf wessen Veranlassung ist nicht zu bezweifeln — zur Besprechung Ćorović's Taschenbüchlein „Serbokroatische Grammatik". Von den 100 Seiten des Büchleins entfallen auf die Grammatik gerade 81 Kleinoktavseiten. Auf einem so schmalen Raum unterfing sich Ćorović die Grammatik des reichsten slavischen Idioms darzustellen! Eine flüchtige Durchsicht dieser Arbeit zeigte mir schon, daß man Ćorović die größte Wohltat erweise, schweige man von dieser Mißgeburt. Und ich tunkte ihretwegen nicht die Feder ein, denn angesichts der großen Anzahl sehr guter chrowotoserbischer Grammatiken, darunter Meisterwerke slavischer Philologie, kann man über Ćorović's *kopfloses Elaborat kein wohlwollendes* Urteil abgeben. Der chrowotische Fachphilologe Prof. Dr. Stjepan Ivšić kannte dagegen weder Schonung noch Mitleid mit dem Schwachsinn und der Unfähigkeit Ćorović's, vielmehr veröffentlichte er in der angesehensten chrowotischen Zeitschrift Savremenik (Der Zeitgenosse) Nr. 7, Agram 1913, eine wahrhaft zermalmende Kritik über Ćorović's Machwerk. Er wies ihm nach, daß er serbisch weder richtig zu deklinieren noch zu konjugieren vermöge, daß er weder der serbischen noch der deutschen Sprache mächtig sei.

Umwieviel weniger versteht dieser Tropf etwas von der Folkloristik und der Sexualforschung? Gerade dieses Subjekt fand Bolte heraus, um der 12. Strafkammer des Kgl. Landgerichtes I in Berlin einen Bären aufzubinden, als ob ich ein Mensch von der Qualität eines Ćorović wäre!

Warum zitierte er just einen Brief dieses Ćorović und seine eigenen paar Schmähzeilen, die er euphemistisch eine „Besprechung" nannte?! Darum, weil er absolut nicht in der Lage war, anderweitig ein abfälliges Urteil über die Anthropophyteia oder über mich ausfindig zu machen. Wäre er irgendwie wahrheitliebend, so hätte

er ohne Schwierigkeit 60—100 zum Teil sehr eingehende Referate über den ausnehmend hohen Wert der Anthropophyteia anführen müssen, durchwegs aus fachwissenschaftlichen Zeitschriften allerersten Ranges.

Boltes Aussage von der mir ungünstigen Meinung der chrowotischen und serbischen Gelehrten kann ich des näheren als eine Unwahrheit erweisen, die darum noch lange nicht zur Wahrheit geworden ist, weil er einen Eid darauf geleistet hat.

Bisher widmeten mir siebzehn Gelehrte ihre Werke, darunter so manches von großer wissenschaftlicher Bedeutung. Einer der ersten, die mich derart ehrten und auszeichneten war Nikola Tordinac, ein chrowotischer katholischer Geistliche, der seine höhere Ausbildung in Rom genossen und Professor am erzbischöflichen Priesterseminar in Djakovar war. Das Buch heißt Narodne pjesme i pripovjetke iz Bosne und erschien im Jahre 1883. — Mir, dem Entdecker der weißen Zigeuner, einer vordem unbekannten Gruppe der europäischen Völkerfamilie, widmete Dr. Tihomir R. Gjorgjević, Prof. für Ethnographie an der Kgl. Universität in Belgrad, sein Hauptwerk: ‚Die Zigeuner in Serbien', Budapest 1903/4. Welchem deutschen Gelehrten sonst haben ein chrowotischer und ein serbischer Gelehrte solche Ehre angetan? Daraus geht doch nur hervor, daß Bolte unter Eid die Unwahrheit ausgesagt hat.

Eine der ältesten und angesehensten serbischen Zeitschriften, zugleich eine von extrem national-konfessionell exklusiver Richtung, die Bosanska Vila brachte in ihrem XXIV. Jahrgange, Nr. 6, Sarajevo vom 31. März 1909, S. 87—89 mein Bild und dazu meine Biographie zur Feier meines 50. Geburttages. Ich lege das Heft bei und übersetze daraus die Stellen, die von meiner wissenschaftlichen Qualifikation gerade das Gegenteil von dem bezeugen, was sich Bolte dreist unter Eid vermaß, einem hohen Gerichte aufzutischen:

„Unter den vielen Gelehrten von Weltruf, die an unserer Folklore Gefallen fanden, die deren Schönheit bewunderten, durchforschten und dem Auslande bekannt machten, nimmt ohne Zweifel die erste Stelle Dr. Friedrich S. Krauss ein. Der [sonst] seltene Reichtum unseres Volkgutes, die klare Durchsichtigkeit und der Scharfsinn, die in den Gebilden unseres Volkgeistes enthalten sind, haben Krauss, den eine umfassende und ausgebreitete Kultur auszeichnet, so sehr angezogen, daß er sich bereits seit Jahrzehnten mit unserem Volküberlieferungenschatz befaßt.

In einigen Monaten (am 7. Oktober 1909 nach dem neuen Kalender) werden es fünfzig Jahre daher sein, daß in Burnazovica bei Požega in Slavonien Friedrich S. Krauss als der Sohn deutscher, jüdischer Eltern zur Welt kam. Schon in seiner frühen Jugend hielten ihn seine Eltern an, die Volkseele zu ergründen, Sagen, Märchen und Zaubergeschichten zu sammeln, die Volkgebräuche zu beobachten usw. Sein Vater war fünf Sprachen mächtig und literarisch tätig. Seine Mutter pflegte ihm Geschichten und Märchen zu erzählen und als eine verständigkluge Frau zu belehren, damit er sich möglichst in das Wissen des Volkes hineinvertiefe, in dessen Mitte er geboren worden, denn diese Lehre sei eine unerschöpfliche Quelle reichsten Wissens. Schon mit vierzehn Jahren sammelte Friedrich S. Krauss Folklore, studierte sie und bewahrte sie auf.

Nach Erwerbung des Doktorats der Philosophie in Wien begab er sich auf Wunsch der höchsten Kreise in Wien zur Bereisung der Balkanländer, insbesondere Bosniens und des Herzoglandes. Der serbischen und der übrigen slavischen Sprachen vollkommen mächtig drang Krauss als erster in die entferntesten und allerverstecktesten Gebiete unseres Volkes ein und sammelte im Volke den Überlieferungschatz auf. Krauss wanderte in unseren Ländern unter den schwierigsten und sehr gefährlichsten Verhältnissen. Oft mußte er sich in allerarmseligstes Gewand verkleiden, um nur leichter in die untersten Volkschichten einzudringen und bei ihnen zu erkunden, was man in Herrenkleidung weder hören noch sehen kann. Er mußte Hunger und Durst, Kälte und Hitze ertragen, blos um im Leben unseres Volkes das aufzuzeichnen und zu erforschen, was bisher niemand vor ihm weder aufgezeichnet noch erforscht hatte.

Nachdem er ein unerschöpflich reiches Quellenmaterial aufgesammelt, kehrte er nach Wien zurück, wo er zu schreiben und Bücher von unbezweifelbar dauernder Wichtigkeit herauszugeben anfing. Er sammelte nicht allein eine Fülle von Erzeugnissen des Volkgeistes auf, wie Lieder, Märchen, Geschichten, Rätsel usw., sondern zeichnete auch eine gehäufte Menge an Volkglauben, Gebräuche usw. auf, was er unausgesetzt herausgibt und womit er uns Serben im großen Umfange zu Dankschuld verpflichtet, denn all dies entreißt er vor der großen Welt der Vergessenheit und übergiebt es der Wissenschaft. Die Arbeit eines Krauss muß man umsomehr würdigen, weil in unserem Volke allmählig viele Gebräuche und Glaubenanschauungen dahinschwinden, die er aufgesammelt hat.“

Daraufhin folgt eine zwei Spalten umfassende Aufzählung der Titel der Hauptwerke Krauss'.

„Außer dieser stattlichen Anzahl Bücher, die für sich eine schöne Bibliothek bilden, schrieb Krauss mehrere hundert kleinere und größere Studien von der Folklore und den Südslaven. Er schrieb auch noch über ein Tausend Rezensionen und Anzeigen über verschiedene gelehrte Werke und Broschüren. Alles dies bezeugt und beweist die starke Ausrüstung Krauss' und seine ungewöhnliche Begabung für die Literatur".

„Zu Krauss' fünfzigster Jahrfeier bringen wir in der Vila diese wenigen Zeilen mit den warmen Wünschen bei, er möge noch lange an der Weltliteratur tätig sein und die fremde Gelehrtenwelt mit den seltenen Vorzügen des serbischen Volkes bekannt machen!"

Das ist die wahre Meinung, nicht die von Bolte vorgebrachte, wenn auch bemeineidete, die man in ausschlaggebenden Kreisen des serbischen Volkes von mir und meinen Arbeiten hegt und verbreitet.

Nicht anders bewertet man meine Bestrebungen in den den Serben und Chrowoten nächststehenden Kreisen der dort zulande ansässigen gebildeten Deutschen, die auch die einem Bolte gänzlich fehlenden slavischen Sprach- und Sachkenntnisse besitzen, um über den Wert oder Unwert, über die Echtheit oder Unechtheit meiner Erhebungen und Feststellungen ein sachlich unanfechtbares Urteil abzugeben. Ehrliche Menschen finden Glauben mit ihren öffentlich abgegebenen Aussagen, auch ohne sie vorher gerichtlich beschworen zu haben, denn sie treten dafür vor aller Welt ein, indem sie ihre Ansichten und Beobachtungen drucken lassen, was weder Bolte, noch sein Helfer Prof. Felix v. Luschan, noch Prof. Richard Neuhaus mit den ihrigen gewagt haben. Die Öffentlichkeit der Gelehrtenwelt verlangt Beweise für Behauptungen, ihr genügt keineswegs wie dem Vorsitzenden des Kgl. Landgerichtes I, Strafkammer 12, der bloße Eid.

In neun Spalten spricht sich Ljuba T. Daničić, die gelehrteste, von allen den südslavischen gelehrten Gesellschaften und Akademien ausgezeichnete, vielfach geförderte und vom Publikum hochgeschätzte Frau, in der ältesten und führenden Tagzeitung der Deutschen im slavischen Süden (Die Drau, Essek (Osijek) 1909, Donnerstag, 22. April, S. 3—5) zu meinem 50. Geburttag aus. Obwohl ich die Nummer beilege, hebe ich doch aus dem Dr. Friedrich

S. Krauss' überschriebenen Feuilleton eine Reihe von Sätzen gleich hier aus, die so recht deutlich den Meineid Boltes beleuchten. Es ist klar, daß man sich so, wie Frau Daničić, nur dann äußern darf, wenn man im vorhinein der Zustimmung der Leser des Blattes sicher ist, und die Leser der Drau sind nicht blos Deutsche, sondern auch Chrowoten und Serben, die auch deutsch verstehen.

„Einer der größten Söhne Slavoniens, einer der schönsten Namen in der wissenschaftlichen Welt, arbeitet nun seit vielen Jahren mit wunderbaren Erfolgen, und wir wollen ihm zu seinem fünfzigsten Geburttag in dem größten deutschen Blatte Slavoniens auch einige Worte zum Gruße weihen. Es ist der bekannte Gelehrte Dr. Friedrich S. Krauss, dessen Verwandtschaft in Essek zu den ersten, vornehmsten Kreisen gehört.

„Es ist nicht wahr, daß aus feierlichem Anlaß immer gelogen werden müsse. Lügen ist [unfein] und macht unfrei und unfein. Der Mann aber, dessen fünfzigster Geburttag wieder einmal alle Federn in Bewegung setzen mag, ist gewiß nicht nur der beste, gründlichste und anerkannt vielseitigste Forscher südslavischen Volklebens, Glaubens, der Sitten usw., er ist auch allezeit ein aufrechter und freier Geist gewesen und er ist auch immer ein „vornehmer" Mensch gewesen, einer der wenigen ganz vornehmen Schriftsteller, die mir in meinem Berufleben unter den Berufgenossen begegnet sind. *Einer so freien und so vornehmen Persönlichkeit* braucht man nicht offiziös zu kommen, wenn man sie in freier Verehrung begrüßen will . . .

„Dr. Krauss lebt in Wien, hat aber alle südslavischen Länder besucht und durchwandert, oft auf ganz unwegbaren Wegen und Stegen und hat aus der Seele unseres Volkes unsagbare Schätze geholt und sie der großen Welt gezeigt in hunderten von Publikationen.

„Wie viel Liebe spricht aus diesen schönen Büchern! Wie ganz modern sind seine Blicke in die südslavische Volkseele!

„Er ist auch im Technischen modern, wie selten ein anderer vor ihm. Seine Sprache funktioniert wie eine Präzisionmaschine. Wenn man vor einer Rotationpresse steht oder vor einer Goldwage oder einen elektrischen Motor betrachtet oder nur eine kleine Stereoskopkamera, muß man — wie oft — als Schriftsteller ganz beschämt denken: nur dies ist „gearbeitet". Hier sitzt alles, hier klappt alles, hier ist das eine Prüfung und Probe des anderen; hier ist das Genaueste, das Ehrlichste und Beste einfach das Not-

wendige. Der kleinste Fehler wäre Hemmung, die kleinste Nachlässigkeit Zerstörung . . .

„Die Sprache des Dr. Friedrich Krauss ist „gearbeitet“, wie nur irgend ein Produkt der modernen Technik. Sein Auge verrichtet wundervolle Arbeit. Er bringt den Vergleich, der am schärfsten zutrifft, er bringt das Beiwort, das am bedeutendsten malt, den Ausdruck, der bis zur Verblüffung paßt. Er findet die Untertöne, in denen sich die Stimmung musikalisch mitteilt. Er trifft die Farben, die Mienen, die Gebärden, die Atemzüge, die er am lebendigen Objekt gesehen hat. Er verdeutscht die südslavischen Volkgesänge so meisterhaft, daß man sie liest, als ob es lauter Originale wären. Dasselbe süße und schwere Aroma unseres Heimatbodens trifft er immer seinen Verdeutschungen einzuhauchen.

„Und er weiß die Spuren aller Mühsal, allen Schweißes, aller Arbeithärte, aller seiner Versuche so vollkommen zu tilgen, so restlos wegzuwischen, daß dann alles glatt und sauber und blitzblank dasteht und ausschaut, als sei es aus der heitersten Leichtigkeit hingesetzt . . .

„Welch ein reiches Arbeitfeld bieten uns alle diese Büchertitel, und doch dabei nur eine blasse Ahnung von dem reichen Gehalte ihres Inhaltes, von der feinen Feder des Dr. Krauss. Er ist aber immer bequem, leichtfaßlich, mühelos und einladend. Er ist ironisch und tiefsinnig, wie moderne Karikaturenzeichner; er ist kühl und von einer verborgenen Gemütwärme, wie unsere ganze, der Sentimentalität feindliche Epoche. Immer ist er ein Maler des Wortes.

„Er ist farbig, wie die impressionistischen Maler, so voll tiefen, zarten, funkelnden Flimmerns, und wieder grellfarbig, schreiend, knallend, wie die bunten Volkkostüme und Mädchentücher. Und er hat immer das Tempo der modernen Menschen. Seine Werke bringen ihm Ruhm und Ehren, und alle Slaven sind stolz auf ihn.

„Die Werke des Dr. Friedrich S. Krauss sind von enormer Wichtigkeit für die Entwickelung der Literatur, der Völkerpsychologie und der Folklore. Sein Auftreten gleicht vollkommen dem eines Erfinders. Wie man keine Raddampfer mehr baut, seit es Schraubendampfer gibt, wie man nicht mehr mit dem Postwagen reist, seit die Eisenbahn da ist, so wird das alte, augenlose, saloppe, unpräzise, enge und schläfrige Erzählen undenkbar, seit dieser moderne Gelehrte südslavische Folklore so wunderbar vorträgt. Und wenn der heutige kroatische Literat aus einem beschränkten,

albernen, unwissenden, verbummelten, klatschsüchtigen und am Boden klebenden Subjekt sich — spät genug — zu einem Weltmann wandelt, dann hat ihm Dr. Krauss die Wege gewiesen . . .

„Es sind bei weitem noch nicht alle Werke des Dr. Krauss, die ich hier aufzuführen bemüht war. Und wenn ich sagte, dieser hohe Gelehrte ist ein „vornehmer Mensch“, so ist dies ein Ausdruck der höchsten Schätzung. Es ist nicht wahr, daß der literarische Beruf, der Beruf in Worten auf andere Menschen zu wirken, an sich vornehmer sei, als ein anderer. Als Vermittler von Ideen, wie als Zeitvertreiber kann der Schriftsteller tief genug sinken. Die Masse dessen, was im Dienste einer politischen Partei oder der jeweiligen modernen Weltanschauung und die Masse dessen, was für die Unterhaltung des lieben Publikums geschrieben wird, ist wahrhaftig nicht vornehm. Die Rücksicht auf die Wünsche des lieben Publikums bringt gerade den Schriftsteller am ehesten in die Gefahr, unvornehm, gemein zu werden, ein Allerweltdiener. Vornehm kann ein Schriftsteller nur sein, der, wie Dr. Krauss, eigen und stark genug ist, sich selber in Worten auszugeben, wie andere Persönlichkeiten sich in Taten ausgeben und einer Idee zu dienen, ehrlich und treu. Vornehm ist: etwas Neues schaffen nach dem eigenen Bild, wie Gott den Menschen erschaffen haben soll, auch „Er“ darum ein vornehmer Künstler.

„Zum Schluß noch ein Wort: wir Esseker können und wollen auf unseren Landsmann, unseren verehrten Dr. Friedrich S. Krauss stolz sein! „Živio na mnogaja!“

* * *

Die „wissenschaftliche Qualifikation“ meiner Arbeiten, die mir Bolte unter Zeugeneid absprach, wird aber auch von deutschen, englischen, französischen, italienischen, polnischen und russischen Gelehrten aufs ehrenvollste hervorgehoben. Ich führe nur einige unter hunderten an, die mittelbar beweisen, daß Bolte einen Meineid geleistet hat. Es sind durchweg Urteile von Männern, deren Bedeutung und Urteilberechtigung keiner Deutelei unterliegt, weil man sie zu den führenden Geistern der Gegenwart zählt.

Dr. Franz Boas, Prof. für Anthropologie und Ethnographie an der Columbia-Universität in New-York, Vorsitzender der amerikanischen Folklore-Society und Herausgeber des Folklore-Journals, sagt d. d. 2. Mai 1904 in seinem Anthropophyteia I, S. Vf. abge-

druckten Briefe: „Wenigen ist die Fähigkeit gegeben in das Verständnis der Volkseele einzudringen, und noch geringer ist die Zahl derer, die sich gleichzeitig einen klaren Blick wahren für die Fragen, denen volkkundliche Arbeit dient. Möchte es Ihnen, der Sie diese beiden notwendigen Bedingungen ersprießlicher Tätigkeit auf dem Gebiete unserer Wissenschaft auf so glückliche Weise verbinden, gegeben sein, das Verständnis für die Wichtigkeit volkkundlicher Forschungen in weiteste Kreise zu tragen.“

Der berühmteste Forschungreisende Deutschlands, Dr. Karl von den Steinen, Prof. für Ethnographie an der Universität in Berlin (a. D.), vor kurzem noch Direktor am Museum für Völkerkunde und Präsident der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, derzeit Präsident der Geographischen Gesellschaft in Berlin, schreibt d. d. 31. August 1907 (abgedruckt S. 3f. meiner Slavischen Volkforschungen, Leipzig 1908):

„Die prächtigen Guslarenlieder und ein großer Teil der Aufzeichnungen, die jetzt endlich in einem gewichtigen Bande herausgegeben werden sollen, stellen Sammlungen dar, die Sie als junger, gänzlich mittelloser Mann mit unglaublich zäher Arbeit und unter den schwierigsten äußeren Bedingungen geborgen haben. Sie haben bei dem Wandern unter Ihren Südslaven nach Lage der Dinge damals keine geringeren materiellen Entbehrungen erlitten und sind zweifellos von keinem geringeren wissenschaftlichen Idealismus getragen worden als der vortrefflichste Forschungreisende in irgend einem fremden Weltteil! Auch in dem einen kennzeichnenden Punkt halten Sie den Vergleich mit den echten Pfadsuchern unbekannter Länderstriche aus, daß Sie sich Ihre Aufgabe selber geschaffen haben. Sie erkannten den hohen Wert eindringlichster, volkkundlicher Erhebungen im Dunstkreis der europäischen Kultur zu einer Zeit, als die berufenen Würdenträger der südslavischen Gelehrsamkeit noch keine Ahnung hatten von den Schätzen, die sie umgeben.“

Als Sexualforscher urteilt Dr. Iwan Bloch in seinem bereits in 80 000 Exempl. aufgelegten Werke: „Das Sexualleben unserer Zeit in seinen Beziehungen zur modernen Kultur“ (Berlin 1908, S. 214): „Besonders wichtig und beweisend für die Existenz einer geschlechtlichen Promiskuität sind die Untersuchungen des Folkloristen Friedrich S. Krauss über das Geschlechtleben der Südslaven. Krauss hat sich überhaupt um die wissenschaftliche Erforschung und anthropologische Grundlegung des menschlichen

Sexuallebens die größten Verdienste erworben, ihm gebührt neben Bastian, Post, Kohler, Mantegazza und Ploß-Bartels ein Ehrenplatz unter den Begründern der ‚Anthropologia sexualis'."

Havelock Ellis bemerkt in seinem von Dr. Hans Kurella verdeutschten Werke: ‚Rassenhygiene und Volkgesundheit' (Würzburg 1912) auf S. 160: „Unter den Medizinern sind der Wiener v. Krafft-Ebing und der Berliner Albert Moll in der ganzen Welt als maßgebende Autoritäten der Sexualpathologie anerkannt... während in Wien Dr. Fr. S. Krauss (ursprünglich Psychiater) und seine Mitarbeiter bei der Herausgabe der „Anthropophyteia" sorgfältig das ergiebige Feld der sexuellen Folklore erforschen."

Meine Schriften wenden sich immer an eine geistige Elite. Der Bildungpöbel findet an ihnen weder Geschmack noch Gefallen. Man darf es darum füglich auch mit als einen Beweis für meine wissenschaftliche Qualifikation ansehen, daß von den von mir bisher veröffentlichten Arbeiten — es sind ihrer 114 — über einmalhundertundsechzigtausend Exemplare ihre Käufer gefunden und daß ich nach Jakob Grimm der meistgenannte und gelesenste Folklorist bin. Daran ändert der vor Gericht abgelegte Eid, mit dem mir Bolte die wissenschaftliche Qualifikation absprach, kaum etwas.

Die Verwendbarkeit meiner Sagen und Märchen, deren ich in meinen Schriften wohl an 2000 publizierte, bestritt Bolte unter Eid, weil sie „interpoliert" seien. Damit bezichtigte er mich bewußter Fälschungen, ohne dafür außer seinem Eid irgendwie auch nur den leisesten Schatten eines Beweises zu erbringen. Welcher Art diese „Interpolationen" seien, verschwieg er. Warum und wozu ich bei der erdrückenden Fülle sehr merkwürdiger und neuer Erhebungen irgendwelche ‚Interpolationen' hätte vornehmen sollen, gab er auch nicht an. Bevor er nicht einen zwingenden Beweis für die unter Eid vorgebrachte, meine literarische Ehre und Existenz untergrabende Behauptung erbringt, nenne ich seinen Eid einen Meineid. Ich bestehe darum mit allem Nachdruck darauf, daß er wegen Meineides bestraft werden soll.

Ich wiederhole aus meiner Eingabe vom 27. Juni, daß Bolte unter Eid falsch ausgesagt hat, er habe am I. u. II. B. der Anthropophyteia, die er von der D. V. A. G. auf seine Bitten hin zur Rezension erhalten, genug gehabt. In Wahrheit hat er auch um den III. B. gebeten, ihn jedoch nicht bekommen. ‚Ich habe den III. B. nicht mehr eingefordert', so drückte sich Bolte aus. Das

ist ein starkes Stück, wenn einer, der um ein Freiexemplar schnorrt, vor Gericht seine Bettelei als Einforderung bezeichnet. Er sagte meineidig aus und verdient im Sinne des Gesetzes eine angemessene Strafe dafür.

Prof. Dr. Felix v. Luschan legte den Eid ab, um als „Sachverständiger“ in Sachen auszusagen, von denen er, wie er selber angab, grundsätzlich nichts wissen wollte. Er betonte es, daß er alle meine Anthropophyteiabände keiner Einsicht gewürdigt, sondern unaufgeschnitten sekretiert und niemandem ausgefolgt habe. Im Laufe der Jahre habe sich nur einmal einer gemeldet, der die Werke benützen gewollt und dieser habe sie auch nicht bekommen.

Das alles darf man ihm glauben, doch ist seine unter Eid abgegebene Behauptung gänzlich unwahr, daß niemand von der Berliner anthropologischen Gesellschaft auf die Anthropophyteia einen Wert gelegt habe oder einen darauf lege. Dreimal erschien mein Prospekt als Beilage zur Zeitschrift für Ethnologie, die von derselben Gesellschaft herausgegeben wird und einmal versandte ich selber nach der Liste an sämtliche Mitglieder den Prospekt unter Kuvert von Wien aus. Daraufhin gewann ich eine befriedigende Anzahl von Subskribenten, darunter mehrere sehr tüchtige Mitarbeiter. Damit ist die Unwahrhaftigkeit der eidlichen Aussage Prof. v. Luschans erwiesen.

Ethnologen und Anthropologen bringen naturgemäß den Anthropophyteia ein sehr reges Interesse entgegen. Dr. Weule, Prof für Ethnographie an der Kgl. Universität in Leipzig und Direktor am Museum für Völkerkunde daselbst, sagte am 24. Oktober 1911 vor dem Kgl. Landgerichte in Leipzig als Sachverständiger aus, seine Schüler läsen im Museum sehr häufig die Anthropophyteia. Das ist unzweifelhaft wahr und widerspricht der eidlichen Aussage Prof. v. Luschans.

In meinem im III. B. der Anthropophyteia S. III (1906) abgedruckten Nachrufe für Prof. Dr. H. B. Obst, den Schöpfer des Leipziger Museums für Völkerkunde, führte ich an: „Sein großer, die Menschheit umfassender Geist erkannte auf den ersten Blick die Tragweite des Unternehmens [der Anthropophyteia] und freudig bewegt rief er nach Durchsicht meines Programmes und meiner Handschriften aus: „Nun werden wir endlich erfahren, was tausende Gegenstände in unseren Museen bedeuten. Die Anthropophyteia wird es uns lehren!“

Den Prof. v. Luschan haben die Anthropophyteia gar nichts gelehrt und darum weiß er auch nicht, was sie für tausende Gegenstände des Museums bedeuten. Er behauptete aber unter Eid, die Anthropophyteia seien in der Wissenschaft unbeachtet geblieben. Daß er die vielen sexual- und kulturwissenschaftlichen Werke und Abhandlungen kenne, in denen Belege aus den Anthropophyteia angeführt werden, kann man ihm nicht leicht beweisen, dagegen sind ihm unmöglich die in wissenschaftlichen Zeitschriften erschienenen, ausnahmlos günstigen Rezensionen über die Anthropophyteia entgangen, überreiche Anerkennungen, die seinen Neid, seine Mißgunst und Bosheit bis zur Sinnlosigkeit aufstachelten, bis er unter Eid gerade das Gegenteil behauptete, was er so oft zu Gesicht bekam Von den Zeitschriften seien erwähnt:

1. Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik, herausg. von Prof. Dr. Hans Groß,
2. Wiener Klinische Rundschau,
3. Schweizer Archiv für Volkkunde,
4. Berliner Klinische Wochenschrift,
5. Deutsche Literaturzeitung,
6. Globus,
7. Archiv für Anthropologie,
8. American Anthropologist,
9. Geschlecht und Gesellschaft,
10. Monatschrift für Kriminalpsychologie,
11. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien,
12. Archivio delle Tradizioni Popolari,
13. Politisch-anthropologische Revue,
14. Archiv für Rassen- und Gesellschaft-Biologie,
15. Zentralblatt für Anthropologie,
16. Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte,
17. Mitteil. zur Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften,
18. Hygienische Rundschau in Leipzig,
19. L'Année sociologique,
20. The Journal of American Folk-Lore,
21. Mutterschutz in Berlin,
22. Sexual-Probleme in Berlin,
23. The Nation in New-York,
24. Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkkunde,

25. Repetitorium der praktischen Medizin,
26. Zeitschrift für vergleichende Rechtwissenschaft,
27. Zeitschrift für Sozialwissenschaft,
28. Zeitschrift zur Bekämpfung der Geschlechtkrankheiten,
29. Revue d' Ethnographie et de Sociologie,
30. Zentralblatt für Psychoanalyse.

Hier sprachen sich wiederholt Forscher ersten Ranges aufs allergünstigste über die Anthropophyteia aus. Das konnte auch einem Luschan nicht entgehen und darum ist sein gerichtlich abgegebener Eid ein Meineid.

Noch offenkundiger wird seine Meineidigkeit, weil er behauptete, noch nie etwas abscheulicheres als die erotischen Tätowierungen im IX. B. der Anthrop. gesehen zu haben. Diese Bildchen sind jedoch nur Variationen zu den bei Lombroso vorkommenden Verbrechertätowierungen, die Luschan zu kennen behauptete, als ich ihn daran erinnerte. Er, der nun dreißig volle Jahre im Berliner Museum verbringt, hat unausweichlich und gewiß sehr oft erotische Bildwerke aus dem klassischen Altertum, aus Indien, China und Japan gesehen, die doch das unwahrscheinlichste an erotischen Stellungen jeder Art darbieten, mit denen die sehr primitiven Zeichnungen belgischer und französischer Schiffknechte kaum zu vergleichen sind. Im Museum sind unzählige erotische Objekte ausgestellt, so z. B. sah ich dort in einem Glasschrank eine Reihe peruischer Grabgefäße, die Gestalten in verschiedensten, auch sodomitischen Verbindungen zeigen. Er hat demnach unter Eid die Unwahrheit geredet und sich strafbar gemacht. Wenn es richtig wäre, was Luschan sagte: „Die Abbildungen auf den Tafeln wühlen im Schmutz", so müßte er folgerichtig das Königliche Museum in Berlin als eine Art von Cloaca maxima bezeichnen.

Prof. v. Luschan sagte, charakteristisch für den Band II seien die sogenannten spanischen Romanzen auf S. 122. Ihm, dem Sachverständigen, sei beim Lesen derselben gewissermaßen der Verstand stillgestanden. Er begreife nicht, wie so etwas gedruckt oder für ernst genommen werden könne.

Daß bei einer sistierten Verstandtätigkeit das Begriffvermögen aufhöre, ist sicher, doch wie durfte sich Prof. v. Luschan unter Eid als Sachverständiger für die spanischen Romanzen ausgeben, wenn er nicht einmal begreift, warum und wozu Forscher von Beruf derartige Außerungen des menschlichen Geistes ernst nehmen und drucken lassen? Warum verzerrte er sein Gesicht zu abstoßenden

Grimassen, warum schlenkerte er mit den Armen wie ein Narr und warum warf er seinen Oberleib hin und her, um so seine Unwahrheiten als Ausbruch einer plötzlichen Aufwallung seines keuschen Gemütes hinzustellen? In Wahrheit war aber alles nur eine vorbereitete Komödie, um die Anthropophyteia zu Fall zu bringen, und weil er wider Recht und Vernunft unter Eid ausgesagt hat, fordere ich seine Bestrafung.

Wien VII/2, Neustiftgasse 12,
am 10. August 1913.

Dr. Friedrich S. Krauss.

---

An die
löbliche Königliche Oberstaatanwaltschaft
in Berlin NW. 53, Turmstr. 89.

Hochgeehrter Herr Oberstaatanwalt!

Herr Dr. Heintzmann verfolgt mich mit ausgesuchter Grausamkeit. Die Aufregungen, die er mir seit zwei Jahren verursacht, der ständige Gram und Kummer, die er mir bereitet, machten mich krank, umsomehr als er mich auf eine dem Gesetz schwerlich entsprechende Weise um mein in drei Jahrzehnte langer unermüdlicher Forscherarbeit redlich erworbenes Vermögen bringt und mit aller Rücksichtlosigkeit mich nicht blos allgemeinster Verachtung aussetzt, sondern auch samt meiner Familie der Not und dem Elend überantwortet.

Mit der über mich verhängten Postsperre raubte er mir auch die Möglichkeit, frank und frei mein Recht in Deutschland gegen ihn zu suchen, denn alle meine Briefe fängt die Post auf, um sie ihm zu überantworten. Da ist es doch sehr zweifelhaft, ob er die Aufdeckung seines Treibens den kompetenten Vorgesetzten zur Beurteilung vorlegen würde. Deshalb sehe ich mich ganz wider meine Geradheit und Offenheit im Auftreten genötigt, anruhende drei Eingaben samt den Beilagen im Paket an Ihre werte Adresse unter dem Namen eines meiner Freunde, mit dessen Zustimmung selbstverständlich, abzusenden, damit Sie sie gewiß erhalten mögen.

Die Anzeige wider die Professoren Bolte und v. Luschan vertraue ich Herrn Dr. Heintzmann schon gar nicht an, nicht nur weil er als Zeuge aussagen soll, sondern weil er vielleicht auch

Aufklärung über denjenigen zu geben haben wird, der die besagten zwei Herren als Zeugen und Sachverständige bestellt hat.

Für den Termin am 2. Oktober d. J. ersuchte ich in meiner Eingabe vom 27. Juni um Ladung von 14 Sachverständigen, später noch um die Ladung des Geheimrates Prof. Dr. Josef Kohlers in Berlin.

Zu meinem Erstaunen verständigt mich der Herr Staatanwalt, das Gericht habe an Stelle des Herrn Dr. Danckelmann beschlossen, Herrn Prof. Karsch zu laden. Prof. Karsch stand aber schon auf meiner Liste! Daraus folgere ich, daß „man" beschlossen habe, nur eine Auswahl der genannten Herren zu laden. Ich muß jedoch auf Ladung aller bestehen.

Ebenso bestehe ich als ein Mann, dem man mit Hilfe Boltes gerichtlich die wissenschaftliche Qualifikation absprach, auf Einholung von Gutachten jener sechs Gelehrten, die ich in meiner Eingabe vom 27. Juni genannt habe. Die primitivste Gerechtigkeit erheischt es, daß man mir an derselben Stelle, wo man mir die wissenschaftliche Ehre abgeschnitten hat, die Ehre wieder gibt, die ich mir mit unsäglicher wissenschaftlicher und literarischer ehrlicher Arbeit erworben habe.

Auf meinen Forschungreisen unter den Primitiven befand ich mich mitunter in schwerer Lebensgefahr. Ich rettete für die Wissenschaft vom Menschen Denkmäler, deren Wert die Forscher aller Länder rückhaltlos anerkennen. Nur ein Dr. Heintzmann erklärt dies für gemeinschädliche Pornographie, will eine Wissenschaft zertrümmern und mich, den Forscher an den Bettelstab bringen. Gegen ihn und seine Helfer rufe ich Sie, hochverehrter Herr Oberstaatanwalt, an. Das geflügelte Wort: ‚Es gibt noch Richter in Berlin!' darf und soll nicht zur Chimäre werden.

Wien VII/2, Neustiftgasse 12,
am 28. August 1913.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Dr. Friedrich S. Krauss.

GN. 38. J. 1108. 12 / 36.    zu H. 6698/13.

An die
löbl. 12. Strafkammer des Königlichen Landgerichtes I
in Berlin NW. 52, Turmstr. 91.

Sehr geehrte Herren Richter!

Auf Ihre w. Ladung vom 19. Juni 1913 hin bitte ich ergebenst um Freigebung meiner fünf Beiwerke zum Studium der Anthropophyteia. Die Voraussetzungen zur Beschlagnahme nach dem Beschlusse vom 19. Mai 1913 halten einer unvoreingenommenen sachlichen Prüfung nicht Stich und daher wird eine Freigebung der Werke in Ihrer Verhandlung am 2. Oktober 1913 jeden unbefangenen Denker befriedigen.

Es ist nicht wahr, daß die Werke „grob pornographische Darstellungen, Gedichte und Witze enthalten, die das sittliche Gefühl des normal empfindenden Menschen in geschlechtlicher Beziehung verletzen, ohne der Wissenschaft zu dienen".

Mit der Pornographie haben diese tiefschürfenden Untersuchungen des menschlichen Trieblebens nichts gemein. Die Pornographie ist vielmehr bis zu einem gewissen Grade, soweit sie nicht ins rein literarisch-ästhetische Gebiet einschlägt, mit ein Gegenstand, nicht der wichtigste, unserer ethnologisch-folkloristischen Forschungen. Wir richten unser Augenmerk hauptsächlich auf jene Darstellungen, Gedichte und Witze, die vom sittlichen Gefühl n o r m a l empfindender Menschen zeugen. Wir tragen in die normal empfindenden Menschen gar nichts neues hinein, sondern empfangen unser Tatsachenwissen von ihnen und darum ist es unerfindlich, wieso wir diejenigen verletzen könnten, die uns Forscher belehren und aufklären.

Daß unsere Studien und Sammlungen der Wissenschaft vom Menschen im eminentesten Sinne des Wortes dienen, haben bereits auch deutsche Richter und Staatanwälte von Weisheit und Gerechtigkeit erfüllt mit ihren Urteilen und Entscheidungen im Namen des Königs und im Namen des Reiches anerkannt. Ich lege sie in drei Heften unter A, B und C zur geneigten Würdigung und Prüfung bei.

Auch hervorragende Männer der Wissenschaft sprachen sich in Fachzeitschriften äußerst günstig über die Werke aus, denen der Herr Staatanwalt ein jähes Ende bereiten möchte.

Zu Dulaure, B. I der Beiwerke, lege ich bei

D) die Anzeige Prof. Dr. P. Näckes, Archiv für Kriminalanthropologie 1909, worin er ausdrücklich sagt: „Das Ganze ist ein Muster folkloristischer Forschung und jedem Gebildeten zur Lektüre zu empfehlen."

E) Das Referat Dr. G. Antze's, Assistenten am Museum für Völkerkunde in Leipzig, Mitteil. d. Anthrop. Ges. Wien XV, 1910, der sich besonders zum Schluß sehr günstig über unsere Studien äußert. Zu meinem Japanbuche verweise ich auf die daselbst im Anhang abgedruckten zwei Referate und ferner

F) auf Dr. E. Wilhelms, Amtgerichtrat a. D., Referat, Archives D'Anthropol. Criminelle de Médecine légale, Paris 1912, S. 306, und

G) auf des Afrikaforschers Bieber Referat in den Sexual-Problemen 1912, S. 131—135.

Betreffs des III. B. schließe ich H) das Referat des Anthropologen und Ethnologen Dr. G. Buschans, Herausgebers des Zentralblattes für Anthropologie bei, Sexualprobleme 1910, S. 238. Dasselbe gilt auch für den V. B., in dem sich der Herausgeber Hnatjuk in der Einleitung und im Vorwort ausführlich über die Ziele und Zwecke der Forschungen ergeht.

Wie mir Herr Dr. Heintzmann am 14. Juni d. J. mündlich erklärte, beanstandet er den I. Teil des IV. Beiwerks, die „Eheliche Ethik der Juden" von Nordîn nicht, sondern blos das Geschlechtleben des deutschen Volkes der Gegenwart (IV. Teil). Meine Ausführungen im Schlußartikel des Bandes beachtete er gar nicht. Was er angreift und vernichten will, sind die Äußerungen (die Folklore) deutscher Land- und Stadtbewohner. Vernünftigerweise sollte er deswegen gegen das deutsche Volk die Anklage führen, dessen Denken und Fühlen die Forscher gewissenhaft erhoben haben. Das, was sie ermittelt haben, beweist nur, daß es ein vergebliches Beginnen wäre, aus dem deutschen Volke ein Volk von Eunuchen oder Impotenzlern zu machen, wohl aber, daß die Erotik, sowie sie ist, der gesunden Natur des Volkes gemäß geartet ist. Die in die Kreise der aus der Gesellschaft ausgeschiedenen Landstreicher geratene Folklore ist von der der psychisch Gesunden nicht wesentlich verschieden, ebensowenig die der Insassinnen verrufener Häuser. Wohl muß man jedoch zugeben, daß die Schilderungen Luedeckes vom Besuch derartiger Stätten mächtig abschrecken.

Der Verlagbuchhändler Innig in Berlin, bei dem man den V. B. saisiert hat, ist nie Kunde meines Ethnologischen Verlages gewesen. Wie er das Exemplar erworben und ob er es irgendwie verbreitet hat, ist mir unbekannt. Daß man bei einem Buchhändler ein Buch, noch dazu ein nicht verbotenes, entdeckt, ist nicht auffällig.

Ein gewiegter deutscher Pädagog und Ethnolog, weiland Prof. Dr. Thomas Achelis, Direktor am I. Gymnasium in Bremen, sagte im Globus (vergl. Beilage I) wörtlich: „Wir können nur dringend wünschen, daß diese Berichte in möglichst weite Kreise dringen, jedenfalls aber von allen echten Kulturhistorikern nach Gebühr geschätzt werden."

* * *

Schiffahrt, Eisenbahnen, Automobile, Luftschiffe und Luftflieger, Sprengstoffe und Mordwaffen zerstören jahraus jahrein unzählige Existenzen, doch deswegen proponiert niemand die Vertilgung sämtlicher Schiffe usw., weil man jedoch beim Buchhändler Innig ein Exemplar des V. B. der Beiwerke entdeckt hat, müssen sämtliche Exemplare der Beiwerke, muß meine Ehre und bürgerliche Existenz vernichtet werden!

Warum und wem zu Gefallen?

„Apuleius von Madaura, der graekoromanische Provinziale aus Afrika, war seinerzeit der einzige, der wirklich Sinn für exakte zoologische Untersuchungen bekundete. Aber das Faktum stand isoliert und hat keinerlei Früchte getragen. Denn die einfältigen Zeitgenossen hielten den, der zootomische Studien vornahm, für einen Zauberer und Hexenmeister und so ward solche Beschäftigung geradezu lebengefährlich. Apuleius wurde in einen Kapitalprozeß verwickelt und eben seiner Verteidigung gegen die lächerliche Beschuldigung verdanken wir die Kenntnis seiner zoologischen Neigungen." (Otto Keller, Die antike Tierwelt, Leipzig 1909, I, S. 1).

Das war vor 1750 Jahren und der Vergleich mit mir trifft nicht ganz zu, denn das Faktum meiner Studien steht keineswegs isoliert da und es hat auch reiche Früchte für die Wissenschaft vom Menschen getragen. Bestreitet einer das, so beweist er damit entweder eine grenzenlose Unkenntnis der fachwissenschaftlichen Literatur oder die Absicht, sei es aus was für Beweggründen immer, eine wissenschaftliche Disziplin in ihrer gedeihlichen Entwickelung zu stören, um mich gesellschaftlich und wirtschaftlich zu

vernichten. Es ist töricht, uns fortwährend gerichtlich darzutun, was sonnenklar ist, daß die Äußerungen des Geschlechttriebes vielfach unser verfeinertes Gefühl verletzen, doch nirgends steht es geschrieben, daß es verboten sei, auch diese Kundgebungen der Menschenseele zu sammeln und der weiteren psychologischen, ethnologischen, folkloristischen, kulturgeschichtlichen, juridischen, medizinischen und philologischen Forschung zur Verfügung zu stellen. Das ist eine unabweisbare Pflicht naturwissenschaftlich geschulter Folkloristen. Das setzt z. B. Hnatjuk einleuchtend in seinem Exkurs im V. B. der Beiwerke auseinander und ich lege den Bogen extra unter J) zur Würdigung des Gerichtes bei.

Die Erfindung des Wahnes vom öffentlichen allgemeinen Schamgefühl, dessen Verletzung Konfiskationen von Büchern und Bildern, Verfolgung der Autoren und Verleger nach sich zieht, verdankt man einem Wüterich, der den Vergleich mit sämtlichen bulgarischen Komitadžis, mit Attila, Timurlenk, Bajazid und Iwan dem Schrecklichen aushält, Napoleon I. Im Jahre 1801 veröffentlichte Marquis de Sade ein heftiges Pamphlet gegen Napoleon und seine Umgebung. Diese Blasphemie („Zoloë et ses deux acolytes“), und nicht die darin herrschende „Unsittlichkeit“ war der Grund zu ihrer Verfolgung, die nun mit äußerster Strenge einsetzte und sich jetzt auch zur Bemäntelung des Schurkenstreiches auch auf die meisten anderen Werke ausdehnte. Das Wegnehmen und Vernichten war jetzt an der Tagordnung. Endlich hatte man ein neues zugkräftiges Schlagwort zu den bereits fadenscheinigen konfessionellen und politischen gewonnen, um die Geister zu knechten. Die Kirche mit ihren Ketzer- und Hexengerichten hatte abgewirtschaftet, an ihre Stelle trat nun die geistige Seuche, die sich als Nuditätenschnüffelei auch nach deutschen Landen herüberverpflanzte und ein häßliches Nadrertum, Meineidbereitschaften, Erpresserwesen und ruchlose gerichtliche Anklagen züchtete. Wer gegen die Anthropophyteia vorgeht, besorgt im Grunde genommen nur die Geschäfte eines Napoleon I.

In der Anklage ist und war fortwährend die Rede vom Verfasser und den Verfassern der pornographischen Beiträge in den Anthrop. und man meint und meinte damit mich und meine Mitarbeiter. Alle diese „Roheiten“, „Gemeinheiten“, „Niederträchtigkeiten“, „Abscheulichkeiten“, diese „rohen“ usw. Ausdrücke und Wendungen gebrauchen jedoch nicht wir, die Forscher, sondern einzig und allein unsere Forschungobjekte, die Völker, deren Sprache, Sitten,

Bräuche und Anschauungen wir voraussetzunglos zu ergründen verpflichtet sind. An diesem Bestand der Überlieferung irgend etwas zu ändern, um Ästhetikern vom Schlage eines Bolte, Luschan und Neuhaus gefällig zu sein, hieße bewußte Verfälschung betreiben.

Wer nicht mit derselben Ruhe die Äußerungen des menschlichen Geschlechttriebes, wie etwa der Bakteriologe die Bewegung eines Stäbchens unter dem Mikroskop betrachten kann, der ist nicht befähigt und nicht berufen, über den wissenschaftlichen Wert der Anthrop. ein Urteil vor Gericht abzugeben. Manche Feinde unserer naturwissenschaftlichen Studien sind psychopathische Individuen, mit angeborener oder durch Ausschweifungen erworbener Imbezilität, auch Antivivisektionisten, andere Spiritisten. Auch die liebliche Kombination mit der Antisemiterei läuft mit unter.

Ich lege zur weiteren Bekräftigung das Referat eines berühmten Urgeschichtforschers, Dr. med. Reinhard Hofschlaeger bei (K) aus dem 54. Heft der Mitteil. zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften 1913, der sich so ausdrückt:

„Der Herausgeber der Anthropophyteia und der Beiwerke ist so vielen Anfeindungen ausgesetzt, daß es nur eine Ehrenpflicht der Kritik ist, hervorzuheben, daß die in diesen Werken angestellten Ermittelungen doch wichtige Vorarbeiten sind für zusammenfassende oder den Stoff nach anderen Gesichtpunkten verwertende Untersuchungen. Es läßt sich in der ethnologisch-volkkundlichen Wissenschaft kein einigermaßen feststehendes Gebäude errichten, wenn die nach Beschaffenheit und Herkunft sehr verschiedenartigen Bausteine nicht in der nötigen Menge zur Hand sind. Von den in den Anthropophyteia und den in den Beiwerken aufgehäuften Bausteinen mag mancher Laie und vielleicht auch mancher Gelehrte, dessen Seele sich gern an zartester Ästhetik erfreut, sich naserümpfend abwenden, ohne zu ahnen, daß das Gold der Wissenschaft auch unter abschreckendstem Gerümpel und unter Morasthaufen verborgen liegen kann. Der ethnologische und folkloristische Forscher, der den primitiven Menschen, so wie er ist, in jeder Beziehung kennen lernen will, hat die unabweisliche Pflicht, auch die abstoßendsten Seiten menschlichen Tuns in seine Untersuchungen hineinzuziehen. Nur so ist es möglich, gerade die Wesenszüge, die den Menschen neben oder auch unter das Tier stellen, unter dem Gesichtwinkel unvoreingenommener Forschung zu betrachten. Es ist hier unnötig, alle Probleme der Wissenschaft oder auch des praktischen Lebens aufzuzählen, die durch solche

volkkundlichen Erhebungen unserem Verständnis näher gebracht werden."

Weder ich noch meine Mitarbeiter betreiben Pornographie, ebensowenig die anderen Gelehrten und Forscher, die unsere Ermittelungen verwerten, sondern es trifft die Schuld an den Skandalen lediglich den Ankläger Herrn Dr. Heintzmann, der unsere Arbeiten vor die Gerichte zerrt und uns in der Öffentlichkeit mit Schimpf und Schande bedeckt. Er schneidet uns mit seiner jeder Grundlage baren Anklage die Ehre ab, er verleumdet uns und hetzt gegen uns nicht blos Königliche Landrichter, sondern wiegelt auch die Volkmenge gegen uns auf, indem er seine Angriffe in die Presse hinausschleudert und der Welt weis macht, er habe höchst gefährliche Menschen hoppgenommen, kaltgestellt und das deutsche Volk vor uns wieder einmal gerettet. In Wirklichkeit könnte Dr. Heintzmann oder ein gleich ihm veranlagter Herr mit Hilfe des Kleeblattes Bolte—Luschan—Neuhaus Euer Deutschland auf das Kulturniveau Montenegros und Albaniens hinabdrücken.

Unsere Studien dagegen befreien von solchen Gestalten die Gesellschaft, wie von einem Alp, der sich auf sie hinaufwälzt und tragen zur Gesundung des Volkes bei.

Nach der Zerstörung der Literaturdenkmäler in den alten Kulturzentren Niniveh, Babylon, Theben, Athen, Jerusalem und Rom erlebte die abendländische Menschheit einen Rückfall in die trostloseste Barbarei. Richard Payne Knights Werk vernichteten Tugendwächter bis auf drei ihrer Wut entgangene Exemplare und die ethnologische Sexualforschung erlitt für ein Jahrhundert eine schwer wettzumachende Störung. In der Voraussicht, daß auch die Anthrop. grimmigsten Verfolgungen ausgesetzt sein werden, brachte ich das riesige Geldopfer dar, 1 500 000 Exempl. der Prospekte dazu über die ganze Welt hinaus zu versenden, um für den nun wirklich eingetretenen Fall der Vernichtung des Unternehmens in Deutschland der neuen Disziplin eine Zuflucht und Heimat in anderen Reichen und Weltgegenden zu sichern. Dies Ziel habe ich Gottlob erreicht und der Haß des Herrn Dr. Heintzmann vernichtet nicht die Wissenschaft, sondern nur die mir weggenommenen restlichen Exemplare der Auflagen. Er bringt blos mich um die Hoffnung, im Laufe einer unabsehbaren Zeit einen bescheidenen Vermögenvorteil aus meiner Tätigkeit und Arbeit zu ziehen. Sein Vorgehen erscheint mir darum wie die Durchführung eines persön-

lichen Racheaktes unter gefälliger Mitwirkung ihm gefügiger oder unterworfener Menschen.

Seit dem Erscheinen von Theodore Schröders „Obscene“ Literature and Constitutional Law. A Forensic Defense of Freedoms of the Press, New York 1911, 439 S. gr. 8⁰ und Havelock Ellis’: „Geschlechttrieb und Schamgefühl“, übersetzt von M. und J. E. Kötscher, Würzburg 1907, ist die vorige und gegenwärtige Anklage wider die Anthropophyteia einem Malefizprozeß vollkommen gleichzusetzen. Sie hat keinerlei psychologische Berechtigung mehr. Sie erscheint vielmehr als wie eine Auffrischung des Hexen- und Teufelglaubens, als ein Ansturm gegen Vernunft und Recht, gegen den reinen Gottesglauben und den Geist des Gesetzes, als ein Hohn gegen die Kultur des XX. Jahrhunderts, als eine Schande Deutschlands. Ellis’ Buch können Sie leicht in jeder Buchhandlung kaufen, nicht so jedoch das Schroeders, weshalb ich es Euch, sehr geehrte Herren Richter, zur aufmerksamen Lektüre leihweise zusende, damit Ihr zum Nachdenken angeregt die einem Wahn entsprungene Anklage des Staatanwaltes zurückweisen mögt.

Wien, den 4. Sept. 1903.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Dr. Friedrich S. Krauss.

---

Hochgeehrter Herr Oberstaatanwalt!

Ich zeige hiermit ergebenst Herrn Dr. Heintzmann, Königl. I. Staatanwalt in Berlin, wegen Amtmißbräuche an und lehne den Landgerichtdirektor Herrn Dr. Lilia als Vorsitzenden für die Verhandlung vom 2. Oktober d. J. ab. Meine Anzeige und Ablehnung begründe ich wie folgt:

Am 26. Mai 1913 erschien ich selber im Justizpalast zu Moabit, um mit dem Staatanwalt Herrn Dr. Heintzmann zu reden. Ihn traf ich nicht an, doch seinen Substituten Herrn Kieser. Als ich mich ihm nannte, rief er aus: „Aha, Sie sind es! Was wollen Sie?“ Schlicht antwortete ich, ich wünschte Herrn Dr. Heintzmann zu sprechen, um zu erfahren, warum er meine Anthropophyteia konfisziert habe. Herr Kieser warf sich in die Brust und herrschte mich an: „Wir müssen das deutsche Volk vor Ihnen schützen!“ — „Wieso?“ fragte ich erstaunt, „bisher hat mich das deutsche Volk

noch ganz im Stich gelassen. Es bekümmert sich nicht um mich und meine Arbeiten. Wozu braucht man da einen Schutz? Ich möchte doch Herrn Dr. Heintzmann sprechen!“

„Er ist heute in der Kgl. Bildergallerie, um festzustellen, welche Bilder reproduziert werden dürfen. Sie brauchen auf ihn nicht zu warten. Sie brauchen auch nicht zur Verhandlung zu kommen. Die Konfiskation ist eine beschlossene Sache.“

„Da möchte ich doch noch vorher die Herren Gerichtpräsidenten sprechen.“

„Die sind nicht für Sie zu sprechen. Sie können schon gehen!“

„Ich will aber Sachverständige heranziehen.“

„Wir haben schon unsere Sachverständigen.“

Trotzdem bestand ich auf meinem Wunsche und gab den Namen eines Sachverständigen zu Protokoll.

Sehr nachdenklich reiste ich von Berlin ab. Der Buch- und der Kunsthandel sind eigentlich in Deutschland vogelfrei. Stiehlt einer einen Koffer oder begeht einer einen Einbruch und ist er deswegen gerichtlich einmal abgeurteilt worden, so kann ihn wegen denselben Deliktes kein Gericht mehr zur Verantwortung ziehen. Autor und Verleger quält man unausgesetzt wegen ein und desselben Werkes, mag es selbst achtmal freigegeben worden sein! Seit Jahrzehnten hallt die Losung durch deutsche Lande: „Die Kunst fürs Volk!“ Daraufhin blühte die Ansichtkartenindustrie auf, die die in Kaiserlichen und Königlichen Gallerien befindlichen, nur dem Grosstädter leicht zugänglichen Kunstschätze in billigen, oft trefflich gelungenen Reproduktionen, in die weitesten Volkkreise trugen. Auf einmal ersteht ein Staatanwalt und hält fürchterliche Musterung. In den Gallerien dürfen die Bilder zur allgemeinen Besichtigung hängen, dort können sie dem Beschauer nicht abträglich sein, seine Moral nicht gefährden trotz aller Farbenpracht und herrlichen Umgebung, wie sie aber auf Ansichtkarten erscheinen; dann geht es nach § 184 der Str.-G.-S. gegen Hersteller und Verschleißer los. Der Bilderstürmer kann eben noch nicht gegen den unantastbaren Besitzer der Originale losgehen, mag es ihm dazu vielleicht an bösestem Willen auch nicht mangeln, doch der ungeschützte Bürger muß es um so schwerer subjektiv und objektiv büßen. Wie ich aus einer Zeitungnotiz, Leipzig 16. August, entnehme, hat Dr. Heintzmann seine Fangarme auch nach den Reproduktionen Prof. Otto Greiners „Odysseus und die Sirenen“

im Leipziger Museum und einem Bilde Müller-Schönfelds im Leipziger Künstlerverein ausgestreckt.

Die Anthropophyteia-Jahrbücher mit ihren Beiwerken bilden für sich eine wissenschaftliche Literatur, die das Volktum fast aller Völker der Erde berücksichtigt. Das sind Stoffsammlungen allerersten Ranges von bleibendem Werte für die Menschheitgeschichte, doch für den Staatanwalt Herrn Dr. Heintzmann und seinen Adlatus nur Pornographie! Pornographisch erscheinen ihm auch die vielbewunderten Bilder erster Maler unserer Zeit! Weder Wissenschaft noch Kunst sind vor Herrn Dr. Heintzmann sicher und ich beschloß trotz der Abmahnung nach Berlin zur Verhandlung zu kommen. Nicht blos, um die Bekanntschaft des Herrn Staatanwaltes zu machen, sondern auch um den Herrn Landgerichtdirektor kennen zu lernen, der noch vor der Verhandlung, vor Einvernehmung aller Sachverständigen und des Hauptbetroffenen, die Vernichtung meines Unternehmens beschlossen hat. Wenn etwas derartiges von vornherein „beschlossen“ worden war, wozu beraumte man die Verhandlung an? Wozu dienen Gesetz und Recht in Berlin, entscheidet allein der Herr Dr. Heintzmann über Sein und Nichtsein in Fragen der Wissenschaft und Kunst?

* * *

In der ersten Gerichtpause am 12. Juni trat auf dem Wandelgange der Staatanwalt Herr Dr. Heintzmann auf mich zu. Mit unheimlich dräuender Bulldoggmiene und mit dem Zeigefinger der rechten Hand mir unter der Nase fuchtelnd sprach er mich finster an:

„Sie, ich kann Sie verhaften lassen!“

„Wozu?“ fragte ich ruhig. Darauf blieb er mir die Antwort schuldig. Nach einer Weile hub er wieder an:

„Sie lassen insgeheim die Anthropophyteia durch einen Buchhändler vertreiben und geben ihm eine 25proz. Provision. Derselbe betreibt auch einen schwunghaften Handel mit pornographischen Büchern und mit künstlichen Geschlechtgliedern. Man hat bei ihm eine ganze Bibliothek solcher Sachen konfisziert.“

„Das ich nicht wüßte! Wer ist denn das?“ fragte ich verwundert.

Triumphierend sagte darauf Dr. Heintzmann: „Kennen Sie den Buchhändler Theodor Rudolph in Neuhaus?“

„Ob ich meinen Buchhalter kenne! Aber natürlich. Der führt doch blos die Buchhaltung für mich und ich entschädige ihn

für seine Mühewaltung perzentuell nach der Höhe des Umsatzes. Was ist der Mär dabei? Das ist doch in vielen Geschäften so üblich. Daß er jedoch einen Extrahandel mit pornographischer Literatur und künstlichen Geschlechtteilen betreibe, ist mir unbekannt und ich glaube es auch nicht. Er hätte mir davon etwas erzählt."

„Er hat in dem einen Jahre 1911 von Ihnen 700 Mk. bezogen! Geben Sie das zu?"

„Davon waren mindestens 160 Mk. Geschäftspesen, billiger aber als für 540 Mk. besorgt für mich niemand die recht zeitraubenden Buchhaltungarbeiten."

Trotz dieser Aufklärung scheute sich Dr. Heintzmann in seiner Anklagerede am 14. Juni nicht, dasselbe alberne Märchen den Richtern zu meiner Belastung aufzutischen.

Ich fragte ihn, warum er denn den II. B. der Jahrbücher und das Japanbuch konfisziere, nachdem doch das Reichgericht diese Werke freigegeben habe. Wegwerfend und geringschätzig erwiderte er:

„Die Entscheidung des Reichgerichtes ist ganz ohne Bedeutung!"

„Sooo???"

„Die haben beim Reichgericht kein Recht sonst, als den Beschluß des Landgerichtes zu bestätigen."

Der Diener rief uns wieder in den Saal hinein und so endete jählings das erste ungemein belehrende Gespräch mit Herrn Dr. Heintzmann.

Sehr gut gefiel er mir, wie er die Verlesungen aus den Anthropophyteia mit seinen Grimassen und seinem faunischen Lächeln begleitete, um Stimmung bei den Richtern zu machen und seinen zuerst zwei und am dritten Tag seinem dritten Sachverständigen Mut einzuflößen. Wie er so zürückgelehnt, die Finger über dem Bauch ineinandergekrampft dasaß und ab und zu bedenklich mit dem Kopf wackelte, da würdigte ich erst recht die feine Beobachtunggabe der Zeichner des Simplicissimus, Dr. Heintzmann als Erzieher des deutschen Volkes!

In seiner Anklagerede am 14. Juni d. J. brachte Dr. Heintzmann wörtlich folgendes vor: „Diese Sachen mögen vielleicht einmal in 100 Jahren einen wissenschaftlichen Wert haben, wir aber müssen uns an das Gesetz halten und sie verurteilen!"

Dieser Satz enthält einmal eine Anerkennung der Anthropophyteia, das andere mal aber für die früheren Landgerichte, Staatanwälte und das Reichgericht den schweren Vorwurf, daß sie sich mit der Freigebung der Anthrop. nicht ans Gesetz gehalten, jedoch auch das Lob, daß sie um hundert Jahre unserer Zeit voraus seien.

Überaus schmerzlich berührte es mich, als Herr Dr. Lilia, der Vorsitzende, bei Angabe der Stellen, die konfisziert werden sollten, wie im Banne des Verlesers Dr. Heintzmanns ihn förmlich im unterwürfigen Tone unterbrach und fragte: „welche Stellen noch?“ und diese gleich notierte. Da ward es mir nach der festen, gebieterischen Art des Diktierens offenbar, daß der Landgerichtdirektor unter Suggestion des Dr. Heintzmann stehe und nicht Herr seines eigenen Willens und seiner eigeneu Überlegung sei. Somit war durch Dr. Lilias Schwäche Dr. Heintzmann der Ankläger zugleich auch Richter geworden. Jetzt wußte ich, warum die schriftliche Aussprache der Herren Prof. Dr. Günther, Prof. Koštiál, Ihm, Bieber, Amrain und Hnatjuk, sowie alle meine Widerlegungen der Anklage nicht die geringste Beachtung, ja nicht einmal einer Erwähnung während des Prozesses für wert und würdig befunden wurden.

Mein Plaidoyer begann ich so: Mein Reden ist hier zwecklos, denn Sie sind mit Ihrem Urteil schon fertig (Dr. Lilia nickte dazu bejahend). Nicht ich bin der Angeklagte (Dr. Lilia nickte wieder), sondern die menschliche Natur, der Geschlechttrieb (Dr. Lilia sah mich wild an). Am 23. April 1912 stand ich vor dem Reichgerichte in Leipzig, um die Anthropophyteia zu verteidigen. Nach den einleitenden Sätzen unterbrach mich der Vorsitzende Herr Dr. Reichardt mit der Frage: „Wie lange gedenken Sie zu sprechen?“ Ich antwortete; „Etwa drei Stunden lang, um die Ziele und Zwecke ethnologischer Sexualforschung darzulegen“. — „Soviel Zeit haben wir nicht. Wir haben heute noch elf Angelegenheiten zu erledigen. Sagen Sie uns kurz: Kann ein geistig gesunder Mensch an diesen Sachen einen Anstoß nehmen oder nicht?“ — Ich erwiderte bestimmt: „Nein, ein geistig gesunder Mensch nicht“. — „Dann wissen wir genug!“ sagte der Herr Präsident. (Herr Dr. Lilia beugte sich, auf seine Vorderarme gestützt vor, als wie sprungbereit und seine Augen funkelten wutentbrannt, als ob ich ihn damit gemeint hätte). Unbeirrt davon fuhr ich fort: „Nur in einem Falle, das gebe ich zu, können die Anthropophyteia schädlich wirken.

Gelangt so ein schwerer Band in die Hände eines Narren, so kann er damit einem Menschen den Kopf einschlagen! Die Behauptung, daß die Anthrop. die Geschlechtlichkeit erwecken und das Volk schädigen, ist ein Wahn, wie der Hexenwahn. Im Hexenprozesse bedurfte es auch keines Beweises für die Zauberkünste der Angeklagten. Man verurteilte sie auf den Glauben und die Eide der Zeugen hin. Wo ist der Unglückliche, den die Anthrop. jemals geschädigt haben? Bisher haben sie niemand als nur mich geschädigt. Zerschlägt man aber das Barometer, weil es ungünstiges Wetter anzeigt? Die mir durch die wiederholten Prozesse bereiteten Aufregungen und Kränkungen, die Zeitverluste und Geldeinbußen, die ständigen Angriffe der Staatanwälte in den Zeitungen, womit sie mich in den Ruf eines Pornographen bringen, schädigen mich nach jeder Richtung hin. Nehmen Sie mir nun auch mein Eigentum weg, so verarme ich, denn im Ethnologischen Verlag ist der größte Teil meines Vermögens investiert. Dann muß ich sagen: arm bin ich in die Welt getreten und als armer Mann werde ich sie verlassen, doch nicht ganz trostlos; denn ich habe eine neue Wissenschaft begründet, die allen Verfolgungen zum Trotz weiter bestehen wird. Nicht um ein Geschäft zu machen, versandte ich 1 500 000 Prospekte, denn die Versendung rentierte sich geschäftlich gar nicht. An dem Verhalten der von Ihnen mir entgegengestellten drei Gelehrten ersahen Sie ja selber, wie unendlich schwer es ist, in diesen Kreisen mit einer neuen Disziplin durchzudringen, wie sie im Banne ihrer Vorurteile und Leidenschaften befangen, jede Aufklärung und Belehrung von sich weisen. Mir lag es daran, mit den Prospekten in der ganzen weiten Welt zum Sammeln der Folklore ernste Männer anzuregen und Mitarbeiter zu gewinnen. Das ist mir auch wirklich geglückt. Sollte ich durch Ihren Urteilspruch um mein Vermögen kommen, so bleibt mir noch immer die Hoffnung, daß mich die Freunde der Anthropophyteiastudien nicht ganz im Stich lassen werden."

Da mir Herr Dr. Lilia voll Ungeduld bedeutete, ich möge meine Ausführungen kürzen, sonst müßte er die Verhandlung vertagen, schloß ich nach dreiviertelstündiger Auseinandersetzung meine Rede über den Nutzen, die Ziele und Zwecke unserer Wissenschaft ab, überzeugt, daß selbst ein Bismarck und ein Gladstone mit aller Beredsamkeit einen Herrn Dr. Lilia und seinen Staatanwalt Herrn Dr. Heintzmann von ihren vorgefaßten Meinungen nicht abzubringen vermöchten.

Die Richter erhoben sich, um sich zur Beratung zurückzuziehen, der Staatanwalt Herr Dr. Heintzmann auch, nur lud er mich mit einem „Kommen Sie mit mir!“ ihm zu folgen ein. Er führte mich in den oberen Stock in sein Büro ein. Darin sind mehrere Kästen mit Büchern, die er da und dort den Leuten weggenommen hat, eine ältliche Folterbank für der Peitsche bedürftige Masochisten und an den Wänden prangen Bilder mehr oder weniger nackter Frauen, wie man solche häufig in bürgerlichen Junggesellenwohnungen zu sehen bekommt. Im ganzen, die Werkstatt des modernsten Königl. Preußischen I. Staatanwaltes, ein Seitenstück zu der Folterkammer, die man zu Nürnberg im Germanischen Nationalmuseum eingerichtet hat, um den Besuchern das Gruseln zu lehren.

Dr. Heintzmann machte die Honneurs, einmal sichtlich, um mir den Umfang seiner Macht ad oculos zu demonstrieren, dann aber, um über Bilder, Bücher und andere Sachen mein Urteil einzuholen, denn, das eine muß ich ihm lassen, er hält mich doch für einen richtigen Sachverständigen.

Dann wurde er wieder ungemütlich und machte mir Vorwürfe: „Sie hätten in Ihrer Rede den Reichanwalt Schweigger nicht nennen sollen. Das machte einen schlechten Eindruck. Das war von Ihnen auch unüberlegt, daß Sie Ihre Berichte über die Gerichtverhandlungen dem Oberstaatanwalt Preuß zugeschickt haben. Der hat doch nichts zu sagen!“

„Nun, der Herr Oberstaatanwalt Preuß erhob doch gegen alle von der 10. Strafkammer freigegebenen Bücher einen Revisionantrag, außer gegen die auch diesseits nicht mehr für unzüchtig erachteten Bücher Anthropophyteia von Dr. Krauss. Warum gilt das nicht?“

Dr. Heintzmann machte eine abwehrende Handbewegung. „Das hat keinen Wert“, sagte er wegwerfend. „Ich habe auch im Juli 1911 beim Oberamtgericht in Leipzig die Konfiskation Ihrer Bücher erwirkt und dann im Vorjahre wegen des Japanbuchs beim Landgericht in Leipzig die Klage wider Sie veranlaßt.“

So, nun wußte ich, von wem alle die Quälereien ausgingen und wer die Leipziger Staatanwälte gegen mich in Harnisch brachte! Wie war ich doch im Unrecht, als ich den Ohrenbläser des Herrn Böhme, des I. Staatanwaltes beim Kgl. Landgerichte zu Leipzig, für einen Angstneurotiker erklärte! Dr. Heintzmann handelte nicht aus Angst, sondern aus einem anderen, einem erotischen

Komplexe bedenklicher Art heraus. Ich fragte ihn: „Wann findet denn die Verhandlung wegen der Beiwerke statt?“

„O, die hat Zeit. Wahrscheinlich im Oktober. Da brauchen Sie gar nicht herzukommen. Die Verlesung allein wird vierzehn Tage dauern!“

„Sie konfiszierten mir aber die Werke bereits am 23. Mai und sperrten mir den Vertrieb gleich für ein halbes Jahr! Hätten Sie es mich doch zumindest wissen lassen, was Sie beabsichtigten, so hätte ich die Bücher entfernt. Sie richten ja meinen Verlag zugrunde, selbst wenn das Gericht endlich die Bücher freigibt.“

„Wenn man sich mit solchen Sachen befaßt, muß man darauf gefaßt sein.“

„Wie aber, wenn über die Richter eine Erleuchtung kommt und sie wieder die Anthropophyteia freigeben?“

„Dann klage ich wieder bei einem anderen Gerichte.“

„Dann vernichten Sie sicher meinen Verlag.“

„Das will ich ja!“ sagte er höhnisch auflachend und mit Nachdruck.

„Sie verbieten mir alles. Mit Hilfe eines Bolte und Luschan können Sie alles durchsetzen. Sie richten aber auch eine wissenschaftliche Disziplin zugrunde! Gibt es denn gar keinen Ausweg, um die Forschungen fortzusetzen, die gewiß ihre Anhänger in der Welt haben?“

Dr. Heintzmann beugte sich etwas über seinen Schreibtisch vor, vor dem ich, der ältere Mann, die Zeit über stehen mußte. Er blickte mich schärfer an, und lauernd, mit einer im Tonfall kameradschaftlich gütigen Stimme hub er an: „Sie sind ein kluger Mann, Doktor. Ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Schicken Sie mir regelmäßig die Beiträge zu und ich werde Ihnen dann schon sagen, was Sie drucken lassen dürfen.“

Es ist ausgeschlossen, daß jemand zum Mitredakteur der Anthropoph. werden könne, dessen Berechtigung dazu nur in der suprema ratio: Verhaftung des Dr. Krauss und Konfiskation der Anthr. besteht. Es ist zwar richtig, daß Dr. H. der einzige Staatanwalt in Deutschland ist, der die Anthr. verfolgt, unnachsichtlich bis zur Vernichtung verfolgt, doch das ist für mich, den von ihm unabhängigen Gelehrten und Forscher gar kein Grund, mich vor ihm zu ducken. Er kann kühn in die Kgl. Bildergallerie in Berlin eindringen, doch nicht in die Redaktion eines in Wien schaffenden österreichischen Staatsbürgers.

Ohne besondere Vorbereitung kann einer leicht ein tüchtiger Stiefelwichsagent oder Ausrufer vor einem Kino werden, doch zum Redakteur einer Zeitschrift für ethnologische und folkloristische Sexualforschung gehört eine besondere Schulung und Vorbildung. Es wäre mir platterdings unmöglich, Herrn Dr. H. meinen Mitredakteuren aufzudrängen und ihn einem Dr. Susruta, einem Brüning und zweien anderen Mitarbeitern aufzunötigen, deren Namen man in einem Gerichtsaale nicht eitel aussprechen darf und die darum mein Redaktiongeheimnis bleiben müssen. Endlich könnte ich von einem Kgl. preußischen Staatanwalte die angebotene Mühewaltung nicht unentgeltlich annehmen, sondern wäre verpflichtet, sie angemessen zu honorieren. Da aber hapert es gewaltig! Ich und meine Mitredakteure leisten nämlich alle Arbeiten gratis et cum amore, ja ich bestreite seit zehn Jahren alle Redaktionkosten allein aus meinen Mitteln, nur um das Unternehmen zu behaupten, bei dem der Verlag im nachweislichen Defizit ist. Darum wies ich das Anerbieten des Herrn Dr. H. gleich zurück, obwohl mir die Annahme vielleicht die Erwirkung der Freigabe der Beiwerke I—V einigermaßen erleichtert hätte.

Als wir in den Verhandlungsaal wieder hinabkamen, drang aus dem Beratungzimmer ein unartikuliertes Gebrülle des Königl. Landgerichtdirektors Herrn Dr. Lilia an unser Ohr. Dr. Heintzmann selber schreckte darüber zusammen. Puterrot mit giftgeschwollener Miene eilte Herr Dr. Lilia dann heraus und mit zornbebender Stimme las er das Urteil ab. Weh ihm, daß er unter Dr. Heintzmanns suggestiven Einfluß geriet! Mir, dem einstigen Schüler Meynerts, des Lehrers so vieler Irrenärzte, stiegen entsetzenerregende Bilder der Erinnerung auf. Armer Dr. Lilia!

* *
*

Dr. Lilia sprach das Urteil über die Anthrop. aus. Dabei umzuckte Dr. H.'s Gesicht eine satanische Befriedigung. Er warf Dr. Lilia einen Blick zu, der etwa besagen sollte: „Das hast du gut ausgeführt! Bei dir ist's mir gelungen!“ Mich sah er von der Seite an: „Jetzt hab ich dich! Nun hab ich dich runtergekriegt!“ Lächelnd, heimtückisch, krankhaft lächelnd schwenkte er sich von rechts nach links. Dieses Lächeln! Diese Haltung und Geberde! Das ist die des Sadisten, wie sie im Buche beschrieben steht!

Der will die Wonne der Macht auskosten, sich mit Grausamkeiten sättigen, andere sich vor ihm in Blut wälzen sehen,

zertrümmern und zertreten will er, um sich an den Wehrufen der Unglücklichen zu weiden.

Der Staatanwalt Dr. Heintzmann ließ durch seine zwei Polizeispitzel M. Kröner am 6. 12. 1912 den IX. B. Nr. 127 und C. Küpper am 17. 2. 1913 den II. B. Nr. 850 meinem Ethnologischen Verlag entlocken, um das Verbrechen der Verbreitung künstlich zu konstruieren. Nach dem anruhenden Briefe des M. Kröner vom 6. 12. 1912 durfte mein Vertreter immerhin annehmen, der Besteller sei ein ehrlicher Mann, der das Werk nur zu Studienzwecken beziehe, wie es als Bedingung auf dem Prospekte zu lesen steht. Ein anderer als eben dieser Staatanwalt zieht aus solchem Vorgehen Schlußfolgerungen ganz anderer Art, als die er selber und das Kgl. Landgericht daraus zog. Für die sorgfältige Einhaltung der Kautelen zeugt am sichersten die Tatsache, daß von allen anderen Subskribenten der Anthr. im Laufe von zehn Jahren kein einziger aus eigenem Antrieb zum Denunzianten geworden ist. Damit rückt das Vorgehen des Staatanwaltes in eine höchst eigenartige Beleuchtung und es fragt sich, ob er nicht einen Amtmißbrauch sträflicher Natur begangen hat, indem er seine eigene Handlungweise verallgemeinernd mich vor dem Gerichte unlauterer Geschäftpraktiken beschuldigte. Brauchte er die Exemplare, so konnte er sie ohne weiteres, wie so mancher andere Gerichtfunktionär, beziehen.

Grundfalsch und unwahr ist seine Voraussetzung, daß die Anthr. auf einer Geheimtuerei und einem Schleichhandel beruhen. Wir geben nur das wieder, was im Volke seit jeher lebt und besteht und worauf die Gelehrten früher sehr gering oder gar nicht achteten, trotzdem es just von größtem Belange für die Erkenntnis des Menschen ist, die Äußerungen seines mächtigsten Triebes genau zu kennen. Es ist weiter nichts als eine konventionelle Lüge, die wir in ihrer Haltlosigkeit aufdecken, daß die Kenntnis derartiger Überlieferungen entsittlichend wirke oder den Geschlechttrieb bei normalen Menschen aufrege. Wäre das wahr, so hätten ja die Richter bei und nach der Verlesung der zwei Bände eine Orgie untereinander aufführen oder in ein Bordell rennen müssen, um sich zu entladen. Davon bemerkte ich jedoch nicht die leisesten Anzeichen. Ein Richter ist jedoch physiologisch nicht um ein Atom anders zusammengesetzt als die Polizeispitzel M. Kröner und C. Küpper oder wer sonst noch die Anthrop. je bezogen hat. Die Anthrop. haben noch niemand zum schlechten Kerl gemacht, der

es nicht schon früher war und können auch niemand verschlechtern, wohl aber vor den Fallen und Schlingen der Sexualität warnen und ihm damit die Wege zur sittlichen Veredlung zu finden helfen.

Die Klausel auf der Titelrückseite der Bücher hat vor allem und hauptsächlich den Zweck, mich vor sittlich verkommenen Subjekten zu bewahren. Es gibt zwar auch unter den Büchergelehrten ganz nichtswürdige, jeden Ehrgefühls bare Jammergestalten, die sich von der neu aufkommenden Wissenschaft bedroht wähnen, sie mit scheelen Augen ansehen und sie bei günstiger Gelegenheit umbringen möchten. Es ist eine öfters beobachtete Erscheinung und gewöhnlich ein Beleg für die „allgemeine Tatsache, daß die Menschen häufig die Dinge am meisten von sich weisen und am geringsten bewerten, von denen sie am wenigsten verstehen.“ Ungewöhnlich ist nur, daß sich Gelehrte, um ihre Denkunfähigkeit zu bemänteln, mit einem Staatanwalte verbünden und ein Königl. Landgericht mißbrauchen, um mit ihrem Haß und ihrer Bosheit straflos ehrliche, selbstlose Forscher aufs schwerste zu schädigen. Ich erinnere Sie daran, daß ja noch im Jahre 1904 den Grafen Zeppelin Ingenieure und Sachverständige als Ignoranten und als Schwindler ansahen. Die Offiziere wurden sogar offiziell gewarnt, sich mit dem „Erfinder“ des starren Luftschiffsystems abzugeben, da nach Urteil der „Sachverständigen“ Graf Zeppelin ein „gefährlicher Kumpan“, ein „Idiot“, ein „ganz verrückter Graf“ sei.

Das war im Jahre 1904! Und heute? Wo sind die damaligen „Sachverständigen“?

Den Anthropoph. geht es nicht ganz so, denn bereits acht deutsche Landgerichte, darunter auch das Reichgericht und an 300 Mitarbeiter in der weiten Welt haben unsere Bestrebungen als von rein wissenschaftlicher Art anerkannt. Bemüht sich Herr Dr. Heintzmann mit den zwei Polizeispitzeln M. Kröner und C. Küpper, sowie mit seinem Gelehrtenkleeblatt Bolte—Luschan—Neuhaus jene gerechten Richter und meinen Stab von Gelehrten irgendwie zu widerlegen und aufzuklären?!

Die Geschichte der Erfindungen und Entdeckungen, denen die Kulturmenschheit ihre Fortschritte verdankt, lehrt uns deutlich, daß in den allerseltensten Fällen irgend welche große Errungenschaften aus dem Kreise von Sachverständigen der Art Bolte—Luschan—Neuhaus hervorgegangen sind, niemals gewiß aus dem der Staatanwälte vom Kaliber eines Dr. Heintzmann. Fast immer waren es Idealisten meiner Art, die ihr Leben und ihre Arbeitkraft

meist ohne jede Rücksicht auf ihr persönliches Fortkommen der Durchsetzung ihrer Ideen zum Opfer brachten. Das empörende Schmäh- und Schimpfkonzert, dem ich vom 12.—14. Juni d. J. ausgesetzt war, alle die giftgeschwollenen Blicke, die Geberden, die Verachtung und Abscheu ausdrückten, betrachtete ich nicht als einen Beweis gegen die Richtigkeit und Rechtlichkeit meines und meiner Mitarbeiter Tuns, sondern vielmehr als Zeichen der geistigen Umnebelung derjenigen, die sie kundgaben. Daran hätte auch nichts geändert, hätte mich Dr. Heintzmann verhaften lassen. Wären damit die Menschen aus der Welt geschafft worden, deren Sexualtrieb wir Anthropophysiker ergründen? Hätten sie dann aufgehört, ihren Sitten und Bräuchen, die wir beschreiben, nachzuleben, ihre Lieder zu singen, ihre Geschichten, Rätsel, Sprichwörter zu erzählen und ihre Liebezaubereien auszuüben, die wir gewissenhaft zu Studienzwecken sammeln und der Vergessenheit entreißen?!

* * *

Ich unterließ es, auf das Urteil hin den Rekursweg an das Reichgericht zu betreten, weil mich das Verhalten des Herrn Landgerichtdirektors vollkommen davon überzeugte, daß der Staatanwalt Dr. Heintzmann die höchste Macht in Deutschland repräsentiert und daß eine Auflehnung dagegen in dem Sonderfall rein für die Katz wäre. Ich verwahrte mich nur ausdrücklich gegen die Einziehung der unbeanstandet gebliebenen Texte und der Einbanddecken, deren Wert für mich einige hundert Mark beträgt. Umso verwunderter las ich die vom selben Staatanwalte mit „Heintzmann“ unterfertigte anruhende Zuschrift vom 27. Juni d. J.

$\frac{\text{GZ. 38. J. 917. 12}}{\text{41}}$: „Ich bitte um gefällige Nachricht, ob Sie mit der Einziehung der beschlagnahmten Exemplare des II. und IX. B. der Anthropophyteia auch hinsichtlich der nicht konfiszierten Stellen einverstanden sind. Falls nicht, ob Sie von jedem Bande drei vollständige Exemplare der hiesigen Amtstelle zum Dienstgebrauch überlassen wollen und auf Ihr Eigentumrecht an diesen 6 Bänden verzichten.“

Meine Antwort lautete:

„Hochgeehrter Herr Staatanwalt!

Auf Ihre w. Anfrage vom 27. v. M. hin beehre ich mich, Ihnen mitzuteilen, daß ich mit der Einziehung der beschlagnahmten Exemplare des II. und IX. B. der Anthropophyteia nicht einver-

standen bin, vielmehr, wie ich dies am 14. v. M. vor dem löbl. Gerichte mündlich erklärt habe, um Rückstellung der Einbanddecken mit den nichtkonfiszierten Stellen beider Werke an meinen Ethnologischen Verlag in Leipzig bitte.

Im Sinne der am 14. v. M. gefällten Urteils ist es mir nicht erlaubt, Ihrem w. Wunsche um Überlassung dreier vollständiger Exemplare an Ihre Amtstelle zum Dienstgebrauche zu entsprechen, und ich kann nicht auf mein Eigentumrecht auf diese beanspruchten 6 Bände verzichten. Sind diese Werke tatsächlich schädlich, wie die löbliche Strafkammer annahm, so wäre es unverantwortlich, sie zum fortwährenden sittlichen Verderben von Amtpersonen einer Königl. Amtstelle weiter fortbestehen zu lassen.

Ich bitte gleichzeitig um gefällige Rücksendung der noch beim Akte verbliebenen Beilagen: 1. des Briefes Prof. Dr. Günthers mit zwei Beilagen; 2. des Briefes J. F. Biebers und 3. der S.-A. aus den Anthropophyteia.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Wien am 1. Juli 1913. Dr. Friedrich S. Krauss."

Die erbetenen Beilagen erhielt ich bisher noch nicht zurück.

Es ist mir einfach unbegreiflich, wie es sich mit der Würde, Stellung und Amtgewalt des Herrn Dr. Heintzmann vereinbaren läßt, von mir, dem Beraubten, sozusagen eine Prämie im Werte von 180 Mk. zu fordern! Ich war unter keinen Umständen gewillt, sein Verlangen zu gewähren, um nicht ein Präzedens zu schaffen, das mir alle Kollegen unter den Verlegern und Autoren niemals verziehen hätten. Gegen die Konfiskationpraxis eines Dr. Heintzmann sind wir leider machtlos, mit einer Brandschatzung, als etwas anderes erscheint mir die verkappte Bitte nicht, braucht sich aber keiner einverstanden zu erklären, um nicht ein den Bestand des deutschen Buchhandels untergrabendes Gewohnheitrecht der Staatanwälte einreißen zu lassen.

Vermutlich um an mir wegen der neuen Abweisung sein Mütchen zu kühlen und meinen Verlag gänzlich zu verderben, ließ Herr Dr. Heintzmann durch das Landgericht I auch die Beschlagnahme aller an den Ethnologischen Verlag Dr. Friedrich S. Krauss in Leipzig oder Ethnologischen Verlag in Leipzig oder an Dr. Friedrich S. Krauss in Leipzig und von denselben herrührenden Postsendungen aussprechen!

Es ist gewiß keine Gefahr vorhanden, daß der Verlag die konfiszierten Werke weiter vertreiben wird, weil er sie ja nicht mehr auf Lager führt, aber Dr. Heintzmann erfährt die geschäftlichen Verbindungen des nunmehr ruinierten Verlages und kann gegen eine ganze Reihe argloser Menschen unter Mißachtung des jedermann gesetzlich verbürgten Briefgeheimnisses ähnlich, wie gegen mich, verheerend vorgehen.

Diese seine Handlungweise erscheint mir als bloßer Racheakt, als ein besonders sträflicher Fall von Amtmißbrauch.

Ich bitte Sie darum, hochgeehrter Herr Oberstaatanwalt, um rascheste Annullierung des meine bürgerliche Existenz zerstörenden Beschlusses und um Einleitung einer strafgerichtlichen Untersuchung gegen Herrn Dr. Heintzmann wegen dieser und der anderen angeführten Fälle von Amtmißbrauch.

Gleichzeitig lehne ich Herrn Landgerichtdirektor Dr. Lilia als Vorsitzenden für die Verhandlung vom 2. Oktober d. J. mit aller Entschiedenheit ab, denn er ist ein schwerer Neurotiker und sein Gehaben und Gebahren vor und während der Verhandlungen vom 2.—4. Juni d. J. geben mir keinerlei Bürgschaft für eine des Ernstes und der Wichtigkeit des Prozeßgegenstandes würdige unparteiische Prozeßführung.

Damit meine Eingaben und Belege nicht wieder unbeachtet bleiben sollen, wie die zur früheren Verhandlung beigebrachten, bitte ich Sie, den Herrn Oberstaatanwalt, ergebenst, sie an die zuverlässigen, mein Vertrauen verdienenden Gerichtpersonen zu leiten.

Wien am 28. August 1913.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Dr. Friedrich S. Krauss.

---

An die löbliche
Königliche Oberstaatanwaltschaft am Königl. Landgerichte
in Berlin NW. 53, Turmstr. 89.

Hochgeehrter Herr Oberstaatanwalt!

Nachträglich zu meiner Eingabe vom 28. August d. J. erlaube ich mir höflichst um geneigte offizielle Aufklärung in folgenden Fragen zu bitten, die ich mir trotz allem Nachsinnen allein nicht beantworten kann.

I. In dem vom Kgl. Landgerichtdirektor Herrn Dr. Lilia d. d. 3. Mai d. J. GZ. 38. J. 229. 13 unterfertigten Beschluß heißt es: „Auf Antrag der Königlichen Staatanwaltschaft wird im objektiven Verfahren die Beschlagnahme aller Exemplare des Buches „Anthropophyteia“ . . . herausgegeben von Dr. Friedrich S. Krauss B. II angeordnet, weil das im Ausland erschienene Buch“ usw.

Erscheinungort des Buches ist Leipzig, wie auf dem Titelblatte zu lesen und aus den Prospekten ersichtlich ist. In Leipzig beschlagnahmte Herr Dr. Heintzmann wiederholt die Anthropophyteia.

Ich frage nun ergebenst an, seit wann ist für den Königlichen I. Staatanwalt und den Herrn Königlichen Landgerichtdirektor zu Berlin die zum Königreich Sachsen gehörende Stadt Leipzig im Ausland gelegen?

II. Wie ich in meiner Strafanzeige gegen Herrn Dr. Heintzmann anführte, eilte Herr Dr. Lilia am 14. Juni d. J. aus dem Beratungzimmer heraus und las mir mit zornbebender Stimme das Urteil vor. Mir fiel am meisten dabei auf, daß er es unterließ, der Urteilverlesung die übliche Formel: „Im Namen des Königs!“ voranzuschicken. Noch mehr überraschte mich seine beifolgende schriftliche Urteilfassung, in der gleichfalls die sonst in Urteilen unausbleibliche Formel an der Spitze fehlt! Für mich, der ich mit ganzem Herzen und ganzer Seele dynastisch gesinnt bin und im besonderen für die erhabenste Majestät Eueres weisen und gerechten Königs Gefühle unbegrenzter Ehrfurcht hege, birgt eine solche unerhörte Übergehung seines Namens eine Formverletzung, zu deren Kennzeichnung es mir an Ausdrücken gebricht. Ich bitte darum ganz ergebenst um Auskunft, ob das Vorgehen der Unterzeichner des Urteils, der Herren Dr. Lilia und Wartenberg, im Einklang mit den im Königreiche Preußen geltenden gesetzlichen Bestimmungen steht?

1 Beilage.

Wien VII/2, Neustiftgasse 12,
am 4. September 1913.

Mit vorzüglichster Hochachtung

Dr. Friedrich S. Krauss.

Der Erste Staatsanwalt
bei dem Königlichen Landgericht I

Berlin NW. 52, Turmstr. 89,
den 9. September 1913.

38 J. 1108. 12/62.

Auf Ihre an mich gerichteten Anträge vom 26. August und 4. Sept. 1913: Die beiden an die Strafkammer gerichteten Anträge sind an die Strafkammer weitergegeben worden.

Auf die Anzeige gegen die Herren Prof. Dr. Bolte und v. Luschan wegen Meineides und die Anzeige gegen den Herrn Staatsanwalt Heintzmann wegen Amtsmißbrauchs werden Ihnen besondere Bescheide zugehen.

In die Aufhebung der Postsperre zu willigen muß ich ablehnen.

Dem Beschlusse vom 3. Mai 1913 liegt allem Anscheine nach die Ansicht zu Grunde, daß die „Anthropophyteia“ nicht, wie angegeben wird, in Leipzig, sondern in Wirklichkeit in Wien, also im Auslande erscheine. Übrigens ist die Frage unerheblich. Sie ist nur in der Erörterung der Frage der Zuständigkeit des Landgerichts I in Berlin berührt. Wie aber der Beschluß ausführt, ist diese auch deshalb begründet, weil das Werk in einer im Bezirk des Landgerichts I erscheinenden Zeitung angekündigt worden ist.

Im übrigen muß ich es ablehnen, in das schwebende Verfahren in irgend einer Weise einzugreifen und auf die weiteren Ausführungen Ihrer Eingabe einzugehen. Die Abschrift füge ich wieder bei.

Meinecke.

An
Herrn Dr. Friedrich S. Krauss
in
Wien VII/2, Neustiftgasse 12.

---

Der Erste Staatsanwalt
bei dem Königlichen Landgericht I.
Gesch.-Nr. 38 J. 1108. 12/68.

Berlin NW. 52, Turmstr. 89,
den 11. September 1913.

Eilt!

Ich behalte mir vor, für die Verhandlung vom 2. Oktober 1913 über die von Ihnen herausgegebene „Anthropophyteia“ als Sachverständigen über den wissenschaftlichen Wert des Werkes zu laden:

Herrn ordentlichen Professor an der hiesigen Universität Geheimen Regierungsrat Dr. Roethe, Westend, Ahornallee 39.

Ihre Eingaben sind zum großen Teil deshalb wirkungslos und zwecklos, weil sie die strafrechtlichen und strafprozessualen Gesichtspunkte und Bestimmungen, von denen ihre Wirksamkeit abhängt, außer Acht lassen. Da sie jedoch an der Hand der Akten erledigt werden müssen, so sind sie geeignet, das Verfahren auch zu Ihrem Nachteil wesentlich zu verzögern.

Ich lege Ihnen deshalb ergebenst nahe, künftighin sich über die Bestimmungen, die bei den Ihren Zielen dienenden Schritten und Anträgen beachtet werden müssen, zu unterrichten und die Anträge den leitenden Gesichtspunkten anzupassen. Zu mündlicher Auskunft sind die hiesigen Dezernenten bereit.

Im Auftrage:
Kieser.

---

Zuzustellen an Herrn Dr. Friedrich S. Krauss
in Wien, Neustiftgasse 12.

Der Erste Staatsanwalt
bei dem Königlichen Landgericht I.

Berlin NW. 52, Turmstr. 89,
den 19. September 1913.

Geschäftsnummer: 38. J. 611. 13/1.

Gegen Herrn Staatsanwalt Heintzmann wegen Amtsmißbrauchs das Strafverfahren einzuleiten oder im Wege der Dienstaufsicht etwas zu veranlassen, lehne ich ab.

Aus Ihren tatsächlichen Angaben ist nicht zu entnehmen, daß Herr Staatsanwalt Heintzmann die Grenzen seiner dienstlichen Befugnisse irgendwie überschritten hat.

Meinecke.

---

## Beschluß

in der Strafsache betreffend die Unbrauchbarmachung der „Anthropophyteia“.
38. J. 1108. 12/71.

Der in der Eingabe vom 28. August 1913 enthaltene Antrag des Einziehungsinteressenten Dr. Friedrich S. Krauss zu Wien VII, Neustiftgasse 12, auf Ablehnung des Landgerichtsdirektors Dr. Lilia wegen Befangenheit, wird zurückgewiesen, da Landgerichtsdirektor Dr. Lilia sich dienstlich dahin geäußert hat, daß er nicht befangen sei, und die von dem Antragsteller zur Begründung seines Antrages angeführten Tatsachen nicht geeignet sind, Mißtrauen gegen die Unparteilichkeit des Landgerichtsdirektor Dr. Lilia als Vorsitzenden der 12. Strafkammer des Landgerichtes I Berlin zu rechtfertigen.

Berlin, den 20. September 1913.

Königliches Landgericht I, Strafkammer 12.
gez. Krüger. Jamrath. Gebel.

An
Herrn Dr. Friedrich S. Krauss
in
Wien VII/2, Neustiftgasse 12.

Ausgefertigt,
Berlin, den 22. September 1913.

Böhltel,
Gerichtsschreiber des Königlichen Landgerichtes I, Strafkammer 12.

---

Königliches Landgericht I,
12. Strafkammer.
Gesch.-Nr. 38. J. 1108 12.

Berlin NW. 52, den 27. Sept. 1913,
Turmstr. Nr. 91.

(Unbrauchbarmachung „Anthropophyteia".)

Sie werden davon in Kenntnis gesetzt, daß Ihre zu den Gerichtsakten gegen die Herren Prof. Dr. Bolte und v. Luschan wegen Meineides eingereichte Anzeige an die zuständige Staatsanwaltschaft weitergegeben worden ist.

Der Vorsitzende
gez. Dr. Lilia.
Beglaubigt
Böhltel, Gerichtsschreiber.

---

Zuzustellen an Herrn Dr. Friedrich S. Krauss,
Wien, Neustiftgasse 12.

Der Erste Staatsanwalt
bei dem Königlichen Landgericht I.
Gesch.-Nr. 38 J. 610. 13/1.

Berlin NW. 52, Turmstr. 89,
den 6. Oktober 1913.

Gegen die Professoren Dr. Bolte und Geh. Reg.-Rat Dr. v. Luschan wegen Meineides einzuschreiten, sehe ich mich nicht veranlaßt.

Soweit es sich um tatsächliche Behauptungen in der Aussage der Sachverständigen handelt, ist die Strafverfolgung nicht angängig, da sie lediglich den Sachverständigen-, nicht den Zeugeneid geleistet haben.

Dafür, daß die Sachverständigen bei der Abgabe ihres Gutachtens wissentlich oder fahrlässig den Boden ihrer Überzeugung verlassen haben, fehlt jeglicher Beweis.

Im Auftrage:
Toepffer.

An
Herrn Dr. Friedrich S. Krauss,
Wien, Neustiftgasse 12.

---

GZ. 38 J. 610. 13/1.

An das
hochlöbliche Königl. Oberlandgericht
in Berlin NW. 52, Turmstr. 89.

Hochgeehrte Herren!

Ich erstattete gegen die Herren Professoren Dr. Bolte und v. Luschan die Strafanzeige wegen Meineides.

Die Königl. Staatanwaltschaft verständigt mich aber d. d. 6. Oktober 1913, die Strafverfolguug sei nicht angängig, weil die

Herren „lediglich den Sachverständigen-, nicht den Zeugeneid geleistet haben.“

Diese Annahme des Herrn Staatanwaltes ist zumindest betreffs Prof. Boltes unrichtig. Beweis: Am 16. Juni 1913 verständigte mich Herr Dr. Heintzmann zu Z. 38. J. 917. 12/36: „daß Herr Prof. Dr. Johannes Bolte in Berlin, Elisabeth-Ufer 37, zum Termin am 12. Juni 1913 auch als Zeuge geladen ist.“

Tatsächlich nahm am 14. Juni vormittags gegen 11 Uhr der Vorsitzende Herr Landgerichtdirektor Dr. Lilia in meiner Gegenwart und in der der Sachverständigen Prof. Dr. Karsch, Dr. Abraham, Prof. Luschan, Prof. Neuhaus und der Gerichtpersonen dem besagten Dr. Bolte auch den Zeugeneid ab, und gegen seine unter Zeugeneid vorgebrachten verleumderischen Behauptungen und Angaben, die ich in meiner Anzeige eingehend erörterte, richtet sich meine Anklage.

Ich bitte darum nochmals ergebenst, gegen Prof. Bolte und ebenso auch gegen Prof. Luschan die Strafverfolgung einzuleiten und beide im Sinne des Gesetzes wegen gerichtlicher meineidiger Aussagen zu bestrafen.

Wien VII/2, Neustiftgasse 12
am 13. Oktober 1913.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Dr. Friedrich S. Krauss.

---

Zuzustellen an Herrn Dr. Friedrich S. Krauss
in Wien, Neustiftgasse 12.

38. J. 1108. 12.

## Beschluß.

In Sachen betreffend die Unbrauchbarmachung der „Anthropophyteia“, Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwickelungsgeschichte der geschlechtlichen Moral, fünf Bände sog. Beiwerke zum Studium der „Anthropophyteia“ wird der Antrag des Einziehungsinteressenten Dr. Friedrich S. Krauss in Wien auf Ladung folgender Sachverständigen:

a) Dr. Iwan Bloch, Nervenarzt in Berlin,
b) Eduard Fuchs, Kunst- und Kulturhistoriker in Zehlendorf b. Berlin,
c) Dr. Max Marcuse in Berlin, Lützowstr. 85,
d) Geheimrat Prof. Dr. Albert Eulenburg in Berlin,
e) Heinrich Cunow, Ethnolog in Friedenau, Albertstr. 15,
f) Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Danckelmann in Berlin,
g) Dr. med. Merzbach in Berlin, Friedrichstr. 204,
h) Dr. jur. Konrad Meissner in Berlin, Dorotheenstr. 4,

i) Dr. med. A. Smith in Berlin, Johannisstr. 4,
k) Dr. phil. K. Thurnwald in Berlin, Fürtherstr. 1,
l) Justizrat Wesener in Berlin, Gertraudenstr, 20,
m) Geheimrat Prof. Dr. Josef Kohler zu Berlin
zur Hauptverhandlung abgelehnt.

Ferner wird abgelehnt die Ladung des von dem Prof. Dr. Kohler als Sachverständigen in Vorschlag gebrachten Assistenten an der Juristischen Fakultät zu Berlin, Assessor Albert Hellwig.

Berlin, den 27. September 1913.

Königliches Landgericht I, Strafkammer 12.
gez. Dr. Lilia. Krüger. Orlowski.

Ausgefertigt
Berlin, den 27. September 1913.
Böhltel,
Gerichtsschreiber des Königlichen Landgerichtes I, Strafkammer 12.

---

38. J. 1108. 12/78.

## In dem Verfahren

betreffend die Unbrauchbarmachung des VI. Bandes der Beiwerke zum Studium der „Anthropophyteia“ werden Sie zu dem zur Verhandlung und Entscheidung auf den 10. Oktober 1913, vormittags 9 Uhr vor der 12. Strafkammer des Königlichen Landgerichts I, Berlin, Turmstr. 91, Stock I, Zimmer Nr. 413 anberaumten Termin in Gemäßheit des § 478 der Strafprozeßordnung mit der Maßgabe geladen, daß auch im Falle Ihres Nichterscheinens das Verfahren und die Urteilsfällung nicht aufgehalten wird. Ihr persönliches Erscheinen zum Termin ist nicht erforderlich.

Berlin NW. 52, den 2. Oktober 1913,
Turmstraße 89.

Auf Anordnung
des Königlichen Ersten Staatsanwalts beim Landgericht I.
Naumann, Aktuar.

An
Herrn Dr. Friedrich S. Krauss,
Wien VII, Neustiftgasse 12.

Als Sachverständige sind geladen:
1. Professor Geh. Reg.-Rat Dr. v. Luschan, Südende, Öhlerstr. 26,
2. Professor Dr. Johannes Bolte, hier, Elisabethufer 37,
3. Professor Dr. med. Richard Neuhaus, Berlin-Lichterfelde, Marienstraße 32I,
4. Professor Dr. Roethe, Westend, Ahornallee 39,
5. Sanitätsrat Professor Dr. Moll, W. 15, Kurfürstendamm 45,
6. Kulturhistoriker und Sexualforscher Abels, Zehlendorf-Berlin,
7. Professor Ferdinand Karsch, Charlottenburg, Knesebeckstr. 92.

---

Einer von den 13 als unwürdig zur Abgabe eines Sachverständigengutachtens abgelehnten Gelehrten schrieb mir am 8. Okt. 1913:

„Sehr verehrter Herr Doktor!

Gestern hörte ich zufällig von dem Prozeß, der gegen Sie wegen der Herausgabe der Anthropophyteia und der Beiwerke bei dem Landgericht I schwebt. Das Richterkollegium ist Ihnen anscheinend wohlgesinnt; trotzdem wird man natürlich über den Ausgang des Prozesses nichts voraussagen können. Ich persönlich verstehe garnicht, wie es bei der Anerkennung, die Ihr Streben und Ihr Schaffen bei anerkannten Autoritäten gefunden hat, bei den vorzüglichen Besprechungen Ihrer Werke, eine derartige Anklage überhaupt möglich gewesen ist; ich verstehe dies umsoweniger, als der hohe Preis des einzelnen Bandes und die vorsichtige Art des Vertriebes es doch bedeutend erschwert haben, daß die Bücher in unrechte Hände kommen. Gewisse Werke über die Psychopathologia sexualis, über den Sexualverbrecher, über das Geschlechtleben, die in Massenauflagen hergestellt und vertrieben werden, sind meines Erachtens unendlich viel schädlicher als Ihre Werke, da sie viel größere sexuelle Gefahren heraufbeschwören und nicht das Verdienst haben, eigenes umfangreiches Material aus der sexuellen Volkkunde zugänglich zu machen. Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen einen guten Ausgang des Prozesses, wie dies wohl jeder tun wird, der Sie persönlich kennt, der weiß, mit welcher Selbstlosigkeit und Uneigennützigkeit Sie diese Sammlungen und Veröffentlichungen betrieben haben, mit der Sie auch anderen Personen, die Interesse für volkkundliche Forschungen haben, helfen. Ich habe mir eben mit Rücksicht auf Ihren Prozeß noch schnell Stolls Buch über Geschlechtleben in der Völkerpsychologie angesehen und dort S. 800 gefunden, daß er Ihre Sammlungen sehr verdienstvoll findet. Ein solches Urteil wiegt doch hundert Gutachten von Sachverständigen auf, die sich auf dem Gebiete der Volklieder usw. gewiß Verdienste erworben haben, denen aber sonst Volkglaube und Volkbrauch, namentlich soweit er sich auf die Sexualia bezieht, eine terra incognita ist. Wenn es mir irgend möglich sein sollte, werde ich mich in den nächsten Tagen mal nach dem Stande Ihres Prozesses erkundigen.

In der Hoffnung, daß es Ihnen den Umständen nach wohl geht, mit aufrichtiger Hochachtung

Ihr ergebenster . . .“

Von Prof. Stoll's Schülern erfuhr ich, daß er in seinem ethnologischen Seminar an der Universität die Anthropophyteia interpretieren lasse. Das hatte ich am 14. Juni 1913 auch dem Prof. v. Luschan vorgehalten, der darauf mit einer hämischen Geste erwiderte. Ich vermied es immer noch, in meinen Verteidigungen der Anthropophyteia auf die verwandten, „noch schlimmeren" Arbeiten anderer zu meiner Entlastung hinzuweisen, weil ich als Kriminalpsychologe ganz genau weiß, daß sie nur Kenntnisse vermitteln, die den Lesern unbedingt nützlich, niemals jedoch schädlich werden können, außer es gibt einer die Anthropophyteia heraus und ist von Konfession Jude. Auf die Anklage gegen Bourkes Hauptwerk, das eine einzig in ihrer Art dastehende Urgeschichte der Medizin darstellt, erwiderte ich gar nichts. Daß auch somit der VI. B. der Beiwerke fiel, vollendet bloß das Bild der Kulturschande, die von Berlin aus dem deutschen Volk bereitet wird.

Wien VII/2, Neustiftgasse 12,
am 16. Oktober 1913.

Dr. Friedrich S. Krauss.

---

Der Erste Staatsanwalt
bei dem Königlichen Landgericht I.
Gesch.-Nr. 38. J. 610. 13/4.

Berlin NW. 52, Turmstr. 89,
den 23. Oktober 1913.

Zur Anzeige gegen die Professoren Bolte und von Luschan wegen Meineides.

Auf Grund der Anführungen der Beschwerdeschrift habe ich die Ermittlungen wieder aufgenommen.

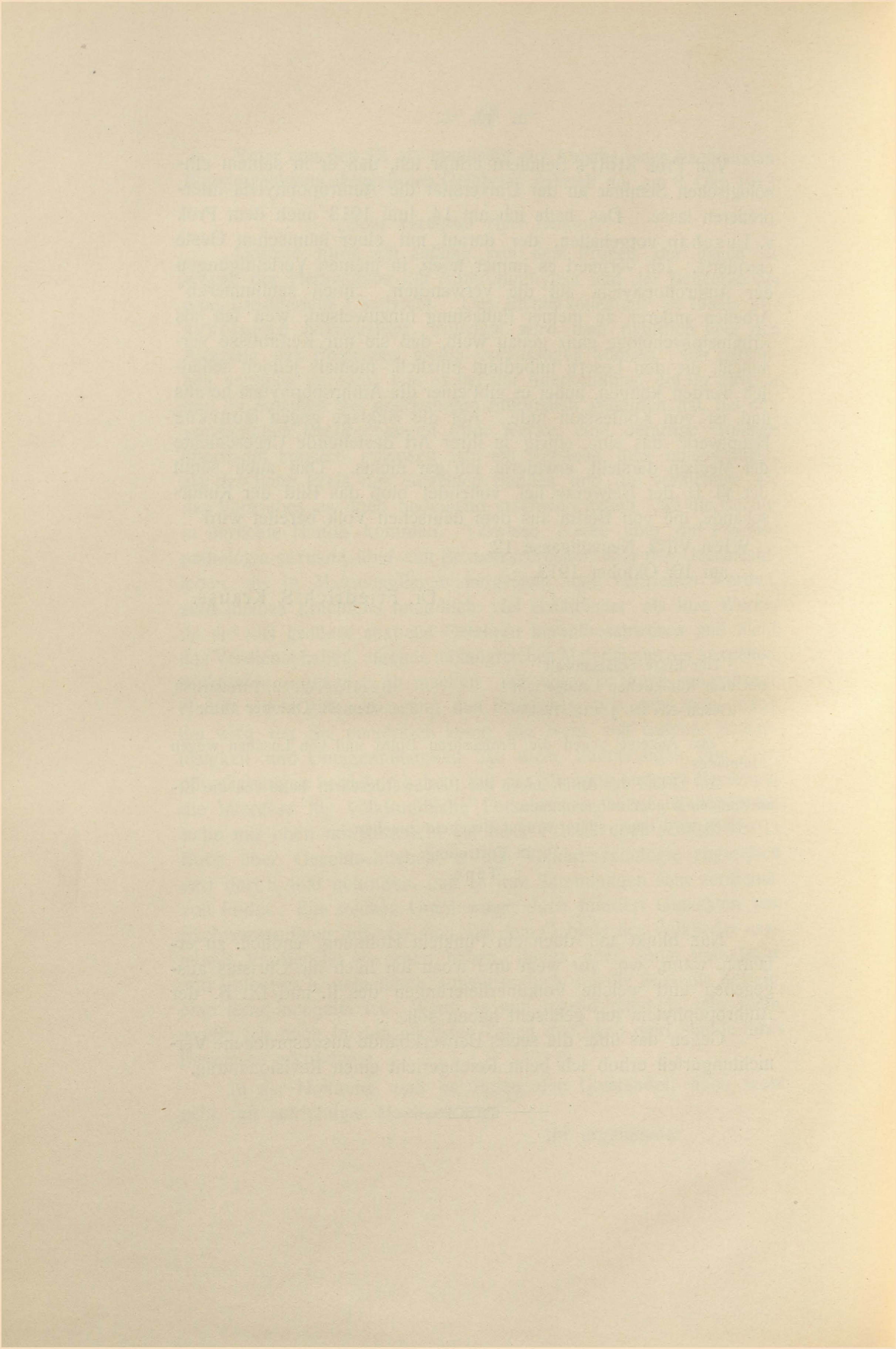
Es wird Ihnen später erneut Bescheid zugehen.

In Vertretung:
Tepe.

---

Nun blinkt mir doch ein Fünklein Hoffnung, endlich zu erfahren, wann, wo, vor wem und wozu ich mich für Christus ausgegeben und welche Volküberlieferungen des II. und IX. B. der Anthropophyteia ich gefälscht haben soll.

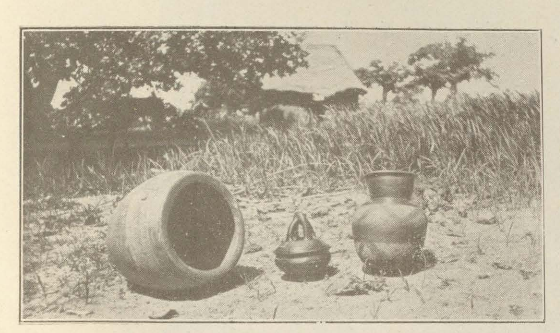
Gegen das über die sechs Beiwerkbände ausgesprochene Vernichtungurteil erhob ich beim Reichgericht einen Revisionantrag.



## Tafel I.



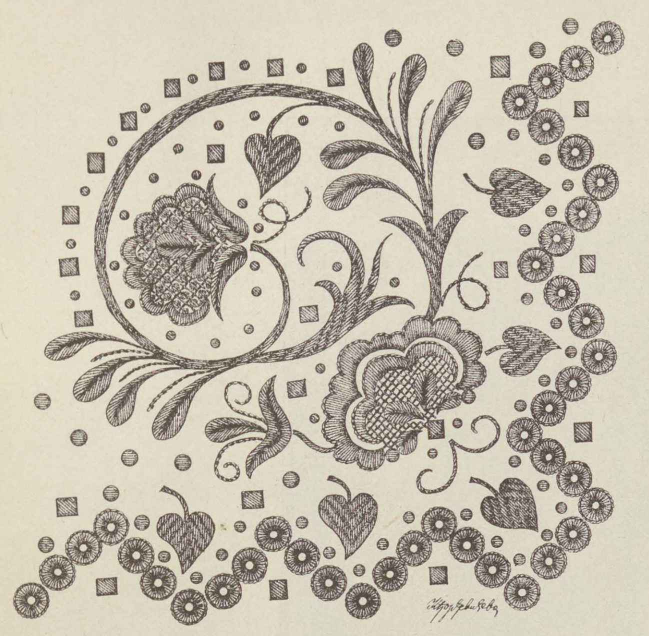
Zu S. 29 ff. Ein altwiener Alraunmännchen.

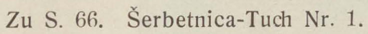




Zu S. 33 f. Fruchtbarkeitzauber aus Nordnigeria.

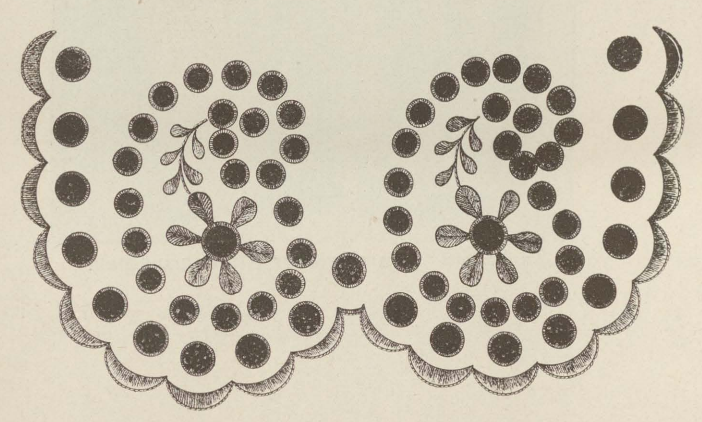
## Tafel II.



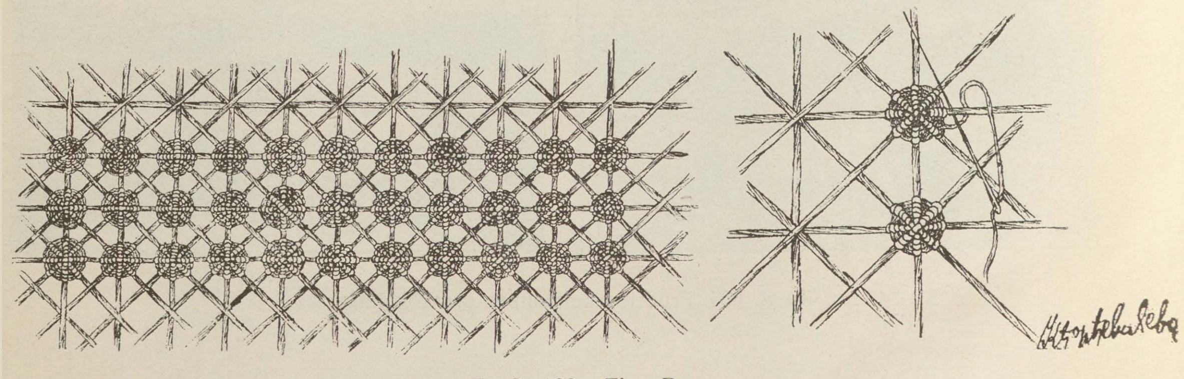


Zu S. 66. Šerbetnica-Tuch Nr. 1.

Zu S. 66. Šerbetnica-Tuch Nr. 2.



Zu S. 66. Šerbetnica-Tuch Nr. 3.



Zu S. 106. Eine Borsa.

# Tafel III.



Zu S. 138. Die Zigeunerin Umija Takiruha.



Zu S. 75.

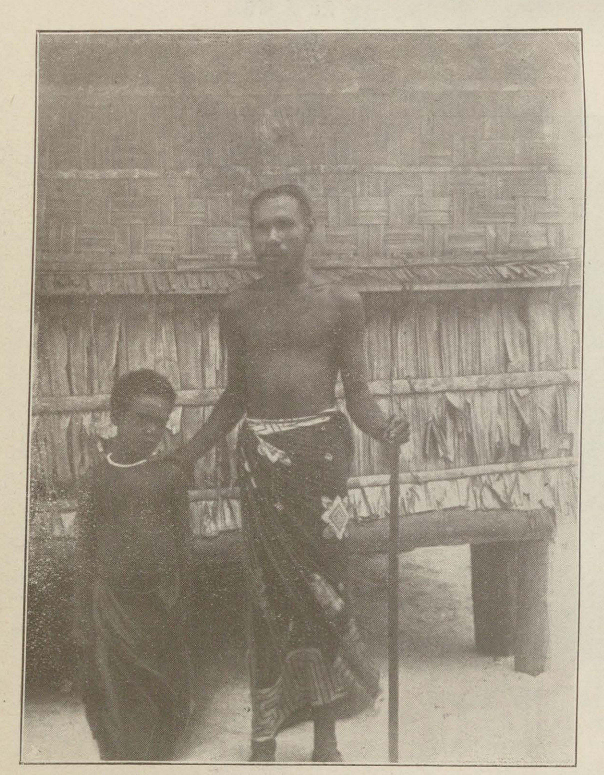


Zu Daničić. Die Mahala.

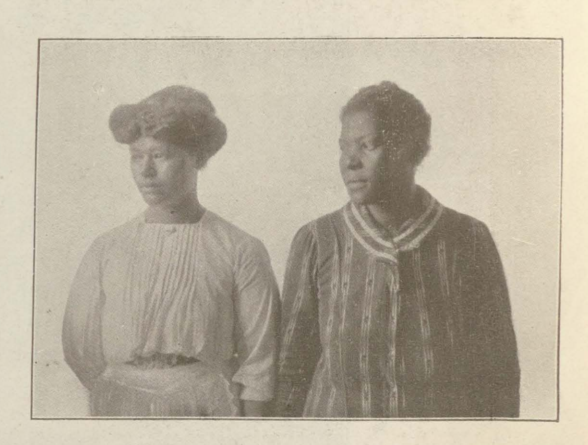
Tafel IV.



Zu Luedecke S. 156. Eine Lusobrasilierin.

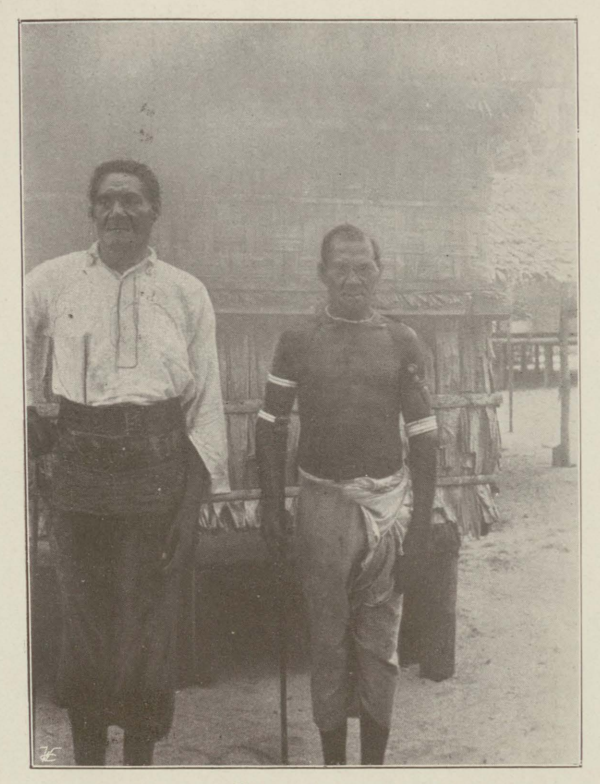


Zu Wheeler S. 314. Bitiai und Samala.

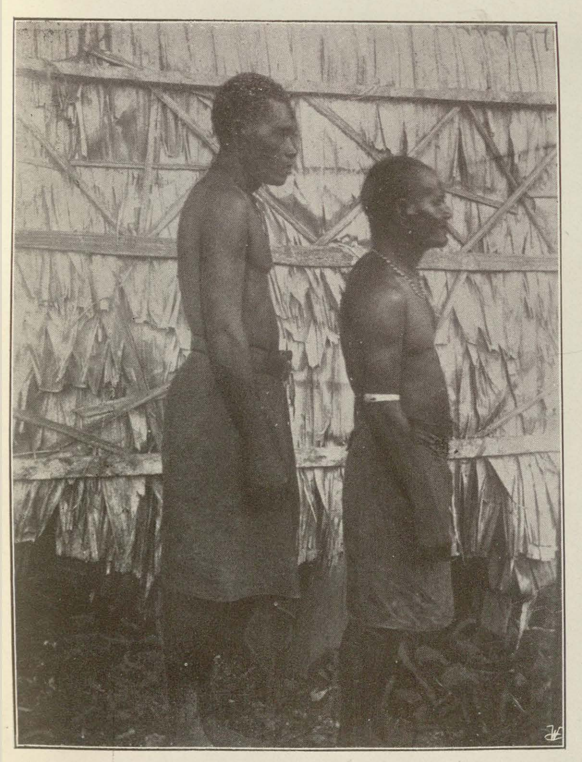


Zu Luedecke S. 155 f. Links: Mischling, rechts: kein afrikanischer Typ.

## Tafel V.



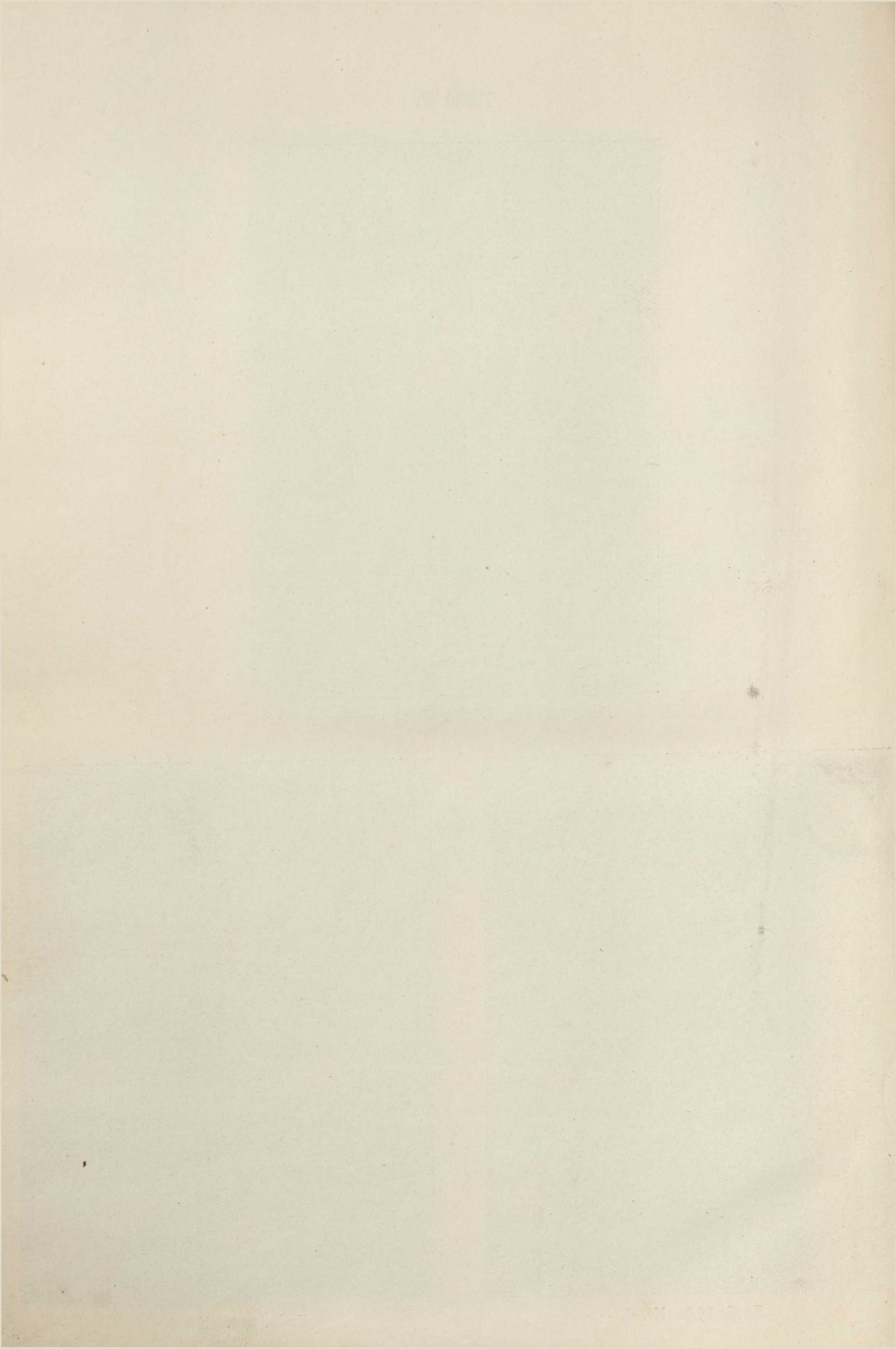
Zu Wheeler, S. 314. Baoi und Binigi.

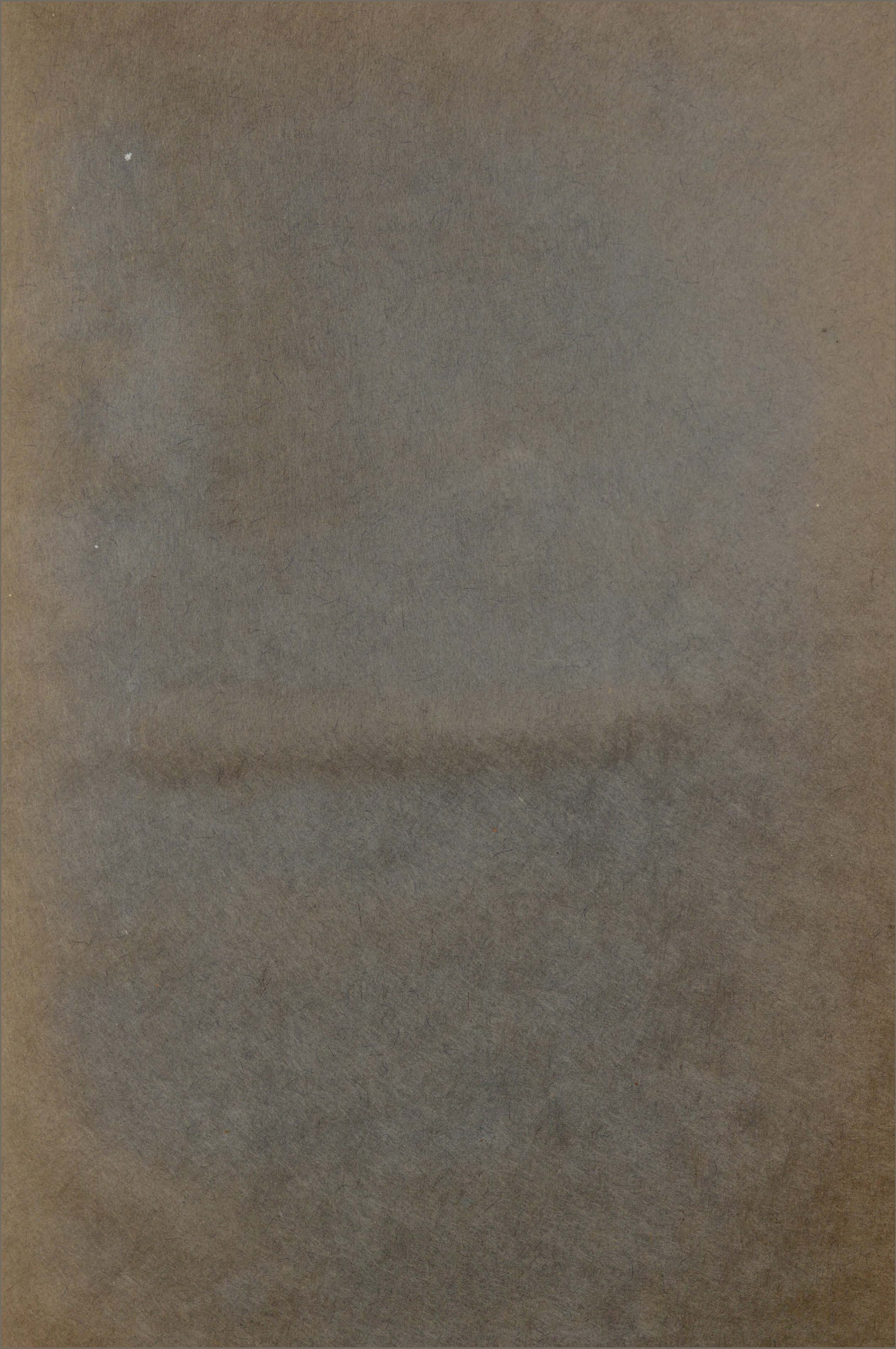


Zu S. 314. Nr. 3.

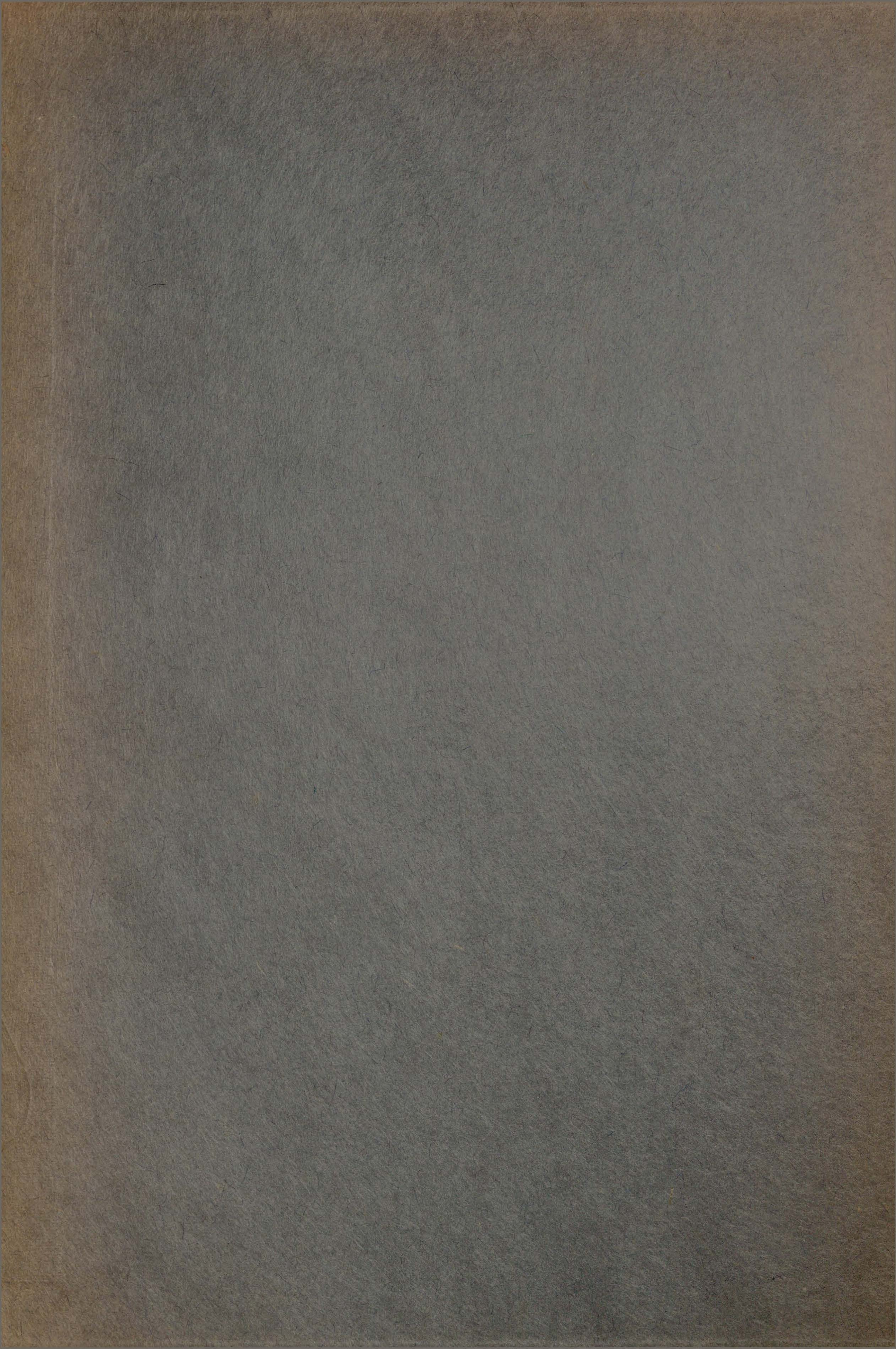


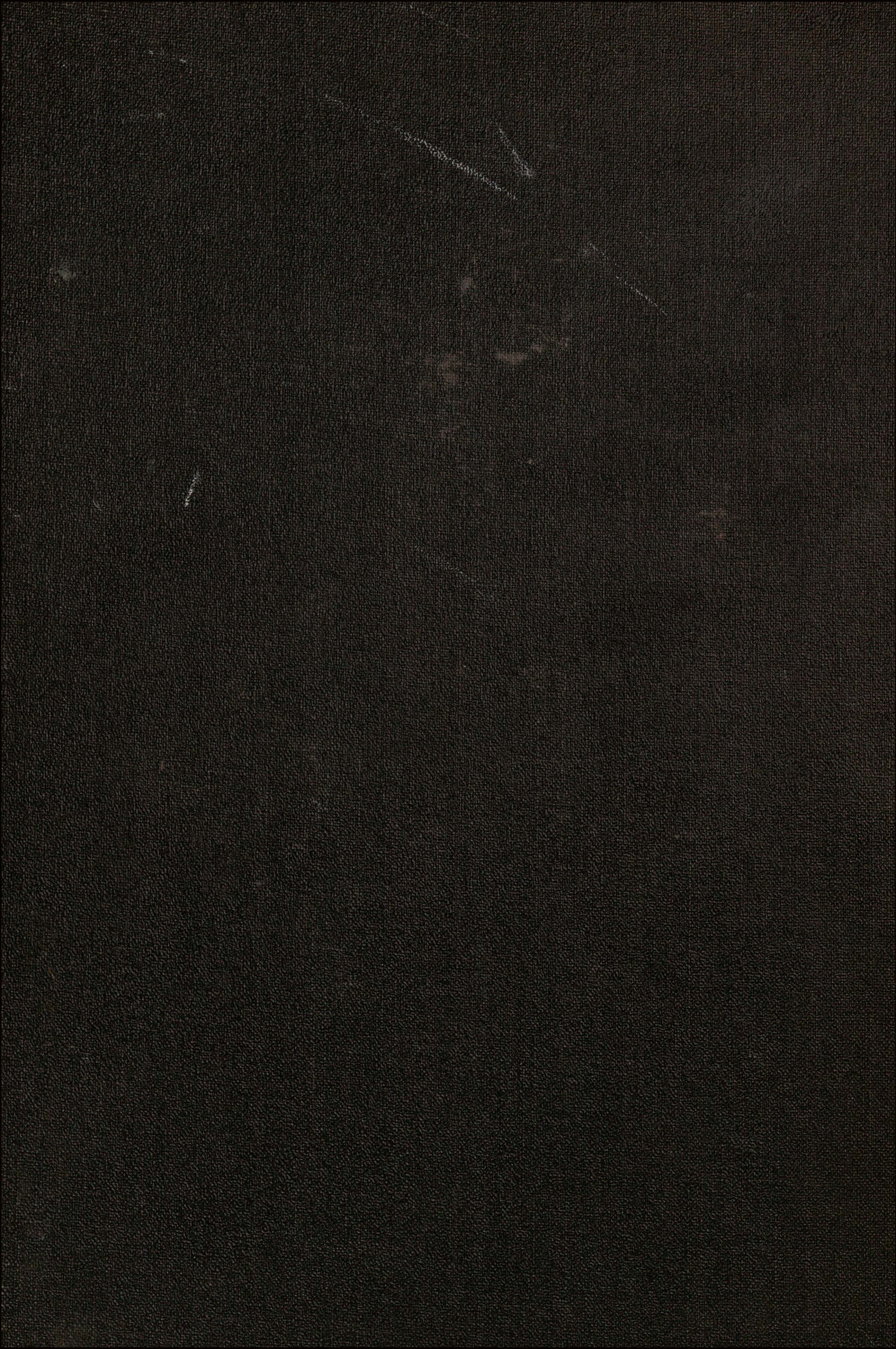
Zu S. 314. Nr. 4.











KRAUSS

ANTHROPOPHYTEIA

KRAUSS

ANTHROPOPHYTEIA

X. BAND